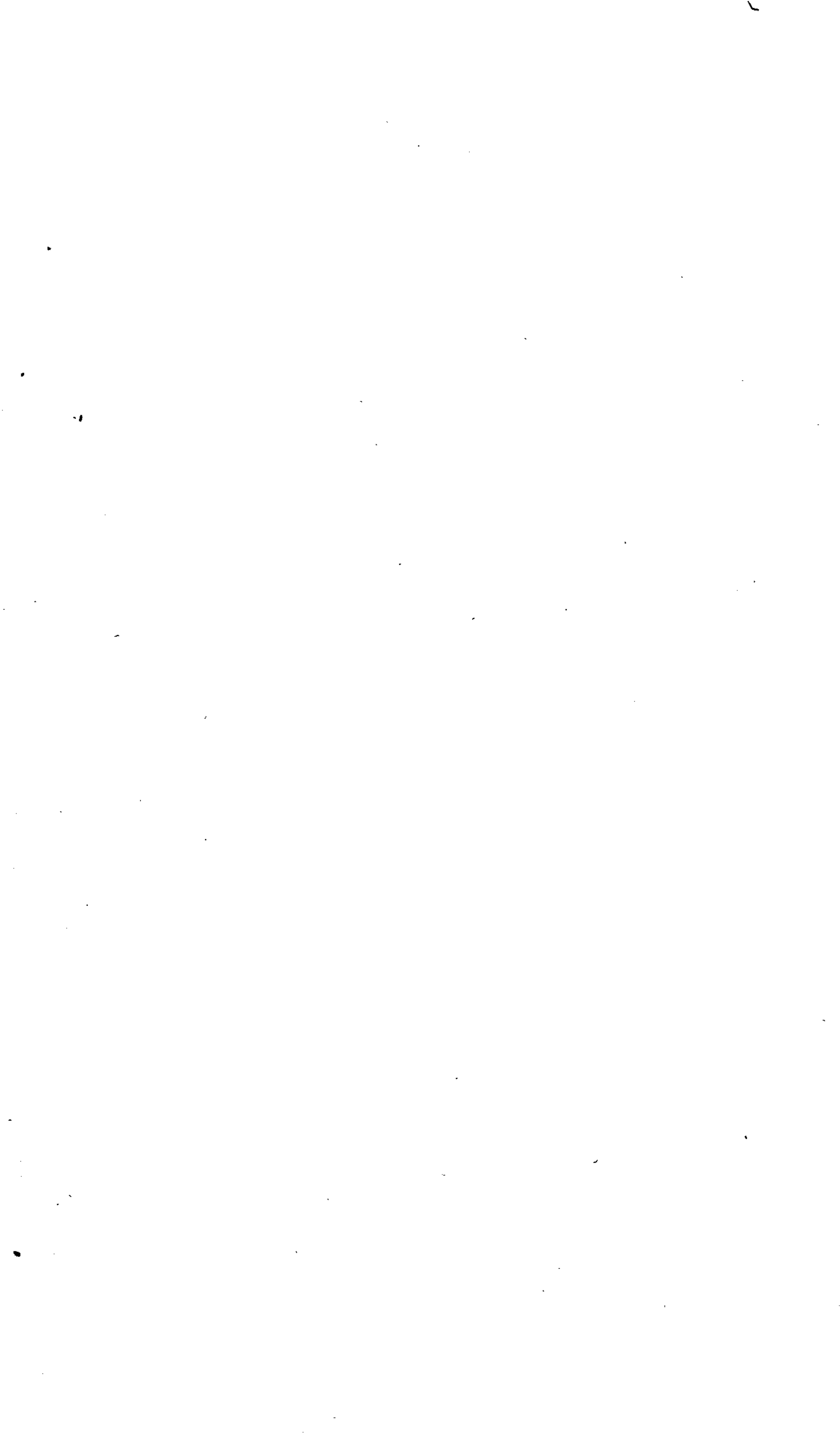
EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch
Fortgeführt von Fritz Hofmann
und Josef Poláček

IX



EGON ERWIN KISCH

Mein Leben für die Zeitung

1926–1947

Journalistische Texte 2



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
1983

1. Auflage 1983

Einbandgestaltung Erich Rohde
Lichtsatz INTERDRUCK
Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Druck und Binden LVZ-Druckerei „Hermann Duncker“,
Leipzig III/18/138
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301.120/276/83
Bestellnummer 612 770 1
DDR 11,80 M

1926–1928

DER KÖNIG DER ZEITUNGSREPORTER

Opper von Blowitz.
Geboren am 28. Dezember 1825

In der Weltgeschichte von 1850 bis 1900 hat sich kein Journalist so rührig herumgetummelt wie Henry Stephan Opper de Blowitz. Die „Times“ haben – eine napoleonische Geste – diesem ihren treuen Diener dafür den Titel eines „Königs der Reporter“ verliehen. Er verdient ihn insofern, als er es verstanden hat, in einem Getriebe, in dem es darauf ankam, eine Nachricht vor allem anderen vor allen anderen zu erlangen, der erste auf den europäischen Schauplätzen und gleich darauf auf dem Postamt zu sein. Opper, den Bismarck nach eigenem Eingeständnis aus politischen Gründen betrog, um dessen Gunst (das heißt: die Gunst der „Times“) die Mächtigen der Erde buhlten, der den Papst Leo XIII., den Sultan, den König Alfons XII. von Spanien, den Grafen von Paris, Gambetta, Napoleon III. und andere aktuelle Größen interviewte, ist der willige Geschäftsträger eines amerikanisierten Zeitungsbetriebs, der vorne Sensationen und hinten Inserate heischt. Selbstgefällig, übertreibend und pathetisch schildert Opper am Lebensabend seine siegreichen Intrigen in einer Artikelserie von „Harper's Monthly Magazine“, als hätte er Großes für die Menschheit vollbracht, indem er seiner Zeitung einen Vorsprung von einer Nasenlänge vor der Konkurrenz verschaffte. Sein „Meisterstück“: daß er in der Lage war, den deutsch-französischen Vertrag von 1878 zur selben Stunde in London zu publizieren, da er in Berlin unterzeichnet wurde, eine Tatsache, die zu allerhand Vermutungen, wie Einbruchsdiebstahl und dergleichen, Anlaß gab. Er selbst macht sich in seinen „Memories“ mit dieser Leistung wichtig (in der Anthologie „Klassischer Journalismus“ findet sich die deutsche Übersetzung der Blowitzschen Darstellung), doch ist aus dem Wust romantischer Aufbauschungen zu entnehmen, daß er den Vertrag durch eine einfache Indiskretion erhielt. Konnexionen, Findigkeit und Macht besaß er ja zur Genüge und hat während des Berliner Kongresses eine große

Rolle in den Couloirs gespielt. Damals zeichnete ihn Anton von Werner, der hohenzollersche Hofmaler der Kaiserzeit (und dieses Bild ist es, das der Herausgeber der „Times“ dem Verfasser des vorstehenden Artikels zur Reproduktion in der „Literarischen Welt“ überläßt).

Es ist psychologisch ergiebig, am Beispiel des erfolgreichen Berichterstatters festzustellen, welche Beziehung zur Wahrhaftigkeit sich bei einem nur auf Sensation und Aktualität erpichten Journalisten zeigt. Im Grunde ist ihm Wahrheit niemals so wichtig wie Authentizität – denn etwas, was man ihm authentisch mitteilt, kann zwar polemisch aufgegriffen werden, aber schwerlich dementiert, wogegen im Betrieb der Politik und des Journalismus keine Wahrheit existiert, die nicht berichtigt werden könnte. Deshalb hat Opper de Blowitz die Interviews mit Staatsmännern diesen vor der Absendung vorgelegt – weniger zur Korrektur oder Zensur als zur Paraphierung. Wo er das nicht tut, wie im Falle des Gesprächs mit dem Kronprinzen Friedrich, wird er desavouiert, obschon er die Wahrheit schrieb.

Eine krasse Geringschätzung der Wahrheit ist die Folge. Er braucht auf sie keine Rücksicht mehr zu nehmen, da er seine Selbstbiographie verfaßt, die Politik bleibt ungefährdet, Polemik und Dementi sind nicht zu erwarten, und *er* verleiht sich nun selbst die Authentizität. Es lohnt sich daher, obwohl Opper kein Heros des Menschengeschlechts ist, diese Autobiographie mit der Wirklichkeit zu konfrontieren. In romantischen Farben schildert er, telling the truth, the whole truth, wie er auf dem Schloß von Blowsky im Pilsner Bezirk geboren wird, von Ärzten umstanden, die das Kind als lebensunfähig erklären, weshalb man es schon tags darauf in der Kapelle tauft, während dichter Schnee fällt und scharfer Wind den Klang der schwingenden Glocken übertönt. Die Taufe nahm der Erzpriester der Pfarre, Rev. Vater Wasek, vor und trug das neugeborene Kind unter dem Namen „Henri Georges Stephan Adolphe“ in die alten Kirchenregister ein, die die Namen aller Ahnen des Kleinen enthielten, von Ritter Kaspar de Blowitz von Palatine, dem Gründer der Ortsschule, beginnend, bis zu Ritter Marc Opper de Blowitz, dem jetzt das alte Schloß gehörte und der gelobte, eine Messe zu stiften, wenn Gott das Söhnchen am Leben ließe. „Diese Tatsachen wurden mir so oft von meiner Mutter erzählt, vom hochwürdigen Erzpriester wiederholt und vom Doktor

bekräftigt, daß ich von ihrer Richtigkeit überzeugt sein muß. Auch sind die Kirchenregister sicherlich erhalten und können keinen Zweifel darüber lassen, daß ich als Katholik geboren und vierundzwanzig Stunden nach meiner Geburt getauft worden bin, also keine Zeit gehabt habe, ein Jude zu werden. Ich bedaure das, aber – für Israel."

Hundert Jahre nach jener stimmungsvollen Geburt sei dem Schilderer etwas entgegengestellt, was ihm bei Lebzeiten so häufig entgegengestellt wurde: ein Dementi. Es ist *unwahr*, daß er auf dem Schloß seiner Ahnen geboren wurde, wahr ist vielmehr, daß er in der damals achtzig Familien zählenden Blowitzer Judengemeinde, im Hause Nr. 1, zur Welt kam, als Sohn des Handelsmannes, Geflügelschächters, Synagogendieners und gräflich Kolowratschen Schutzjuden Opper (geb. 1785) und dessen Ehefrau Anna geb. Hartmann. Sein Ahne „Ritter Kaspar de Blowitz von Palatine" hat die „Schul" des Ortes nicht gegründet, da die Familie eingewandert ist; der Vater des Kindes, der „Seigneur Marc de Blowitz" recte Marcus Majer Opper stammte aus Nepomuk. Die Geburt des Knäbleins wurde, nach vorgenommener Beschneidung, rechtsgültig in die jüdische Matrikel eingetragen, weder als „Henri" noch als „Georges", noch als „Stephan", sondern einfach als „Adolf". Er war nicht das einzige Kind, seine Brüder hießen Lazar (Elieser), Josef und Ernst, seine Schwestern Katharina und Barbara. Henri Georges Stephan erzählt in seinen Erinnerungen ausführlich, er sei aus den Sälen des Schlosses von Zigeunern geraubt und nur dadurch gerettet worden, daß sich eine berittene Jagdgesellschaft mit seinem Vater an der Spitze dem Zigeunertrupp näherte – so schön es wäre, sich den kinderreichen Tempeldiener von Blowitz in rotem Frack, hoch zu Roß und mit einer Meute Jagdhunde vorzustellen, es ist unwahrscheinlich, daß es das Hifthorn war, was er blies, und der Hirschfänger, was er schwang. Er hatte anderes Gejaid. Die „ungarische" Legende, die Opper als Knabe in einer Nacht auswendig gelernt haben will, trotzdem sie „so lang wie der ganze Hamlet" gewesen, war die böhmische Chronik des Kosmas, vielleicht in den tschechischen Versen des Blowitzer Katecheten Franz Jaroslav Vacek-Kamenický; der dichtende Geistliche ist am 24. Januar 1806 in Kamenitz an der Linde geboren, also war „Rev. Father Wasek, arch-priest of the parish" bei Geburt unseres Opper gerade neunzehn Jahre alt.

Und doch ist es wahr, daß dieser Vacek als ehrwürdiger Dekan den erstgeborenen Sohn des Handelsmannes, Tempeldieners und Geflügelschächters Markus Opper auf die Namen Heinrich Georg Stefan getauft hat und daß sich diese Eintragung in den Blowitzer Kirchenbüchern findet: allerdings erst dreiundzwanzig Jahre später, am 22. Mai 1858. Der junge Lyzealprofessor Opper ist jedenfalls damals aus Frankreich in seinen Heimatbezirk gereist, um hier, in der Stille des böhmischen Dorfes, die Taufe vornehmen zu lassen und sich den Taufschein zu beschaffen, mit dem er jedem Mißtrauen zu begegnen vermochte. Daß er Christ sei, schien jedem höchst unwahrscheinlich, aber da er es nun beweisen konnte, brauchte an seinem Adel nicht mehr gezweifelt zu werden.

Er empfand das Quantum Wahrheit, das er zeitlebens für seine Berichte wohl oder übel verwenden mußte, weil sein Blatt ein genau kontrolliertes Weltblatt war, als allzureich geschüttet, und da er seine Memoiren schreibt, bloß für England bestimmt und sich selbst die maßgebende Seite bedeutend, atmet er Lüge und Übertreibung in vollen Zügen ein und aus. Schade! Schade, daß er nichts von einer Wahrheit wußte, die keine politischen und journalistischen Rücksichten kennt, von der Wahrheit des Eingeständnisses! Schade, daß er sein Leben schrieb, wie er es gelebt: unter falschen Vorspiegelungen! Viel romantischer als seine ungarisch-aristokratischen Versatzstücke hätte der kärgliche Hintergrund der Wirklichkeit gewirkt! Ein besserer Lichteffekt als die melodramatische Sentimentalität, mit der er auf Leser des englischen Magazins wirken wollte, wäre der Sarkasmus gewesen, den gewiß die Väter Oppers in Nepomuk und Blowitz besaßen. Von dauerndem Wert könnte die Schilderung sein, wie ein bettelarmer Junge aus kleinem böhmischem Dorfghetto den Schritt in die fremdsprachige Welt wagt und wie das Blowitzer Häuschen vor ihm auftaucht, wenn ihm, dem publizistischen Repräsentanten Großbritanniens und einflußreichsten Gesandten der siebenten Großmacht, die Fürsten und Kanzler des Kontinents kajolieren und er sie durchschaut. Hätte er sich zu seiner Herkunft bekannt, wäre es ihm erspart geblieben, daß Bismarck ihr nachforschen ließ, herabsetzend dem Namen „Opper" die Worte „aus Blowitz in Böhmen" zufügt und Oppers freundschaftliche Beziehung zu Gortschakow – den Anfang des englisch-russisch-französischen Bündnisses – auf gekränkte Eitelkeit zurückführt, darauf, „daß Herr Opper mir vom Kongreß her grollte. Auf

die Wünsche Beaconsfields hin, der ihn bei guter Laune erhalten wollte, hatte ich Herrn Opper die 3. Klasse des Kronen-Ordens verschafft. Über die nach preußischen Begriffen ungewöhnlich hoch gegriffene Auszeichnung entrüstet, lehnte er sie ab und verlangte die 2. Klasse." Sicherlich ist das Motiv richtig angegeben, eitel war Opper de Blowitz, eitel wie seine Nachrichten und sein Buch. Am 18. Januar 1903 ist er in Paris für immer gestorben.

SOZIALE AUFGABEN DER REPORTAGE

Jeder Reporter, will sagen der Schriftsteller und Journalist, welcher Umstände oder Begebenheiten um ihrer selbst willen aus eigenem Augenschein wahrheitsgemäß darzustellen sich bestrebt, wird bei dieser empirischen Beschäftigung wohl oder übel zu einem Endergebnis gelangen: zu der Erkenntnis, daß weitaus die Mehrheit aller scheinbar so heterogenen Ereignisse und das von ihnen und durch sie hervorgerufene Interesse auf gemeinsamer Basis fußen. Geradezu die Probe auf das Exempel, ob ein Reporter mit Intelligenz und Instinkt sich wirklich der Wahrheitsliebe beflissen hat, ist der Grad dieser *sozialen Erkenntnis.*

Diesen Weg von der Erforschung, Registrierung einfacher Tatsachen zum Sozialismus ist die Reportage von Anbeginn gegangen. Das entscheidende Verdienst der „Encyclopédie française" sind nicht ihre historischen und philosophischen Artikel, sondern die *Erforschungen der Gegenwart,* die Denis Diderot unter Verkleidungen, Ausreden und Einschleichungen in den Gewerbebetrieben angestellt hat und die nach ihrer Veröffentlichung in der Encyclopédie zur Grundlage für die Abfassung aller sozialistischen Systeme vor der Großen Revolution dienten. So haben diese ersten Industriereportagen im Verein mit den gleichfalls rein journalistischen und vielleicht sogar rein reportierenden Veröffentlichungen dreier anderer Schriftsteller die geistigen Voraussetzungen für die Große Revolution geschaffen, Voltaire mit seiner Aufhellung der Fakten und seiner Deduktion im Justiz- und Ritualmord Jean Calas, Beaumarchais durch den tödlichen Witz seiner überall kolportierten Denkschriften in einer durchaus persönlichen und doch allgemeingültigen Rechtssache und durch die dokumentierte, aufsehenerregende Schilderung von Erlebnissen des Bastillensträflings

Linguet, die der am 14. Juli 1789 aufgeflammten Volksempörung das lokale Ziel gab, das richtige Ziel.

Über dieses Ziel des Weges, den der Tatsachenentdecker – vielleicht aus unterbewußten Gründen, vielleicht sogar wider Willen – geht, wird er sich, wie gesagt, im Laufe der Tätigkeit klar. Emile Zola, der besessenste Reporter (sein experimenteller Roman war eine Umhüllung ad hoc recherchierten Materials), schauderte vor diesem revolutionären Ziel, noch bevor er sich anschickte, nunmehr über das Leben der Bergleute zu reportieren: „Der Roman (‚Germinal') ist die Erhebung der Lohnarbeiter, ein Rippenstoß für die Gesellschaft, die einen Augenblick lang wankt: kurzum, der Kampf des Kapitals und der Arbeit. Hier soll die Bedeutung des Buches liegen, ich will die Zukunft vorwegnehmen, die Frage stellen, welche die Frage des zwanzigsten Jahrhunderts sein wird."

In der Ébauche zu seinem Gipfelwerk, zu „La Terre" („Mutter Erde") zeigt er sich willens, den Agrarsozialismus anzugehen, die Teilung des kleinen Grundeigentums durch Erbschaft. Wohin führt das? Erfolgt eine Wiederherstellung des Großgrundbesitzes? Zola kann noch nicht antworten, er ist kein Bodenreformer mit System, nur ein Reporter, der nichts im voraus wissen will und nur weiß, daß hier die Rolle des Sozialismus im Roman einsetzen wird. Wie? „Das ist zu studieren, zu besichtigen."

Nicht gern tritt der Bürger Zola an das Grundproblem der Klassengesellschaft heran. *„Ich werde gezwungen sein"*, seufzt er vor Inangriffnahme von „L'Argent", des Börsenromans, „zur sozialen Frage zu kommen, denn im Grunde vereinigt sie sich beinahe ganz in der Frage des Reichtums. Die, die haben, und die, die nicht haben." In diesem Buch hält er den Schlüssel in der Hand, sein schwindsüchtiger Held Adolphe Busch (in dem Zola vorahnend die vielen künftigen Idealisten des Materialismus porträtgetreu getroffen hat) liest, entrückt dem nahen Börsenschacher, ein eben erschienenes Buch: „Das Kapital" von Karl Marx.

Der Dichter aber zieht für sich keine Konsequenz aus der Lektüre seines Helden. Als die Romanserie „Rougon-Macquart" und die „Drei Städte" beendet sind, erschöpft die minutiöse Aufzählung aller Greuel des neuen Imperialismus und des Kapitalismus – Zola ruft nicht zur Revolution auf. Aus der Landschaft der Realität, deren großer Geograph er war, desertiert er in ein recht naiv erdachtes Phantasieland, wobei er sich entschuldigt, „il faut bien permettre

à mes vieux jours" – vierzig Jahre pausenloser literarischer Schwerarbeit lagen hinter ihm – „de rêver un peu ... après la longue consultation de la réalité un prolongement dans demain".

Dieses „demain", die soziale Zuspitzung im zwanzigsten Jahrhundert, vollzog sich anders als in dem paradiesischen Bündnis zwischen Löwe und Lamm, das Zola in dem Zyklus „Vier Evangelien" zu malen versucht, die idyllische Phalanx zwischen dem Kapitalisten und dem Arbeiter (Entwurf von Fourier) will sich nicht zusammenschließen. Auf den Hochöfen geht's anders zu, als er sich's im zweiten Teil von „Travail" gedacht. Aber so sehr diese Flucht des Meisters in die Utopie auch manchen Schülern gefallen mag, die Erbschaft Zolas tritt doch Upton Sinclair an, der von einer sensationellen Schlachthausenthüllung, dem „Sumpf", zur Entlarvung des Großkapitals schreitet und in „Jimmy Higgins" den kollektivistischen Roman schafft – sein Held wird der Jedermann aus der namenlosen Masse des Proletariats, der endlich im Kommunismus die Wahrheit findet und zu Tode gemartert wird. Jack London, der ein Genie ist, geht den Weg mit der Instinktsicherheit des Genies und stirbt, Maxim Gorki, im Lumpenproletariat groß geworden, sieht im Proletariat die Hoffnung, er wird trotz der ihn verhätschelnden Bourgeoisie, der Sozialrevolutionäre und der Menschewiki zum opferfrohen Parteigenossen Lenins, aber vom Erfolg und von der Freundschaft mit Literaten vom Schlage Wells wird er wehleidig, und das Blut, das die Intervention des internationalen Kapitals in seinem Rußland vergießt, läßt ihn an der Sache zweifeln. In derselben Zeit erstehen in Rußland zwei Reporter, die den großen Widerstand des Proletariats gegen die ganze Welt als das erhabenste Wunder erfassen – John Reed, der junge Amerikaner, dessen „Zehn Tage, die die Welt erschütterten" vielleicht das wichtigste Buch zur Erkenntnis der Gegenwart ist, und Larissa Reisner, die „Die Front" schrieb, dem von den tausend Kriegsberichten des gerade beendeten imperialistischen Krieges leider keines zur Seite zu stellen ist. Die beiden deutschen Reiseschriftsteller Alfons Paquet und Arthur Holitscher, der eine religiös, der andere individual-anarchistisch verankert, wehren sich, da sie in Rußland sind, lange dagegen, die Neugeburt der Gesellschaft begeistert zu sehen, sie sind immerhin Kinder des müden Westens, aber da sie, ehrliche Schreiber, die Wahrheit verzeichnen müssen, werden sie warm: Von Stunde zu Stunde wird ihre Be-

jahung freudiger, und Deutschland will sie nicht mehr hören, und in die Dichterakademie kommen wohl beide nicht.

Dagegen kommen die hinein, deren Gesinnung sich mit der ihrer Verleger deckt, die wackeren Kämpfer, die nicht ahnen, daß sie dafür bezahlt sind, die interessanten Dinge des Heute zu schreiben und die ewig wichtigen zu verschweigen.

WEG MIT DEM SCHMUTZ- UND SCHUNDGESETZ!

Geehrte Versammlung!

Das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften ist ein Produkt des alten preußischen Polizeigeistes, bereichert um den ultramontanen Geist Bayerns und um den Geist der Republik wider Willen. Dieser bereicherte und modernisierte Polizeigeist rüstet sich eben zu einer öffentlichen Heerschau auf dem Kaiserdamm, und fremde Staaten werden diesmal ausnahmsweise eine deutsche Ausstellung beschicken, die Polizei-Ausstellung, wer merkt nicht die Ironie.

Auf dem Kaiserdamm soll also die Idee realisiert werden, die Polizei populär zu machen, bei der Bevölkerung Polizeibegeisterung, ja sogar Polizeifanatismus zu erwecken. Lachen Sie nicht! Obwohl es lächerlich ist, ist es doch durchaus möglich. Warum nicht? Dort, wo die öffentliche Meinung von Amts wegen hergestellt wird, können auch Hundefänger, Abdecker oder brutale Irrenwärter zu Heroen unserer Zeit erhoben werden. Und wenn alles gut geht, können wir nächstes Jahr die Internationale Weltausstellung der Kammerjäger erleben.

Eine Polizei-Ausstellung wäre schon ganz gut, wenn sie zeigen würde, welche Rolle Polizei und Justiz in der Geistesgeschichte gespielt haben, wenn sie zeigen würde, wie diese beiden Mächte seit je und je gegen jede freiheitliche Regung vorgegangen sind, wie sie Gelehrte verfolgt haben, Philosophen, Politiker und Dichter, wie sie gegen alle, die, töricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten, vorgegangen sind mit Denunzianten, Spitzeln, Ausweisungen, Kreuzverhören, Kasematten, Scheiterhaufen und Galgen.

In der Abteilung für Verbrechen, die in vierzehn Tagen auf dem Kaiserdamm die größte Attraktion bilden wird, werden wohl Andenken und Rekonstruktionen von Kriminalfällen zu sehen sein,

aber es ist zu bezweifeln, daß die wichtigsten Fälle veranschaulicht werden, die Erschießung des Sült im Polizeipräsidium, der dreiunddreißigfache Matrosenmord, begangen durch Herrn von Marloh in der Französischen Straße, die Meuchelmorde an Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Leo Jogiches, die Morde an Eisner, Landauer und Leviné, die Attentate auf Hans Paasche und viele andere. Auch die in Amt und Würden sitzenden Auftraggeber der Attentate auf Walther Rathenau und Matthias Erzberger werden schwerlich als Wachsfiguren aufgestellt sein. Es ist ferner zu bezweifeln, daß die „Rote Hilfe", die in vorbildlicher Weise für die Eingekerkerten und für die Witwen und Waisen der von rumänischen, ungarischen und polnischen Weißgardisten erschlagenen Freiheitskämpfer und für die Angehörigen der achttausend in Deutschland eingesperrten Kommunisten sorgt, es ist zu bezweifeln, sage ich, daß man die „Rote Hilfe" zur Beteiligung eingeladen hat — wahrscheinlich ist die Einladung nur aus Platzmangel unterblieben.

Dagegen wird, wie wir hören, eine geheime Sonderausstellung für Kunst und Literatur im Rahmen der Gesamtausstellung Platz finden, freilich nur von Schriftwerken und Bildern der Pornographie. Schade! Das wäre eine Gelegenheit gewesen, zu zeigen, wie in dem Lande, das eben der Literatur durch die Erlassung eines Gesetzes gegen Schund und Schmutz sein Augenmerk zuwendet, die Dichter und Künstler behandelt werden, das wäre eine Gelegenheit, zu veranschaulichen, aus welchem Anlaß und in welcher Weise man vorgegangen ist gegen Künstler wie George Grosz, Heinrich Zille, Erich Mühsam, Johannes R. Becher, Berta Lask, Ernst Toller, Carl Einstein, Franz Jung, Leo Lania, Rolf Gärtner und gegen Hermynia Zur Mühlen, deren schöne Märchen, wie ich eben höre, von einer Provinzbehörde beschlagnahmt worden sind. Solche Werke hat man konfisziert und die Autoren wegen ihrer Äußerungen und Taten vor Gericht gestellt und einsperren können, ohne daß das neue Gesetz gegen Schmutz- und Schundschriften bestanden hätte. Hat man daran nicht genug?

Nein, man hat daran nicht genug. Im ganzen Reich will man Landesprüfstellen einrichten und zum Vormund von all denen machen, die geistig schaffen, im ganzen Reiche will man Landesprüfstellen einrichten, die in reaktionärer Willkür sich nach Herzenslust ausleben dürfen. Da die Landesprüfstelle nicht jedes

deutsche Buch lesen kann, ist sie auf Anzeigen angewiesen, und das Gesetz ist geeignet, eine Hochflut von solchen Denunziationen des Muckertums, der Nuditätenschnüffelei, des Neides und der Impotenz hervorzurufen. Und wird der Anwalt einer solchen gemeinen Denunziation in der Landesprüfstelle überstimmt, so kann er von Gesetzes wegen diesen Beschluß bei der Oberprüfstelle denunzieren, die sich bald zu einem Zentralamt der Denunziation auswachsen und sicherlich den rechtsgerichteten Protesten willfähriger gegenüberstehen wird als denen der Verteidiger von der Freiheit des Wortes und von der Freiheit der Kunst.

Dieses Gesetz gilt nicht zum Schutz der Jugend. Denn wer die Jugend schützen wollte, müßte all den Schmutz und Schund verbieten, der mit obrigkeitlichem Wohlwollen in Lesebüchern, auf Filmen, in Knaben- und Mädchenromanen der Jugend aufgepfropft wird, all jene romantisch-verlogenen Kriegs- und Fürstengeschichten, alle die kitschigen Couleurstudenten- und Militärfilme und all die süßlich-aristokratisch-vornehm-sentimentalen Schundromane von der Courths-Mahler e tutti quanti, gegen die keine Landesprüfstelle etwas einzuwenden haben wird. Nein, dieses Gesetz geht nicht zum Schutz der Jugend. Dieses Gesetz geht – wer den Entwurf gelesen hat, der weiß es – zur Knebelung des Geistes, es geht zum Schutz der Lüge gegen die Wahrheit, und wenn man nicht will, daß ein Hohngelächter antwortet, wenn man daran erinnert, daß sich Deutschland einmal das „Volk der Dichter und Denker" nannte, dann darf dieses Gesetz niemals Gesetz werden.

VERBRECHEN UND LITERATUR

Zur großen Polizei-Ausstellung in Berlin

Fremde Staaten werden ausnahmsweise eine Berliner Ausstellung beschicken – die Polizei-Ausstellung, wer merkt nicht die Ironie.

So rüstet sich der Kaiserdamm zur Realisierung der Idee, durch eine Ausstellung die Polizei populär zu machen, vielleicht sogar im Volke Polizeibegeisterung oder Polizeifanatismus hervorzurufen. Warum nicht? Ebenso möglich wär's, Irrenwärter oder Hundefänger zu Heroen unserer Zeit zu erheben. Im nächsten Jahr haben wir die Internationale Weltausstellung der Kammerjäger.

Polizei ist nicht mehr und nicht weniger als: notwendiges Übel.

Ziel der Menschheit hat es zu sein, ohne sie auszukommen. Eine Polizei-Ausstellung müßte antipolizeilich veranstaltet werden, müßte zeigen, welche Rolle der Polizeigeist in der Geistesgeschichte ausgeübt, wie er gegen jede neue Idee, gegen alle, die töricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten, mit Denunzianten, Spitzeln, Ausweisungen, Verhören und Arresten gewütet hat.

In der Abteilung für Verbrechen, die ja die einzige Attraktion bilden wird, sollten die seinerzeit gegen Dichter ausgestellten Steckbriefe von neuem ausgestellt werden, die Haftbefehle gegen Villon, Morus, Schubart, Pellico, Kinkel, Reuter, Dostojewski, Verlaine, Wilde, es müßten Zensurverbote exponiert sein – nie blieb ein neues Kunstwerk verschont.

Eine Ausstellung des Verbrechens wäre von kulturellem Wert, veranschaulichte sie, wie Tat und Täter im Wechsel der Zeiten in der Literatur motivisch wirkten. Man müßte die Aktenreste oder zumindest die Flugblätter sehen, die dem Bischof Camus de Belley und dem Boccaccio den Stoff zu Novellen lieferten und darüber hinaus durch Shakespeares Hand Gemeingut der Menschheit wurden, die Flut von Prozeß-Schriften und Edikten gegen den Roßhändler Michael Kohlhaas, die sich später zu den knappen Zeilen der besten deutschen Prosa verdichteten, die Quellen, aus denen der Parlamentsadvokat François de Pitaval protokollarische Dramen formte, Maria Stuart, die Verschwörung des Fiesco zu Genua, Wilhelm Tell, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein und Don Carlos, Infant von Spanien.

Während die Franzosen die historischen Protokolle des Totschlags erforschten, den Stendhal zum tragischen Höhepunkt von „Rot und Schwarz" gemacht hat (P. Bouchardon, „L'Auberge de Peyrebille", Edition Michel), während sie sogar die Systeme der Detektivromane von Voltaire („Zadig") bis zu Poe, Gaboriau und Conan Doyle wissenschaftlich analysieren (E. Locard, „Policiers de Roman et de Laboratoire", Edition Payot), ist seit Erscheinen der „Judenbuche" kein Aktenauszug über die Ermordung des Schutzjuden Söstmann-Behrens, genannt Pines, gedruckt worden, ebensowenig spürte man dem Urbild Cardillacs aus dem „Fräulein von Scuderi" nach.

Reliquien von Ravaillac, Schinderhannes, Trenck, Kaspar Hauser und den anderen historisch beglaubigten und schriftstellerisch gestalteten Kriminalhelden müßten vorgeführt werden, in einer

eigenen Ruhmeshalle die Erinnerungsstücke an Prozesse aufbewahrt sein, die den Dichtern Anlaß zum Schrei nach Recht gegeben, der Fall Jean Calas, aus dem heraus Voltaire die Justiz der Welt revolutionierte, der Fall des Notars Peytel, an dem Balzac zerschellte, oder die Affäre Dreyfus, von Zola zur Affäre des Erdballs gemacht.

Hierher passen die Denkschriften Beaumarchais' in seiner eigenen Gerichtssache, jene Mémoires, in Paris in Zehntausenden von Exemplaren aufgeflattert und heute noch nicht ohne die Vorstellung lesbar, ihre Wirkung könnte sich anders äußern denn in einer Großen Revolution; um diese Zeit erschien zufällig ein Buch ganz anderer Art, eine Grande Reportage des längst vergessenen Linguet, und konzentrierte allen aufgestapelten Hohn und Haß auf ein Ziel: Vernichtung der Bastille.

Das gehört bloß ursächlich auf die Tangentialebene von Polizei und literarischer Welt, wirkungsmäßig jedoch in das Grenzgebiet von Polizei und Geschichte, das die Hallen am Kaiserdamm kaum zu fassen vermöchten, auch wenn man sich auf die Heimat und auf die neueste Zeit beschränkte; und aus diesem Grunde mag es wohl das Ausstellungskomitee unterlassen haben, zur Beteiligung die „Rote Hilfe" einzuladen, die sich der politischen Häftlinge und der Witwen und Waisen der politischen Opfer von Rumänien, Ungarn und Bayern sowie aus den übrigen Ländern annimmt. Aber gegen eine literarhistorische Abteilung obwalteten keine Bedenken des Platzmangels, hätte man nur die Maßregeln der letzten acht Jahre unterdrückt, die Fälle Mühsam, Toller, Fechenbach, Carl Einstein, George Grosz, Gärtner, Lania, Zille, Becher, Franz Jung und die übrigen. Freilich, auf diese Idee, wenigstens die verjährten Fälle der Literatur in ihren Fundamenten der Wirklichkeit darzustellen, kann ein Polizeigeist nicht kommen, und das darf uns um so weniger wundernehmen, als sich auch die Literaturwissenschaft der Universitäten in philologischen Haarspaltereien erschöpft und nicht erfaßt hat, daß für jedes Schrifttum *das Rohmaterial* beinahe ebenso wichtig ist wie die Behandlung. Von der Fabel eines Werkes einfach auf deren Quellen zurückzugehen genügt nicht, es ist zu untersuchen, in welch verschiedenartiger Weise eine Cause célèbre – sei es eine kriminelle oder eine unkriminelle – sich auswirkt, vom Jahrmarktsbänkel und Schundroman bis zum Epos oder zum Drama. Dieser Motivnachweis, bisher nur auf Märchen und Volks-

lied angewendet, wird über kurz oder lang die Chronik der Verbrechen ergreifen müssen, das aktuelle Ergebnis wird allerdings sein, daß – weil unsere Gegenwart, von dem größten Leid aller Zeiten verwirrt, keinerlei Elemente der Wahrhaftigkeit besitzt – die klarsten Fakten von den herrschenden Parteien kompliziert und verzerrt werden und nirgends eine objektive und gerechte Darstellung besteht, die vom Künstler zum Kunstwerk geformt werden könnte.

In dem vielbändigen Unternehmen eines Verlages, das sich „Die Verbrechen der Gegenwart" nennt, fehlen jene Verbrechen, die die Gegenwart gestaltet oder für ihre geschichtliche Beurteilung entscheidende Wichtigkeit haben: das Attentat von Sarajevo, die folgenschwerste Bluttat aller Zeiten, der Mord an Jaurès, der Schuß gegen den Ministerpräsidenten Stürgkh, der einunddreißigfache Matrosenmord in der Französischen Straße durch den Herrn von Marloh, die Meuchelmorde an Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Leo Jogiches, Walther Rathenau, Hans Paasche, Matthias Erzberger, Kurt Eisner und Gustav Landauer, es fehlen die Andenken an Eugen Leviné und die anderen hingerichteten Linken und an die keineswegs hingerichteten Rechten: die Fememörder.

Unsere Literatur ist Flucht, Flucht aus dem Heute und aus dem Hier. Wie, wir wären nicht schuld? Die allgemeine Emigration aus der Wirklichkeit habe uns nur mitgerissen? Wir könnten nichts tun in einer Welt, die „nun einmal von Kriegsliteratur und Revolutionsbüchern nichts wissen will", in einer Welt, die nichts Wahres hören will und darum die Spielereien des Radios hört, in einer Welt, die nichts Wahres sehen will und daher den Film sieht, den Ateliertrick der Naturaufnahme vorziehend, in einer Welt, die sich vor der Freiheit fürchtet und nach der Reitpeitsche eines Königs ruft oder sich anläßlich der Polizei-Ausstellung für den Büttel begeistert? Doch, wir könnten!

WO DER BUBIKOPF FÜNFHUNDERT JAHRE ALT IST

Das Fischervölkchen von Volendam lebt in Feindschaft mit den Bewohnern der Insel Marken, und doch haben die beiden Gegner einander niemals gesehen. Täglich fahren aber Bazillenträger zwischen ihnen hin und her. Touristendampfer stoßen regelmäßig

vom Amsterdamer Hafen ab, um den Amerikanern und Engländern die „National Reservations“ zu zeigen, sozusagen die Indianer der Niederlande.

An der Küste bei Edam und auf der Insel in der Zuidersee leben die Holländer genauso, wie sie zur Zeit Egmonts, des Admirals de Ruyter und des Silberräubers Piet Hein gelebt, in dem Zustande, in dem Ostade, Steen oder Hals und außerdem Tausende von Kitschiers sie gemalt haben. Die Männer tragen breite Pluderhosen, deren Latz an zwei holländischen Silbertalern festgeknöpft ist, auf den Hemdkragen sind zwei Zierknöpfe genäht. Noch pittoresker die Weiber: Röcke, durch rote Flanellunterröcke glockenförmig gebauscht, kurze Schürzen, buntgestreifte Blusen mit Spitzeneinsatz und auf dem Kopf die Haube, dreifach geschweift, einer abwärts gestülpten bourbonischen Lilie ähnlich.

Vor den Häusern trocknet Wäsche, nicht mit Klammern befestigt, sondern zwischen zwei ineinandergeflochtene Leinen gepreßt, breite Männerunterhosen, die so recht in die tuchenen Pluderhosen passen, lange und gewölbte Frauenhosen, die nur in den Riesenglokken aus Flanell Platz finden können, weiße Frauenhemden, dick und ärmelig. Blitzblank die Stuben, in denen je eine spitznäsige Greisin selbstgeklöppelte Spitzen zusammenlegt, holländischer Hausrat, zinnerne Löffel mit Windmühlenflügeln oder Figürchen am Griff, eine Kupferkanne, eine Käseglocke, kobaltblaue Teller und Delfter Kacheln, eine Fußbank, in deren Innern ein Kohlenfeuerchen angefacht werden kann, ein Salzfaß in Form eines Segelschiffes und ererbte Stickereien. Draußen am Deich liegen die uralten Boote vertäut, rostrot wölben sich die Segeldreiecke mit verschieden getönten Flicken aus verschiedenen Jahrzehnten, Netze hängen an den Wanten, aber ...

Aber es ist hundert gegen eins zu wetten, daß keines dieser Netze jemals ausgeworfen wird, daß diese romantischen Fischerboote nichts sind als Soffitten der Idylle, daß die verrunzelte Klöpplerin ewig die gleichen Spitzen faltet, die sie nicht selbst verfertigt, sondern von irgendeiner Industrie-Unternehmung bezogen hat, daß die Dessous, die die Doppelleinen drapieren, eine vom Fremdenverkehrsverein und der Touristendampfer-AG angeordnete Dekoration und alle die Zinnlöffel und Keramiken keineswegs Erbstücke sind, sondern Kommissionsware.

Diese Kolonien der Biederkeit: Expondituren modernsten Schwin-

dels. Die toten Städte leben besser, als sie im Mittelalter von der Seefahrt lebten, und das ehrliche Schiffervolk ernährt sich davon, daß es malerisch ist. Zückt eine Amerikanerin ihre Kamera, so stellen sich die Volendamer in Positur wie die ältesten Filmdiven und kommen, kaum geknipst, ihr Honorar einfordern – sogar auf englisch, „picture-money". Die Preise für ihre Spitzen und Kleider und Holzschuhe sagen sie in allen Sprachen, der Maler am Strande pinselt seine Landschaft gewiß nur dann, wenn das Touristenboot mit kaufkräftigem Publikum landet, und die barfüßigen Kinder müssen in diesem Moment die malerisch geschwungenen Klompen (Holzschuhe) anziehen.

Das Idyll ist lukrativ, die Dollar- und Pfundnoten springen. Einige Fischerhütten haben mit dem dreisprachigen Führer (er gibt seine Erklärungen dreimal im vollständig gleichen Kauderwelsch, doch ist dieses das erste Mal holländisch, das zweite Mal hat es als englisch und das dritte Mal als deutsch zu gelten) ein Sonderabkommen getroffen, er führt die Fremdenkolonne in die Stube, und so kann sich das Fischervölkchen alltäglich schweren Herzens von allem Schmuck der Wände und der gegen die Bodenkammer zu durchbrochenen Zimmerdecke, von allem Hausrat und allem Inhalt der Kleiderschränke trennen, der ihm von den Urgroßeltern vererbt wurde.

Wäre bloß nicht die Konkurrenz! Man kann doch selbst von dem kitschlüsternen Amerikaner nicht verlangen, daß er sowohl in Marken als auch in Volendam eine handgeschnitzte Kaffeemühle in Form einer Windmühle erstehe, daß er seiner Tochter zweimal am selben Tage handgewebte holländische Kostüme oder echte Spitzenhauben kaufe und seinem Enkelchen in New Jersey zwei Paar Holzpantinen mitbringt. Von dem zufällig anwesenden Maler, den Ansichtskartenverschleißern, Tabakpfeifenhändlern und dem wetterharten Charakterkopf, den man von Schokoladenpackung und Zigarettenschachteln her längst kennt und daher immer wieder gemalt und photographiert haben möchte, ganz zu schweigen.

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Bewohner von Volendam, die durchwegs Katholiken sind, die protestantischen Insulaner von Marken hassen, die Aktionäre der Amsterdamer Tourists Office haben jedoch kein Interesse daran, diesen Religionsstreit zu schlichten, der – die See liegt dazwischen, und die Gefahr, die Schiffer würden in ein Boot steigen, ist ziemlich ausgeschlossen –

zu keinerlei Tätlichkeiten führen kann. Im Gegenteil. Es ist besser, wenn die beiden Sehenswürdigkeiten voneinander recht verschieden sind, an der Küste Katholiken, auf der Insel Protestanten, an der Nordsee Spitzenhauben, in der Zuidersee gestickte Kopftücher.

Auf der Insel Marken gibt es noch eine besondere Attraktion, die Knaben tragen bis zum Alter von sieben Jahren genau die *gleiche Tracht und die gleiche Frisur wie die Mädchen:* Krinolinen, die bis über die Fußknöchel reichen, und schwere rote Unterröcke, ärmellose buntgestickte Leibchen, das Haar „Pony" geschnitten und seitlich in Flechten auf die Achsel fallend. Ein blaugestickter Kreis auf dem Scheitel des Käppis ist das einzige sichtbare Geschlechtsmerkmal der Knaben.

Diese Sensation wurde jahrelang von den Volendamer Mädchen und Frauen übertroffen: Sie trugen unter ihren dreigeteilten Häubchen kein langes Haar, sondern – man bedenke! – sie waren kurzgeschnitten wie Männer. Keine Reisebeschreibung, in der diese merkwürdige Sitte nicht verzeichnet gewesen wäre, kein Photograph, der die Volendamer Vrouwen und Meisjes nicht von hinten aufgenommen hätte, um zu zeigen, daß sich mitten in der unverfälschten Folklore ein in der Großstadt als pervers verschrieener Gebrauch erhalten hat. Wie der Kapitän des Touristendampfers erzählt, haben früher viele Damen von jenseits des Kanals und von jenseits des Ozeans darauf verzichtet, die Insel Marken aufzusuchen, sie hatten es eilig und wollten nur die Kolonie der kurzgeschorenen Frauen bestaunen. Aber, tempora mutantur et frisures mutantur in illis, das gebobbte Haar ist überall selbstverständlich geworden, die Frauen von Volendam sehen in ihrer fünfhundert Jahre alten Besonderheit höchst uninteressant alltäglich aus, weshalb sie die Weisung bekommen haben, ihr Haar von nun an wieder wachsen zu lassen. Schon sproßt es unter den Spitzenhäubchen.

ENTDECKUNGSFAHRT DURCH HOLLAND

Das Ghetto in Amsterdam

„Qua fuit a saeclis", der überlebensgroße Christus, der auf dem Giebelrand der St. Antonius-Kerk die Arme ausstreckt, ruft es mit goldenen Lettern übers Ghetto, „qua fuit a saeclis sub signo Moisis et Aaronis, stat salvatori renovata illustrior aedes."

Da unten leben die Enkel jener, die der spanischen und portugiesischen Inquisition entsprangen, sie handeln und feilschen auf dem Markt von Waterloo-Plein, sie wiegen und packen in den Geschäften von Joden Bree Straat, sie schleifen und putzen in den Diamantenwerkstätten von Zwanenburgwal, sie beten und büßen. Drei Gotteshäuser sind nur wenige Schritte entfernt, die Kirche, die Portugiesische und die Hochdeutsche Synagoge. Drei Gegensätze? Die Kirche mit den Namen von Moses und Aaron und goldgeschriebenen Apostrophierungen und mit all ihrer Macht war der Judenheit nicht gefährlich – man floh vor Kerker, Folterbank, Scheiterhaufen und Taufe aus Portugal in die Niederlande und betete hier weiter. Die Kirche war keineswegs der schlimmste Feind. Aufreibend aber wütete der Antagonismus zwischen den beiden mosaischen Gemeinden Amsterdams. Diese Kämpfe! Wer Kenntnis hat von ihrem Verlauf, da die Rivalität sich austobte in Streit, um „Uriel Acosta", um Sabbatai Zewi, den Messias, um Spinoza, um Nehemia Chija Chajon, wer es weiß, daß diese Intensität ganz Israel erschütterte in Europa und Kleinasien – der ist im Amsterdamer Ghetto erstaunt, zu sehen, wie nahe diese sich tödlich befehdenden Lager beisammen hockten. Diese Religionskriege waren nicht Feldschlachten, sondern Bürgerkriege, Straßenkämpfe des Glaubens.

Die Portugiesische Synagoge

Die Portugiesische Synagoge: Man kennt alte Synagogen in Europa. Das aber ist kein verhutzeltes, verkrümmtes, sich verstecken wollendes Haus, das ist ein Prunkbau, eine Kathedrale, aufgerichtet im Fluß, auf Pfählen oder gar auf den sagenhaften Fässern, mit Gold gefüllt, hoch emporgeführt mit gigantischen Säulen, keine niederländischen Backsteinsäulen, nein, Pfeiler aus rund behauenem Stein, gleich denen in Lissabons Kirchen, die die Juden gesehen, als man sie zwangsweise zur Predigt geführt hatte und zwangsweise zur Taufe führen wollte.

Der Rabbi trägt Escarpíns, Strümpfe und Halbschuhe, viele Männer den geschweiften flachen harten Hut, der auch den Jesuiten eignete, und die Tempeldiener einen fulminanten Dreispitz wie Zirkusreiter. Das war bereits so, als hier der kleine Baruch Spinoza aufgenommen wurde in den Bund der Väter, der ihn ebenso feierlich wieder ausschloß als einen Gottesleugner. Begraben

liegt der große Benedikt Spinoza drüben im Haag, beim Altar der Kirche.

So wie es ist, ist alles, alles schon dagewesen, seit diese Synagoge ist. Hält die Frömmigkeit so fest, die Glaubenstreue? Nein. Was haben Kniehosen des Priesters, Beffchen und Jesuitenhüte der Vorsteher, was haben echte Kerzen und altes Gerät mit dem Glauben zu tun? Warum trägt der Chor-Regens, der den Gesang der Waisenknaben beaufsichtigt, ein Samtbarett, als wäre er Scholar von Saragossa? Weshalb ist in portugiesischer Sprache eingemeißelt auf neuer Tafel, daß unter den „Parnassimos Senhores Yshac Levy Ximenes, Mosseh Curiel, Abraham Jessurun d'Epinoza, Daniel de Pinto, Ysrael Pareira, Joseph de Azveldo, Zagachi Gabay Aboab de Fonzara, Semuel Vaz, Osorio da Veiga und Henríquez Costino se estron est esnoga construída..."? Sie sprechen doch längst nicht mehr portugiesisch, die hier betenden Leute, sie sind Bürger der Niederlande, keinen Kontakt gibt es mit dem Reich am anderen Ende der Landkarte, dessen Handel sie mitnahmen und das nunmehr ein Ländchen ist. Und dennoch haben sie als Amtssprache ihrer Gemeinde die Sprache jener, die sie marterten und vertrieben, dennoch gehen sie in der Tracht, um derentwillen man sie dort steinigte. Frömmigkeit? Glaubensstärke? Nein, antwortet die Synagoge, nein, nur Familientradition, starres Festhalten am Überkommenen ...

Die portugiesischen Juden Amsterdams sind fern von Portugal und fern vom Amsterdamer Ghetto, in dessen verzerrten Winkeln wildes Trödelgewirr, Armut und noch immer alle Typen leben, die einst den reichen Rembrandt verlockten, inmitten der Judensiedlung siebzehn Jahre zu wohnen, man trifft seine Modelle in der Gasse, die Judenbraut und die Rabbiner und die biblischen Porträts, sogar die beiden Neger aus dem Mauritshuis kann man in einer Bude auf der alten Schanze als jüdische Verkäufer agnoszieren.

Die Diamantenschleifer

Die Diamantenschleifereien sind wohl die einzigen Fabriken der Welt, die am Sonntag arbeiten – ihr Freitag ist der Sabbat –, elftausend Arbeiter beschäftigt dieses Gewerbe, wogegen dasjenige, das hier dem jungen Spinoza Brot gab, auf den Aussterbeetat gesetzt zu sein scheint, denn die Optiker verschleißen, sind's die Augen,

durchweg Punktalglazen, Rijskijkers, Pincenez und Tooneelkijkers von Doktor Zeiß in Jena (der Doktortitel darf bei den Ankündigungen nicht fehlen), und die photographischen Apparate mitsamt den Linsen und die Uhren mitsamt den Gläsern kommen aus dem Ausland – schlechte Zeiten für gläserschleifende Philosophen des Amsterdamer Ghettos.

Der Waterlooplatz bildet einen rechten Winkel. Überecks treibt eine glücklichere Jugend ihre Spiele: Dort nimmt ein drahtumfriedeter städtischer Sportplatz den Raum ein, für die ganz kleinen Kinder ist ein Sandplatz da zum Buddeln, für die größeren Schaukeln, für die noch größeren Turngeräte, und in der Mitte absolvieren zwei Mannschaften von ganz großen ein Wettspiel, eine Art Handball, an Stelle der beiden Tore ist je ein Korb auf hoher Stange, in den der Ball gelandet werden soll; gemischte Teams, Burschen und Mädchen in Dreß (schwarzgelb und blauweiß gestreift mit kurzen Hosen beziehungsweise Röcken), Tempo und Technik erstaunlich, so daß Passanten an den Drahtnetzen stehenbleiben, vom Sportfieber gepackt.

Am Sonntag übersiedelt der Markt auf die Oude Schans und nach Uilenburgstraat, bereichert um Volksbelustigungen, ernste Männer verwandeln sich in Pojazen, Ausruferscherze überschreien einander, einer singt „Heimann ist bekannt" und seine Frau die zweite Stimme, Wahrsage-Apparate funktionieren, Lotteriespiele aller Art, Migränestifte werden angepriesen. Alle Ghettostraßen sind voll von Ständen, nur Waterloo-Plein ist leer – denn der gehört dem Wochentag.

Abends sieht man aus dem düsteren Quartier modern gekleidete Menschen über die Blaue Brücke zum Rembrandtplatz eilen, wo Lichtreklamen in allen Farben schreien, wo die Bars sind, die Kabaretts, die Dancings, die Jazzbands, wer sind die Charlestontänzer, wer sind ihre geschminkten Partnerinnen in durchsichtigem Georgette, die Korbballspieler sind's nicht, aber die Markthelfer könnten es sein, vielleicht die Schleifer der Diamantenwerkstätten, die Clerks der Kaffee-Kontore, kleine Agenten der großen Börse, vielleicht sind's die, die vor zwei Stunden die Handwagen schoben, oder gar die, die den Rückstand des Marktes durchsuchten, möglicherweise Angestellte der Optikerläden – Nachfahren Baruch Spinozas, Nachfahren der den Fängen der Inquisition entsprungenen Spaniolen, Nachfahren der Maranen, die Namen wie Santa-

crose annehmen mußten und flüchteten und einen großen Tempel erbauten –, sie tanzen Charleston, Monokel im Auge, sie treiben Sport, sie haben nichts mehr mit den Ahnen gemein, sie sind bereit, jede Mode mitzumachen, Nigger schlagen für sie das Banjo auf Knie und Gesäß.

KARL MAYS KRIMINALVERBRECHEN

Bis zu dem Tage, da Karl May, ein Sachse, sich darin erschöpfte, indianische und arabische Phantastereien auf Bände zu ziehen, ging seine Beliebtheit ins Unermeßliche, und Einwürfe geographischer und literarischer Art, wie die eines Plagiats an Gerstäcker, blieben mit Recht ungehört. Aber da die In-Erfahrung-Bringer in Erfahrung bringen, Deutschlands populärster Schriftsteller habe vor einigen vierzig Jahren und einigen vierzig Büchern nichts Geringeres als Verbrechen verübt – für wen wäre das kein gefundenes Fressen? –, erscheint das, was eigentlich geeignet schiene, seinen Flunkereien von Abenteuern plötzlich die Grundlage des Erlebnisses zu geben, nur geeignet, den alten Lieferanten aus dem Haus zu weisen und in den Tod. Ein Raubmord verjährt, niemals aber verjährt ein Anlaß zur Sensation.

Dabei waren die Delikte, die man ihm vorwarf, ganz prächtig. Karl May war jünglingsweis ein stattlicher Räuber im Erzgebirge gewesen, er hatte Pelze entlockt und andere Warenschwindeleien in Leipzig verübt, hat sich gegen seine Festnahme mit einem Beil gewehrt und sich wirklich tätlich widersetzt, hatte als falscher Polizeileutnant Hausdurchsuchungen vorgenommen und dabei ausgiebig beschlagnahmt, hatte ein Pferd mit Trense und Reitpeitsche geraubt, verschlossene Räume erbrochen, Legitimationen und Testamente gefälscht und wiederholt Verurteilungen erlitten, Arbeitshaus in der Dauer von vier Jahren, Zuchthaus in der Dauer von vier Jahren.

Die Akten Karl Mays, die in den sechziger Jahren angelegt und um 1910 exhumiert wurden, waren vor dem Forum denkender Menschen durchaus nicht belastend, sie klärten nur den außerordentlichen Erfolg seiner Bücher auf, er verdankte ihn einer vollkommenen Hemmungslosigkeit, die im realen Leben kriminell gewertet wird und für den Leihbibliotheksroman das Plus

„Phantasie" bildet. Bei May war sie nicht unecht, er war kein gewöhnlicher Bramarbas, sondern ein Komplize des Abenteuers, das aus dem Tätlichen ins Verbale verdrängt war. Wie sehr die den heidnischen und mohammedanischen Milieus aufgesetzten Predigten von Moral und Ehre dazu dienten, eine verkrümmte Lebenslinie geradezustrecken, indem sie auf die andere Seite geneigt wurde, war aus dem Vergleich von Strafakten und Büchern ersichtlich. Karl May, so waghalsig er in seiner Jugend in der Tat und in seinem Mannesalter in den Schriften gewesen, hatte als Greis nicht den Mut zum „Geständnis", er lallte Mystisches und Halbes über die Begebenheiten von einst, führte die in seine Schilderungen eingestreuten Moralpredigten auf Reue und sittliche Läuterung zurück, die ein katholischer Geistlicher bei ihm, dem Lutheraner, bewirkt hatte, während doch die erschriftstellerten Abenteuer das genaue Komplement der begangenen sind:

Der ewige Tomahawk war jenes bei seiner Verhaftung vorgefundene Beil, die stinkigen Coyoten, die er in einen Talkessel locken und mit dem bewußten Hieb der Schmetterhand betäuben wollte, waren die Gestalten seiner zukünftigen Enthüller, immer fürchtete er ihr Erscheinen, und im voraus schrie er ihnen in seinem blumigen Indianisch entgegen: „Welche Frösche sind dort drüben aus dem schwälenden Sumpf gestiegen, um die Luft mit ihrem Gequake zu verpesten?!" Er ahnte sein Leben lang die Qualen des Marterpfahls, und sein Werk sollte ihn verteidigen, er wollte bekehrt erscheinen, daher die frommen Meditationen, „die aus deinem Munde träufeln, wie die Boudins aus dem Büffelmagen".

Er hatte, in der Phantasie ergraut, nicht den Mut zur Wahrheit, nicht die Kraft, sich zu seiner Jugend zu bekennen – und nur von einer kleinen Schar von Menschen publizistisch verteidigt, starb er daran, daß seine Realität enthüllt worden war. Wer ihn in seinem Wigwam zu Radebeul sah, nach jenem Generalangriff der sächsischen Sioux, der mußte ihn bedauern und bewundern, der hippokratische Zug hatte ihn gezeichnet, aber das alte Bleichgesicht spielte noch immer den Unbesiegbaren, und sicherlich rief er noch am Totenbett aus, befangen von der Wahrheit seiner Unwahrheit: „Uff! Jetzt wechsle ich hinüber in die ewigen Jagdgründe der Tetons, und der große Manitou prüft die Skalps, die ich mir erwarb. Howgh, ich habe gesprochen."

Das beste Buch kann wohl nur dasjenige sein, das wahr und wichtig für uns ist, für die Gegenwart. In Rußland las ich Gladkows Roman „Zement", den jetzt Olga Halpern für den „Verlag für Literatur und Politik" ins Deutsche übertragen hat. Held des Romans: ein Soldat der Roten Armee, der nach dem Sieg in den Alltag zurückkehrt. Aber es gibt keinen Alltag, noch lange nicht. Nach dem Sieg beginnt der Kampf. Die Instandsetzung einer Fabrik, die Organisierung der Arbeit und der durch das Elend zerrütteten Arbeiterschaft, der Guerillakrieg gegen die neue Zufallsbürokratie, der Übergang zur NEP, die Aufklärung der Massen über die Heilbarkeit der Kinderkrankheiten, die jedes neue System zur Begleiterscheinung haben muß – das ist der Alltag... Das neue Volkslied des neuen Rußland heißt „Kirpitschiki", die Ziegelsteine, und singt von einer Backsteinbrennerei. Der neue Roman des neuen Rußland ist dieses Buch vom „Zement" und erzählt von einer Zementfabrik, ihrer Auferstehung. Doch Gladkows Zementfabrik ist die neue Welt, die sich selbst erbaut, und der Schlosser Gljeb ist die Arbeiterklasse, die bereits die Produktionsmittel besitzt und doch für sie kämpfen muß, schwer und ungelenk. Das ist das „letzte Gefecht", aber es entscheidet nicht nur [Zeile fehlt] Klassenkampf, sondern den Sozialismus und der arbeitenden Menschheit.

YVETTE GUILBERT ALS MARTHE SCHWERDTLEIN

Sie, die göttliche Yvette Guilbert, die am Ende des Jahrhunderts auf den Montmartrehügeln die Kunst entdeckte und gleichzeitig zur Vollendung brachte, Volks- und Soldatenlieder alter Zeiten durch ihren Vortrag zu Dramen zu gestalten,

sie, die göttliche Yvette Guilbert, der die Dichter Preisgesänge widmeten, die der Zwerg Toulouse-Lautrec gemalt hat auf hundert Kartons und vielen Bildern,

sie, die göttliche Yvette Guilbert, deren funkelnd rotes Haar, deren knappe Gesten, deren Kostüme mit den langen schwarzen Handschuhen alle Diseusen und Chansonetten der seligen Überbrettl- und Elf-Scharfrichter-Zeit vergeblich nachzuahmen versuchten,

sie, die göttliche Yvette Guilbert, ist nun übergegangen zu einem

anderen Fach: im Film, im deutschen Film „Faust“ spielt sie Marthe Schwerdtlein, die Kuppelmutter.

Nie war sie schön, die göttliche Yvette Guilbert, sie war häßlich, aber ihre Kunst, die in einer Gebärde der Hände und in ihren Augen wohnte, war: durch Humor ihre Häßlichkeit vergessen zu lassen. Der Nachwelt könnte man das vielleicht nicht mehr begreiflich machen; wäre sie nicht auf dem Filmstreifen verewigt, könnte eine zukünftige Generation sie nicht sehen, wie sie, die göttliche Yvette Guilbert, mit dem teuflischen Mephisto auf dem Wege eines Gärtchens schäkert, zur alten Marthe Schwerdtlein geworden und doch die junge Yvette geblieben.

EINES VON TAUSEND WORTEN FRANZÖSISCH

Während des letzten Kriegsjahres kam ich oft in Kaffeehäuser des Wiener dritten Bezirks. Dort saß im Kreise aufhorchender Stammgäste der Journalist A. K. und war zu ihrem Entzücken temperamentvoll und geistreich.

Ich setzte mich zu einem anderen Tisch, zu einem entfernten, aber ich wußte, daß Herr K. jetzt seinem Publikum erzählte: „Das ist der Schriftsteller Kisch, die hyperboreischste Wurzen, die es gibt. Er ist geradezu peripatetisch reich, aber ein derart filigraner Trottel, daß man ihm agacantes Geld herausziehen kann!“

(Aufforderung an den Leser: Bitte sich nicht den Kopf zu zerbrechen, was diese Adjektiva und Adverbia bedeuten sollen. Sie passen gar nicht, aber die Zuhörer A. K.s freuen sich immer, wenn sie zu einem vulgären Hauptwort, das sie verstehen, ein auserlesenes Fremdwort als Zuwaage bekommen.)

Ich saß und schrieb so lange, bis ich aufstand, zu jenem Tische ging und A. K. fragte, ob es besser sei, „ein großes Débâcle“ oder „ein großer Débâcle“ zu schreiben.

Ich erhielt zur Antwort, es heiße „großes“, obwohl im Französischen männlicher und sächlicher Artikel gleich sei.

Wenn es gleich ist, kann ich auch „eine große Débâcle“ sagen, nicht?

Einige Leute lachten, meine Dummheit schien wirklich geradezu filigran zu sein, wenn nicht gar hyperboreisch. Es war aber zu sehen, daß ich die Heiterkeit bemerkt hatte und unruhig wurde.

„Nein“, belehrte A. K. mich, „es heißt ja ‚le débâcle‘ und nicht ‚la débâcle‘.“

Wenn männliches und sächliches Geschlecht im Französischen gleich sind, muß das weibliche auch gleich sein!

Dieser Satz war ein Unsinn, aber ich hatte mich nun einmal verrannt und fügte hinzu: „Lachen Sie nicht, wenn es ‚le débâcle‘ heißt, muß man auch ‚la débâcle‘ sagen können.“

„Aber Herr Kisch, der Roman von Zola zum Beispiel heißt ja ‚Le débâcle‘.“

Dann hat Zola sich eben geirrt.

„Herr Kisch, in einem Titel wird sich doch ein Romanschriftsteller nicht irren! Würden Sie einen Roman ‚*Die* Zusammenbruch‘ nennen?“

Im Deutschen gibt es ja auch drei Artikel, das ist etwas ganz anderes, da muß man selbstverständlich unterscheiden. Ich glaube, sogar eine Ausgabe von Zola gesehen zu haben, da stand „La débâcle“ auf dem Titelblatt.

„Na, das wird nicht stimmen.“

Genau weiß ich es nicht, aber ich möchte wetten, daß ich es gesehen habe.

„Gut, gut“, schallte es von allen Seiten, „wetten wir.“

Alle wetteten gegen mich, zehn Kronen, zwanzig Kronen, fünfzig Kronen. Sogar schriftlich wurde die Wette formuliert. Wenn im Konversationslexikon unter „Zola“ der Roman als „La débâcle“ angeführt sei, gehöre das Geld mir, stehe „Le débâcle“ dort, habe ich an alle zu zahlen.

Ich konnte nun nicht mehr zurück und schickte mich an zu unterschreiben. Ein freundlicher alter Herr kam vom Nebentisch auf mich zu und faßte meinen Arm: „Junger Mann, Sie haben sich verrannt. Es heißt natürlich ‚Le débâcle‘, es kommt vom lateinischen ‚debaculum‘, ebenso wie ‚spectaculum‘, ‚miraculum‘ und so weiter, ‚um‘ ist die sächliche Endung. Unterschreiben Sie nicht, warum wollen Sie Ihr ganzes Geld verlieren?“

Erregt sprang ich auf: Mischen Sie sich nicht hinein, wir haben nicht von lateinisch gesprochen, sondern von französisch. Wenn ich einmal etwas gesagt habe, halte ich es auch aufrecht, ich bin ein Charakter. Wenn Sie es so genau wissen, wetten Sie selbst mit mir. Ich lege es Ihnen eins zu zehn.

Der gute alte Herr zog wütend zehn Kronen aus seiner Brief-

tasche und warf sie auf den Tisch. „Nur damit Sie sich's merken", sagte er.

Der Band „Windhose bis Zyklus" wurde aufgeschlagen, „Zola, Emile, franz. Romanschriftsteller", und dabei stand – keiner traute dem anderen, jeder wollte es selbst sehen, kopfschüttelnd es selbst sehen. Dort stand, der Roman Zolas heiße „La débâcle".

Der Kaffeesieder hatte eine Tochter, die ins Lyzeum ging. Man holte ihr Dictionnaire, obwohl nach dem schriftlichen Wortlaut die Wette für mich bereits gewonnen war. Nun, im Dictionnaire stand „débâcle f", – „f" heißt „féminin", „féminin" heißt „weiblich", da ist nichts zu deuteln.

Ich steckte meine Gelder ein, auch A. K. bezahlte mir, wenn auch unter ausgesprochen präraffaelitischem Fluchen, und ich verließ das Kaffeehaus. An der nächsten Straßenecke hatte ich kaum fünf Minuten zu warten, schon kam A. K. herbeigestürmt, um die Hälfte des Gewinstes in Empfang zu nehmen.

Und eilte ins nächste Café, wohin ich eine Viertelstunde später nachkam.

So haben wir ein halbes Jahr ganz gut gelebt, der dritte Bezirk Wiens hat sehr viele Kaffeehäuser, die alle A. K.s Gesellschaft schätzen und auf seine Sprachkenntnisse schwören.

WIE SOLL IHR NEKROLOG AUSSEHEN?

Eine kleine Anleitung für künftige Biographen zur richtigen Gestaltung des Nachruhmes

„... Nachdem wir hier in drei vollen Spalten das Werk des nunmehr Verblichenen behandelt haben, müssen wir die erstaunliche Tatsache hinzufügen, daß die literarische Anerkennung Egon Erwin Kischs sehr lange auf sich warten ließ. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1927 begann man seine Bedeutung als Bahnbrecher zu erfassen, nun erst wurden Abhandlungen über ihn geschrieben, sogar die ‚Literarische Welt' brachte einen entsprechenden Aufsatz, die Berliner Bühnen, die bisher wie blind an seinem dramatischen Schaffen vorbeigegangen waren, rissen sich um seine humor-, temperament- und effektvollen Stücke, besonders um die einfallsreiche Komödie ‚Die gestohlene Stadt'. Kisch erreichte hohe Auflagen seiner Bücher und noch höhere Honorare, die ihn für alle vorhergegangenen Jahre reichlich entschädigten."

Heute, fünf Uhr nachmittags, während die Leiche des Stammgastes, Herrn Kisch, in die Erde gesenkt wird, tritt im „Romanischen Café“ eine Arbeitsruhe von drei Minuten ein, innerhalb welcher Zeit nicht serviert wird.

WAS IST DIE ROTE HILFE – UND WIE STEHEN SIE ZU IHR?

Wenn etwas fürchterlicher sein kann als die Gefangennahme und Mißhandlung aller in sozialem Sinne revolutionär tätigen Politiker – wenn etwas fürchterlicher sein kann als dieses, so ist es die Verfolgung der Roten Hilfe Deutschlands, die als die einzige humanitäre Organisation endlich auch von den Köpfen aller Parteien anerkannt werden könnte.

Vor etwa Monatsfrist erhielt ich, als ich unter primitiven Negervölkern der Sahara war, einen Brief des Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel, laut welchem ich mich durch die Unterzeichnung eines Werbeaufrufes für die Kinderheime der Roten Hilfe gegen irgendwelche Strafvorschriften vergangen habe. Nur in der Annahme, daß ich mir dessen bisher nicht bewußt sei (ei, seit wann schützt Unkenntnis vor Strafe?), werde von der Einleitung eines Strafverfahrens einstweilen abgesehen.

Nein, mir war wirklich nicht bewußt gewesen, daß ich mich durch die Förderung eines Kinderheims strafbar machen könne, selbst wenn dessen Wände mit Bildern des feinfühligen deutschen Malers Heinrich Vogeler-Worpswede geschmückt sind.

Und als ich von dem mir in so weite Ferne gesandten Brief des Berliner Polizeipräsidenten wieder aufsah, in die scheußliche Verwahrlosung der nordafrikanischen Behausung, begriff ich endlich, warum die französischen Kolonisatoren die Eingeborenen in diesem Zustande belassen: Ist es nicht besser, wenn Neger und Araber leprakrank, schmutzig, syphilitisch, augenleidend und bettelarm bleiben, als daß sie europäische Kultur annehmen und dann gegebenenfalls den Aufruf zur Unterstützung eines Kinderheimes unterzeichnen, vielleicht sogar dessen bewußt, damit gegen die Bundesratsverordnung über Wohlfahrtspflege vom 15. Februar 1917, Reichsgesetzblatt Seite 143, verstoßen.

Es muß ja doch einmal verzeichnet werden, welchen Dreck wir in unserer Jugend gefressen haben. Noch dazu für unser eigenes Geld, für die paar Kreuzer, die wir als Taschengeld bekamen oder um die wir unsere Eltern beschummelten, wenn wir einen Radiergummi kauften und ein Zeichenheft. Dafür erstanden wir beim Hökler Süßholz oder Johannisbrot. Oder Kandiszucker, der so begehrenswert war, daß einer (vielleicht Alexander der Große?) nur darum in die Welt zog, um diese Köstlichkeit zu erwerben; wenigstens heißt es im Liede: „Alexander, šel na vandr, koupil si tam cukrkandl ..."

Bei der Babe im Park kauften wir „Cicvárkovo semínko", als welches kleine Stücke von verzuckertem Anis waren und eigentlich zur Vertreibung der Würmer aus dem menschlichen Organismus dienten; ich verstehe, daß die Würmer daran krepierten, wie man das ungenießbare Zeug gerne essen konnte, verstehe ich dagegen nicht mehr. „Pendrek", mit Recht von „Bärendreck" abgeleitet, schmeckte gleichfalls scheußlich und machte den Mund innen und außen schwarz; es lockte aber wegen der eleganten Form: Wer würde nicht mit Vergnügen Schnürsenkel lutschen!

Verzuckerter Kalmus war von verzuckerten Zitronenschalen oder Orangeschalen, Orangini, nicht zu unterscheiden, wenn man's jedoch in den Mund steckte, merkte man's um so deutlicher: Kalmus ist grauenhaft bitter.

Aber: Johannisbrot und Anis und Süßholz und Pfefferminz und Karamellen und Fenchel und Pendrek und Zuckerkandl sind, bei Gott, noch wirkliche Delikatessen gegen den Brustzucker – ein aus vier Farbenstreifen, weiß-rot-schwarz-gelb, bestehendes flaches Prisma, das im Volksmund „mýdličko" hieß, weil es wie Seife schmeckte. Selbigen Seifenzucker zummelten wir geradezu verzückt – hätte man uns das zu Hause vorgesetzt, so wären wir entflohen, „auf die vandr" vielleicht, wie jener Alexander obigen Liedes ...

Auch Sutschuk ist kein Vergnügen, noch weniger der granitharte Türkische Honig oder der zumeist von einem Faden durchzogene und mit bitteren Mandeln gespickte Rahat Lokum, all das, was Duko Petkovič auf seinem flachen Karren feilhielt und gegebenenfalls mit einer Guillotine für uns loshackte.

„Rocks-drops", na, das geht noch. Es existierten jedoch irgendwelche namenlose Zuckerln, graugrün und klebrig, beim Kaufmann, zu dem die Mutter uns schickte, für einen Kreuzer in einer blauen Tüte erhältlich; das war wohl nur auf dem Land, in der Sommerfrische, denke ich, denn für eine Stadt ist das unvorstellbar.

Dagegen gab es bestimmt in Prag den sogenannten „Špalík", ein buntes Bonbon von zylindrischer Form, mit einer Blume, einer auf beiden Basisflächen sichtbaren, also durchwachsenden Blume. Dieser Pflock war so groß, daß man ihn unmöglich ganz in den Mund stecken konnte, weshalb man ihn ganz in den Mund steckte, und nun sah man aus, als hätte man eine geschwollene Backe. Von Zeit zu Zeit wurde das Bonbon aus dem Mund geholt, und man freute sich, zu konstatieren, wieviel des Volumens bereits abgezuzzelt sei. Es gab Rekorde.

Kauen Sie Rizzi?

Wenn Sie Rizzi kauen, dann können Sie es meterlang dehnen, ohne daß es reißt, und können es wieder fein säuberlich zusammenrollen und weiterkauen.

Kleine Flaschen aus rotgefärbtem Zuckerguß nahm man gleichfalls in den Mund, da lösten sie sich, die Füllung vermischte sich mit dem Speichel, und sie war, o Entzücken!, eine fade Himbeerlimonade.

Hier die Brausebonbons totzuschweigen wäre Fälschung. Erstens waren sie so porös, daß sie schon auseinanderfielen, wenn man das Stanniol abschälte, zweitens war eines rot und eines weiß. Das weiße mußte man zuerst ins Wasser werfen und hernach das rote. Die Flüssigkeit färbte sich rot und schäumte, weshalb wir sie mit Begeisterung tranken, um so mehr, als es das widerlichste Gesöff aller Gesöffe war.

„Lák" heißt Gurkensaft. Ein schmieriges Einmachglas mit schmieriger Flüssigkeit, daraus holte die schmierige Babe mit schmierigen Fingern Gurken heraus. Uns waren die Gurken Hekuba, *wir kauften sie um des Lák willen,* denn nur der Gurkenkäufer bekam diese appetitliche Tinktur, das Gurkenweib tauchte mit ihren Knochenfingern einen kleinen Topf in das Aquarium, schöpfte ihn voll und kredenzte ihn uns. Das schmeckte fein, pfui Teufel!

Eines der Welträtsel habe ich nicht gelöst: Wie unterschied man

die Verkäuferinnen im Stadtpark voneinander? Eine Babe sah wie die andere aus, alle saßen in gleicher Pose vor ihrem Rückenkorb, auf dessen geflochtenem Deckel die Waren und in einer Ecke alte Schulhefte lagen, aus deren Seiten sie Tüten drehten. Alle Brezel, drei Stück für einen Kreuzer, waren altbacken, wie ihre Verkäuferinnen, die alle das gleiche graubraune Kopftuch über dem gleichen verwitterten Gesicht trugen. Trotzdem schwur jeder auf seine Babe und hätte eher auf das „Cicvárkovo semínko" verzichtet, als daß er ihr weitergegangen wäre.

DER BERGMANN ERICH FRIEHE

Vor mehr als dreiviertel Jahren wurde in dem Kreis von Menschen, die entschlossen waren, von der im Fall Max Hoelz aufgeführten Justizkomödie nunmehr mit allen Mitteln den Schleier abzureißen, die entschlossen waren, die gesamte Öffentlichkeit über die Verleumdung aufzuklären, mit der das unhaltbare Urteil vorbereitet worden war, die Tatsache bekannt, daß ein Arbeiter in Halle den Totschlag an dem Gutsbesitzer Heß begangen habe, die Tat, die als Vorwand gedient hatte, um den Revolutionär Max Hoelz lebenslänglich ins Zuchthaus zu sperren.

Wir erfuhren, daß der wahre Täter, der bereits wegen des mitteldeutschen Aufstandes verurteilt gewesen war, seine Tat wiederholt zugegeben habe, aber alle Freunde, an die er sich bis dahin gewandt, hatten ihm geraten, er möge stillschweigen, da er wohl sich ins Unglück stürzen, Max Hoelz jedoch nicht retten könne. Trotzdem nahmen wir, die wir nicht gewillt waren, die Sache Hoelz auch nur mit der geringsten Unwahrhaftigkeit oder Unklarheit zu verfechten, die Nachricht von dem Auftauchen des wahren Täters mit großer Skepsis auf.

Im September kam nun der Bergmann Erich Friehe, und binnen wenigen Minuten mußten wir erkennen, daß in seine Aussagen niemand auch nur den geringsten Zweifel setzen könne. Mit Naivität, Rückhaltlosigkeit, Ehrlichkeit, besorgt um das Schicksal seiner jungen Frau und seines sechs Monate alten Kindes, aber doch bereit, alle Folgen auf sich zu nehmen, erzählte er alles.

Er gehörte im März 1921 zu dem Stoßtrupp der aufständischen Arbeiter im Mansfeldischen, war nach der Belagerung von Eisleben

gefangen und von den Sipos mißhandelt worden und nachher wieder zu den Arbeitern gekommen. Auf dem Wege von Landsberg waren sie an dem Hof des Gutsbesitzers Heß von Roitzschgen vorbeigekommen, der als Führer der Kappisten in der ganzen Gegend verhaßt war. Als die Arbeiter hier Mäntel fassen wollten, benahm sich der Gutsherr sehr hochfahrend, und Friehe sah, wie er in seine Tasche faßte, um einen Revolver zu ziehen. Friehe feuerte nun aus seinem Karabiner auf den Gutsbesitzer – der erste Schuß, der fiel. Einen Hund, der anschlug, schoß Friehe nieder. Als der verwundete Heß neuerlich Anstalten machte, seine Waffe zu ziehen, forderte Friehe den neben ihm stehenden (inzwischen im Zuchthaus „durch einen Unfall" ums Leben gekommenen) Günther auf, den Heß zu erschießen. Von der Hofmauer fielen mehrere Schüsse, den letzten gab Friehe selbst ab. Max Hoelz war während des ganzen Vorfalles, der nur wenige Sekunden gedauert hatte, im Hause gewesen, um mit zwei oder drei Rotgardisten nach Mänteln zu suchen. Als er die Treppe herunterkam und die Detonation hörte, rief er: „Nicht schießen!" und schlug auch dem Friehe, der ganz sinnlos weiterfeuern wollte, heftig auf den Arm.

Diese Darstellung, durch Details bis ins kleinste ergänzt, wiederholte Friehe vor dem Rechtsanwalt Dr. Apfel und später auch vor den mißtrauischen Mitgliedern des Amnestie-Ausschusses derart, daß jeder Zweifel an der Wahrheit seiner Aussagen schwand.

Obschon die Behörde sonst mit einem Aufgebot von kriminalistischen Neuerungen jeden eines Mordes entfernt Verdächtigen aufzuspüren und zu fassen sucht, wurde der Bergmann Erich Friehe acht Monate lang weder von der Polizei noch vom Gericht vernommen. Nur seine Nachbarschaft wurde von Spitzeln überlaufen, die gern etwas Nachteiliges über ihn erfahren wollen – damit man seine Verhaftung unterlassen könne mit der allfälligen Behauptung, er sei ein „übel beleumdetes Individuum" oder so etwas „und *deshalb*"(!) seiner Selbstbeschuldigung, er habe ein Verbrechen begangen, kein Glauben beizumessen.

Daran, daß ausgerechnet Max Hoelz den Totschlag auf Gut Roitzschgen verursacht und verübt hatte, hat schon bei der Verhandlung nicht einmal der Staatsanwalt geglaubt, als er von einem „dunklen und zweifelhaften Fall" sprechen mußte.

Als die Veröffentlichungen über Friehe erschienen, gab das Reichswehrministerium eine Erklärung an die Presse heraus: Die

eventuelle Aufklärung des Falles Heß würde nicht ausreichen, um Hoelz aus dem Zuchthaus zu entlassen, da er auch wegen anderer Delikte verurteilt worden sei. Dieser offiziöse Versuch, einen Wiederaufnahmeantrag im vorhinein zu vereiteln, ist um so hanebüchener, als sich die ganze Voruntersuchung und der ganze Prozeß fast nur um den Totschlag auf Roitzschgen drehte und das Urteil kaum von etwas anderem spricht als von diesem Vorfall, dessen „eventuelle Aufklärung" plötzlich, da sich alles aufzuklären droht, als unwichtig dekretiert.

BERLIN BEI DER ARBEIT

Von den europäischen Hauptstädten gibt es keine, die so sehr den Ruf der Arbeitsstadt genießt wie Berlin. Und wirklich sind die Bauten und Maschinen, die Berlin zur Aufrechterhaltung seines Verkehrs und Wirtschaftslebens braucht, meist großartig, an Vollendung wohl nur von den amerikanischen Betrieben übertroffen. Meisterwerke der Technik, keinesfalls zu vergleichen mit den armseligen Anlagen der geringen Industrie, welche nach dem Zusammenbruch des zaristischen und kerenskischen Rußlands in den Besitz der russischen Arbeiter übergingen, nicht ohne von den Weißgardisten während des Bürgerkriegs vollends in Ruinen verwandelt worden zu sein.

Aber während sich im sozialistischen Staate der Wiederaufbau von unten herauf vollzog, während die Betriebe dort mit leidenschaftlicher Anteilnahme von neuem eingerichtet wurden und die Arbeit als ein Werk der Gemeinschaft von den organisierten Massen mit Freiwilligkeit und Hoffnung geleistet wurde (wie etwa bei uns die politische oder Gewerkschaftsarbeit), hat in der kapitalistischen Welt die Arbeit längst jeden Charakter der Befriedigung eingebüßt und ist für den Proletarier nichts als ein Mittel, dem Hungertod zu entgehen. Drüben sind Gründung und Werden eines neuen Werkes Angelegenheit des ganzen Volkes, und zum zehnjährigen Jubiläum der Arbeiterrepublik, das die kapitalistischen Staaten mit Meuchelmorden und Krieg zu stören beabsichtigen, werden in Leningrad, Moskau, Eriwan, Tiflis und anderen Städten neue riesige Kraftanlagen der Allgemeinheit übergeben werden — mit anderem Sinn, anderer Bedeutung, anderem Jubel als in bürgerlichen Staaten

Kirchen oder Völkerschlachtdenkmäler eingeweiht werden ... Ja, selbst die Inbetriebsetzung eines so großen Unternehmens, wie es das *Kraftwerk Rummelsburg* ist, löst in der Arbeiterschaft die entgegengesetzten Gefühle aus: Schon die aus geldverdienerischen Gründen bewiesene verbrecherische Hast in der Durchführung des Baues hatte schwere tödliche Unfälle zum Ergebnis, und die Vollendung hatte keine Schaffung von Arbeitsgelegenheiten, keine Verminderung der ungeheuren Arbeitslosigkeit zur Folge, da die maschinelle Anlage die menschliche Kraft fast ganz entbehrlich (also jede Lohnforderung, jede Auflehnung gegen Ungerechtigkeit und dergleichen unmöglich) macht, ohne daß der werktätigen Bevölkerung durch das neue Unternehmen auch nur der geringste Nutzen erwachsen würde.

Daß die modernen Maschinenanlagen und Fabrikbauten weder mit der Festsetzung erträglicher Löhne und Arbeitsbedingungen noch mit einer Neugestaltung von Arbeitsschutz und Arbeitsfürsorge Hand in Hand gehen, ist Tradition – durch Herabsetzung der Löhne hat Deutschland den Preis seiner Ausfuhrware immer derart herabzumindern verstanden, daß der Welthandel von dieser Konkurrenz bedroht wurde, es ewig zu Konflikten kam und die internationale Rüstungsindustrie einschließlich der deutschen für ihre Kriegshetze leichtes Spiel hatte.

In einer Großstadt wie Berlin erhöht sich die Arbeitszeit schon durch die enorme Entfernung der Wohnung von der Arbeitsstätte, schon die morgendliche Fahrt in der überfüllten Straßenbahn ist Anstrengung, und die abendliche Heimkehr nimmt dem ausgepumpten Arbeiter den Rest seiner körperlichen und geistigen Kraft. Dabei gibt es Zehntausende, die keine Nachtruhe haben, denn der Verkehr zur Arbeitsstelle darf nicht stocken, in Zelten auf dem Fahrdamm werden die Schienen der Straßenbahn beschweißt, in den Tunnels der Untergrundbahn tauscht man die schadhaften Geleise aus, und auf den Landstraßen bessern Erdarbeiter mit Harke und Schippe den Boden aus, damit das Auto des aus seiner Villa kommenden Herrn nicht etwa rüttle ... Ein Kontrast? Es gibt ihrer mehr. Am Flugplatz stehen die Monteure bereit, um allenfalls die Motore des ankommenden Ozeanfliegers auszubessern, und auf dem Landwehrkanal schwimmt ein Obstkahn wie vor hundert Jahren. Auf der Avus überrunden sich die Rennwagen, und die Fahrer werden getötet im Kampfe um etwas Reklame für die

Unternehmer, während der Briefträger tagaus, tagein, jahraus, jahrein drei, vier, fünf Stockwerke steigen muß. Auf dem Gleisdreieck schneiden sich die Strecken von Fernbahn, Hochbahn, Vorortbahn in der Luft, nicht weit davon fährt der Bäckergehilfe mit einem Hundewagen sein Brot zu den Kunden. Am Nordhafen löschen Entladekrane, von einem Druck auf den Taster zum Leben erweckt, Hunderte von Tonnen, aber keine Maschine hilft der armen Tagelöhnerin, Ziegel aus dem Spreekahn ans Ufer zu tragen – der Lohn für Arbeiterinnen ist auch im elektrischen Zeitalter noch immer billiger als ein Druck auf den Taster! Kontraste? Es gibt ihrer mehr! Hinter jedem Luxus steht die harte Arbeit jener, die niemals den Begriff Luxus kennen werden, hinter jeder prunkvollen Theatervorstellung, hinter jedem Ausstattungsfilm steht das Heer derjenigen, die sich um eines Hungerlohnes willen Tag und Nacht hin und her hetzen lassen müssen, deren Namen nicht einmal der kennt, der sie hin und her hetzt, geschweige denn das Publikum, das bewundernd den Namen seiner Lieblinge ausspricht, die „großen" glänzend bezahlten Regisseure und die „großen" Schauspieler und Schauspielerinnen. Und die Vergnügungsstätten, die sich mit kostbaren Täfelungen, Goldornamenten, Samtbordüren, Kristallüstern einem Großstadtpublikum darbieten, die an Sekt und Charleston und Nepp verdienen, sie denken nicht daran, modern zu sein, indem sie der Abwaschfrau mehr als vierzig Pfennig für ihre schwere Morgenarbeit bezahlen würden, die hastig geleistet werden muß – bevor die ersten Gäste kommen. Berlin kennt keine Pause; wenn der Genuß schlafen geht, muß die Arbeit in die Bresche springen, wenn das Morgenblatt erschienen ist, muß der Arbeiter die Rotationsmaschine für das Mittagsblatt in Ordnung bringen, wenn das Restaurant gesperrt wird, muß in der Markthalle Fleisch und Gemüse für morgen eingekauft werden, wenn sich die Häuser zur Ruhe legen, müssen die Abzugskanäle gesäubert werden. Tag und Nacht ist Berlin, die Großstadt, tätig, in der die Gegensätze sinnfällig beisammen wohnen, ohne daß Tausende es merken, daß dem, der die Arbeiten leistet, die Genüsse versagt sind.

ALFRED BEIERLE VOR DEN ARBEITERN

In dem Schauspieler Alfred Beierle besitzt die klassenbewußte Arbeiterschaft Deutschlands einen Sprecher, der die theoretischen Lügen der offiziellen und offiziösen Literarhistoriker durch jede seiner Rezitationen aufdeckt. Alle Dichter sozialen Empfindens und revolutionärer Kraft sind von Schulbücherlegenden verschleiert worden, oder sie wurden überhaupt totgeschwiegen. Wer und was sie in Wahrheit waren, zeigt Beierle in seiner Sprechkunst, zeigt aber vor allem die zündende Wirkung, die die lebendig begrabenen Dichtungen nun nach ihrer Wiederauferstehung auf die Massen ausüben.

Aber nicht nur die deutschen Dichter des 48er Jahres, die Freiligrath, Herwegh und Heine, leben durch Beierle mächtig auf, sondern auch die Redner der Großen Revolution sprechen nun plötzlich in einer beinahe erschreckenden Aktualität von neuem zu den Massen.

Durch rezitatorische Kunst allein wäre solche Wirkung nie und nimmer zu erzielen. Solche ist nur zu erzielen durch eine fanatische Sachlichkeit, die sich in die Bedingungen der Zeit und ihrer Wortführer einlebt, und durch ein Pathos, das innerer Erkenntnis und dem Glauben an den Sieg der vertretenen Sache entspringt.

WIE SIE DEM KERKER ENTFLOHEN

Historische Ausbrecher

Die Zahl derer, die eine Verdammung hinter Kerkermauern nicht als etwas Unabwendbares hingenommen, sondern mit Erfolg allen baulichen und menschlichen Vorsichtsmaßnahmen zu entrinnen versucht haben, ist im Verhältnis verschwindend gering. Und doch kennt die Geschichte Beispiele von großen Abenteurern und politischen Häftlingen, die alle Wachsamkeit zu besiegen und unter unsagbaren Schwierigkeiten die Freiheit zu erringen vermochten.

Herodot stellt als „die mutigste Tat, von der er jemals Kenntnis erhalten hat", die Flucht des Hegesistratos von Eläa dar, der, von den Spartanern gefangen und mit einem Fuß an eine Mauer festgeschmiedet, in der Nacht mit einem Schwerte seinen Fuß abschlug und sich drei Nächte lang fortschleppte, bis er wieder in der Kampfreihe der Athener war.

Ist diese Tat das klassische Beispiel von Heldentum, so ist die Flucht des messenischen Heerführers Aristomenes das antike Beispiel höchster Kaltblütigkeit. Aristomenes, in der Feldschlacht gefangengenommen, wurde mit den übrigen Schicksalsgefährten in einen tiefen, kreisrund geschlossenen Felsenkessel gestürzt, dessen Wände senkrecht abfielen: Zuerst warf man die Soldaten hinab, die zerschmetterten, und dann den General, der auf die Leichenteile fiel und so am Leben blieb. Aber was half das? An ein Entkommen war nicht zu denken! Da bemerkte Aristomenes bei Anbruch der Dämmerung einen Fuchs, der sich hier seinen Fraß holen kam, schlich sich heran, packte ihn mit seiner Linken bei der Rute, während er in der Rechten sein Schwert schwang, um zu verhindern, daß das Tier sich gegen ihn wende. Wie er richtig vermutet hatte, strebte der Fuchs einem Ausgang zu und versuchte mit doppelter Heftigkeit, sich loszureißen, als er vor einem Spalt stand, durch den ein Lichtschein drang. Aristomenes ließ los, und Reineke verschwand, woher er gekommen war – in den schmalen Gang, den Aristomenes nun mit starken Armen verbreiterte, um am nächsten Tage bei seinem zunächst sprachlosen, dann grenzenlos jubelnden Heere zu sein.

Der Trick eines fluchtbereiten Gefangenen, sich krank zu stellen, um die Wachsamkeit der Häscher herabzumindern, kommt in der Geschichte zum erstenmal 944 vor, als der dreizehnjährige Herzog Richard von der Normandie von einem Prätendenten geraubt wird, der anordnet, man möge dem Knaben die Kniekehlen verbrennen, damit er nicht zu flüchten vermöge, und ihn bei Gelegenheit unauffällig ermorden: Osmond, der Haushofmeister des Kindes, veranlaßte es, sich mit Anzeichen von Todesschwäche ins Bett zu legen, und während nun die Wächter sorglos auf dem Burghof stehen, füllt Osmond von einem Heuschober einen Sack, den er scheinbar in den Stall trägt. Nach einer Weile kommt er, den Sack auf dem Rücken, wieder heraus und erklärt, das Heu seinem Pferde auf die Weide tragen zu wollen. Aber kein Heu, sondern der Normannenherzog ist in dem Sack ...

Schier unglaublich ist die Entweichung Benvenuto Cellinis, des größten Goldschmiedes und größten Abenteurers seiner Zeit, aus der Engelsburg zu Rom, in der er unter der Beschuldigung sitzt, päpstliche Juwelen unterschlagen zu haben. Mit meisterlicher Geschicklichkeit öffnet er seine Kerkertüren; mit dem Matratzen-

linnen, das er monatelang zusammengenäht hat, läßt er sich vom Turme hinunter, muß noch zwei Mauern emporklettern und bricht beim Absturz das Bein, überkriecht dennoch die Stadtmauer Roms. Er wird dennoch vom Papst Paul III. (Alessandro Farnese) wieder in Haft genommen, weil dieser am besten die Gefährlichkeit Benvenutos an dessen Flucht erkennen konnte – denn Alessandro Farnese war der zweite der Männer, denen die Flucht aus der Engelsburg geglückt war, in der er wegen eines Attentats auf seinen Vorgänger Papst Innocenz VIII. in Haft saß. Die historischen Tatsachen dieser beiden Fluchtversuche hat Stendhal für seinen Roman „Die Kartause von Parma" verwendet, die wohl die genialste Darstellung von Psychologie und Technik eines Gefängnisausbruchs in der Weltliteratur ist.

Einen guten Trick hat der Piemonteser Secundus Curion im Jahre 1526 angewendet, als er wegen Verteidigung Luthers und Zwinglis von der Turiner Inquisition in Haft genommen und mit beiden Füßen in den Block gesteckt worden war. Er bat einen den Rundgang machenden Aufseher, für eine Stunde den rechten Fuß aus dem Block zu befreien, was dieser tat; nun schlüpfte der Gefangene rasch aus dem rechten Hosenbein, stopfte es mit alter Wäsche aus, band den Schuh daran fest und steckte diese „Prothese" in die Öffnung, die der Wächter bei seiner Rückkehr ahnungslos wieder versperrte; am nächsten Abend bat der schlaue Piemonteser von neuem um die Befreiung eines Beines, diesmal des linken. Als seinem Wunsch willfahrt worden war und sich der Aufseher entfernt hatte, entfloh Curion leicht aus dem Kerker.

Während des Aufstandes in den Niederlanden wurde Hugo von Groot (Grotius) zu lebenslänglicher Haft auf Lövenstein verurteilt. Er durfte sich jeden Monat Bücher kommen lassen und die ausgelesenen wieder zurückstellen. Seine Frau suchte nun besonders schwere Exemplare aus. Wiederholt öffnete man die so auffallend schwere Kiste, ob nichts Verdächtiges darin sei, als man aber nur Bücher fand, schwand jedes Mißtrauen – eines Tages befand sich Groot in dem Koffer, den die Wachtsoldaten ahnungslos aus dem Arrestgebäude auf die Schaluppe im Hafen trugen ...

Die Fluchtversuche aus der Bastille haben die Gemüter des Pariser Volkes stark erregt, und diese Erregung entlud sich schließlich im Sturm auf die Bastille. Ebenso haben in Rußland die Schilderungen der aus Haft und Verbannung entwichenen Revolutionäre, be-

sonders die Peter Kropotkins aus der Schlüsselburg und die Leo Trotzkis, zur Erbitterung des Volkes gegen die zaristischen Peiniger nicht wenig beigetragen.

In Deutschland hatte die Flucht des Achtundvierziger-Demokraten Kinkel aus dem Spandauer Turm reaktionäre Maßnahmen zur Folge: Friedrich Wilhelm IV. wollte nun gegen jeden sozial gesinnten Menschen auch mit unlauteren Mitteln vorgehen, und so beauftragte er den von Karl Marx als größten Lumpen aller Zeiten gebrandmarkten Herrn Stieber damit, ganz Preußen mit einem Netz von Lockspitzeln und Achtgroschenjungen zu überziehen. So rächte sich ein König, und die Flucht eines politischen Häftlings wurde Anlaß zur Füllung der preußischen Zuchthäuser mit politischen Häftlingen, die man in einer von vergangenen Jahrhunderten nicht gekannten barbarischen Weise isoliert, damit kein Gedanke an einen Fluchtversuch in ihnen keimen könne.

DER RASENDE REPORTER IN RUSSLAND

Antwort auf das offene Schreiben des Herrn Professors I. Polívka

Hochverehrter Herr Professor!

Die freundliche Anerkennung für einige Eigenschaften meines Buches „Zaren, Popen, Bolschewiken" täuscht mich nicht darüber hinweg, daß ich die Ehre des offenen Briefes nur politischen Gründen verdanke, daß Ihnen meine objektiv gedachten Reportagen nur der Anlaß sind, um einzustimmen in den Chorus gegen das Regime Rußlands, den alle singen, von den Faschisten aller Völker bis zu den linken Sozialdemokraten. Dieser Chorus ist einträchtig, wenn auch jede Singstimme eine andere ist. Sie, hochverehrter Herr Professor, singen die verlorene Freiheit. Ahnten Sie, wie ich Sie um Ihr Empfinden, Freiheit zu besitzen, beneide! Ich habe Freiheit niemals besessen — weder in Monarchien noch in Republiken habe ich publizieren dürfen, was ich wollte. In einem tschechischen Blatt hat ein Regisseur vor kurzem eine Artikelserie veröffentlicht, in der er Zensurmaßnahmen aufgezählt hat, die bloß in einem einzigen Nebenzweig meiner Arbeit (Abfassung von Theaterstücken) in Prag und Brünn 1921, 1922 gegen mich verhängt wurden. Aber sie sind nichts gegen die weltanschauliche

Zensur, die von der herrschenden Macht über Zeitungsartikel, Radiovorträge, Filme und Bücher ausgeübt wird, von den Verlegern, Redakteuren, Buchhändlern und Rezensenten und – das schlimmste – vom Autor selbst, der sich auf Nebengeleise begibt oder vieles unterdrückt, um dieser Zensur nicht zu unterliegen. Und Lehrfreiheit? Ich brauche Ihnen keineswegs zu sagen, daß man in Österreich auf den Lehrkanzeln nicht einmal Naturphilosophie unterrichten durfte, und wäre zum Beispiel ein Dozent Anhänger des republikanischen Gedankens gewesen, so würde es ihm so ergangen sein, wie wenn sich heute in den Sukzessionsstaaten ein Lehrer als Anhänger des monarchistischen Prinzips oder gar der Wiederaufrichtung Österreichs bekennen würde. Warum soll es gerade in Rußland anders sein, dem einzigen Lande, wo das Staatsprinzip ein großes, durchdachtes, wissenschaftliches System ist? – Und politische Freiheit? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es Länder gibt, wo Hinrichtungen an Abgeordneten und legalen politischen Führern, Feßlungen, Mißhandlungen an der Tagesordnung sind, Länder, wo Parteibildung verboten und politische Deportierungen üblich, Länder, wo gegen alle freiheitlichen Schriftsteller Attentate unternommen werden (nicht nur in Deutschland, wo binnen etwa einem Jahre Gustav Landauer, Kurt Eisner, Walther Rathenau, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Hans Paasche und viele andere getötet, gegen Maximilian Harden und viele andere Attentate versucht worden sind). – Pressefreiheit? Wissen Sie nicht, daß irgendwo in Europa die Redaktion eines sozialdemokratischen Blattes überfallen und der Chefredakteur bestialisch getötet worden ist, wissen Sie nicht, daß anderswo ein Publizist geheimnisvoll ermordet wurde, als er eine Broschüre vorbereitete, wissen Sie nicht, daß es ein Land gibt, wo noch heute Zeitungen täglich mit weißen Flecken, ja, weißen Spalten erscheinen und deren verantwortliche Redakteure jeden Monat etliche Preßprozesse aus politischen Gründen zu erleiden haben? – Lernfreiheit? Sie beschweren sich, hochverehrter Herr Professor, Sie beschweren sich darüber, daß die Proletarier im Unterrichtswesen Privilegien genießen und daß für die Kinder der ehemaligen „höheren" Gesellschaftsklasse ein Numerus clausus gilt. Und wäre das richtig – wissen Sie, daß an den Hochschulen Europas nur *ein* Prozent der Hörer aus der Arbeiterklasse stammt und daß der in Lesebüchern eifrig verwertete, ausnahmsweise Aufstieg eines Arbeitersohnes in eine andere Ge-

sellschaftsklasse nur der zufälligen privaten Protektion eines reichen Bürgers oder Aristokraten zu verdanken ist? – Gefängniswesen? Ich habe mit eigenen Augen in Männer-, Frauen- und Kindergefängnissen Rußlands die kühnen Reformen gesehen und beschrieben, ich kenne aber auch die Kerkerhöllen Europas, in denen Tausende von politischen Menschen aus ideellen Gründen lebenslänglich schmachten, und habe erst vor kurzem schlaflose Nächte verbracht, als ich das selbstgefällige Feuilleton eines republikanischen Zuchthausdirektors gelesen hatte, worin er seine Debatten und Strafen gegen einen jungen politischen Sträfling schildert!

Über das fidele Leben der Großfürsten und anderer Emigrantentypen könnte ich Ihnen Bände erzählen, ebenso über das traurige Leben von politischen Emigranten aus anderen – keineswegs in einer lückenlosen Einheitsfront angefeindeten! – Staaten, und ich könnte mich auch darüber unterhalten, ob ein erprobter Revolutionär nicht in einem bestimmten Stadium der Revolution als Gegenrevolutionär wirken und als solcher behandelt werden muß (etwa nach Aufrichtung einer bürgerlichen Republik der bisher kühne Rebell für Feudalherrschaft gegen das absolute Königtum), und ich könnte Ihnen schildern, daß ich in Rußland nirgend einen „Instruktor" oder sonst den Versuch einer Beeinflussung fand, als ich monatelang zwischen Finnischem Meerbusen und persischer Grenze flanierte. Aber das würde zu weit führen. Mir bleibt ohnedies kein Raum, um positiv zu werden, um auszuführen, in welchen Punkten Rußland der übrigen Welt um hundert Jahre voraus ist (ich verweise auf die Tatsächlichkeiten in meinem Buch) und weshalb Sowjetrußland der bewußten Abwehr des Kapitalismus und seiner unbewußten Helfer begegnen muß. Sie, Herr Professor, der Sie gewiß zu keiner dieser beiden Kategorien zählen, zitieren den Witz von dem Öldruck der Porträts Lenins und Trotzkis, demzufolge der eine aufgehängt und der andere an die Wand gestellt werden soll. Sie zitieren ihn mit unverkennbarem Behagen, aber Ihr Geschmack ist verletzt darüber, daß am unversehrten Denkmal eines Kaisers „Schmähverse" von Demjan Bednyj (wunderbare Verse übrigens) angebracht wurden. Sehen Sie, hochverehrter Herr Professor, das ist der Unterschied in der Beurteilung.

Berlin, 23. August 1927 Egon Erwin Kisch

FALSCHE PRINZEN

Solange es echte Anwärter auf den Besitz von Staaten und Menschen gibt, muß es auch falsche Anwärter auf diesen Besitz geben. Solange ein Legitimitätsprinzip besteht, werden es abenteuerlustige Menschen für sich in Anspruch nehmen, um alle Macht, zu der die Erbschaft auch einem Dummkopf das „Recht" gibt, durch eigenen Tatendrang zu erringen. Wie geschickt sich die Monarchie in törichten Gemütern zu verankern gewußt hat, so daß sie selbst dort noch wirkt, wo sie nicht mehr besteht, so daß auch in der Republik Adel und Bürgertum vor Ehrfurcht in die Hosen machen, wenn sie mit einem „Prinzen" zu sprechen die Ehre haben – das geht aus einigen Stellen im tragikomischen Tagebuch des Harry Domela sinnfällig, grotesk und großartig hervor: Domela, der falsche Prinz Wilhelm, weiß sich bereits halb verraten, er möchte flüchten, und noch immer wird er gebeten, „Deutschen Tagen" durch seine Anwesenheit fürstlichen Glanz zu verleihen, Hofknickse der vor Demut ersterbenden Damen entgegenzunehmen und Huldigungen für seinen „erlauchten Großvater und das ganze Zollernhaus" anzuhören. Domela möchte gar nicht mehr Prinz spielen, das entfesselte Arschkriechertum läßt ihn aber nicht los, und er ist zu schwach, den Bitten zu widerstehen. So wird er etwas, was die Kriminalgeschichte noch nicht kannte: ein Hochstapler aus Schüchternheit, aus mangelndem Widerspruchsgeist. Darin hat er keinen Vorgänger, so viele Vorgänger er auch als falscher Prinz hat.

Schon unmittelbar nach dem Ende der Hohenstaufen tauchte ein Mann namens Tilo Kolup auf und behauptete, der vermeintliche tote Kaiser Friedrich II. und der Onkel des hingerichteten Konradin zu sein. Im Kloster Fierenzola in Apulien habe er sich krank gestellt, insgeheim jedoch einen Leichnam vom Kirchhofe geholt und in sein Bett gelegt, worauf dieser als Kaiser beerdigt wurde; er aber – „der wahre Friedrich II." – flüchtete. Kolup, wahrscheinlich ein früherer Bedienter bei Hofe, befiehlt dem Rudolf von Habsburg in einem Schreiben, die kaiserliche Würde sofort niederzulegen und ohne Gefolge zu ihm zu kommen, um ihm als seinem Oberherrn zu huldigen. Der Markgraf von Thüringen gibt dem Thronprätendenten auf der Burg Meißen Quartier, überhäuft ihn mit Ehrungen, der Pseudofriedrich treibt ein Heer auf, die Städte am Rhein und die Einwohner von Westfriesland schließen sich ihm an, und erst

nach langen Jahren vermag Kaiser Rudolf den Sieg davonzutragen und den Urheber dieses Bürgerkriegs verbrennen zu lassen.

Der Mühlengehilfe Jacob Rehback gibt sich als Kurfürst Woldemar II., Markgraf von Brandenburg, aus, der seit dem Kreuzzug verschollen ist. Sein Kurfürstentum hat Ludwig von Bayern inne, als Rehback-Woldemar 1345 auftaucht und im Nu die Herzoge von Lauenburg, Braunschweig, Pommern, Mecklenburg und Anhalt für sich gewinnt, den Erzbischof Otto von Magdeburg und sogar Kaiser Karl IV. Er bleibt siegreich in den sich entfesselnden Kriegen und ist in Dessau als echter Askanier in der Fürstengruft beerdigt.

England ist seit seiner Besitznahme durch Wilhelm den Eroberer jahrhundertelang ein Spielball von königlichen und herzoglichen Mördern und Betrügern gewesen, die sich gegenseitig aus dem Wege räumten, um ihre Ansprüche auf das Inselreich geltend zu machen. Aber keiner von diesen englischen Fürstlichkeiten hat solche Wirrnisse hervorgerufen wie der Pferdeknecht Magdalen, den die Adelsparteien für den im lebenslänglichen Kerker befindlichen König Richard II. ausgaben, als sie ihren Anschlag gegen Heinrich IV. entdeckten und ihr Leben in Gefahr sahen. Unter der Führung Magdalens ziehen die Herzoge von Gloucester und Essex und Salisbury nach Oxford und schlagen den König in die Flucht. Als endlich das Rebellenheer besiegt und der falsche Richard hingerichtet ist, wird am selben Tage – im Tower der echte König Richard mit dem Beil erschlagen.

Einen genialen Plan hat im Jahre 1489 der Geistliche Richard Simon, der einen Oxforder Studenten namens Lambert Simnel dazu abrichtet, einen der vier im Tower befindlichen Söhne des hingerichteten Königs Eduard IV. zu spielen und Heinrich VII. die Krone zu rauben. Die Irländer schließen sich ihm mit Begeisterung an, er wird zu Dublin gekrönt, und es kommt zur Schlacht von Stoke, bei der viertausend Mann auf dem Felde bleiben. Schließlich wird der gekrönte König von Irland besiegt und – als Bedienter in die Falknerei eingestellt.

Noch toller ist das Schicksal von Percin Warbeck, einem Landstreicher, der sich als Richard III. von England ausgibt und solche Macht gewinnt, daß er die Nichte Jacobs IV. von Schottland, Caroline Huntley, eine vollendete Schönheit, zur Frau erhält, mit deutschen Truppen den richtigen König fünf Jahre lang, von 1494

bis 1499, bekriegt und auch noch später große Aufstände in Cornwall und anderen Provinzen entfesselt.

Im Jahre 1598 kehrte König Sebastian von Portugal, der zwanzig Jahre vorher auf dem Schlachtfelde von Alcaser in Afrika geblieben und als tot betrauert worden war, nach Europa zurück und machte seine Ansprüche auf das Zepter Portugals geltend, das seither vier Könige in den Händen gehalten hatten. Er besaß die typischen Dekadenzerscheinungen des Herrschergeschlechts: einen verkümmerten rechten Arm, eine breite Unterlippe sowie unglaublichen Hochmut. Als der Großherzog Ferdinand von Medici ihn in Haft nahm und dem Vizekönig von Neapel vorführen ließ, hatte dieser wegen der Hitze keinen Hut auf. Der angebliche Don Sebastian rief ihm schon von weitem zu: „Bedeckt Euer Haupt, Graf von Lemos!" Fast ganz Portugal huldigte ihm, aber als er besiegt und eingekerkert war, ließ sich das wankelmütige Volk einreden, daß Don Sebastian ein Schwindler gewesen sei und in Wirklichkeit ein abtrünniger Mönch namens Tullius Catiszon aus Apulien.

Interessant ist, daß ein wirklicher Kronprinz, der türkische Kaisersohn Baiazeth, sich eines Schwindlers bediente, um seinen Vater zu stürzen. Er richtete einen Sklaven Achmed Mustapha dazu ab, sich für den Prinzen Mustapha auszugeben, der beim Volke sehr beliebt gewesen und von Soliman I. erwürgt worden war (1553). Die Provinzen lehnten sich unter der Führung dieses falschen Mustapha gegen den Kaiser auf, und es dauerte lange, bevor Soliman sie besiegen und den Sklaven mit Steinen beschwert in den Hellespont werfen lassen konnte.

Ähnlich ist das Schicksal des falschen Demetrius, der aus Schillers Dramen-Fragment bei uns besonders bekannt ist. Dieser war ein Mönch namens Grischa Utropeia aus Jaroslau; er verdingte sich bei einem mächtigen Adligen in Litauen, der ihn eines Tages wegen einer begangenen Unterlassung „Sledinsen", das heißt Hurenbalg, schalt. Darauf begann der junge Mensch zu weinen und äußerte, wenn sein Herr wüßte, wer er wäre, würde er ihn nicht mit solchem Schimpfwort belegt haben. Auf Drängen hin „gestand" er nun unter Tränen, daß er Demetrius, der älteste Sohn des Zaren Iwan (des Grausamen), und den Mördern seines Schwagers Boris Godunow entronnen sei. Ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz, das man ihm bei seiner Geburt um den Hals gelegt habe, wies er vor. Das Gerücht von der Wiederkehr Demetrius' verbreitete sich

schnell, und der Wojwode von Sendomir gewährte ihm Beistand unter der Bedingung, daß er als Zar seine Tochter ehelichen und in Rußland die römische Religion einführen werde. Als Boris Godunow während des Krieges starb, zog der falsche Demetri am 16. Juni in Moskau als König ein und ließ die Mutter des echten mit Gepränge aus dem Kerker holen und in Pracht im Schlosse installieren; die alte Frau, aus Freude über solchen Wechsel ihres Schicksals und wohl auch aus Angst, umarmte ihren „Sohn" unter dem Jubel Rußlands. Aber der betrügerische Zar beging eine Tat der Ehrlichkeit: Sein Versprechen einlösend, nahm er die polnische Fürstentochter zur Braut und bekannte sich zum katholischen Glauben, weshalb er während der Hochzeit ermordet wurde.

Als Ludwig XVII., der in Wirklichkeit während der großen Revolution im Knabenalter beim Schuster Simon umgekommen war, gaben sich viele Hochstapler aus, von denen der Uhrmacher Naundorf aus Potsdam am meisten Glauben zu erwecken wußte. Auch der Findling Kaspar Hauser wurde und wird von ganz Europa als der rechtmäßige Thronerbe Badens angesehen, trotzdem sich das regierende Geschlecht mit allen Mitteln bemühte, ihn als Gauner hinzustellen; als dies nichts half, wurde Kaspar Hauser von einem unbekannten Mörder erdolcht. Überhaupt haben alle Kronprätendenten das gleiche Schicksal gehabt: Glückte ihnen ihr Schachzug, indem es ihnen gelang, den Thron zu besteigen, so waren sie und gelten sie noch heute „als rechtmäßige Herrscher von Gottes Gnaden", hatten sie Unglück, so endeten sie von Mörderhand im Kerker oder auf dem Schafott „als elende Betrüger".

Harry Domela aber, dem die Monarchisten die einzige glückliche Zeit seines Lebens verschafften, kann lachen, daß das in einer (wenn auch monarchistischen) Republik geschah, denn sonst hätten sich die Hohenzollern und alle ihre Knechte, die bekanntlich im August 1914 aufhörten, Parteien zu sein, und „nur Deutsche" wurden, an dem jungen Manne grausam gerächt.

DAS GIFTIGE KÖNIGREICH AM RHEIN

So wie überall hängen aus Fenstern und auf den Leinen weißgewaschene Hemden zum Trocknen. Nur fallen hierorts dem Ankömmling blaue, grüne, violette Flecken auf den Wäschestücken

auf. Ihm wird bald Aufklärung: Die Haut der Menschen, die im Alizarinblock der IG-Werke von Leverkusen arbeiten, wird vom Farbstoff imprägniert, und die Poren schwitzen einen Teil der aufgesogenen Farbe nachts oder am Sonntag auf die Wäsche, aus der die berühmte Farbe nimmermehr herausgeht.

Nicht nur an der Wäscheleine sieht man, in welchem Betrieb der Farbenkumpel beschäftigt ist, man erkennt auch an seiner Gesichtsfarbe, ob er ein „Indianer" ist, das heißt mit braunen Farben hantiert, oder ein „Grünspecht". In Leverkusen kann man an einem Abend blaue Hände schütteln, grüne Hände, rote Hände ...

Daß es die Haut lebender Menschen ist, an denen sich die Unverwüstlichkeit der eigentlich zur Färbung von Textilwaren dienenden Chemikalien offenbart, ist für die Betroffenen bedauerlich. Aber schlimmer wirken die Dämpfe, die beim Verkochen der Farben in die Lungen dringen, gefährlicher die Bleivergiftungen, die oft Geisteskrankheit zur Folge habenden Arsenwasserstoffgase im Litadone-Betrieb, die vitriolhaltigen Brandwunden und Erblindungen in der Abteilung, in der Zinkschlamm gemischt wird, das Chlor, das gleichfalls die Gehirnzellen zersetzt.

Mit Schutzbrillen und Gasmasken kann man manchen Unfall verhüten, aber fast niemand setzt sie auf: Man will schnell arbeiten, um eine Höhe der Prämienzulage und der Akkordleistung zu erreichen, die dem Arbeiter und seiner Familie erst das Existenzminimum verschafft. Bei Unfällen hat's dann die Betriebsleitung leicht, die „eigene Schuld" des Arbeiters festzustellen.

Auch den, den der Unfall verschont, verschonen die Chemikalien nicht: Erschütternde Blässe und Abgezehrtheit sind bei den Arbeitern von „Jammerkusen" die Regel; selbst die jungen Mädchen, die das Verpacken der pulverisierten Farben besorgen und die im Photobetrieb die Filme und Photopapiere herstellen, haben durch das Gift beziehungsweise die ewige Dunkelheit alle Jugend aus Augen und Wangen verloren.

Im Kriege – es muß nicht gerade ein Krieg sein, an dem Deutschland teilnimmt, die Entente braucht nur Aufträge zu geben – werden in dem Riesenwerk von Leverkusen noch ganz andere Gefahrenmomente hinzutreten. Die militärische Sachverständigenkommission hat in ihrem Bericht über die Kriegsmittelherstellung festgestellt: „Die Farbenfabriken können sehr schnell auf Giftgasproduktion umgestellt werden. In der Farbenindustrie werden

zahlreiche Erzeugnisse hergestellt, die Grund- und Zwischenprodukte zur Herstellung von Giftgasen und im technischen Kriege unmittelbar verwendbar sind. Die Farbenfabriken können ohne weiteres den Zwecken des Krieges dienen."

Den Pikrinblock bei Flitterd hat die Ententekommission schleifen lassen, ebenso die benachbarten Forts des Festungsgürtels, der, mit Fesselballons und Luftabwehrgeschützen ausgestattet, wohl weniger zum Schutze Kölns als zum Schutze dieses lebenswichtigen, das heißt todeswichtigen Betriebes gehörte. Trotz dieser Schleifung wird das Pikrinwerk im Augenblick irgendeines Mobilmachungsbefehls fröhliche Urständ feiern, und Garnisonsdienstfähige werden die Pikrinsäure in Granaten füllen, um der Front zu entgehen und grüne Haare und quittengelbe Wangen und vergiftete Organismen als Lohn erhalten. Wenn nicht gar wieder eines Tages ein Kessel mit der Granatfüllung explodiert, wie am 27. Januar 1917 zum Geburtstag Kaiser Wilhelms II. um elf Uhr vormittags, beinahe ein Erdbeben hervorrufend, Tausende Fenster der weiten Umgebung zersplitternd, sechs Menschen tötend.

Nicht mehr darum, daß Krupp zu Essen etwas habe, wird sich's im nächsten Krieg handeln, sondern vor allem wird die IG verdienen. Schrapnelle, Ekrasitgranaten, Mörser, Feldgeschütze – alter Plunder! All das wird in gasförmigen Aggregatzustand verwandelt. Durch die Luft wird nicht mehr geschossen werden, sondern aus der Luft mit Luft, freilich mit einer Luft, die ganze Ländereien mit Mensch und Tier und Halm und Gras erstickt, verpestet. Schon gibt es bessere Patente als Gelbkreuz und Blausäure, und wenn auch Amerika sein fürchterliches Levisite angeblich ins Meer versenkt hat, so steht der Menschheit ein gewiß nicht minder schauerliches Leverkusenite bevor.

Daß die Rezepte der IG nicht nur von Deutschland, sondern auch gegen Deutschland angewendet werden, dafür ist gesorgt. Die Spionage blüht, trotz aller Pinkertons, in und um Leverkusen, in der Badischen Anilin- und Sodafabrik zu Mannheim-Ludwigshafen, im Leunawerk bei Halle, in der Agfa-Farbenfabrik zu Wolfen, in den Stickstoffwerken Piesteritz und Griesheim-Elektron, und was der Spion nicht an die Entente verkauft – verkaufen die Spitzel und Lockspitzel zu höherem Preis an die Entente. Zum ständigen Repertoire des Düsseldorfer Gerichts gehören die Wirtschaftsspionage und Industriespionage von Leverkusen; aber ob die militärische

Ententekommission zum Dank für die großzügig zugelassene Aufrechterhaltung einiger Betriebe nicht irgendwelche besonderen Geheimnisse erhalten, ob nicht zu Nutz und Frommen der höheren Tantieme manches ans Ausland, zum Beispiel an den amerikanischen Dupont-Trust verkauft wurde und ob bei der Konferenz der britischen Industriellendelegation zu Leverkusen mit dem Transportminister Ashley eine Beteiligung Englands am deutschen Chemietrust, eine Zusammenarbeit mit der British Dyestuff Corporation, eine deutsch-englische Interessengemeinschaft in der Erzeugung von Stickstoff, Oleum und Kunstseide, und wegen Kriegslieferungen an Rumänien, Polen und Lettland gegen Sowjetrußland Beschlüsse gefaßt worden sind, braucht die profane Welt ja gar nicht so genau zu wissen.

Die Bevölkerung von Wiesdorf-Leverkusen wird von den herrlichen Zeiten, denen uns die Interessengemeinschaft entgegenführt, nicht unvorbereitet getroffen werden, sie ist an allerhand gewöhnt. Trotzdem die Giftschwaden erst in einer Höhe von dreißig bis siebzig Metern von den Schornsteinen freigegeben werden, spürt man, besonders an heißen Tagen, überall den atembeklemmenden Hauch. Und das Mauerwerk des ungeheuren Betriebs abschreitend, bekommt man eine Musterkollektion von Gasen in Lungen und Nase. Mit dem Geruchssinn allein könnte ein chemischer Spion den Lageplan des Werkes feststellen. Schwefelgas, Ammoniak, Oleum, Azetylen, Natrondämpfe, Chlorgas und vor allem die Schädlingsmittel Uspulum, Solbar, Certan und die anderen zur Vernichtung von Insekten hergestellten, aber vielleicht auch zur Vernichtung von Menschen verbesserbaren Gase sagen ihm von außen, in der Frohnhofstraße, an den Ruinen des von der IG längst aufgesogenen Ultramarinwerks von Carl Leverkus oder in der Antoine-Laurent-Lavoisier-Straße, welcher Betrieb sich jenseits der Schutzmauer versteckt.

Und auch am Ufer wird die Brise des Rheinstroms von der Ausdünstung der Fabrik vollkommen überwältigt. Hier genießt man eine jener Ansichten vom Niederrhein, von denen George Forster nichts ahnte, als er die seinen schrieb, eine Außenansicht des Leverkusener Werkes, die lebhafter ist als die Höfe, auf denen nur Materialhaufen, Kippwagen stehen, wo in den Objekten Giftmischereien betrieben, Hexenkessel geheizt werden. Den schmalen Kai zwischen Umfassungsmauer und Fluß durchschneiden Schie-

nenstränge, überwölben die Riesenkrane und ihre Schwebebahnen, Hügel von Kohle und Sand erheben sich nahe dem Ladeplatz der Zillen, farbige und farblose Farbenkumpels in brauner Zuchthauskluft – „Säureanzug" und Holzpantinen – holen sich die Gipse, Kiese und anderes Rohmaterial, das sie in das sie selbst vergiftende Gift zu verwandeln haben. Stromabwärts sieht man die Kirchtürme Rheindorfs, stromaufwärts den Kölner Dom, der klein und niedrig und fern wirkt unter den Schloten und Kranen und Kühltürmen, mit denen die Machthaber der Neuzeit sinnfälliger und gewinnbringender als die des Mittelalters dem armen Volke ihre Macht und seine Ohnmacht vor Augen führen.

Die blauweiße Fahne mit dem Königlich Bayerischen Löwen, der schon zu den Zeiten, als ein Herr Friedrich Bayer (u. Co.) hier die Teerfarbenfabrik gegründet hatte, das Firmazeichen war, weht vom Giebel der Duisbergschen Villa – Seine Majestät geruhen zum Séjour auf dem Stammschloß zu weilen.

Von dem Luxus, der darin herrschen soll, erzählen die Leute von Wiesdorf-Leverkusen die phantastischsten Dinge. „Naive Vorstellungen von der Verwertung des Reichtums!" – „Eine aus demagogischen Gründen ausgesprengte Tendenzlüge?" Wenn sie's ist, dann kommt sie auch nicht im entferntesten an die offizielle Tendenzlüge heran, mit der man durch des Chemiekönigs alleruntertänigsten Bürgermeister von Wiesdorf-Leverkusen verkünden ließ, daß Geheimrat Duisberg während der Rheinlandbesetzung im Keller seiner Villa hausen mußte, da die oberen Räume von der Kontrollkommission bewohnt waren! Nach einer Zeit, da Millionen Menschen jahrelang im Lehmboden der Schützengräben hockten, in einer Zeit, da das Ruhr- und Rheinland von Truppeneinquartierungen heimgesucht war, läßt sich der Herr Geheimrat als Märtyrer, als Held einer Legende feiern, weil er in seinem Schlosse einige vornehme Geschäftsfreunde aus dem Ausland beherbergte! Hätte er wirklich mit seinen Parterreräumen oder mit dem Souterrain vorliebnehmen müssen – er hat doch nicht als Elender in feuchten Kellerwänden, er hat doch immer komfortabler gewohnt als alle seine – Direktoren; denn sonst hätte der mit Automobilen begabte Herr ja einfach ein feenhaftes Appartement in einem Hotel des nahen Düsseldorf, des nahen Köln gemietet.

In Respektdistanz von der Villa: das Fabrikkasino für die Belegschaft. Auch ein Gesellschaftshaus gibt es, wo die Arbeiter-

aristokratie der Werkmeister verkehrt, und ein Gemeinschaftsheim für die Kumpels. Theatervorstellungen, Kinovorführungen, Sportveranstaltungen, einen Park „für die Arbeiter", die Bibliotheken, Werkvereine, Sprachenkurse und dergleichen sind reich dotiert, wie denn die Verwaltung von Leverkusen den Ehrgeiz hat, den „berühmten Wohlfahrtseinrichtungen" von Krupp in Essen den Rang abzulaufen. Darum heißt auch die gelbe Werkzeitung „Erholung", darum wimmelt es auch von Denkmälern der „Wohlfahrt" und der „Caritas", auf dem Feierabendbrunnen spielt ein gutgenährter Arbeiter aus Stein zufrieden die Harmonika, und der Juliabrunnen ist zum Dank dafür errichtet, daß die Fabrikantengattin Julia Bayer dem ersten Arbeiterbezirk „erlaubte", ihren Namen zu tragen. Dagegen gibt es in Wiesdorf-Leverkusen keine Leninstraße; obwohl die zuständige Kommission diese Benennung rechtsgültig beschlossen hat, führt der Bürgermeister als Chef der Polizeiverwaltung einfach die Umbenennung nicht durch. „Wir haben wenig von den Wohlfahrtseinrichtungen", meinen die Leute, „wir haben ja keine Zeit dazu und sind abends zu müde."

Wäre es wirklich, wie sie und wie Richard Dehmel in seinem kleinbürgerlichen Proletariergedicht meinen, „nur Zeit", was ihnen mangelt, so wäre es halb so schlimm. Aber vor allem soll die Aussicht auf diese Wohltätigkeitsgaben (die sich übrigens auf den Menschenabfall nicht erstrecken, so daß es zum Beispiel keine Spur eines richtigen Krankenhauses gibt) den Arbeiter nur von seinem Schicksal ablenken, ihn an die Arbeitsstätte fesseln, ihn seiner Freizügigkeit berauben, ihn vom Klassenkampf abhalten, ihn willfährig und widerstandsfähig machen, auf daß er ausharre in giftigen Wolken und neue erzeuge gegen die Interessengemeinschaft mit den Proletariern aller Länder und für die Interessengemeinschaft der Farbenindustrie und ihrer Dividenden.

DER MAUSCHELNDE TROMPETER VON SÄCKINGEN

Vor etwa zwanzig Jahren hat eine Wiener Finanzbehörde ein eingelangtes Steuerbekenntnis als zu niedrig beanstandet: „Wie hieramts sichergestellt wurde, besuchen Sie fast allabendlich die Hofoper, einen Fauteuilsitz benützend, sind Reserveoffizier des k. u. k. Dragonerregiments Nr. 4, nehmen in jeder Woche an Jagden teil

und sind im Vorjahre sogar mehrere Monate lang im Somaliland auf der Tigerjagd gewesen, nachtmahlen regelmäßig bei Sacher usw. – durchwegs Ausgaben, die dem von Ihnen fatierten Einkommen keineswegs entsprechen können." – Auf diesen Akt kam folgende Antwort: „Hochlöbliche Steuerbehörde! Ich lebe über meine Verhältnisse. Hochachtungsvoll ..."

Wie hieß der Grandseigneur, dem das Amt so kostspielige Passionen nachrechnete und der darauf eine so souveräne Antwort gab? Er hieß: Rudolf Pick. Sein Vater hat das Fiakerlied gedichtet, mit dem Girardi mehr Ruhm gewann als der Verfasser. Der Sohn aber fand für sein eigenes Werk nicht einmal einen Interpreten. Er hat ihn auch nicht gesucht. Nur in der Handschrift existierte die Parodie, die er verfaßt hat, die sich seine Freunde abschrieben und die manch anderer zitierte, ohne zu wissen, woher das Zitat stamme. Erst nach dem Tode Rudolf Picks ist sie in Druck erschienen: „Die Nelkenburg. Ein ritterlich Spiel."

Das ritterlich Spiel ist im jüdischen Jargon geschrieben. Der Literarhistoriker wird aus diesem mundartlichen Witz feststellen, daß die Satire gegen ihre Zeit gerichtet war, in der die Ritterromantik und Butzenscheibenpoesie der Scheffel und Baumbach in Blüte stand; der aber, dem ein Werk als Weg zu einem Menschen wichtig ist, wird in dem Autor der „Nelkenburg" den Autor jener Steuerfassion erkennen, der bei Sacher speist, in der Hofoper einen ständigen Fauteuilsitz hat, auf die Tigerjagd geht (durch eine Duellaffäre berüchtigt ist), bei den feudalsten Dragonern Reserveoffizier ist und – Rudolf Pick heißt. Die Mischung von Rittersprache und Gemauschel soll vielleicht einen Konflikt zwischen Nam' und Art des Dichters besagen.

Die Gestalten, die auf der reisigen Nelkenburg hausen, sind Kinder, die Heinrich Eichenbach mit Frau Minne gezeugt hat oder der Trompeter von Säckingen mit Gisela Werbezirk. Sie, Gisela Werbezirk, ist es auch, die das Spiel zu neuem Leben erwecken könnte, wenn sie die Rolle des Samuel Nuß, des fahrenden Gesellen, spielen würde, der ihr zuliebe ins Feminine gewandelt werden müßte. Denn schließlich ist's egal, ob Nuß ein Schadchen oder eine Schadchente ist.

Das „Drama" beginnt mit einem Dialog, den der Herr auf Nelkenburg mit seinem Burgprokuristen Kuno Kafka führt. Nelkenburg hat den Kafka erwischt, wie er oben auf dem Söller mit

dem Türmer Dadeln gespielt hat, und schreit ihn an: „Wenn Sie vier Ober in der Hand haben, kann einer Bresche legen in die Burg, bevor Sie's merken ... Und wenn Sie sich unterstehen, noch ein Wort mit meinem Edelfräulein Tochter zu reden, so laß ich Sie in Turm werfen, bei meiner Helmzier! Sie Chutzpejüngel! Und die Magd soll sich bei der Muhme sitzen und die Nedann zusammenspinnen, bis sie schwarz wird." – Kafka (beiseite): „Traun! Ein mieser Baldower!"

Nelkenburg diktiert nun dem Burgprokuristen ein geharnischtes Sendschreiben an den Ritter Löwenstamm, denn er findet, mit der Durchsicht seiner Bücher beschäftigt, daß der letzte Fehdehandschuh noch nicht beglichen ist. „Sollten Sie sich bis Medio dieses zu keinem von beiden entschlossen haben, so würden wir uns zu unserem Bedauern genötigt sehen, Ihre werte Burg zu berennen." Die Warnungen des Burgschreibers weist der kühne Burgherr zurück: „Kafka! Sie haben kein Reiterblut! Der Türmer soll zum Kampfe blasen. Die Kassa sofort in den Keller." Leider sind die Knappen und Bogenschützen nicht zu Hause. Zwei sind auf dem Gejaid – „no, na, Siegfried Fischl muß eine Luchsjagd geben! Bei Wolfsmilch ist er großgezogen!" –, zwei sind auf dem Wochenmarkt, einer ist einkassieren geritten, und Jossel hat wieder seine Beinhautentzündung.

Die Mobilisierung ist in vollem Gange, zwischen dem züchtigen Burgfräulein und dem reisigen Knappen, der in Kampf und Gefahr zieht, entspinnt sich empfindsames Minnespiel: „... morgen, Fräulein Rosalie, morgen um die Zeit senken sie vielleicht die Fahnen über meinem frischen Grab – ein junges Blut weniger! –, mein Schlachtroß wird mir nachgeführt, der Goi auf dem Söller bläst ein trauriges Liedel – Kafka ist dahin." Aber gemach, es kommt nicht so schlimm. Während die Wälle berannt werden, der Kampf schon auf den Zinnen tobt, naht der Heiratsvermittler, söhnt die Gegner miteinander aus, wonnigliche Stimmung ist auf der Nelkenburg, die Fanfaren dröhnen freudig, das tragische Ritterspiel mit einer Chassene beschließend, tanderadei, und nur der liebende Burgprokurist hat das Nachsehen, er wird sich nach einer anderen Braut und einem anderen Posten umsehen müssen, „sein schnaubendes Roß" am Zügel, zieht er von dannen, ein elegisches Lied auf den Lippen: „Frau Minne – sie soll zerspringen ..."

DIE SOZIALISTISCHEN TYPEN DES REPORTERS EMILE ZOLA

Die Tat, mit der der Syndikalist Suwarin im Roman „Germinal“ das Bergwerk tötet, ist ein Strafgericht an den müßigen Nutznießern der Grube und an den Ausbeutern einer ausgemergelten Belegschaft, ist Vergeltung an den Streikbrechern, ist Rache für den Menschenmord und ist Vollstreckung der poetischen Gerechtigkeit – die tragische Schuld des Voreux und seiner Besitzer wird gebüßt. Der Maschinist als Deus ex machina ... Wem aber, fragen wir, wem nützt diese syndikalistische Einzeltat? Nicht einmal als Drohung an die Kapitalisten war sie vorher vorhanden, nicht einmal als abschreckende Gefahr war sie den Streikbrechern aus der Borinage und aus Montsou, dem Dorf der Zweihundertvierzig, bewußt, nicht einmal als Hoffnung konnte sie den Streikenden leuchten, konnte die Monate gräßlicher Verzweiflung nicht kürzen, das Sterben durch Hunger und Gewehrpatronen keineswegs verhüten. Und da sie begangen ist, nützt sie noch immer nichts. In verhaltenem Zorn, nach zweieinhalbmonatigem Ausstand müssen die Kumpels mit gebeugtem Rücken wieder hinein in das Labyrinth des schwarzen Minotaurus, durch den Hunger überwunden; der Lohnverminderung mußten sie sich unterwerfen, die ihnen den Lohn für eine Stunde schwerer Arbeit stiehlt; sie mußten den Schwur (nicht einzufahren) brechen; und das Blut der gefallenen Kameraden ist ein niederschmetternder Vorwurf. Niemanden tröstet der Tod der Grube „Le Voreux“, fast niemand ahnt, daß es eine Tat von Menschenhand war, und niemand würde Suwarin dafür segnen ... Wie aber stellt sich Zola zu dieser antimarxistischen Aktion des Antimarxisten Suwarin, der über die Internationale spöttelt und skeptisch über Karl Marx spricht? Zola lobt und tadelt nicht, er gibt den Charakter seiner Gestalten in ihren Gesprächen. „Nichts als Dummheiten“, läßt er den Anarchisten Suwarin antworten, als Lantier von der Weltumspannung der eben in London gegründeten Internationalen Arbeiterassoziation schwärmt, „nichts als Dummheiten! Euer Karl Marx ist noch so weit, daß er die natürlichen Kräfte walten lassen will. Keine Politik und keine Verschwörung, wie? Alles ganz offen und bloß zum Zwecke der Lohnerhöhungen ... Laßt mich in Frieden mit *eurer* Revolution! Zündet die Städte an allen vier Enden an, mäht die

Völker nieder, rasiert alles weg, und wenn nichts mehr übrig sein wird von dieser verfaulten Welt, dann wird vielleicht eine bessere an ihre Stelle kommen."

Der eine von den zwei Kameraden, zu denen Suwarin das spricht, ist Stefan Lantier, von dessen systemlos angelesenen sozialistischen Grundsätzen Zola berichtet: „Obenauf stand die Idee von Karl Marx: ‚das Kapital ist das Resultat der Beraubung', die Arbeit hat die Pflicht und das Recht, diesen gestohlenen Reichtum zurückzuerobern. Stefan Lantier vertrat die Forderung von der Überführung der Produktionsmittel aus den privaten Händen in den Besitz der Allgemeinheit." Der andere ist der Schankwirt Rasseneur, der keine Theorie kennt, so etwas wie ein unpolitisches Gewerkschaftsideal hat, gegen die Internationale und (aus geschäftlichen Gründen) gegen den Streik und für Bescheidenheit ist, „man dürfe von den Unternehmern nur das Mögliche verlangen, ohne – wie es viele andere tun – Dinge zu fordern, die allzuschwer zu erreichen sind". Diese Partner, der Halbmarxist und der Unmarxist, sie quittieren die Worte des Antimarxisten mit Lachen, die Zerstörungstheorie Suwarins erscheint ihnen eitel Großsprecherei. Und auf die Angriffe, die ihm Zola gegen Marx und seine Lehre in den Mund legt, achten sie nicht. Obwohl sie vielleicht nicht wissen, daß all das falsch ist, daß Marx die Akkumulation des Kapitals nie als den einzigen Weg zur Verwirklichung des Sozialismus bezeichnet, noch weniger jemals die Politik verworfen und nie die Lohnerhöhung als Zweck der sozialen Bewegung hingestellt hat. So mußte sich aber der Marxismus in den Köpfen jener malen, die von ihm nichts anderes wissen konnten, als was die demokratischen Ausleger daraus gemacht, die Reformisten gelehrt hatten.

Emile Zola, der alle diese Typen und Reden auf seinen Reportergängen kennengelernt und belauscht hat, fühlte die Fehlerhaftigkeit dieser Auslegung heraus, so wie er wußte, daß nicht die Einzeltat die Rettung aller sein könne. Er ist voll Ironie, wenn er seinen Suwarin prophezeien läßt: „Bakunin allein vermag den Keulenschlag zu führen, während deine Gelehrten mit ihrer Evolution nichts als Feiglinge sind ... Ehe drei Jahre vergehen, wird die Internationale unter seinen Beilen die alte Welt zertrümmern ... Der Räuber ist der wahre Held, der Volksrächer, der Revolutionär der Tat, ohne die aus den Büchern geholten Phrasen." Ja, Zola sagt selbst aus, Suwarins Ansicht sei, „die heilige und gesunde Un-

wissenheit sollte das Bad sein, in welchem die Männer ihre Kraft stählen würden".

Immerhin: Es läßt sich nicht übersehen, daß Zola, bei aller Objektivität, für den lyrischen, mädchenhaften Terroristen, der das Kaninchen Pologne zärtlich streichelt und mit eiserner Energie den Käfig des bestialischen Grundwassers durchsägt, viel Sympathie übrig hat. Wie er ihn schildert, flüchtiger russischer Adeliger, unbeirrbar für die Idee in der Fremde wirkend, das Jugenderlebnis nie vergessend, daß sein liebster, verwandtester Kamerad wegen eines Attentats auf den Zaren hingerichtet worden ist, und die Prophezeiung, mit der ihn der Dichter von dannen ziehen läßt („... wenn die sterbende Bourgeoisie unter jedem ihrer Schritte den Boden wanken fühlen wird: das wird sein Werk sein"), läßt uns manchmal an Lenin denken. Der verbissene Anarchist Suwarin ist freundlicher gesehen als alle Träger des Arbeiterausstandes, wohlwollender sogar als der von Eitelkeit und Erbsünde verwirrte Held des Romans Stefan Lantier, viel wohlwollender als der entfesselte Lavaque, als der ehrgeizige Funktionär der Internationalen Arbeiterassoziation Pluchard, als der brave Arbeiter Maheu, als der blutrünstige Knabe Jeanlin, als die Erinnye Brulé, als die derbe Mouquette, der widerwärtige Sozialverräter Chaval, als der von Kohlenstaub und perversem Rachegeist durchseuchte Urvater Bonnemont, als die Levaque, als Rasseneur, der von der Internationale und von dem Kampf zwischen Bakuninianern und Marxisten nur Unsinn schwatzt, als der gelbe Kriecher Pierron, wohlwollender geschildert als die anderen, deren Leidenschaften auf diesem Schlachtfelde des Klassenkampfs in Erscheinung treten.

Nur eine Gestalt im Roman steht über ihm: die Proletarierin. Der Mann der Maheude wird erschossen, ein Kind stirbt Hungers, ein zweites verkommt auf der Straße, die Tochter schafft man tot aus dem Schacht, der Sohn wird bei der Rettungsarbeit getötet, der Schwiegervater verübt in ihrer Wohnung Selbstmord, üble Nachrede erhebt sich um sie, beispiellose Not schlägt über ihrem Kopf zusammen, aber sie weist jeden Gedanken an Sozialverrat weit zurück, sie läßt keinen ihrer Familie zum Streikbruch zu. Und als sie dann selbst, sie, deren Aufgabe die Verwaltung des Haushaltes war, wieder in die Grube hinabfahren muß, weil der Streik verloren, da spricht sie zu Lantier, dem alle anderen die Schuld geben, den alle anderen hassen: „Nach dem Gemetzel war ich einen Augenblick

in der Stimmung, dich zu erwürgen; doch man überlegt die Dinge, nicht wahr? Und man findet schließlich, daß niemand schuld daran sei. Nein, nein, es war nicht deine Schuld, es war die Schuld der ganzen Welt." Die Maheude hat den Glauben nicht verloren, sie ist in ruhiger Zuversicht zu der Gewißheit gelangt, „que l'injustice ne peut durer davantage et que s'il n'y a plus de bon Dieu, il en repoussera un autre pour venger les misérables", daß die Ungerechtigkeit nicht andauern kann, und wenn es keinen lieben Gott mehr gibt, man einen anderen aufrichten wird, um die Armen zu rächen.

Diese Geschichtsauffassung der schlichten Proletarierin, die nicht dem Führer, nicht einem einzelnen die Schuld an dem grauenhaften Ende der Aktion gibt, erfüllt den Helden des Romanes, da er im Monat „Germinal" über die Felder zieht. „Wenn eine Klasse aufgezehrt werden muß", sagt sich Stefan Lantier, „dann wird es doch sicherlich das lebensfähige, noch junge Proletariat sein, welche die von Genüssen ausgemergelte Bourgeoisie aufzehren wird. Neues Blut wird die neue Gesellschaft bilden. Und in dieser Erwartung ... tauchte sein absoluter Glaube an eine nahe, an die wahre Revolution wieder auf, an die Revolution der Arbeiter, deren Brand die Neige des Jahrhunderts in den Purpur der Sonne tauchen würde, die er blutrot am Himmel aufziehen sah ... Und es gediehen Menschen, eine schwarze Rächerarmee, die langsam in den Furchen keimte, für die Ernten des künftigen Jahrhunderts emporwachsend, und deren Keime alsbald die Erde sprengen wollten."

So schließt „Germinal", der Roman, mit dem Beginn von „Germinal", dem Keimmonat. Die Ruinen des Bergwerks „Le Voreux" bleiben weit zurück ... Die Grube konnte man hinrichten, hier war ein Streit über Ausmaß und Vollstreckung des Urteils möglich, hier konnten und mußten sich die Plädoyers des Anarchisten und des Kommunisten schroff begegnen, so wie anderswo die politischen Meinungen aneinanderplatzen, zum Beispiel im Roman „La Terre" der Aufruf des Schutzzöllners Lequeu zum Bauernstreik, das Programm der sozialen Revolution, das der Bohemien Leroi-Kanone predigt, und die Brandschatzungsideale des Lumpenproleten Hyacinthe Fouan, genannt „Jesus".

Wie aber, wenn kein konkreter Feind da ist, kein mit materieller Gewalt niederzuringender? Was dann, wenn es sich um den großen Gegner handelt, um den Kapitalismus an sich?

Das Geld stößt Zola auf diese Frage. Er sieht und schildert die Fieberhöhle der Pariser Börse, das maßlose Treiben der Makler und Spekulanten, dieses Schachern mit Notizen und Zetteln, das draußen, weit von hier, irgendwo in einem Vorstadthäuschen oder einer Provinzstadt Menschenleben und Familienglück vernichtet und die ganze Welt zu verschlingen droht, ihn schaudert vor dem konzessionierten Pestherd – aber diesen Bau mit Dynamit in die Luft zu sprengen, es hätte ebensowenig Sinn wie die Sprengung der Montmartre-Kathedrale, die später im Roman „Paris" der antiklerikal gewesene Priester Pierre Froment beabsichtigt, es hätte ebensowenig rettenden Wert wie die Vernichtung des Bergwerks „Le Voreux". Das wäre nur Beseitigung eines Symptoms, das Kapital würde ruhig weiterwüten, von einer anderen, vielleicht von tausend anderen Operationsbasen aus.

Und hier wird der Schöpfer des experimentellen Romans zum erstenmal von dem Geiste der marxistischen Lehre ergriffen, die da lautet, daß auch die Theorie zu materieller Gewalt werden kann, wenn sie die Massen erfaßt. Lesen wir den Beginn des Romanes, vernehmen wir, wovor sich der mißtrauische Börsenspekulant Moser am meisten fürchtet, vernehmen wir, wovor er warnt: „Ja, ich weiß, der Markt scheint euch fest, und die Geschäfte gehen. Aber wartet nur das Ende ab ...! Das Volk rührt sich. Die Internationale Arbeiter-Assoziation, die man gegründet hat, um die Lage der Arbeiter zu verbessern, erschreckt mich sehr. Es gibt in Frankreich einen Protest, eine revolutionäre Bewegung, die immer deutlicher zutage tritt ... Ich sage euch: die Frucht ist wurmstichig. Alles wird aus den Fugen gehen!"

Als Träger der sozialistischen Idee wird Sigismund Busch eingeführt. Wo von ihm die Rede ist, wird auch von einer realen Erscheinung gesprochen: von Karl Marx. Zola läßt Sigismund Busch den Freund und Anhänger von Marx sein. Busch habe Marx 1849 in Köln kennengelernt, sei sein Mitarbeiter an der „Rheinischen Zeitung" gewesen, habe sich flammend zur Lehre des Kommunistischen Manifestes bekannt und stehe, seit Marx infolge der Julirevolution aus Paris flüchten und in London sein Asyl suchen mußte, in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Da oben in einer ungeheizten Dachkammer der Rue de Vivienne berechnet Sigismund Busch in Zahlen und Tabellen den Zusammenbruch des Kapitalismus, den Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung, die

Regelung von Bedarf und Produktion. Dieser hagere Mensch von fünfunddreißig Jahren, lungenkrank, fröstelnd, hüstelnd, fiebernd vor Erwartung einer neuen, einer gerechten Welt. Natürlich verurteilt er die Schwärmerei für Gerechtigkeit und sogar die Wohltätigkeit als eine Steuer, mit der man die Ungleichheit der Vermögensverhältnisse sanktioniert, eine Steuer, durch die man sich die Beruhigung darüber erkauft, daß man Nutznießer der kapitalistischen Ungerechtigkeit ist.

Und hat keine Ahnung davon, daß er selbst von einem Almosen lebt, von einem Almosen, das ihm sein Bruder Alfons spendet. Der Sozialist Sigismund, vollkommen Bürger des Zukunftsstaates, weiß nichts davon, daß sein Bruder Adolf, mit dem er Tür an Tür wohnt, von allen schurkischen Börsenschacherern just der schurkischeste ist, daß dieser Bruder Erpressungen, Drohungen, Vernichtungen und Verfolgungen betreibt, seine Schuldner wie ein hungriger Werwolf verfolgt und imstande ist, aus dem Blut eines Menschen zehn Sous abzuzapfen ... Nichts von alledem weiß Sigismund Busch, dieser Idealist der materialistischen Geschichtsauffassung, dieser Materialist, der frei von materiellem Leben ist und an die Zukunft glaubt.

Als Saccard, der machtgierige Präsident der katholischen Banque universelle, zu Sigismund kommt, um sich einen russischen Brief übersetzen zu lassen, weist Saccard auf das Gebäude der Börse und fragt, wir hören die Ironie!, den sozialistischen Narren: „Wann werden Sie all das mit einem Fußtritt hinwegfegen?" Sigismund Busch zuckt mit den Achseln: „Wozu? Ihr richtet euch schon selber zugrunde." Und nun erklärt er dem Börsenmagnaten das Gesetz von der Akkumulation des Kapitals, erklärt es am Großgrundbesitz, der das Kleinbauerntum, an der Großindustrie, die Handwerk und Gewerbe, am Warenhaus, das den Kleinhandel, am Bankhaus, das den Wechsler vernichtet. „Wir warten, bis alles zusammenbricht, bis die heutige Produktionsmethode zu der Unerträglichkeit ihrer letzten Konsequenzen führt."

Wir sehen wieder, daß Zola aus der Kapitalakkumulation die Konsequenz des Wartens ableitet, welche die Reformisten seiner Zeit in den Marxismus hineininterpretiert haben, und nachdem Sigismund Busch dem ängstlich werdenden Bankmann das Wesen des Kollektivismus, der Realisation des Kommunistischen Manifestes erklärt hat, lehnt er auch – wir hören wieder die Regierungs-

sozialisten sprechen – den Gedanken an eine einfache Enteignung der Rothschildisch-Gundermannschen Milliardenvermögen ab; er spricht von Ablösung, von Kauf gegen Annuitäten und läßt sogar die Möglichkeit einer Vererbung dieser Genußscheine offen. Sogar einer der häufigsten und albernsten und oberflächlichsten Zweifel an der Durchführbarkeit des Sozialismus wird ausgesprochen, indem die Frage gestellt wird: „Durch welches Mittel soll nun die Produktionskraft des Arbeiters angespornt werden, wenn der Begriff des Gewinnes abgeschafft sein wird?"

Vierhundert Romanseiten später, als Saccard wieder im Krankenzimmer Buschs ist, liegt ein dickleibiges deutsches Buch auf dessen Tisch: „Zehn Lebensjahre meines Meisters Karl Marx; das Werk über das Kapital, das er uns seit langem versprochen hat. Das ist jetzt unsere Bibel." Die ganze Nacht hat der Schwerkranke im „Kapital" gelesen, und jetzt sagt er nichts mehr von Ablösung, von Abkauf zu Saccard. Nein: „Der kollektivistische Staat wird nur das zu tun haben, was jetzt Sie tun. Er wird euch en bloc zu expropriieren haben, wenn ihr im Detail die Kleinen expropriiert haben werdet; er wird nur das Streben Ihres maßlosen Traumes zu verwirklichen haben, welcher, nicht wahr?, darin besteht, alle Kapitalien der Welt zu absorbieren, die einzige Bank, das Gewaltdepot des öffentlichen Lebens zu sein ..."

Immer entschiedener wird, während er das Marxsche Kapitalwerk durcharbeitet, die Neugestaltungsidee in Sigismund Busch, und als er, der Sterbende, einer Besucherin sein handschriftliches Lebenswerk zeigt, da offenbart er in zerebraler Übersteigerung die Vision des Sozialismus, wir sehen beinahe den Sowjetstaat vor uns mit seiner roten Arbeitsarmee, ja mehr noch, den Staat, der die Übergangsperiode der Revolution und die Diktatur des Proletariats hinter sich hat: „... Sehen Sie dieses einzelne Blatt mit den Randbemerkungen, das ist die Organisation der Familie, der freie Vertrag, der die Erziehung und die Erhaltung der Kinder der Gemeinschaft überträgt. Das ist nicht die Anarchie! Betrachten Sie diese andere Notiz: Da verlange ich ein leitendes Komitee für jeden Produktionszweig, damit betraut, die Produktion nach dem Verbrauch zu regeln, indem die wirklichen Bedürfnisse festgestellt werden. Und hier noch ein Detail der Organisation: In den Städten, auf den Feldern werden ganze Heere von industriellen Arbeitern, ganze Heere von Landarbeitern tätig sein unter der Leitung von

Führern, die sie selbst gewählt, Vorschriften gehorchend, die sie sich selbst gegeben haben ..."

Er sieht aus seinen Zetteln und Papieren und Heften diese neue Welt des verwirklichten Sozialismus auferstehen und stirbt. Sein Bruder, die Hyäne des Geldmarktes, kommt herbei, als Sigismund tot daliegt, und rafft in einem Anfall wütender Verzweiflung die auf dem Bette verstreuten Papiere zusammen, zerreißt sie, zertritt sie ...

Das ist das Hintertürchen. Denn auch Zola ist bei allem Fanatismus für das entrechtete Proletariat, auch er ist ein Bourgeoisiesozialist, kein Klassenkämpfer. Und in seinem letzten Industrieroman, in „Travail", verliert er sich gar in einem vollkommen mißglückten Utopismus. Auch Utopia müßte eine Insel, müßte rings vom Ozean umbrandet sein – keinesfalls kann im Streukegel einander beschießender Kanonen ein Gefilde der Seligen erblühen. Keinesfalls – wir wissen es aus der Theorie und aus praktischen Versuchen – kann sich innerhalb kapitalistischer Umwelt eine sozialistische Kolonie friedlich entfalten. Der alternde Zola aber, vom experimentellen Roman zum konstruktiven übergehend, reportagemüde und versöhnungshungrig, baut uns diese paradiesische Fabrik mitten in den Höllenschlund des Kapitalismus. Und ist diese Fabrik überhaupt paradiesisch? Es ist die berüchtigte „konstitutionelle Fabrik", der Betrieb mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter.

Der Millionär, den Fourier zeitlebens vergeblich ersehnt hat, damit er ihm die Mittel zur Verwirklichung seiner Utopie zur Verfügung stelle, in „Travail" („Arbeit") ersteht er in der Figur des Ingenieurs Luc Fromont; die Million besteht in dessen Arbeitseifer. Von seinem bis zum Revolutionarismus getriebenen Vater, dem Priester Pierre Fromont der „Drei Städte", hat Luc nichts Revolutionäres geerbt. Ihm kommt das Buch „Solidarität" in die Hand, das Buch eines Fourier-Schülers, wahrscheinlich eine von den Verwässerungen, den Entrevolutionierungsversuchen des immerhin revolutionär gewesenen Meisters. Nach dieser Lektüre schickt sich Luc Fromont mit Hilfe des gütigen Geschwisterpaares Jordan an, aus deren Eisenwerk „Crêcherie" ein Phalansterium zu machen, ein großes Bündnis des Kapitals, der Arbeit und des Talents, ein „Muster der künftigen Gesellschaft" und einen Gegensatz zur Nachbarfabrik, dem „Abgrund", zu derjenigen, „wo das Lohnsystem des alten Bagnos herrscht und wo der zum Sklaven ge-

wordene Arbeiter gequält und entehrt wird". Warum sich Luc Fromont bei seiner Beglückungsidee gerade von den seit sechzig Jahren überholten Plänen Fouriers leiten läßt? Er gesteht es sich selbst ein: „Weil er ein persönliches Widerstreben gegen die revolutionäre Gewalttätigkeit fühlte, weil er seine wissenschaftliche Zuversicht auf die ununterbrochene Evolution gesetzt hatte, die noch eine Ewigkeit vor sich hat, um ihr Werk zu vollenden." Nun, an diesem Sohn des Dynamit-Abbés aus dem Roman „Paris" wird die Hereditätslehre beinahe zuschanden! Das mag nach dem persönlichen Geschmack des Dichters, des Romanciers sein. Jedoch soziologisch unmöglich ist die Entwicklung der Fabrik zur Stadt, die Vereinigung von Stadt und Land im Fourierschem Sinne, die Überbrückung der Klassengegensätze durch Verschmelzung der Familien von Fabrikbesitzern, Kleinbürgern, Bauern und Industriearbeitern, durch Erotik und Liebe, die Aufhebung des ganzen Handels von Beauchair durch die Genossenschaften des Unternehmens, ebenso wie die wichtigste Frage, die Entscheidung der Arbeiter über Quantität, Art und Verwendung ihrer Produktion, nicht gelöst wird. Daß der Anarchist dieses Romans, der Töpfermeister Lange, von dem Zola sagt, er sei „wie ein halbgebildeter Poet, der seine Schwärmereien laut in die Menge schreit", sich durch die Maßnahmen und Erfolge Lucs zur Einsicht entschließt, da er erkennt, „daß ein wenig Gerechtigkeit ersteht und das schreckliche Elend mildert", wäre charakterologisch möglich. Unmöglich aber, daß der Puddelmeister Bonnaire, der die kollektivistische Lehre, den modernen Sozialismus ganz in sich aufgenommen und für ihn machtvoll gewirkt hat, aus privater Dankbarkeit seine Propaganda unterbricht, um „die Resultate des Versuches" abzuwarten; ist das ein Sozialist, für den der Sozialismus ein Experiment ist, welches glücken, aber auch mißglücken kann? Nein, er ist – ob er nun „Kautsky" heißt und leider wirklich lebt oder „Bonnaire" heißt und eine Romanfigur ist – nichts anderes als ein Renegat. Vergeblich sucht der zum Dichter gealterte Reporter ihn uns sympathisch zu machen.

Der Roman „Arbeit" hat übrigens auch von der befreundetsten Literaturkritik Zolas die schärfste Ablehnung erfahren, die Figuren sind ein Abklatsch von Gestalten seiner früheren Bücher, die Handlung langweilig. Wir können dieses Buch guten Gewissens aus dem gigantischen Werke Zolas streichen, wir können seine Irrtümer über

die Theorien des Sozialismus vergessen, wir können ihm seine skeptische Einstellung gegenüber der Weltrevolution vergeben, und wir können seinem Andenken huldigen, als einem eindringlichen, wahrheitsgetreuen unverblümten Schilderer des proletarischen Leidensweges, als einem machtvollen Epiker der Masse, als einem beflissenen Illustrator der sozialen Lehre und als einem von Hoffnungen erfüllten Lobpreiser der Arbeit.

GANZ NOBEL: VIERMAL 50 PFENNIG

Das letztemal, als ich mir im Romanischen Café Geld ausborgte, waren es zwar nicht 50 Pfennige, sondern zwei Mark, denn ich war schon arriviert, also gehört die Sache nicht in eine 50-Pfennig-Umfrage, es sei denn, daß Sie eine Anleihe von zwei Mark als eine solche von viermal 50 Pfennigen aufzufassen geneigt sind. Ein anderer Arrivierter hat mir also die viermal 50 Pfennige gepumpt, nachdem ich ihm mein Ehrenwort gegeben habe, daß ich sie binnen vierundzwanzig Stunden zurückzahlen werde. Ich habe es nicht getan. Warum nicht? Sagte ich denn nicht, daß ich schon arriviert war? Ja, eben darum. Es waren eben drei Bücher von mir gleichzeitig erschienen, und Abdrucke daraus (mit Zitat) füllten die Presse, so daß jeder Eingeweihte annehmen mußte, ich sei Millionär, was sich in Binnenbriefen von Zahnärzten, Buchhändlern, vermeintlichen Bräuten nicht ohne Erfolg geäußert hatte. Und längst, bevor die Bücher angefangen waren, war das deutsche Honorar nicht nur bezahlt worden, auch verbraucht, und für die Massen-Nachdrucke (mit Zitat) erhielt ich keine 50 Pfennig. So mußte ich mir gegen Ehrenwort, binnen vierundzwanzig Stunden zurückzuzahlen, die viermal 50 Pfennig borgen, die ich bisher noch nicht zurückgezahlt habe. Bin ich also wortbrüchig? Noch nicht. Denn die erwähnte Anleihe hat erst heute stattgefunden.

AUSGRABUNGEN AUS DER BRONZEZEIT BEI BERLIN

In der Nähe von Frankfurt an der Oder werden gegenwärtig Ausgrabungen vorgenommen, die in den Kreisen der Vorgeschichtsforschung Aufsehen hervorrufen; aus Schweden, Japan, Rumänien

und Griechenland häufen sich bereits, obwohl bisher noch keine Publikation über die Arbeiten erfolgte, Anmeldungen zum Besuch des neuen Forschungsgebietes in der Mark, des Burgwalls von Lossow.

Zwei übereinandergelagerte befestigte Siedlungen, von denen die eine zweitausend Jahre nach der anderen entstand, beweisen, daß dieser Platz eindeutig dazu bestimmt war, die Oder zu beherrschen. Schon um das Ende der Bronzezeit und zu Beginn der Eisenzeit war also kriegerisches Land, wo Jahrtausende später der Schwedengeneral Lillehoek bei Goritz und noch später Fridericus Rex bei Kunersdorf und Hochkirch um die Vorherrschaft in Europa kämpften. Hier wiederholt sich die Geschichte ewiglich: denselben Weg, den einst der Händler der Steinzeit ostwärts wanderte, um mit spitzen Pfeilspitzen und Halsketten zu hausieren, saust jetzt der „Train bleu" von Paris über Berlin nach Warschau.

Hier über der steilen Oderwand stand von uralters her eine Festung mit der gleichen verteidigungstechnischen Aufgabe, die in der Neuzeit Frankfurt innehat, während im Norden, bei Reitwein, der Widerstandspunkt war, dessen Rolle hernach Küstrin übernahm. Als südlicher Eckpfeiler des Befestigungsgürtels um Frankfurt ist der Burgwall von Lossow längst bekannt, man grub hier schon im Jahre 1909 nach slawischen Altertümern, vornehmlich Keramiken zutage fördernd. Aber zehn Jahre später sollten sich durch Zufall Spuren aus früheren Epochen finden, aus solchen, da noch keine Slawen, ja nicht einmal Germanen die Mark jemals gesehen!

Im Jahre 1919 wurde im Bahneinschnitt der Strecke Berlin—Breslau eine Überholungsstrecke bei Lossow eingerichtet, ein drittes Gleis gelegt, auf dem die Güterzüge das Vorbeifahren der Schnellzüge abzuwarten haben. Bei diesen Arbeiten stieß man auf zahlreiche Schächte, die nicht weniger als fünf bis sieben Meter tief waren, einen Durchmesser von anderthalb Metern hatten und massenhaft Tier- und Menschenknochen enthielten. Wie man daraufhin aus den Eisenbahnakten sicherstellte, hatte man bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als die Märkisch-Niederschlesische Bahn gebaut wurde, viele Skelette bloßgelegt, ohne darin einen Anlaß zu wissenschaftlichen Nachforschungen zu erblicken.

Nunmehr, 1919, war man sich darüber klar, daß den Funden eine für die ganze Vorzeitgeschichte grundlegende Bedeutung zukomme,

aber die Nachkriegsverhältnisse, besonders die Inflation, verhinderten die Ausbeutung.

Erst in den letzten Wochen konnte mit Unterstützung des Preußischen Staates, des Kreises Lebus und des Lossower Gutsherrn Simon das Berliner Völkerkundemuseum die Forschungen systematisch in Angriff nehmen; unter Aufsicht des Direktors der Prähistorischen Abteilung, Dr. Unverzagt, seiner Mitarbeiter und des Sachverständigen für Knochenfunde, Professor Dr. Hiltzheimer vom Märkischen Museum, sind sechzehn Arbeiter an den Ausgrabungen beschäftigt.

Während die früheren Untersuchungen auf dem Burgwall von Lossow das Vorhandensein einer slawischen Siedlung aus dem Jahre 800 nach Christi ergeben hatten, reichen die jetzt hervorgetretenen Spuren bis zum Jahre 1000 vor Christi, also in die zu Ende gehende Bronzezeit und in das frühe Eisenzeitalter des Menschengeschlechtes. Das Volk, von dessen Lebensweise und Götterverehrung man nun täglich seltsame Beweisstücke aus dem Erdreich hebt, kann man, sich einer vagen Angabe Herodots bedienend, dem weitverbreiteten Stamm der Thraker zuzählen oder der Illyrer, man kann es, nach den nächsten Städten, „Auriter“ oder „Göritzer“ nennen – jedenfalls war es lange vor den Germanen und erst recht vor den Slawen im Lande. Wer nach ihm kam? Innerhalb der Umwallung von Lossow deutet nichts auf eine Besiedelung aus der späten Eisenzeit, aus der Völkerwanderung oder aus der Epoche der römischen Kaiser, erst fünfzehnhundert bis zweitausend Jahre nach jenen mysteriösen Bewohnern ließen sich hier die Slawen nieder, wohl ohne zu ahnen, daß einst hier andere gehaust.

Die Prähistoriker führten durch das Gebiet des Burgwalls, das etwa zweihundert Meter im Geviert umfaßt, zunächst einen Schnitt von Osten nach Westen, dann einen in nordsüdlicher Richtung, wobei man auf neun tiefe Schächte stieß, ähnlich jenen, denen man beim Eisenbahnbau unvermutet begegnet war. Zwei Gruben sind bisher genau untersucht worden. Darin lagen Teile von Rinder-, Pferde- und Menschenleibern, auch ein zerstückeltes zwölfjähriges Kind, alles längst skelettiert. Aus der Lage läßt sich erkennen, daß diese Knochen nicht etwa als *Knochen*, sondern mit den sie umgebenden Fleischstücken beigesetzt worden waren. Die Körper waren geradezu anatomisch zerschnitten, einzelne Teile im Zusammenhang eingebettet, Schädeldecke und Oberkiefer mit dem Unter-

kiefer, Rückenstücke mit Rückgrat und Rippen, rechtes Bein extra, linkes Bein extra, jedes Stück mit einer Erdschicht, die zugeschüttet wurde, worauf man den Erdsack feststampfte.

Eine Vermutung, daß es sich etwa um Brunnen handle, mußte sofort von der Hand gewiesen werden, denn erstens bedurfte es, so hart an der Oder, keiner künstlichen Wasserversorgung, am allerwenigsten in solcher Menge (es wurden vierunddreißig Gruben konstatiert auf der bisherigen Ausgrabungsfläche, die nicht einmal den fünfzigsten Teil des Burgwalls ausmacht), zweitens fehlten die Reste von Schlamm und feinem Sand, welche sich auch in urzeitlichen Brunnenlöchern feststellen lassen, und drittens waren die Leichenteile nicht etwa eingeworfen, sondern eingebettet.

Die Arbeitshypothese der Prähistoriker geht nun dahin, daß es Opfergruben sind und daß bei einer alljährlich stattfindenden Feier Menschen und Tiere zu Ehren der Gottheit getötet, nach einem bestimmten Ritus zerteilt und ebenso beerdigt worden sind, viele hundert Jahre lang, vielleicht bis ins sechste oder fünfte Jahrhundert vor Christi.

Das Gefilde, von der Natur erhöht und von Menschenhand ummauert, dem Himmel nahe und die Erde weithin beherrschend, war ein Festplatz sondergleichen und muß als solcher gedient haben, als die kriegerischen Zeitläufte verstrichen und es nicht mehr nötig war, im Schutzrahmen des Burgwalls zu leben. Jetzt zog man nur hinauf, um zu opfern oder geopfert zu werden, frühere Geschlechter aber hatten dort gewohnt – auch dafür finden die Sherlock Holmes der Vorzeit auf Schritt und Tritt Corpora delicti: die Löcher, wo die Eckpfosten der fachwerkartigen Häuser mit bewundernswürdiger Stabilität in den Boden gerammt waren und aus denen sich die Grundrisse jedes Hauses und bald auch der ganzen Siedlung rekonstruieren lassen, die kellerartigen Gruben mit mächtigen Vorratsgefäßen unter den Häusern.

Als besonderes bauliches Wunderwerk erwies sich bei seiner Sezierung der Wall selbst. Kisten, mit Erdreich oder mit Steinen gefüllt, sind bis zu einer Höhe von zehn Metern übereinandergestülpt; das Holz der Kisten oder das Korbgeflecht ist verfault oder verkohlt, in Atome aufgegangen, aber das Innere ist geblieben, verschieden große Würfel aus verschiedenfarbiger Erde; Prismen voll Stein stürzen über den Arbeitern, die sie nach dreitausend Jahren wieder dem Tageslicht aussetzen, zusammen. Auf den

Seitenflächen des Materials ist Maserung oder Geflecht der längst zerfallenen Umhüllung ausgeprägt und dort, wo der letzte Rest des Holzes in Fäulnis überging, deutlich ein dunkler Strich im Sande erkennbar. Der Wall wurde abgeböscht, indem man – die Konstruktion würde einem neuzeitlichen Baumeister Ehre machen – Bretterrippen in die Böschung fügte.

Weder ein aus Kisten aufgebauter Wall noch eine mit Querrippen gestützte Böschung, am allerwenigsten jedoch Gruben mit zerstückelten Menschen-, Kinder- und Tieropfern waren der Vorzeitforschung bekannt. Wie ein Lauffeuer verbreiten sich die Nachrichten von den Ergebnissen in Gelehrtenkreisen, in denen nur dreitausend Jahre alte Aktualitäten interessieren. Was die Dordogne für die Steinzeitkunde bedeutet, wird der Wall an der Oder für die Kenntnis des bronzenen Zeitalters werden, dem Burggebiet von Lossow steht nach ruhmreicher Vergangenheit eine ebensolche Zukunft bevor.

Vorläufig wird gebuddelt. In den Einschnitten gräbt man bis hinab zum gewachsenen Erdboden und verschalt sorgfältig die Wände, damit die alte Herrlichkeit mitsamt der Erdschichtung nicht wieder und kunterbunt zusammenstürze, beim Kernwall legt man Burgfundament und Graben bloß, und in einer der Opfergruben stehen Direktor Unverzagt, ein Kustos oder ein Doktor und passen auf, daß die Arbeiter die Schippen nicht energisch ins Erdreich stoßen, sondern nur Schichten von kaum drei Zentimeter Dicke ablösen, Kindern gleich, die mit Abziehbildern spielen. Jedes kompaktere Stück wird dem Gelehrten gereicht, auf daß er feststelle, ob es wirklich nur ein Erdklumpen und nicht eine Kostbarkeit ist, etwa verbrannter Mörtel, der Scherben einer Tonvase oder gar ein Knöchelchen. Solche Schätze gehen in guten Verpackungen nach Berlin.

Um sechs Uhr, wenn das Sonnenlicht trüber wird, ist Arbeitsschluß, alles fährt nach Hause, zurück bleibt nur ein Igel, den fand man zu Beginn der Grabung, ein auf der seit tausend Jahren verlassenen Siedlung siedelndes Lebewesen; man verehrt ihn als Glücksbringer, läßt ihn in einem Kernwerk des Burgwalles, nämlich in einer Kiste der Bauhütte, wohnen und bringt ihm Mäuse und Frösche als Opfer dar.

HERAUS MIT MAX HOELZ!

In den wenigen Minuten, die über den Fall Hoelz hier gesprochen werden können, kann auch nicht annähernd auf irgendein Detail des Wiederaufnahmeverfahrens eingegangen werden, das über sechshundert engbeschriebener Seiten umfaßt, kann nicht über die ungeheuren Schwierigkeiten gesprochen werden, unter denen das Material zusammengetragen werden mußte – Schwierigkeiten, die übrigens beweisen, wie unmöglich es ist, einen Menschen, der nicht das größte Interesse der Allgemeinheit wachgerufen und sich nicht werktätige Freunde erworben, aus den Klammern eines gefällten Rechtsirrtums zu befreien –, in diesen wenigen Minuten kann nichts über die Person von Max Hoelz gesagt werden, nichts über die Tragikomödie seiner Verfolgung, nichts über die Lücken, Lächerlichkeiten und Brutalitäten seines Prozesses und nichts über die beispiellose Furchtbarkeit seiner Haft in vielen Zuchthäusern Preußens. Aber vielleicht kann in kurzen Worten besser gesagt werden, um was es sich handelt, als in den langen Beweisführungen, Gutachten und Heranziehungen von Paragraphen, die für die Aufhebung eines in kurzer Beratung gefällten Urteils nötig sind und doch nichts fruchten.

Max Hoelz stand 1919 an der Spitze des vogtländischen Aufstandes, den die nach Kriegsschluß buchstäblich brotlos gewordenen Spitzenklöppler und Gardinenspinner von Falkenstein begonnen haben und bei dem sie durch Selbsthilfe ihr nacktes Leben vor dem Hungertode retten wollten. Seit jenem Aufstand datieren die Verleumdungen gegen Max Hoelz als Räuberhauptmann und Mordbrenner. Aber jenseits der Grenze, auf tschechoslowakischem Boden, verhaftet, hat ihn die tschechoslowakische Regierung freigelassen und ihm ausdrücklich attestiert, daß seine Taten absolut als nicht anders denn als rein politisch gewertet werden können. Als im Jahre 1921 in Sachsen eine eingestandenermaßen von den Behörden und Fabrikanten provozierte Bewegung ausbrach, war Max Hoelz nicht dabei. Er kam erst in den mitteldeutschen Aufstand, als es bereits von seiten der Sipo zu Kampfhandlungen gekommen war, und wurde nun zum Führer gewählt. Die Verhaftung von Max Hoelz in Berlin gegen Judaslohn, die Auslobung einer hohen Geldsumme zur Beschaffung von belastendem Zeugenmaterial und die Gerichtsverhandlung vor dem Ausnahmegericht

in Moabit sowie das Urteil müssen als bekannt vorausgesetzt werden.

Seither wird Max Hoelz von Kerker zu Kerker gezerrt, er, der sich nur als ein Glied jener langen Reihe von linkspolitischen Gefangenen fühlt, die man den Tod durch Haft erleiden läßt, während sich die Putschisten von rechts des Rechts erfreuen, nicht nur Abgeordnete und Landräte der deutschen Republik zu sein, sondern auch in Ministerfauteuils sitzen dürfen.

Es gibt heute keinen Menschen mehr, der an den ideellen Beweggründen von Max Hoelz zweifelt, es gibt keinen Menschen mehr, der ernstlich glaubt, daß Max Hoelz den Gutsbesitzer Heß getötet hat, aber trotzdem sitzt er im entehrend sein sollenden Zuchthaus, sitzt er zu lebenslänglicher Haft verurteilt.

Nicht nur, wenn er ein Putschist oder ein überlegter Mörder von der rechtspolitischen Seite wäre, wäre Max Hoelz heute frei, nein, längst hätten sich auch die Tore des Zuchthauses vor Max Hoelz geöffnet, wenn aus dem Auslande irgendeine Intervention zu seinen Gunsten ergangen wäre. Für Max Hoelz wird keine solche Intervention von einem kapitalistischen Staat unternommen, und wenn Rußland eine solche zu unternehmen versuchte, so kann man gewiß sein, daß sie keinen Erfolg aufzuweisen hätte. Denn die Verleumdungen, die geistige und wirtschaftliche Blockade, mit denen man tagtäglich das sowjetrussische Reich versteckt und offen zu sabotieren versucht, sind nichts anderes als die Projektionen der kleinen Maßnahmen, mit denen man gegen den politischen Gefangenen vorgeht, ihre Projektionen auf das Gebiet der großen und auswärtigen Weltpolitik. Man muß in Ländern, in denen man freiheitliche Menschen wegen freiheitlicher Gesinnung und Betätigung mit Prozessen und Zuchthausurteilen verfolgt, ein Reich hassen, in dem nur unsoziale Gesinnung, nur konterrevolutionäre und reaktionäre Betätigung ein Anlaß zur Unschädlichmachung sind.

Und wenn alle Sympathien hervorragender Gelehrter, Schriftsteller, Juristen, wenn das Eintreten großer Zeitungen und die Verbreitung der Wahrheit über den Gefangenen Max Hoelz nichts gefruchtet haben, so muß jetzt hinzugefügt werden, daß sie nicht fruchten konnten, weil diese Frage eine politische und eine Machtfrage ist und nicht losgelöst werden kann von großen Gegensätzen der Weltanschauung, die heute unverschleierter dastehen als je.

Die Frage lautet: für oder gegen Sowjetrußland? Und wenn Sie

heute hierhergekommen sind, um gegen die Folterung von Max Hoelz zu protestieren, so ist das ein rein humanitärer und ein verhallender Protest, wenn Sie nicht gleichzeitig gewillt sind, sich ganz als Zeitgenossen der großen Revolution unserer Zeit zu bekennen, wenn Sie auch weiterhin mit nebensächlichen Details Ihr Abseitsstehen von dem großen Problem unserer Tage rechtfertigen, wenn Sie sich linksgerichtet glauben und doch mit Chamberlain und Ludendorff in einer Front gegen die proletarische Revolution stehen, wenn Sie nicht unbedingt und unbeirrbar für Sowjetrußland und damit auch für die Freiheit von Max Hoelz eintreten, nicht nur für die Freiheit aller politischen Gefangenen, sondern auch für die Freiheit aller arbeitenden Menschen.

RÄUBERHAUPTLEUTE

In den Zeiten, da der Gutsherr oder sein Amtmann als oberster Richter über Wohl und Wehe seiner Untertanen entschied, lebte jeder, der sich der Obrigkeit widersetzte, sich dem Militärdienst und der Leibeigenschaft entzog, durch Wildern und Wegelagern seinen Lebensunterhalt erwarb und dem größten Aufgebot von Militär oder Gendarmen Trotz zu bieten vermochte, als ein Ideal an Mut, Freiheitswillen und Edelsinn in der Erinnerung der Geschlechter fort, als Gestalt des Volksliedes, der Sage, des Jahrmarktsbänkels und des Räuberromans, als ein Rebell, ein Revolutionär in unrevolutionärer Zeit, obwohl er oft nur ein geldgieriger Bursche war.

Cartouche

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts versetzte Louis Dominique Cartouche an der Spitze einer starken Bande den Umkreis von Paris durch Einbrüche und Räubereien in Schrecken und verkündete seinen Feinden Todesurteile, die er bald genug vollstreckte. Diese Einmischung in amtliche Befugnisse war der Grund, weshalb er auf bestialische Weise hingerichtet wurde: Am 28. November 1721 zertrümmerte man auf der Placa de la Groe seine Gliedmaßen durch elf Stöße, flocht ihn aufs Rad, und Cartouche starb unter beispiellosen Qualen, die, wie Casanova berichtet, den aus den Fenstern zuschauenden Pariser Aristokraten ein angenehmes Gruseln verschaffte.

Schinderhannes

Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, der rheinische Rebell, haßte und bekämpfte mit seinem Trupp die Reichen, die Pfaffen, die Wucherer und die Franzosen. Als er sein Räuberhandwerk aufgeben wollte und sich bei den deutschen Truppen anwerben ließ, beging das Kaiserliche Kommando die Gemeinheit, ihn, der auf rechtsrheinischem Gebiet an keinem Totschlag beteiligt war, der französischen Besatzung auszuliefern, die ihn nach einem großen Prozeß in Mainz zum Tode verurteilte und am 21. November 1803 guillotinierte.

Der Schwarze Peter

Unter den vielen Banden, die sich zu Ende des siebzehnten und anfangs des achtzehnten Jahrhunderts in der Rhein- und Nekkargegend und in den Vogesen umhertrieben, war die des „Schwarzen Peter" eine der grausamsten. Sechzehn von seinen Spießgesellen, darunter sein Sohn Andreas, der langbeinige Steffen, der Hölzerlips und der Schefflenzer Bube, die durch Bluttaten ebenso berüchtigt wie ihr Meister waren, wurden hingerichtet. Trotz einer langen Kriminaluntersuchung, bei der man Hunderte von Straftaten bis ins genauste feststellte, konnte man keine Klarheit darüber gewinnen, wie der „Schwarze Peter" und seine hauptsächlichsten Komplizen wirklich hießen.

Lips Tullian

Lips Tullian ist Hunderten von Räuberromanen Pate gestanden, weniger wegen der Räubereien, die er im Freiburgischen jahrzehntelang verübt hat, als wegen des Geheimnisses, das sich um seine Herkunft rankte. Ohne Zweifel scheint er eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben. Die Vermutung, er sei ein entsprungener Wachtmeister namens Schönknecht, erwies sich als irrig. Viel wahrscheinlicher ist, daß er Philipp Mengstein hieß und der uneheliche Sohn eines französischen Adligen war. Als man ihn 1710 verhaftete, wurde ihm als Seelsorger der lutherische Prediger Hermann Joachim Hahn beigegeben, der ihn veranlaßte, ein Geständnis abzulegen. Wenige Jahre später wurde Prediger Hahn von einem gewissen Franz Laubler in Dresden erstochen, doch scheint

die Tat kein Racheakt gewesen zu sein, sondern dem religiösen Fanatismus eines Katholiken entsprossen. Lips Tullian wurde mit vier seiner Komplizen, Samuel Schickel, Johann Gottfried Sahrberg, Hans Schöneck und Christian Eckhold, am 8. März 1715 hingerichtet.

Mathias Klostermeier

Mathias Klostermeier, der bayrische Hiasl, war 1738 zu Kissing bei Augsburg geboren, anfangs Wildschütz, später Häuptling einer Banditenschar, die siegreich gegen militärische Streifkommanden focht. Schließlich wurde der bayrische Hiasl überwältigt und am 6. September 1771 in Dillingen aus dem Kerker zum Schafott geführt, wobei eine Kuhhaut über seinen Körper gezogen war, so daß nur der Kopf und die gefesselten Hände mit einem Kruzifix sichtbar blieben. Mit Hilfe einer hölzernen Maschine von der Form eines Andreaskreuzes wurden ihm Arme, Beine und Brustkorb zerschmettert, nach eingetretenem Tode der Körper in vier Teile zerrissen und auf fünf Galgen der Umgebung der Kopf und je ein Rumpfteil aufgespießt.

Johannes Georg Grasl

Johannes Georg Grasl gehörte ebenso wie Johannes Bückler einer Schinderfamilie an und stand deshalb von Jugend an als gesellschaftlich Verfemter außerhalb des Gesetzes. Die Zahl der Überfälle und Erpressungen, die er während seines kaum dreiundzwanzigjährigen Lebens mit seiner zwanzig Mann starken Bande in Niederösterreich und Mähren beging, gehen hoch in die Hunderte. Interessant ist, wie man seiner habhaft wurde: In die Zelle, in der die Geliebte Grasls saß, sperrte man eine Polizeiagentin, und diese unternahm zum Schein einen Fluchtversuch mit Hilfe eines gewissen David Mayer, der Polizeispitzel war; die Geliebte Grasls bat mitgenommen zu werden und führte ahnungslos die beiden Häscher dem Opfer zu. In Gegenwart von zwanzigtausend Menschen wurde Grasl auf dem Glacis in Wien gehängt. „Jessas, so viel Menschen!" waren seine letzten Worte.

Leonhard Frank, der oft persönlich und in Hunderten seiner Prosaseiten auf der Seite der Revolution stand, stammt aus dem Proletariat. Spät erst beginnt er, nachdem er als Anstreicher, Schlosser usw. seinen Lebensunterhalt verdiente, zu schreiben. Sein Erstlingswerk ist „Die Räuberbande". Ein paar Jungens tollen, abenteuernd, spielend, auf den Brücken Würzburgs, auf den Stufen der Residenz, sie wollen alle Großes, Ungeheures erleben, aber eine gewaltige Faust stößt sie ins Leben, in die Bürgerlichkeit. Einer von ihnen, der „Dichter", tötet seinen Lehrer: Diese Geschichte, „Die Ursache", ist die Rache, die eine Generation an ihren pädagogischen Blutsaugern und reaktionären Peinigern zu nehmen wünschte. Wie der Dichter im Roman am Schafott endet, so endet die Menschheit in Wirklichkeit im Krieg von 1914 bis 1918. Leonhard Frank erhebt den Ruf: „Der Mensch ist gut", aber er verhallt echolos. Im nächsten Werk, „Der Bürger", scheint er, der Titelheld, endgültig Abschied zu nehmen von einem Leben der Heuchelei und Lüge. Aber der Abschied ist kein endgültiger. In den nächsten Novellen, „Im letzten Wagen", „Die Schicksalsbrücke" usw., ringt er um formale, nicht um inhaltliche Probleme. Erst die unendlich süße Liebesgeschichte „Karl und Anna" handelt von zwei arbeitenden Menschen, Opfern ihrer Zeit und einer entarteten Welt, von ihrer Einigung und von dem Mord, den ihre Liebe an dem Dritten begeht. Nun gibt Leonhard Frank, unser Kamerad vieler Jahre, einen neuen Roman, „Das Ochsenfurter Männerquartett", heraus, mit dem er zu den Stätten seiner Jugend, in seine Heimat Würzburg, zurückkehrt.

Das Werk Franks erleben wir damit gleichsam auf einer Spirale: Es entfernt sich von dem Ausgangspunkt, ändert oftmals die Richtung, dreht sich scheinbar im Kreise, um dann allerdings auf einer viel höheren Ebene wiederum am Ausgangspunkt zu landen. Vier Jungens sind es, Kinder, wenn sie auch ehrbare Familienväter und Handwerker geworden sind. Georg Manger, der Büchsenmacher, Theobald Kletterer, der Gärtner, Hans Lux, der abgebaute Lokomotivführer, und der „Schreiber", dessen Namen Frank nicht nennt – vielleicht ist es ein Selbstporträt. Es ist ihnen allen einmal sehr gut gegangen, zwei von ihnen haben geheiratet, aber jetzt, in den Nachkriegsjahren, in der Periode der Inflation des Geldes und

der Zerstörung aller bisherigen für „heilig" und für „unantastbar" gehaltenen Werte steigt die Not am höchsten, und sogar Gott ist in dem frommen, vieltürmigen Würzburg weit. Da kommt Oskar Benommen, früher Wirt (noch früher Hauptmann der „Räuberbande"), jetzt arbeitslos wie die andern, und organisiert das Ochsenfurter Gesangsquartett. Er selbst will die vier Männerstimmen führen, will Impresario sein, die andern aber sollen in Städten und Dörfern singen, damit die Not ein Ende habe. Die mißtrauischen Kameraden gewinnt er allmählich für seinen Plan, der aber unerwartet eine Störung erleidet; ein alter Wucherer und Geldverleiher wird tot aufgefunden, und Oskar Benommen kommt in den Verdacht, der Mörder zu sein. Spät erst stellt sich heraus, daß weder Benommen noch der später verdächtigte Anarchist der Täter ist, sondern daß überhaupt kein Mord, nur ein Unglücksfall vorliegt.

Die dritte Handlung (und das ist das Bedeutende an dem Buch: wie es Frank versteht, uns die Gleichzeitigkeit und das Ineinander dieses Geschehens klar und plastisch vor Augen zu stellen) ist die Liebesgeschichte zwischen Thomas Kletterer, dem Gärtnerssohn – Franks zweites Selbstporträt –, und Hanna Lux, der Sechzehnjährigen, die in ihrer ersten und entscheidenden Neigung gespalten ist: Sie liebt Thomas, aber sie liebt auch Doktor Huf, den dekadenten, hochgebildeten, überkultivierten Künstlermenschen – Franks drittes Selbstporträt. Eine vierte Handlung, eigentlich nur Episode, ist das Martyrium und das Sterben des kleinen Kindes vom Schneider Firnekäs, das von seiner Mutter, wie der Vater traurig-giftig bemerkt, „zu Tode gepflegt" wurde. Die Schilderungen des Kindertodes und des Begräbnisses gehören unstreitig zu den wunderbarsten Stellen deutscher Prosa, denn die tragischen Darstellungen sind mit „einem Tropfen Salatöl" gesalbt: dem Humor, ohne den es keinen echten Dichter gibt. Bald darauf klärt sich der Mord auf, die Sänger treten ein erstes und letztes Mal in Ochsenfurt auf, und der Roman klingt aus in der hymnischen Schilderung von der Liebe der kleinen Hanna zum jungen Thomas. Alles versinkt, von ferne dröhnt der Zug, der den bösen Doktor Huf fortbringt, und über den jungen Menschen blaut der nächtliche Himmel.

Es ist die Welt des Bürgers, breit ausladend gezeichnet, mit vielen Nebenpersonen, Erbtanten, Untersuchungsrichtern, Schauspielerinnen, Anarchisten, Studenten. Was ist es also, das uns zwingt, das

Buch mit einer tiefen Spannung und Bewegung bis zum Ende zu lesen? Es ist die Kunst eines wahren Dichters, und das ist seine Liebe, die sich über kurz oder lang, wenn Frank äußeren Lockungen nicht unterliegt, wieder in revolutionärer Weise äußern wird! Wenn ein Mensch wie Frank, aufgewachsen und gestählt in einer konzentrierten Wut und Erbitterung gegen die Welt voll Ungeist und Ungüte, geschult am Gedanken des Klassenkampfes, auf der Höhe seines Lebens sich bekennt zu einem wahren, einfachen und gütigen Menschentum, so ist dies mehr als ein bloßes literarisches Ereignis, sondern eine neue Kriegserklärung an die liebesunfähige Bourgeoisie. Wenn ein Dichter, wissend ums „letzte Gefecht", heute noch wagt, aus einer innersten Ehrlichkeit und Überzeugung gläubig zu sein, zu hoffen, auf den Menschen, auf eine Gesellschaftsordnung, in der es keine „Bürger" und keine Kleinbürger geben wird, dann können wir das Werk, das zwar mit unserem Kampf nichts zu tun hat, aber aus unserem Kampf heraus entstanden ist, mit der Hoffnung begrüßen, Leonhard Frank werde wieder den Weg zur Auflehnung finden, der Opfer verlangt, aber zur einzig möglichen Art der Liebe führt.

KONSTANTIN FEDIN: STÄDTE UND JAHRE

Ein wunderbares Buch, das durch Inhalt und vor allem durch die neuartige Form ganz stark von allen bisher bekannten Romanen absticht. Kennt man in Deutschland einen Roman, der mit seinem letzten Kapitel beginnt, den Schluß sozusagen der späteren Entwicklung vorwegnimmt, noch ein Kapitel, das drei Jahre vor dem letzten spielt, dem ersten „Schlußkapitel" folgen läßt und dann erst, als Kapitel drei, mit der Handlung beginnt, ohne daß eine solche Anordnung als gemacht, gewollt oder originalitätslüstern erscheinen kann? Im Gegenteil, sie wirkt logisch und selbstverständlich, und die Spannung hält an – sozusagen vom Schluß bis zum Anfang. Der Autor Konstantin Fedin war interniert in Deutschland und hat den Krieg erlebt, wie man ihn in Deutschland erleben konnte, mit allen Scheußlichkeiten des befohlenen und begeistert befolgten Durchhaltepatriotismus, mit allen Plakaten, Verordnungen, Zeitungsausschnitten, von denen eine Anzahl der saftigsten und unvergeßlichsten diesem Buch als unwiderlegliche Dokumente mi-

litarisierter Bestialität beigegeben sind. Diese entfesselte Uniform- und Zivil-Zivilisation entlädt sich an Andrej, einem Russen, der als Zivilgefangener das ganze Leid der vergewaltigten, numerierten und registrierten Menschheit erlebt. Sein früherer Freund Kurt verleugnet seine Nachbarn, Bekannten, Kollegen meiden ihn; aber später, als er von Nürnberg nach Bischofsberg – gemeint ist Zittau – ins Internierungslager gebracht wird, begegnet ihm die Liebe: Marie, selbst Braut, findet Andrej, hilft ihm zu entweichen und bekennt sich zu ihm, als er nach mißglückter Flucht wieder zurückkehrt. So verleben diese beiden, nur einander gehörend, die sonst wenig lieblichen Jahre bis 1918. Inzwischen bricht der Friede aus, Andrej kehrt heim nach Rußland, wohin das Schicksal Kurt, Andrejs Freund, und den Markgrafen, Maries früheren Geliebten, als Kriegsgefangenen verschlug. Marie bleibt in der Heimat, um ihrem Vater bei der Organisierung der sozialdemokratischen „Revolution" und der Festigung der Republik zu helfen.

Andrej findet Kurt, der Bolschewik geworden ist und Andrej in die Provinz mitnimmt, um dort unter den deutschen Kriegsgefangenen Soldatenräte zu organisieren. In diesem Semidol, einem Provinznest, in dem drei bis vier Bolschewiken sich gegen die innere und äußere Konterrevolution halten müssen, trifft Andrej auf einem Feldzug gegen aufständische Bauern den Markgrafen. Anstatt ihn dem Revolutionstribunal als den Führer der weißen Gegner auszuliefern, verhilft er ihm zur Flucht. Das ist seine Schuld, und wegen dieses Verbrechens an der Revolution wird er, drei Jahre später, von Kurt erschossen. Kurts Tat wird von der Organisation – und damit beginnt und schließt der Roman – gutgeheißen.

Wie man sieht, eine Fülle von Ereignissen, aus denen das Geschehen plastisch und wirklichkeitsnah herauswächst. Da ist Andrej, ein Träumer und Phantast, ein echt altrussischer Mensch, der der Tat und dem Leben ausweicht, sich vom Schicksal umherschmeißen läßt und immer wieder mißbraucht wird. Wie er – aus Schwäche – nicht von Marie loskam, auch dann, als schon längst ein anderes Mädchen ihn genommen hat, und wie er dann zwischen den Frauen buchstäblich verrückt wird, ehe ihn Kurts Kugel endgültig aus den weiteren Wirrsalen befreit, das ist so überzeugend dargestellt, daß kein Mensch jemals diesen „Oblomow der Revolution" vergessen wird. Und da ist Kurt, im Frieden ein ausgehaltener Maler der Belanglosigkeiten, bei Kriegsausbruch überkor-

rekter Landsturmleutnant, den Krieg und Revolution langsam zerreiben, bis der neue Mensch im neuen Land der neuen Zeit ein überzeugtes Mitglied des deutschen Soldatenrats in Moskau, brauchbarer Revolutionskommissar wird. Da ist der Markgraf, im Frieden ein Mäzen verhungerter Künstler, im Kriege Eroberer und „Held", im Bürgerkrieg Konterrevolutionär und Partisanenführer, später Bilderhändler und Kunstspekulant und Leuteschinder im Hindenburg-Deutschland. Und dann die Frauen: Marie Urbach, hysterische Tochter einer überdekadenten Adelsfrau, hin- und hergerissen zwischen dem Markgrafen, der ihr die sogenannte Ehre – und Andrej, der ihren Ruf nahm; Rita, die den Andrej liebt, ihn auch bekommt und an dieser Liebe ebenso zerbricht wie Marie; Frau Martha Biermann aus Teufelsmühle in der Lausitz: Man hat ihr den Mann zum augen-, bein-, arm- und gehörlosen Krüppel geschossen, und sie stürmt an der Spitze ihrer Leidensschwestern die Zwingburgen der Stadt.

Wäre das von Handlung überquellende Buch nichts anderes als ein Photographiealbum der Städte und Jahre im Krieg und Bürgerkrieg, so müßte es schon darum unschätzbar sein. Aber es geht weiter, es nimmt auch Stellung. Konstantin Fedin sagt (und hier übertrifft er seinen Lehrer im Formalen, Ilja Ehrenburg) immer wieder: Das hier ist gut, das hier ist wichtig und notwendig, und jenes ist schlecht, weil es in Deutschland ist, weil dort die Menschen gar nicht die Revolution, weil sie ihre Ruhe, ihre Weißwürste und ihr Bier haben wollen. Wie dieses Buch energisch Stellung nimmt, wie der Autor einen verhungernden Professor in Petrograd sich Andrej gegenüber glücklich preisen läßt, weil er in diesen schrecklichen Nächten in Petersburg neben Rotgardisten Schützengräben ausheben durfte, das ist überzeugend geschildert. Jede der Seiten, in denen die Kälte und die Einsamkeit und der Zerfall Petrograds protokolliert wird, jede dieser Seiten, die die Schrecken des Partisanenkrieges nicht beschönigen und nicht verteidigen, ist ein dichterisches Dokument für die Kämpfe, Leiden, Siege und für die unzähligen Helden der russischen Revolution, von der wir immer wieder lesen und hören sollen und lernen.

MIT DEM GALEERENSTRÄFLING IN DER ASTORIABAR

In Prag, man wird es nur dort begreifen, bin ich dem vollkommen naiven Individuum aus dem Publikum begegnet. Ich war vor einigen Jahren mit Ernst Deutsch nächtlicherweise in die Astoriabar gekommen, als ein Mädchen mit dem gellenden Aufschrei: „Ježišmante, Galejník!“ vom Tisch aufsprang und nicht zu beruhigen war. Sie hatte Deutsch am Nachmittag im Wegener-Film „Der Galeerensträfling“ spielen gesehen, ihre Trauer über sein hartes Schicksal bei Tanz und Wein zu betäuben versucht und konnte es daher für nichts anderes denn eine überirdische Fügung halten, als plötzlich der Gegenstand ihres Kummers aus einem anderen Jahrhundert und fremden Ländern in ein Nachtcafé auf dem Obstmarkt trat. Sie starrte Deutsch entgeistert an, und die Herren, die sich dermaßen vernachlässigt sahen, kamen zu unserem Tisch, damit Deutsch seine Identität mit dem Sträfling ... in Abrede stelle. Dazu waren wir aber nicht geneigt und bewiesen, daß unser Freund tatsächlich der Berliner Schauspieler sei, der in dem Film mitgewirkt hatte. Nun erst aber wurde der Verdacht des Mädchens rege: Das sei unmöglich, denn da müsse er ja noch bei der Abendvorstellung mitgewirkt haben und könne noch nicht im Café sein. Erst nach einer Weile sah sie beschämt ein, daß bei der Vorführung eines Films der Photographierte nicht anwesend sein müsse, jedoch fand sie einen neuen Beweis dafür, daß Deutsch ein Hochstapler sei: „Wenn Sie der Galejník sind, so müssen Sie ja das Brandmal auf dem Körper haben.“ Es war vergeblich, sie damit abzuspeisen, daß das nur zum Schein gemacht worden war. „Ba né“, lachte sie überlegen, „ich habe ganz genau gesehen, wie es geraucht hat.“ Deutsch ließ sich eine Zigarettenspitze geben, blies sie mit Rauch voll, preßte die Mündung in die Handfläche, hob die Spitze in die Höhe, und der Rauch strömte empor – genauso wie es der Regisseur im Atelier gemacht hatte. Entgeistert sah das Mädchen die Entschleierung des Tricks. „Lauter Betrug, lauter Schwindel, nichts soll man auf der Welt glauben, niemandem kann man vertrauen ...“ Inzwischen war im Lokal die Stimmung bedrohlich geworden, was nicht wundernehmen kann, da wir uns gegen die Usancen des Nachtlebens schroff vergangen hatten, indem wir ein Mädchen aus anderer Gesellschaft in unsere lotsten, noch dazu durch einen Trick.

Wir tranken unseren Likör aus und gingen. Die Kleine aber kam dem Galeerensträfling bis in die Garderobe nachgelaufen und weinte, während er seinen Mantel anzog. Ernst Deutsch streichelte sie geschmeichelt: „Es tut dir wohl leid, daß ich weggehe?" – „O nein", brachte sie schluchzend hervor, „ich muß nur weinen, weil ich daran denke, wieviel Sie gelitten haben."

VORREDE ZU MAX HOELZ, „BRIEFE AUS DEM ZUCHTHAUS"

Sechs Jahre, mehr als sechs Jahre hat Max Hoelz bereits von seiner Zuchthaushaft abgebüßt, die – laut Beschluß eines Ausnahmegerichts aus Ausnahmezeiten – mit seinem Tode enden soll. Um sechs Jahre hat sich also Max Hoelz bereits der Vollendung seiner ewigen Strafe genähert.

Inzwischen geht der Kampf um ihn, ein juristischer und politischer Kampf, ein Kampf, geführt mit Paragraphen und Ideologien.

Nun ist es vielleicht nicht unwichtig, den Menschen, um den es geht, als Menschen zu zeigen. Unbeschönigt. Als Menschen mit seinem Spruch und Widerspruch.

Aus den Briefen dieses von äußerem Leid heimgesuchten und von innerem Streben erfüllten Proletariers mag mancher – auch ohne Kenntnis der Rechtslage – die Antwort finden, ob Max Hoelz, der nach Kriegsende den vogtländischen Aufstand und nach dem Kapp-Putsch die mitteldeutsche Arbeiterbewegung führte, wirklich ein Mordbrenner, Räuberhauptmann und Brandstifter sein kann. Als solcher, als gemeiner Verbrecher wurde er verurteilt zu lebenslänglichem Zuchthaus und dauerndem Ehrverlust.

DER GEFANGENE MAX HOELZ

Grausamer als Handfesseln und Fußfesseln ist die geistige Drosselung, Erdrosselung: dem Sträfling Empfang und Absendung von Briefen zu kontingentieren, derart einzuschränken, daß dies einem Schreibverbot gleichkommt.

Gerade derjenige Gefangene, der ein soziales Element darstellt,

der seine Familie liebt, Freunde besitzt, Liebe fühlt, Interesse an der Welt hat, mitteilungsbedürftig und anteilnehmend ist, wird durch diese barbarische Maßregel (die es in Rußland selbst im strengsten Kerker nicht gibt) getroffen und gebrochen. Dem Gefangenen, dem die Möglichkeit des Sprechens fast genommen ist, nimmt das Zuchthaus auch fast die Möglichkeit des Schreibens.

Das Zuchthaus nimmt dem so seltenen Briefe den Charakter eines Briefes und gibt ihm den Charakter eines Aufschreis.

Was in der Zelle geschrieben wird, um in die unerreichbar, unendlich entlegene Welt zu gehen, ist niemals belanglos, entscheidend wichtig ist es für den Absender, entscheidend wichtig sollte es auch für den Empfänger sein – wer es auch immer sei, ob Adressat oder zufälliger Finder.

Die Pariser Strumpfwirkersgattin, Madame Legros, der ein Zufallswind den gekritzelten Seufzer eines Bastillensträflings vor die Füße weht, ist nun verpflichtet und ruft zur großen Revolution auf. Das ist mehr als eines Dichters Einfall, das ist die strikte Formulierung: Wir haben zur Rettung zu eilen, wenn ein Hilferuf unser Ohr trifft, wir haben zu handeln, wenn andere Unrecht leiden.

Nicht auszudenken, von keiner Phantasie auszumalen ist das Wort *„lebenslänglich"*, dieser ausdrücklich verhängte Tod durch das Zuchthaus. Ist auch manchem Gefangenen das Wort und der Begriff unvorstellbar, winkt auch manchem der Hoffnungsschimmer durchs Gitter, er werde nicht für seine Ewigkeit, nein, nicht für seine Ewigkeit hier in diesem Loch stecken, er werde hinaus *gehen* und nicht hinaus getragen werden, so ist doch die Ungewißheit, ob es ein ganzes Jahr oder fünfzehn ganze Jahre dauern wird, unendlich qualvoller als eine vorher bestimmte, noch so lange Kerkerzeit, oft qualvoller als die Ankündigung seiner morgigen Hinrichtung.

Angesichts der Unendlichkeit der Jahre ist der geistige, der seelische Selbstmord unausbleiblich. In allen Zuchthäusern Europas sieht man sie schleichen, die Toten. Die Fünfzigjährigen, die noch zehn Jahre zu büßen haben, die Zwanzigjährigen, die gleichfalls hier ihr Ende abzuwarten haben. In ihren Augen ist nichts mehr von dem Unwillen, von der Neugier, von der Pein, mit der jeder andere Sträfling den Besucher mustert. Sie, die Entseelten, wenden ihm keinen Blick zu.

Sie rütteln nicht mehr an den Gitterstäben, sie versuchen nicht

mehr, mit den Nägeln die Wände niederzureißen, sie haben es aufgegeben, ihre Wärter durch Widerstand besiegen zu wollen.

Aber die, die sich noch wehren gegen den geistigen und seelischen Tod! Je jugendlicher, je tätiger, je beweglicher, je liebesfähiger man ist, je weniger Abgestumpftheit und je mehr Selbstachtung man besitzt – desto fürchterlicher die kalte Gesellschaft der vier Mauern, desto zerreißender die Isolierung, desto angespannter der (vergebliche) Widerstand gegen jenen Selbstmord durch Verblödung und Lethargie.

Noch wehrt sich Max Hoelz mit verzweifelter Energie.

Über den Fall Max Hoelz sei hier nur in wenigen Worten gesprochen. Die arbeitende und arme Bevölkerung des Vogtlandes, wo er an der Spitze des Erwerbslosenrates von Falkenstein stand, als 1919 die Bewegung ausbrach, hat nicht vergessen, was er für sie getan, sein Name wird dort verehrt, von dort kommen die meisten Briefe an ihn, alle wollen seinen Rat.

Als Hoelz auf Grund des Steckbriefes jenseits der Grenze verhaftet wurde, lehnte es die tschechoslowakische Regierung ab, ihn, den mit staatspropagandistischen Lügen als „Räuberhauptmann und Mordbrenner" Gebrandmarkten, an Deutschland auszuliefern, ihm damit Lauterkeit der Gesinnung und politischen Charakter seiner Taten attestierend.

Der mitteldeutsche Aufstand von 1921, spontan entstanden durch Einstellung einer als Provokation wirkenden Werkpolizei mit Schußwaffen und Minenwerfern, war, wie das Gericht zugibt, ein „kriegsmäßiger Kampf", eine „Kriegführung". Die Sipo hat außerhalb der Gefechte ohne Schonung gewütet, während es hier von seiten der Arbeiter (bis auf einen Todesfall) zu keinem Blutvergießen gekommen war, nicht zuletzt durch die Energie des erst nach Ausbruch dieser Bewegung eingetroffenen Max Hoelz, was selbst die Gegenseite bestätigte, zum Beispiel der als Belastungszeuge geführte Pfarrer Schmidt.

Einige Zeit nach Niederschlagung des Aufstandes wurde Hoelz in Berlin durch bezahlten Verrat verhaftet. Ihn „auf der Flucht" zu erschießen ging nicht mehr an, und so begann ein Verfahren, das ergab, daß gegen den mit hoher Auslobung langgesuchten und unausgesetzt, noch anläßlich der Festnahme offiziell als Räuber

bezeichneten Hoelz nichts vorlag als rein politische Delikte. Es war nun Sache des Prestiges, ihn unbedingt mit jener einzigen Bluttat in Zusammenhang zu bringen. Wie aber war das zu tun? Auf welche Weise sollten die Behörden ihre Blamage verdecken und aus Hoelz einen kriminellen Verbrecher machen? Der Weg ward gefunden, freilich ein Weg, den die Kriminalgeschichte bisher noch nicht kannte.

Im öffentlichen Wettbewerb, vermittels eines Inserats suchte das Berliner Polizeipräsidium gegen Belohnung von 50 000 Mark (das war am 16. April 1921 noch viel Geld) Zeugen in der Sache eines bereits verhafteten Täters, und zwar, wie sie ausdrücklich erklärte, nur belastende Zeugen oder noch präziser: „Aussagen, die zur *Verurteilung* des Max Hoelz führen". Eine bedingte Honorierung also, eine Bezahlung für den Fall des Gelingens, etwas, was bei Ärzten oder Rechtsanwälten „Erfolgshonorar" heißt und mit Verbot der Berufsausübung bestraft wird. Nun fand sich ein Zeuge, der wunschgemäß aussagte, Max Hoelz habe den Gutsbesitzer Heß in Roitzschgen erschossen.

Am 22. Juni 1921 verurteilte das Außerordentliche Gericht beim Berliner Landgericht I Max Hoelz zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und lebenslänglicher Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte.

Freilich hatte der Angeklagte den Sondergerichtshof verhöhnt, so daß man das in Ausmaß und Begründung wutschnaubende Urteil als Ausfluß privater Rache begreiflich finden kann.

Die Presse war zum Prozeß erschienen, vorbereitet auf ein Monstrum, auf einen geldgierigen Meuchelmörder, und mußte von Stunde zu Stunde mehr erkennen, einem geistigen Menschen von ungewöhnlicher Reinheit der Absichten gegenüberzustehen.

Seit jenem Tag ist der Verurteilte im Zuchthaus. Während die Rechtsputschisten auf Reichstagsstühlen, wenn nicht gar in Ministerfauteuils sitzen, während niemand von ihnen in Haft ist, sitzt Max Hoelz Jahr um Jahr in der Zelle.

Die Amnestien wurden auf Max Hoelz nicht angewendet, denn das Ausnahmegericht hatte ihn ja als *gemeinen Verbrecher* befunden.

Der Kronzeuge, ein ehemaliger Reichswehrsoldat, den das Gericht mit Aplomb als einen über jeden Zweifel erhabenen, granithart glaubhaften Ehrenmann hingestellt hatte, widerrief später seine

Aussage Wort für Wort und hielt diesen Widerruf vor den Mitgliedern des Amnestie-Ausschusses aufrecht, denen er bewies, daß und warum er damals gelogen.

Der wahre Täter meldete sich, ein Kalibergmann namens Friehe, dem es seit Jahren keine Ruhe gelassen, einen anderen für sich leiden zu wissen. Aber alle Freunde, an die sich Friehe gewandt, hatten ihm geraten, er möge stillschweigen, da er sich wohl ins Unglück stürzen, Hoelz jedoch nicht retten könne. Schließlich kam er nach Berlin, um seine Schuld zu bekennen, an der, wie er glaubte, seine erste Frau gestorben war. Der einfache Bergarbeiter erzählte den tragischen Vorfall seines Lebens mit Naivität und so viel Details, daß bei den mißtrauischsten Reichstagsabgeordneten und Justizbeamten des Amnestie-Ausschusses im Nu jeder Zweifel an der Wahrheit seiner Darstellung schwand.

Obschon die Behörden sonst mit einem Aufgebot von kriminalistischen Neuerungen (deren Apparatur füllte vor kurzem alle Riesenhallen des Witzlebener Messegeländes) jeden eines Mordes auch nur entfernt Verdächtigen aufspüren und zu fassen suchen, hatte die Selbstbeschuldigung des Bergmanns Erich Friehe acht Monate lang nicht einmal zur Folge, daß Polizei oder Gericht ihn vernommen hätten. Nur seine Nachbarschaft wurde von Spitzeln überlaufen, die gern etwas Nachteiliges über ihn erfahren möchten, damit man seine Verhaftung unterlassen könne mit der abfälligen Begründung, er sei ein „übel beleumundetes Individuum“ oder so etwas, und *deshalb* (!) seiner Selbstbeschuldigung, er habe ein Verbrechen begangen, keinen Glauben beizumessen.

Daran, daß ausgerechnet Max Hoelz den Totschlag auf Gut Roitzschgen verursacht und verübt habe, hat schon bei der Verhandlung, bei der er dafür zum lebenslänglichen Tode verurteilt wurde, nicht einmal der Staatsanwalt geglaubt, als er von einem „dunklen und zweifelhaften Fall“ sprechen mußte.

Die Justiz, die auch sonst nicht leicht als Übersetzung des Wortes Gerechtigkeit erkannt werden kann, gebärdet sich im Fall Hoelz waghalsig. Oh, über das Raffinement der Mittel und Mittelchen zur Vereitelung des Wiederaufnahmeverfahrens!

Eine der Grotesken sei erwähnt: Als auch die Öffentlichkeit zu erfahren begann, daß die Beschuldigung, Hoelz habe den Gutsbesitzer Heß erschlagen, vollkommen unhaltbar sei, gab das Reichsjustizministerium eine Erklärung an die Presse heraus: die eventuelle

Aufklärung des Falles Heß würde nicht ausreichen, um Hoelz aus dem *Zuchthaus* zu entlassen, da er auch wegen anderer Delikte verurteilt worden sei.

Dieser offiziöse Versuch, einen Wiederaufnahmeantrag im vorhinein in der Öffentlichkeit zu diskreditieren, diese dem Verfahren voraneilende Kundgebung einer ablehnenden Stellungnahme von seiten der höchsten Rechtsbehörde ist schon an sich mehr als wunderlich. Toll aber wird die Sache, wenn man weiß, wie sich die ganze Voruntersuchung und der ganze Prozeß um die Erschießung des Gutsherrn von Roitzschgen drehte, für die der Staatsanwalt die Todesstrafe gegen Hoelz beantragte wegen „heimtückischen Meuchelmordes", wenn man weiß, wie das ganze Urteil seitenweise kaum von etwas anderem spricht als von diesem Vorfall, dessen „eventuelle *Aufklärung*" plötzlich, als sich alles aufzuklären droht, die Justizbehörde als unwichtig dekretiert. Wozu suchte man denn damals so kostspielige Belastungszeugen? Um zu erfahren, daß im langen Verlauf der großen mitteldeutschen Aufstandsbewegung, deren Führer Max Hoelz war, Sprengstoffdelikte und Brandstiftung vorgekommen sind? Wenn nur das übrigbleibt, so würde das sehr wohl „ausreichen, um Hoelz aus dem Zuchthaus zu entlassen", da es – übrigens unter die Amnestie-Erlasse fallende – politische Delikte sind, für die man auf Festung kommt, wenn man nicht bei Begehung dieser Taten einer rechtsgerichteten Organisation angehört, also überhaupt unbehelligt bleibt.

Fallen der Totschlag an Heß und die politischen, also unter die letzte Amnestie zu subsumierenden Delikte weg, so bleibt nur ein Punkt der Verurteilung: Während der Straßenszenen in Eisleben wurde ein im Hotelfenster stehender Reisender namens Hildebrand durch einen aus der Menschenmenge gefallenen Schuß leicht am Arm verletzt, und ein Zeuge gab an, daß Hoelz den Schuß abgegeben habe, weshalb man ihn auch wegen Totschlagversuches verurteilte. Hoelz, für alle seine Taten mehr als mutig einstehend, stellte in diesem Falle seine Beteiligung in Abrede, und nicht der Schatten eines Beweises fiel auf ihn. Übrigens war's ja wirklich nur eine Bagatelle ... Plötzlich aber soll diese Bagatelle „ausreichen", um Hoelz, der sechs Jahre lang in den zermürbenden Einzelzellen der deutschen Zuchthäuser sitzt, auch weiterhin darin sitzen und martern zu lassen, lebenslänglich, lebenslänglich!

Max Hoelz saß in Moabit, saß im Zuchthaus Münster, saß im Zuchthaus Breslau und sitzt nun im Zuchthaus Groß-Strehlitz, Oberschlesien. Was er, der wegen eines nicht begangenen Totschlags Verurteilte, was er, der politische Delinquent, den man zum Kriminellen stempelte, was er in dieser Kollektion von Zuchthäusern einer Republik erlitten hat, steht nur zum Teil in seinen Briefen. Aber es genügt.

Die Kerkerliteratur vergangener Zeiten beschreibt keine entsetzlicheren Folterqualen als diese aus der Zeit um 1927. Sylvio Pellico, dessen „Prigioni" vor hundert Jahren eine Welt wachrüttelten, hat in den Kasematten des Spielbergs nichts Ärgeres erfahren; Dostojewskis „Totenhaus" ist ein Idyll gegen die Totenhäuser, aus denen die Schreie von Max Hoelz zu uns drangen; von der „Epistola" (de profundis) bleibt, wenn wir Hoelz' Schilderungen lesen, allein der innere Zustand Oscar Wildes in Reading Gaol bemitleidenswert. Nur die Zarentürme, Peter-Pauls-Festung und Schlüsselburg hatten, wie wir aus Aschenbrenners, Schapowalows und besonders Wera Vigners Memoiren wissen, ein adäquates Leid zu vergeben.

Was Hoelz über Deutschlands Kerker nach dem Kriege sagt, deckt sich mit den Berichten Carl Haus, die diesem nach erfolgter Freilassung einen Haftbefehl – Ursache seiner Flucht ins Ausland und vielleicht seines Todes – eintrugen.

Hoelz ist kein Doktor wie Hau, er ist auch kein Meuchelmörder wie andere Lebenslängliche, er ist kein Kriecher, sondern er ist das Schlimmste, was man in der angeblich aus einer Revolution hervorgegangenen Republik sein kann: ein Revolutionär.

Man mauerte den Schacht zu, der seiner Zelle Licht gab, man ließ Tag und Nacht oberhalb seiner Pritsche die Lampe brennen, stellte Doppelposten vor seine Tür, die ununterbrochen durch den „Judas" lugten, schikanierte ihn mit Schreibeverbot, Einschränkung von Besuchserlaubnis, gab ihm in Breslau ein besonders übles Individuum (einen wegen Diebstahls, Unterschlagungen, Betrug, Urkundenfälschung und Sittlichkeitsdelikten vorbestraften Rittergutsbesitzer von stramm rechtsgerichteter Gesinnung) zum Hofspaziergang mit (dieser Gesellschafter ist der einzige Mensch, mit dem der Sträfling sprechen darf), man verweigerte ihm, dem Schwererkrankten, die Ärzte und monatelang den seine Leiden lindernden Schwitzkasten, man führte ihn, obwohl er gegen diese

Entwürdigung protestierte, neugierigen Sipo-Offizieren als Wundertier vor, man warf ihn in den „Arrest“, die Dunkelkammer. Um das Recht jedes Sträflings, auf eigene Kosten eine Zubuße von etwas Gemüse und Obst zu beziehen, mußte er, früher Vegetarier, der nach Fleischkost von Beschwerden befallen wird und durch Harnsäureversetzung an Gichtknoten leidet, lange Zeit ringen.

Ja, aber – ein Sträfling, gegen den man zu solchen Maßregeln greift, muß doch ein besonders rohes Individuum sein?

Max Hoelz' Haltung ist durch seine politische Einstellung bedingt. Wie er darauf besteht, es um kein Jota besser zu haben als seine Mitgefangenen, wie er es ablehnen muß, durch Annahme eines Ämtchens in der Anstaltskanzlei, einer Bibliothekarstellung oder dergleichen die Institution des Zuchthauses irgendwie zu bejahen, so muß er auch prinzipiell darauf bestehen, daß, innerhalb des großen an ihm begangenen Unrechts, kein kleines Unrecht gegen ihn verübt werde. Die präzise Anwendung der Zuchthausparagraphen hat er von Anfang an mit der gleichen Beharrlichkeit gegen sich wie für sich gefordert, mit allen Mitteln der aktiven Resistenz. (In Münster lehnte er zum Beispiel die Raucherlaubnis ab, weil sie den anderen Gefangenen versagt war.) Die besonders herabsetzend gemeinte Kommandierung zum Strümpfeketteln (eine Tätigkeit für kleine Mädchen) hat er mit dem Hinweis abgelehnt, in Sachen Wiederaufnahmeverfahren ununterbrochen tätig zu sein, wozu er paragraphenmäßig berechtigt ist. Aus dieser Haltung, die er geradezu mit der Konsequenz eines Kritizisten schriftlich formuliert, erwachsen seine erbitterten Konflikte mit den Organen des Strafvollzugs.

Allein um das Exemplarische seines Standpunktes ist es ihm zu tun. Er ist keineswegs von unzugänglicher Wesensart: Aus seinen Briefen spricht der aufmerksame, zärtliche Angehörige, der opferfreudige, besorgte Freund. Und kein gütigerer, mitfühlenderer Mitgefangener läßt sich denken, als es Max Hoelz ist. Jedes Unwohlsein seines Pflegekindes Petja, jeder Geburtstag seiner Mutter, jeder zerbrochene Pfeifenkopf seines Vaters, jede Sehnsucht eines Zellennachbars oder die Notlage eines ehemaligen Arbeitskollegen veranlassen Hoelz, in den Text der ihm so selten gewährten Briefe eine ganze Reihe von Sonderbriefen einzuschachteln, die vom Adressaten abzuschreiben und weiterzuleiten sind an

den, der helfen könnte, oder an den, der einen kennt, der helfen könnte.

Dieses Schneeballsystem – „bitte, schneide diese Stelle meines Briefes aus und sende sie an X.“; „schreibe diese Stelle ab und schicke sie sofort dem Y.“ – ist Kennzeichen aller seiner Briefe, auch der politischen und juristischen sowie jener, in denen er Vorwürfe macht. Der sich so äußernde Wunsch nach intensiver Fühlungnahme mit der Welt beweist Max Hoelz als durchaus sozial empfindenden Menschen und müßte jeden vor dem einzigen endlosen Strafausmaß bewahren.

In dem Urteil, das der Ausnahmegerichtshof fällt, begnügt er sich nicht damit, dem Angeklagten die Freiheit und die bürgerlichen Ehrenrechte für immer abzusprechen, sondern sprach ihm auch – da hast du's, „unverschämter Lümmel“! – die geistigen Fähigkeiten ab, freilich nur insoweit, als es nicht zur Zuerkennung mildernder Umstände verpflichtet hätte.

Es war ja kein Universitätsprofessor, der da vor Gericht stand, es war ein Arbeiter, ein Proletarier, also konnte dieses wegwerfende Urteil nur besagen, der Angeklagte besitze für einen Proletarier keine überragende Intelligenz.

In den Briefen von Max Hoelz ist keine syntaktische Wendung, kein Satzzeichen und kein I-Pünktchen zu ändern. Man vergleiche seine Briefe mit dem Deutsch von jenen Bürokraten, deren mangelnde Bildung nicht durch Not und Arbeit verursacht ist.

Unter welch schweren Umständen sind die meisten Briefe geschrieben! Jahrelang durfte er nur in der Kanzlei schreiben, in die man ihn zu diesem Zweck hinabgeleitete und wo er in Gegenwart von mindestens vier Leuten nachdenken sollte, was er von seinen Mitteilungen auf das eine, ihm bewilligte Blatt bringen könne.

Mit Beklemmung und mit – Bewunderung sieht man in seine Zelle, die in Münster genauso war wie in Breslau. Lebenslänglich gemeint ist dieses schmale Prisma, das als Schlafstätte dient, als Arbeitsraum und Krankenzimmer und Klosett, lebenslänglich gemeint. Durchs entlegen hoch angebrachte, eiserne quadratische Fensterchen kann man einen Fetzen qualmenden Himmels und ein Stück des Gefängnisfriedhofs erwischen. Gegenüber die als einzige

mit einem Stahlrahmen gesicherte Eisentür führt, auch wenn sie geöffnet wird, in keine Freiheit – nur auf die schmale eiserne Galerie, die an zweihundert, dreihundert ebensolcher Eisentüren entlangläuft, bis nahe an den isolierten Turm in der Mitte des Sterns von Zellengängen, wo ein Wächter Tag und Nacht beobachtet, ob keine unvorschriftsmäßige Gebärde gemacht wird, kein Ton sich erhebt.

Die Zelle von Max Hoelz ist wie alle anderen Zellen. Aber Energie hat die neun Quadratmeter zu einer Welt umgestaltet.

Unter dem Fenster – Fenster! welch Euphemismus für diese vergitterte Luke! – lehnt der Schwitzkasten, als Deckel ein Schachbrett aus Wachsleinwand, in das eine Öffnung für den Kopf des Patienten eingeschnitten ist. Um die Ausfolgung dieses ihm gehörigen harmlosen Apparates hat Hoelz lange kämpfen müssen, die höchsten Stellen des Reichs verfügten, daß er ihm verweigert werde; schließlich bekam er ihn und rettete damit den Rest der Gesundheit, die er nicht für sich, nur für die von ihm vertretene Sache retten will.

Daneben das winzige Brett ist der Schreibtisch, auf dem mit großer Schrift die großen Briefe geschrieben werden. Kaum Platz für den Briefbogen. Wo liegt das Schreiben, das er beantworten will? Wo das Material, das er zitiert? Nun, Max Hoelz hat die Ausnützung des Lokals in Vertikalen erfunden: Zwirnsfäden hängen von der Decke herab und an ihnen eine ganze Registratur, die Briefe, die er zu beantworten, die Bücher, die er zu lesen hat, die Seitenzahlen der wichtigsten Stellen, der Stundenplan, das Verzeichnis der Postsendungen.

An der Wand, oberhalb des „Schreibtisches“: Photoreproduktionen von Henri Barbusse, Maxim Gorki, Albert Einstein und Alexandra Kollontai, aus dem Prospekt einer Buchgemeinschaft ausgeschnitten. Neben dem Fenster: ein Kranz Heidekraut, darin ein farbiges Bildchen – im Barkenhoff, dem Erholungsheim der „Roten Hilfe“, haben die Kinder politischer Gefangener den Kranz geflochten und das naive Bildchen gemalt.

In der Mitte der andern Wand das „Bett“, eine aufklappbare Pritsche, das am wenigsten benutzte Möbelstück, denn Hoelz arbeitet täglich einundzwanzig Stunden.

Gegenüber: der Eimer! Nicht hermetisch verschließbar. Allmittäglich hatte Hoelz ihn auszuleeren und, den stinkenden Kübel in

der einen Hand, die gefüllte Eßschale in der anderen, in seine Zelle zurückzukehren.

Zwischen dieser Lagerstatt und der Tür ist ein Bücherbrett an die Wand genagelt: mit Marx' „Kapital", dem deutschen Sammelband aus Lenins Schriften und Rosa Luxemburgs Werk über die Akkumulation beginnt die Reihe der marxistischen Bücher, dann folgen die juristischen und die wenigen schöngeistigen Bücher, die er liebt.

So richtet ein sechsunddreißig Jahre alter Mensch seine Zelle ein, um hier zu bleiben, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, lebenslänglich, lebenslänglich.

Jeder, der mit Max Hoelz zu tun hat, auch der Gegner, muß erkennen, einen zielbewußten und bescheidenen, revolutionären und gütigen, strengen und sozialen Menschen von umfassender, schwer erworbener Bildung vor sich zu sehen.

Jeder, der mit dem Fall Max Hoelz zu tun hat, auch der Gegner, muß erkennen, daß mit der Verurteilung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und lebenslänglicher Ehrlosigkeit ein Justizmord verübt wurde, wie ihn krasser und unentschuldbarer die Kriminalgeschichte Europas nicht kennt.

Aber: mit allen Kniffen, Finessen und Ausflüchten wird die Freilassung von Max Hoelz hintertrieben.

Die maßgebenden Behörden bringen nicht Kraft noch Mut auf, einen Mißgriff einzugestehen und zu seiner Wiedergutmachung zu schreiten, sie ahnen nicht, daß durch Aufhebung von offenkundigen Fehlurteilen die Autorität der Gerichte keineswegs leiden, sondern nur gewinnen würde.

Am allerwenigsten denken sie daran, solche Mannhaftigkeit zu beweisen, wenn der Verurteilte nicht ihrer Gesellschaftsschicht, nicht ihrer Ideenwelt entstammt, wenn er ein klassenbewußter Arbeiter, ein entschiedener Marxist, ein überzeugter Kommunist ist wie Max Hoelz, der aus seiner Zelle durch die deutsche Nacht nach endlicher Gerechtigkeit für alle politischen Opfer der Klassenjustiz schreit.

JOHN REED, EIN REPORTER AUF DER BARRIKADE

Er stand auf der Barrikade. Seine Waffe war der Bleistift, so, wie sich vielleicht der Schmied neben ihm des Hammers bediente.

Schon rein als Reporterleistung genommen, ist John Reeds Arbeit bewundernswert: Mitten in einer Woche, die seinen Kollegen als Episode der russischen Parteikämpfe, bestenfalls als wichtige Episode des an wichtigen Episoden überreichen Weltkrieges erscheint, weiß er, daß es die Tage sind, die die Welt erschüttern. Daraus hätte jeder andere amerikanische Zeitungskorrespondent die Konsequenz gezogen, seinen Blättern findig und rasch mit Nachrichten zu dienen, womöglich mit Sensationen, ohne viel Begründung, ohne viel Vorgeschichte, ohne viel Erklärung und dafür mit schauerlichen und pikanten Impressionen.

John Reed, der Journalist, also Schreiber des Tages, hat mehr zu tun, als dem Tage zu geben, was des Tages ist, ist er sich doch bewußt, diesmal vor dem Weltgericht Zeugnis ablegen zu müssen. So dokumentiert er jede Phase des Kampfes, sammelt Resolutionen, druckt Reden im Wortlaut ab, stellt Beschlüsse fest, nennt russische Namen, beschreibt Deputierte des Kongresses, gibt an, mit wieviel Stimmen Mehrheit irgendein Geschäftsordnungsantrag abgelehnt wird, all das, was einem anderen Journalisten langweilig oder überflüssig erschienen wäre, ihm aber, John Reed, ungeheuer wichtig ist, da er nicht zweifelt, daß es keineswegs bloß darum geht, wer in diesen Oktobertagen Sieger bleiben wird, sondern um die Entscheidung auf Jahrhunderte hinaus.

Und hätten auch diese zehn Tage keine Entscheidung gebracht, hätten sie nicht das Weltbild verändert – die Tatsache, daß ein leidenschaftlicher Chronist in ihnen ihre Ewigkeitswirkung erblickte, mußte alle seine sachlichen Details, seine Notate von russischen Personen, Versammlungsentschließungen, Stimmenverhältnissen, Proklamationen, Örtlichkeiten vor jedem Stäubchen Langeweile bewahren, mußte das Interesse an allen Figuren wecken, ihnen den Glanz von Mitkämpfern leihen und den Berichten den Wert sichern, klassischer Journalismus zu sein.

Diese literarische Anerkennung ist dem Werke John Reeds von keiner Seite untersagt worden, ebenso wie die bürgerliche Kritik

auch dem Buche „Die Front“ von Larissa Reisner (dessen Begebenheiten die Fortsetzung der „Zehn Tage“ sind) verwundert attestierte, daß ihm in der Berichterstatterliteratur des Weltkrieges nichts auch nur annähernd Gleichwertiges an die Seite zu setzen sei. Freilich konnte nur jemand erstaunt sein, der von rein ästhetischen Gesichtspunkten aus wertet.

Nein, es ist kein Zufall, daß Reed und die Reisner aus nackten Tatsachen und unverblümten Ereignissen Bücher zu gestalten wußten, die an Stärke, Aufregung und Spannung den überwältigenden Großteil aller Romanliteratur weit hinter sich lassen und nur mit jenen Romanen vergleichbar sind, deren zeitgeschichtlich entscheidende Bedeutung denselben Quellen entsprang: unerbittlicher Wiedergabe der Wahrheit und *kompromißlosem* sozialem Willen.

Das Wort, daß sich die wahre Bedeutung eines Künstlers in unserer Zeit nur nach dem Grad seiner sozialen Erkenntnis messen läßt, gilt für Barbusses „Feuer“, gilt für Upton Sinclairs „Jimmie Higgins“, gilt für Gladkows „Zement“ (diese Autoren stammen aus der gleichen Ideenwelt wie die Reisner und Reed), aber es erprobt sich besonders an der Reisner und an Reed, die gar keine Künstler sein wollten und es dennoch (oder deshalb) in unerhörtem Ausmaße sind.

Seine Stellungnahme ist John Reeds Größe.

Die Tendenzlügen, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, daß es keine Wahrheit gibt und was dergleichen politisches Brom mehr ist, hatten für ihn keine Geltung. Augenblicklich erkannte er, welche Front für die Wahrheit war, und augenblicklich ergriff er für sie Partei.

Man vergegenwärtige sich, was das bedeutete. Die bedrohte Regierungsgewalt – die von der Entente bezahlten Zeitungen – die Aristokraten und ihre Anhänger – die Generalität mit ihren Offizieren und ihrem Riesenkader von Berufsunteroffizieren – die Großgrundbesitzer und die Großkapitalisten mit ihren unerschöpflichen Geld- und Propagandamitteln – die Armee von Tschinowniki, die um ihre Macht zitterten – die Alliierten und ihre zahllosen politischen Helfershelfer – die bürgerlichen Parteien und die Menschewiki – sie alle gossen Ozeane von Verleumdungen gegen die Bolschewiki, bis sich der Unrat über die Grenzen Rußlands wälzte, über die ganze Welt und noch heute die Gehirne verstinkt.

Und war es denn nicht wahr, daß Lenin und die anderen Führer seiner Fraktion mit Hilfe eines feindlichen, des deutschen Generalstabs ins Land gekommen waren, und war es denn nicht wahr, daß in den Reihen der Menschewiki Veteranen der Arbeiterbewegung standen, war es denn nicht wahr, daß von den Sozialrevolutionären mancher gegen den Zarismus gekämpft und Attentate organisiert hatte? Ging es denn an, diese Leute einfach als Reaktionäre abzutun, ihre Aufnahme, wenigstens als Minderheitsvertretung, in eine neue, eine kommunistische Regierung abzulehnen?

Ob Reed selbst wußte, daß alle diese Kompromisse nur geeignet seien, die kapitalistische Herrschaft zu stabilisieren, daß in einem bestimmten Stadium der Revolution mancher Rebell als Konterrevolutionär zu werten sei – ob er dies selbst wußte oder ob er die Richtung nach seiner Kompaßnadel nahm, dem unbeirrbaren, auf jedes Detail jahrzehntelang klar vorbereiteten Geist *Lenins*? Es ist gleich. Jedenfalls ging Reed vom ersten der zehn Tage an ganz scharf den Weg durch alle Wirrnisse.

Wer nach zehn Jahren seine journalistischen Momentaufnahmen beschaut, muß erkennen, wohin die Vermittlungsvorschläge geführt hätten. Niemals wäre die letzte Hürde genommen, niemals in Rußland zur Verwirklichung des Kommunistischen Manifestes geschritten worden. Jene Menschewiki und linken Sozialrevolutionäre, die damals in die Regierung eintreten wollten, haben sich hernach mit Pfaff, Adel, Kapital gegen die russische Revolution verbündet, und wer damals zu einer Alliance riet, hat sich auch später als schwankende Gestalt erwiesen.

So sind John Reeds Artikel nicht nur historische Aktenstücke, sondern auch Prophezeiungen.

Als diese Berichte zum ersten Male aus den amerikanischen Blättern ins Deutsche übertragen und zu einer Broschüre vereinigt wurden, konnte der Übersetzer die amerikanische Buchausgabe der „Ten days that shook the world“, die nunmehr hier in vollständiger Übersetzung vorgelegt wird, noch nicht einsehen. John Reed aber war bereits tot, dreiunddreißigjährig gestorben, verbrannt von sozialer Leidenschaft und vom Willen zum Miterleben seiner Zeit.

Lenin hat über das Werk folgendermaßen geurteilt: „Mit dem größten Interesse und unausgesetzter Aufmerksamkeit las ich John Reeds Buch ‚Zehn Tage, die die Welt erschütterten'. Ohne Einschränkung empfehle ich es den Arbeitern der Welt. Dies ist ein Buch, das ich in Millionen von Exemplaren verbreitet und in alle Sprachen übersetzt wissen möchte. Es gibt eine wahrheitsgetreue und äußerst lebendige Darstellung der Ereignisse, die für das Verständnis der proletarischen Revolution und der Diktatur des Proletariats von größter Bedeutung sind. Zwar sind die Probleme gründlich diskutiert worden, aber bevor man diese Ideen annimmt oder verwirft, muß man die volle Auswirkung einer solchen Entscheidung begriffen haben. Ohne Zweifel wird John Reeds Buch zur Klärung dieser Frage beitragen, welche das Grundproblem der internationalen Arbeiterbewegung bildet."

Ein solches Urteil aus der Feder Lenins ist mehr als eine Anerkennung für John Reed: Es erklärt die wahrheitsgetreue Berichterstattung zu einer Waffe der Arbeiterbewegung.

Keineswegs zufällig, keineswegs als neugieriger oder sensationshungriger Außenseiter war Reed in die russische Revolution geraten und keineswegs unvorbereitet zu ihrem temperamentvollsten Schilderer geworden, obwohl er nicht der proletarischen Klasse entstammte. Sein Vater war schwer reich, besaß große Konzessionen in der Stadt Portland, Staat Oregon, und konnte John (der am 20. Oktober 1887 geboren war) nach Ablauf der Gymnasialzeit zum Studium literarischer Fächer auf die amerikanische Nobelhochschule, die Harvarduniversität, schicken.

Die Harvarduniversität! Vor sechzig Jahren goß der Philosoph Emerson seinen Spott über den „Liberalismus" dieser Hochschule aus, der es verboten ist, das zu sein, was eine Universität sein sollte, über diese Hochschule, die keinen Himmelsquell des Neuen und kein warnendes und kündendes Delphi darstellen darf und sich streng hüten muß, zur Erhebung und Führung der Menschheit zu erziehen. „Jede Großmut des Gedankens", schreibt Emerson, „ist dort verdächtig und wird verleumdet; die jungen Leute verlassen die Universität als altersschwache Staatsbürger, es gibt keinen Propheten, keinen Dichter, keinen Daimon, der nicht mundtot gemacht oder fortgejagt würde." Und diese Tradition lebt unvermindert. Was Emerson 1861 konstatierte, hat Upton Sinclair 1922

schaudernd wiedergesehen, als er die Studien zu seinem „Parademarsch", dem Bericht über das nordamerikanische Erziehungswesen, machte. Hemmungslos antisozial ist die Einstellung des Lehrkörpers, der von Elektrizitätsmagnaten abhängt und selbst Aktien einer Bostoner Warenhaus-AG besitzt; die Universitätszeitung tritt entschieden für Redefreiheit ein, aber ebenso entschieden gegen – Propaganda, die in den Reden zutage treten könnte. Muttersöhnchen von dünkelhafter Lebensauffassung, auf feine Manieren, sportliche Rekorde und elegante Krawatten bedacht, allzeit bereit, mit lachendem Gebiß der elektrischen Lynchjustiz an Sacco und Vanzetti und an jedem anderen Roten zuzustimmen, besonders wenn das ihrer Karriere förderlich ist, sind sie allesamt, allesamt. Gibt es keine Ausnahme? Nur eine einzige Ausnahme gibt es, nur einen Sohn hat Harvard öffentlich verleugnet und verflucht, bei einem Freudenfest ausdrücklich betont, nur *einen* Schandfleck aufzuweisen.

Upton Sinclair, der das Studententum von Harvard so vernichtend beurteilt, sagt über diesen Bannspruch: „Dennoch gab es in Harvard einen Studenten, dem es gelang, sich aus der Gletscherwelt der kultivierten Vorurteile einen Ausweg zu bahnen. Er ging nach Rußland und gab sein Leben für die Revolution. Seine großmütige Persönlichkeit wird in der russischen Geschichte alle von den Kapitalisten der amerikanischen Regierung gegen Rußland begangenen Verbrechen auslöschen. In hundert Jahren wird Harvard auf ihn stolz sein; aber was sagt heute der Harvardsnobismus über ihn? Zur Zeit, da von der Universität die sechzehn Millionen Dollar aufgetrieben wurden, prahlte Harvard mit seinem hundertprozentigen Patriotismus – fügte jedoch drei Worte hinzu, um derentwillen es bis ans Ende aller Tage schamrot werden wird: *Ausgenommen John Reed!*"

Es war ein *ehemaliger* Student, ein Absolvent von Harvard, dem diese Verwünschung galt. 1910 hat John Reed das Bakkalaureat mit Auszeichnung erworben. Während seiner Studentenzeit hatte er mit einigen Kollegen einen sozialistischen Klub gegründet, und wenn er in den Ferien nach Hause kam, erfüllte er seine Familie und deren Freunde mit Entsetzen, „denn er trieb sich mit dem Mob herum" – das heißt, er verkehrte lieber mit den Arbeitern und ging lieber in die Versammlungen der IWW, als sich mit den Schablonen-

hirnen seiner Gesellschaftsklasse abzugeben und ihre ästhetischen Tees zu besuchen. Außerdem entfaltete er eine eifrige Tätigkeit auf belletristischem Gebiet, schrieb Novellen, Gedichte und Artikel und wurde nach Beendigung des Universitätsstudiums Redakteur des radikalen Organs „The American Journal".

Nach Mexiko, wo 1911 eine große revolutionäre Bewegung ausgebrochen war, begab er sich als Korrespondent. Boris Reinstein, der als Delegierter der Amerikanischen Arbeiterpartei an den Oktober- und Novemberkämpfen von Petrograd teilgenommen hat und auch in Reeds Buch erwähnt ist, erzählt, daß Reed in Mexiko fünf Monate in enger geistiger Gemeinschaft mit Villa, dem Führer des radikalen Flügels, verbracht hat. In seinem ersten großen Buch, „Mexiko im Aufstand", enthüllte Reed den wahren Hintergrund der mexikanischen Frage: die Interessen des nordamerikanischen Großkapitals, dessen Bestechungen und Ränkespiele...

Das Werk erregte Aufsehen, und als der Autor nach dem Norden zurückkehrte, war er – nicht wegen, sondern trotz des sozialen Charakters beispiellos populär. Aus ähnlichen Gründen, wie zum armen Jack London eines Tages der Erfolg gekommen war, kam er zu dem reichen John Reed: Man liebt in USA den Boy, der im Ausland Abenteuer erlebt und davon gut zu erzählen weiß. Als Dramatiker und Dichter von der zünftigen Kritik anerkannt, rissen sich die Blätter um seine Beiträge, und das „Metropolitan Journal" und die New-Yorker „World", die ihn zur ständigen Mitarbeit verpflichteten, zahlten ihm die Riesengage von fünfundzwanzigtausend Dollar jährlich. Allerdings mußte es zwischen seiner immer entschiedener werdenden sozialistischen Überzeugung und der vom Großkapital abhängigen Presse alsbald zu Konflikten kommen, zu denen der große Konflikt in seinem Innern trat: Einerseits verlangte die unerschöpfliche Fruchtbarkeit seiner Feder nach einem breiten Betätigungsfeld und seine gegen das Unrecht erhobene Stimme nach einem möglichst nachhaltigen Echo, wie es ihm nur die Millionenpresse gewähren konnte, andererseits fühlte er sich längst als Feind, denn der Geist der Auflehnung gegen die heutige Welt der Ausbeutung war in ihm gewachsen, über die die gelbe Presse durch Nachrichten und Leitartikel und Feuilletons hinwegtäuschen, ja einen Schleier von Schönheit breiten will.

Wie hat John Reed diesen Zwiespalt auszugleichen versucht? Sein Freund M. Eastman gab im „Liberator", als John Reed gestorben

war, die Antwort auf diese Frage: „Durch alle diese Jahre, während welcher die Büros und die Empfangsräume und die Geldschränke der Magnaten des kapitalistischen Journalismus sich ihm öffneten und während sein Name ein Synonym war für kühne und frischfröhliche Abenteurer, blieb John Reed unserer kleinen revolutionären Zeitschrift treu, die ihm nichts bezahlte und durch die er nur zu zehntausend Lesern sprach. Er hat uns nie mit einem Beitrag im Stich gelassen. Wo er auch immer war – niemals vergaß er, uns einen Artikel zu geben, der immer besser war als jene, die er seinen kapitalistischen Arbeitgebern verkaufte. Auf diese Weise hat er versucht, den zwei entgegengesetzten Richtungen, so lange er konnte, gerecht zu werden."

Als er schließlich aus dem Verband des „Metropolitan Journal" ausschied, sah er sich nicht bloß seines festen Einkommens beraubt, sondern es wurde ihm auch fast gleichzeitig das Recht zur Verwaltung seines ihm vom Vater hinterlassenen Vermögens wegen seiner sozialistischen Betätigung mit juristischen Kniffen entwunden.

Schon vorher hatte es keine bewegte Phase des amerikanischen Klassenkampfes gegeben, die er nicht mit seinem Namen und seiner Feder unterstützte. Beim Aufstand der Textilarbeiter in Paterson (New Jersey) trat er offiziell als Zeitungskorrespondent auf, wurde aber verhaftet, weil er sich einiger von der Polizei mißhandelten Arbeiter angenommen hatte. In der Zelle verfaßte er die Satire „Das Hotel des Sheriff Rutcliffe", worin er die im Gefängnis üblichen Folterungen enthüllte; das kleine Werk hatte großes Aufsehen zur Folge, jedoch auch seine Landesverweisung. Auf sie gab Reed seinerseits die Antwort, indem er sofort in der ihm verbotenen Stadt erschien, um ein Meeting abzuhalten; die Beteiligung war so enorm, daß die Polizei nicht einzuschreiten wagte. Kurze Zeit darauf referierte er in dem größten Versammlungslokal New Yorks, in Madison Square Garden, über den Kampf der Textilarbeiterschaft von Paterson gegen das Kapital, die Polizei und die Justiz; die Wirkung dieses Berichtes, den der schon damals wegen seiner Wahrheitsliebe und glänzenden Darstellungskraft berühmte John Reed erstattete, war eine derartige, daß selbst die bürgerliche Presse gegen die im Lohnstreik verübten Grausamkeiten der kapitalistischen Helfershelfer Stellung nehmen mußte.

Reeds nächster journalistischer Feldzug galt der Standard Oil

Company, in deren Auftrag bei einem Streik in den Naphthaquellen von Bayonne Arbeiter hingemordet worden waren. Die Artikel erschienen in der New-Yorker „Tribune“ und im „Metropolitan Journal“, und John Rockefeller, dem die Standard Oil gehört, sah sich unter dem Druck der erbitterten Öffentlichkeit genötigt, gegen diese beiden Blätter die Verleumdungsklage anzustrengen. Die Untersuchungskommission konnte keine von den Anklagen, die John Reed erhoben hatte, entkräften, und so wurde das Verfahren eingestellt.

Als zu Colorado in den Gruben der Standard Oil im April 1914 eine Lohnbewegung Platz griff, trat der erst siebenundzwanzigjährige John Reed dem greisen Zaren von Amerika, dem König der Milliardäre, John Rockefeller, zum zweitenmal entgegen. Die teils ausgesperrten, teils streikenden Arbeiter hatten sich in der Nähe von Ludlow in Zelten angesiedelt, die nächtlicherweile von Agenten der Firma mit Petroleum begossen und angezündet wurden. Im Nu standen die leinenen Pyramiden in hellen Flammen, und zwanzig Personen, meist Frauen und Kinder, verbrannten bei lebendigem Leibe. Reed gab auf Grund von persönlichen Beobachtungen, von Berichten der Augenzeugen und von anderem Material eine aufrührend sachliche Darstellung dieses Vorfalls, so daß sich diesmal nicht nur die ganze Presse, sondern auch die Regierung mit diesem Ereignis beschäftigen und eine Kommission zur Untersuchung der Verbrechen einsetzen mußte.

1914, bei Beginn der Mobilisierung, fuhr John Reed als Kriegsberichterstatter nach Europa und geriet, wie Boris Reinstein erzählt, durch seinen Aufenthalt in den vordersten Schützengräben aller Kriegsschauplätze wiederholt in gefährliche Situationen. Als im Jahre 1915 die gesamte Zivilbevölkerung Serbiens vor den eingedrungenen Truppen Mackensens nach Albanien abgezogen wurde, machte John Reed diese fürchterliche Anabasis, bei der Tausende von Frauen und Kindern ums Leben kamen, unter den schlimmsten Entbehrungen mit, an deren Folgen er schwer erkrankte.

Einen kurzen Aufenthalt in Amerika benützte er, um über die Grausamkeiten, die von beiden kriegführenden Machtgruppen verübt worden waren, öffentliche Vorträge zu halten, was sowohl die Agenten der Entente als auch die der Zentralmächte gegen ihn aufbrachte. Außerdem bearbeitete er das Material zu seinem

späteren Buch „Der Krieg in Osteuropa“, das vor allem die Ereignisse auf der Balkanhalbinsel behandelt.

Im selben Jahr reiste er nach Rußland, wo er bisher nicht gewesen war. Wegen seiner Artikel, die die zaristischen Behörden als Urheber und Veranstalter der Judenpogrome enthüllten, wurde er eingekerkert, ohne daß man seine Verhaftung verlautbart hätte; erst als seine Blätter, durch sein Stillschweigen beunruhigt, Anfragen an die amerikanische Botschaft in Petrograd richteten und auch die anderen in Rußland tätigen amerikanischen Korrespondenten Nachforschungen anstellten, wurde Reed ausfindig gemacht und befreit.

Wiederum kehrte er nach Amerika zurück. Als Redakteur der revolutionären Zeitschrift „The Masses“, die später den Titel „The Liberator“ annahm, schrieb er unter anderen den scharf antimilitaristischen Artikel „Bereite für deinen Sohn die Zwangsjacke vor“. Amerika, das nun, 1917, in den Krieg eingetreten war, beeilte sich, mit beispielloser Härte jede revolutionäre, jede sozialistische und jede pazifistische Aktion zu unterbinden; ein Haftbefehl gegen die ganze Redaktion von „The Masses“ wurde erlassen, die Mitarbeiter eingesperrt, mit Ausnahme von Reed, gegen den das Verfahren wegen des Zwangsjackenartikels in seiner Abwesenheit geführt werden mußte, da er bereits von neuem auf dem Wege nach Rußland war, um den Verlauf der Kerenski-Revolution zu studieren.

Der Kornilow-Putsch war eben mißglückt, aber die Zustände, welche die demokratische Republik geschaffen hatte, erfüllten ihn mit Enttäuschung und Abscheu. Die besitzenden Klassen regten sich bereits tüchtig, sie verlangten, daß die Macht, die der Zar absolutistisch ausgeübt hatte, nunmehr ebenso absolutistisch von ihnen ausgeübt werde, „sie verlangten“, wie Reed in der Einleitung zur englischen Buchausgabe sagt, „eine konstitutionelle Republik, wie es Frankreich und die Vereinigten Staaten sind, oder eine konstitutionelle Monarchie, wie England. Andererseits aber drangen die Massen des Volkes auf ihre Befreiung, auf eine wirkliche industrielle und agrarische Demokratie.“

Die Kerenski-Regierung stand ohne Zweifel auf seiten der bisher herrschenden Klasse, sie war für die Fortsetzung des Krieges, sie wollte die Fabrikkomitees auflösen und die Soldatenräte abschaffen

und versprach erst dann die Aufteilung des Landes, als diese Forderung von den Bolschewiki zu einer unaufhaltsamen, uneindämmbaren Massenbewegung geworden war. Reed widerlegt die gegen die Bolschewiki erhobenen Beschuldigungen: „Anstatt, wie behauptet wird, zerstörende Kraft zu sein, scheint es mir, daß die Bolschewiki die einzige Partei Rußlands sind, die ein aufbauendes Programm haben und im ganzen Lande die Macht ausüben können. Wenn sie keinen Erfolg gehabt hätten, als sie die Regierungsgewalt ergriffen, so steht es für mich ohne Zweifel fest, daß die Armeen des kapitalistischen Deutschland im Dezember in Petrograd und Moskau eingezogen wären und Rußland wieder vom Zaren regiert würde ..."

Dieser Journalist, der schon Revolutionen erlebt, der sozial geschult und mit Augen für das kleinste kennzeichnende Detail begabt war, zögerte nicht einen Augenblick, in den Parteikämpfen Stellung zu nehmen und sich zu dieser Parteilichkeit zu bekennen. Am 1. Januar 1919 schließt er seine Einleitung zu den „Ten days that shook the world" mit den Worten: „Meine Sympathien in dem Kampf waren keineswegs neutral, aber während ich die Geschichte dieser zehn Tage erzählte, habe ich versucht, die Ereignisse mit dem Auge eines gewissenhaften Reporters zu sehen, den das Interesse beseelt, die Wahrheit festzustellen."

Nachdem die Bolschewiki die Macht ergriffen hatten, trat Reed in das Volkskommissariat des Äußern als Kanzleikraft ein und arbeitete für die revolutionäre Propaganda in den angelsächsischen Ländern. Er fühlte sich als Soldat der Revolution, und als nach der Auflösung der Konstituante ein Putsch der Sozialrevolutionäre und anderer reaktionär gewordener Gruppen erwartet wurde, stand er mit dem Gewehr in der Hand vor dem Gebäude des Narkomindel auf Posten.

In Amerika hatte inzwischen die Verfolgung gegen ihn heftig eingesetzt. Boris Reinstein berichtet darüber: „Als Reed auf dem III. Allrussischen Sowjetkongreß auftrat, war gegen ihn der Prozeß wegen antimilitaristischer Agitation bereits anberaumt. Er beschloß, unverzüglich nach Amerika zu reisen und sich dem Gericht zu stellen, obgleich er wußte, daß ihm zwanzigjährige Zuchthausstrafe bevorstand, wenn er schuldig befunden werde, auch nur einen einzigen der vorgebrachten Gesetzesparagraphen übertreten zu

haben. Ende Januar 1918 reiste er über Finnland durch das von den Weißgardisten besetzte Gebiet ab. In Norwegen mußte er einige Monate bleiben, da die amerikanische Regierung sich fürchtete, ihm, der sich ja beim Gericht melden wollte, die Einreise zu gewähren. Inzwischen wurde der Prozeß in Amerika ohne sein Beisein verhandelt und, da die Geschworenen zu keinem endgültigen Urteil kommen konnten, vertagt. Als er endlich in Amerika eintraf, stellte er sich sofort nach seiner Ankunft dem Staatsanwalt, forderte die Anberaumung des Termins und wurde in Haft genommen. Gegen Bürgschaft entlassen, widmete er sich agitatorischer und literarischer Tätigkeit. Das Ergebnis war die Ausarbeitung und Zusammenstellung seiner Berichte über die Oktoberrevolution zu dem vorliegenden Buche.

Während der zweiten Gerichtsverhandlung bemühte sich der Staatsanwalt mit allen Mitteln, von den Geschworenen, die ultrapatriotisch und dem ‚Vaterlandsverräter' gegenüber feindlich gestimmt waren, ein ‚Schuldig' zu erzielen. Er ging so weit, ein Orchester vor dem Gerichtsgebäude nationale Hymnen spielen zu lassen. Auf die Erklärung des Angeklagten hin, er halte es für seine Pflicht, nur unter dem bolschewistischen Banner der internationalen sozialen Revolution zu kämpfen, fragte ihn der Staatsanwalt: ‚Würden Sie aber im jetzigen Kriege unter der amerikanischen Flagge kämpfen?' – ‚Nein', antwortete Reed kategorisch. – ‚Weshalb?' Unser Genosse antwortete mit einer einstündigen leidenschaftlichen Rede, in der er die erlebten Greuel und Grausamkeiten des im Interesse des Kapitals veranstalteten Weltblutbades schilderte. Einige der Geschworenen waren erschüttert, und John Reed wurde freigesprochen.

Nunmehr machte er sich unter dem Einsatz seiner ganzen Tatkraft daran, gegen die Intervention in Rußland und die Blockade der Sowjetrepublik anzukämpfen. Fast in allen größeren Städten Amerikas hielt er in riesigen Versammlungen Referate über die russische Revolution; unzählige Male wurde er verhaftet. In Philadelphia zum Beispiel verbot man, das Lokal zu öffnen, in dem Reed vor einer vieltausendköpfigen Volksmenge zugunsten Sowjetrußlands auftreten sollte. Trotz der Drohung der Polizei stellte sich Reed auf eine herbeigeschaffte Kiste und begann seine Ansprache. Die Polizei zerrte ihn herab und hieb auf die Menge ein, aber viele der anwesenden Soldaten traten auf seine Seite. Dieses gesprengte

Meeting sollte einen gewaltigen Einfluß auf die Arbeitermassen Philadelphias und anderer Städte ausüben. Reed wurde wegen ‚Ordnungsstörung' vor Gericht gestellt. Als die Geschworenen ein freisprechendes Verdikt fällten, forderte der Staatsanwalt, jeder der Geschworenen solle persönlich bestätigen, daß er für ein derartiges Urteil gestimmt habe.

Seine Zugehörigkeit zur Amerikanischen Sozialistischen Partei benutzte John Reed, um an der Organisation des ‚linken Flügels' der Partei mitzuwirken. Er führte einen unerbittlichen Kampf gegen Hillquitt, Berger und andere kompromißlerische Führer. Auf dem Kongreß in Chicago, im September 1919, war er auf der Seite der Delegierten, die für das Verbleiben in der Partei eintraten, da sie darauf rechneten, daß sie entweder die ganze Partei für den Kommunismus gewinnen würden oder aber der ‚linke Flügel' sich abspalten und den größten Teil der besten Mitglieder mit sich ziehen werde. Andere Genossen dagegen forderten, daß unverzüglich eine Kommunistische Partei gegründet werde. Die kompromißlerischen Führer befahlen Reed und seinen Kameraden, den Kongreß sofort zu verlassen, diese weigerten sich, und die Führer mußten die Polizei zu Hilfe rufen, um Reed und seine Anhänger aus dem Sitzungssaal zu entfernen. Reed und seine Freunde versuchten darauf, sich einer anderen Gruppe des linken Flügels anzuschließen. Infolge von Meinungsverschiedenheiten über Organisation und Taktik wurde keine Verständigung erzielt, und in Amerika entstanden zwei Parteien: die Kommunistische Partei und die Kommunistische Arbeiterpartei – die letztere mit Reed an der Spitze. Bis zur Entstehung dieser Parteien gehörte Reed zur Schriftleitung von ‚The Revolutionary Age', welches das Organ des linken Flügels der Sozialistischen Partei war. Später redigierte er das Organ der Kommunistischen Arbeiterpartei ‚The Voice of Labour', in dem er sich bestrebte, durch volkstümliche, in einer den Arbeitern zugänglichen Sprache abgefaßte Artikel den Boden für die Organisation eines Netzes von Betriebsräten zu ebnen, zum Kampf gegen die verräterische Politik Gompers' und anderer Führer der AF of L. und gegen den Einfluß der Anarchisten auf die Organisation der IWW. Daneben setzte er seine literarische Tätigkeit fort und schrieb ein satirisches Lustspiel auf Wilson, die Entente und die Versailler Friedenskonferenz, das großen Anklang bei den Massen fand.

Im Oktober 1919 beschloß er, sich wiederum nach Rußland zu

begeben, um mit Hilfe des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale an dem Zusammenschluß der beiden kommunistischen Parteien Amerikas mitzuarbeiten. Die Regierung verweigerte ihm die Erlaubnis zur Ausreise, es gelang ihm aber trotzdem, unter vielen Gefahren Ende 1919 illegal nach Rußland zu kommen. Hier nahm er an der Ausarbeitung der Bedingungen teil, unter denen die Vereinigung der kommunistischen Fraktionen Amerikas erfolgen sollte, schrieb für die ‚Kommunistische Internationale' und sammelte Material für seine künftige Arbeit in Amerika. In seiner Abwesenheit wurde in Chicago eine gerichtliche Verfolgung wegen eines Artikels über Spione gegen ihn eingeleitet, und er wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Ungeachtet dessen und trotzdem die amerikanische Regierung die Möglichkeit besaß, das Urteil auf Grund anderer Gesetzesparagraphen bis auf zwanzig Jahre Zuchthaus zu steigern, wollte Reed Anfang 1920 wieder über Finnland nach Amerika zurückreisen, doch ehe das Schiff, auf das er sich eingeschmuggelt, Zeit hatte, nach Schweden auszulaufen, wurde er von dem Matrosen, der ihm zur Abreise helfen sollte, verraten. Es folgte eine drei Monate lange Einzelhaft in finnischen Gefängnissen. Er drohte mit Hungerstreik, worauf ihm die Möglichkeit gegeben wurde, nach Rußland zurückzureisen. Hier nahm er an der Arbeit des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale teil, wohnte als Vertreter der nunmehr entstandenen Vereinigten Kommunistischen Partei Amerikas dem II. Kongreß der Kommunistischen Internationale bei und reiste gemeinsam mit anderen Delegierten zum Kongreß der Ostvölker nach Baku. Nach Moskau zurückgekehrt, begann er eifrig Vorkehrungen zur Abreise nach Amerika zu treffen, obwohl er wußte, was ihn dort erwartete. Aber ein schweres Leiden, das er sich augenscheinlich im Kaukasus zugezogen hatte, riß diesen geistvollen, jugendlich begeisterten, der Sache der kommunistischen Weltrevolution grenzenlos ergebenen Genossen aus unserer Mitte ..."

An einem russischen Oktobertag starb John Reed, dessen Herz drei Jahre vorher in russischen Oktobertagen so heldenhaft für die Befreiung des Volkes geschlagen. Noch war der Kampf nicht zu Ende, noch standen fremde Söldner auf russischem Boden, um den Kommunismus zu besiegen, noch hoffte die kapitalistische Welt auf den Sturz Lenins und seiner Genossen. Aber John Reed, der schon

bei Beginn des Kampfes nicht an dem Sinn seiner Partei gezweifelt hatte, konnte nicht daran zweifeln, daß dieser Sieg jetzt endgültig gefestigt sei.

Dreiunddreißig Jahre war er nur alt, an jenem 17. Oktober 1920, an dem er die Augen schloß, aber sein Leben war reich gewesen; in diesen dreiunddreißig Jahren hatte er viel für den Sozialismus, für die Revolution und für die Verkündung der Wahrheit getan. Er wußte das nur zum Teil. In der Einleitung zu seinem Werk über die Oktoberrevolution sagt er, es werde den Forschern eine willkommene Quelle sein, wie heute jede kleine Mitteilung über die Pariser Kommune den Historikern wichtig ist. Aber das Buch Reeds ist mehr als eine Quelle zu irgendeiner revolutionären Episode. Heute, nachdem jenen zehn Tagen zehn Jahre gefolgt sind, heute, nachdem über die russische Revolution und über Lenin ganze Literaturen existieren, ist John Reeds Buch noch immer der hellste, unmittelbarste und frischeste Bericht.

Darüber hinaus ist diese Chronik als Kunstwerk zu werten. Emile Zola hat die Kunst definiert als ein Stück Wahrheit, gesehen durch ein Temperament. Uns Zeitgenossen des Weltkriegs, der geglückten und mißglückten Revolutionen, uns genügt diese Definition nicht mehr: Uns ist die Kunst ein Stück Wahrheit, gesehen durch ein *revolutionäres* Temperament.

Ein wichtigeres Stück Wahrheit als die Oktoberkämpfe des russischen Proletariats wird selten mit einem revolutionäreren Temperament zusammenstoßen, als es das von John Reed war.

Auf dem Roten Platz in Moskau, an der Kreml-Mauer, ist der amerikanische Patriziersohn mit dem revolutionären Herzen begraben, auf jenem Roten Platz mit den phantastisch leuchtenden Kuppeln und Türmen und Wällen, den er schwärmerisch beschrieben, als man die Opfer der Revolution dort bestattete. „Hier an diesem heiligen Ort, dem heiligsten in ganz Rußland, wollen wir unser Liebstes zur ewigen Ruhe betten." Diesen Satz, den Reed damals hörte, hat er bejahend wiederholt.

Nun hat er dort sein Grab gefunden. Und schräg vor ihm ruht der Leichnam dessen, der John Reeds Leitstern und Ideal gewesen ist. Keinen anderen Platz hätte sich John Reed für sein Grab gewünscht als den neben dem Grabe *Lenins.*

DIE „KNEBELUNG“ DES RUSSISCHEN SCHRIFTTUMS

Eine Antwort

Seit etwa Jahresfrist unternimmt eine Emigranten-Organisation den Versuch, in die willfährige oder nicht informierte Presse Deutschlands einen „Aufruf“ zu lancieren, den sie von einer Gruppe russischer Schriftsteller auf geheimem Wege erhalten haben will. Da der „Schriftsteller“ (XIV/11) von diesem Aufruf Notiz genommen hat, seien den Behauptungen, soweit sich solche in dem Elaborat vorfinden (zumeist handelt es sich nämlich nur um allgemeine Wendungen), einige Tatsachen gegenübergestellt.

Die Zensur in Rußland, das sich infolge der großzügigen Versuche enteigneter Ölmagnaten, thronlüsterner Romanows, verjagter Aristokraten, ruhmsüchtiger Generale, abenteuerlustiger Offiziere und vor allem der offenen Gegnerschaft aller kapitalistischen, besonders der kolonial interessierten Großmächte noch immer als im Stadium konterrevolutionärer Bedrohung stehend betrachten muß, die Zensur in Rußland geht lange nicht so weit, wie etwa die der kriegführenden Mächte gegangen war, geht lange nicht so weit wie die Deutschlands, wo Buchhandlungsgehilfen wegen Verkaufs von Büchern, deren angeblich umstürzlerischen Inhalt sie gar nicht kannten, und Redakteure wegen harmloser Filmkritiken zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt werden, wo man den Lyriker wegen einer Warnung vor Gaskriegen und einer Aufdeckung ihrer politischen Zusammenhänge vors Reichsgericht stellt. Die Zensur Rußlands ist auch nicht von der Art, die demokratische Kreise gegen stahlhelmerische, monarchistische oder andere republikfeindliche Agitationsprodukte verlangen, sondern die Zensur Sowjetrußlands wird im Namen der gesamten Bevölkerung ausgeübt, die heute marxistisch aufgeklärt ist und daher jeden Versuch antimarxistischer Beeinflussung etwa so betrachten würde wie wir eine Propaganda für die Wiedereinführung des Hexenhammers und der Hexenverbrennung, allerdings mit dem Unterschied, daß sich Rußland infolge der erwähnten ungeheuren Machtmittel auswärtiger Interessengruppen einer besonders akuten Gefahr zu versehen hat.

Dieser wissenschaftlichen Sicherheit und dieser politischen Gefahr entspricht die Tatsache, daß keine Druckschrift erscheinen kann, deren Tendenz gegen die Sowjetregierung, also auf einen

reaktionären Umsturz gerichtet ist. Während die gleiche Praxis – wenngleich natürlich ohne wissenschaftliche Grundlage – in allen reaktionären Staaten mit furchtbarer Grausamkeit gegen fortschrittliche Elemente geübt wird, ohne daß sich dagegen eine Einheitsfront des Protestes formiert, wird systematisch die Schutzzensur Rußlands so hingestellt, als ob sie nur das zu drucken erlaube, was für die Sowjetregierung eintritt. Wie falsch diese Behauptung ist, geht schon aus den russischen Büchern hervor, die in deutscher Übersetzung erschienen sind, und aus den deutschen Büchern, die ins Russische übersetzt wurden. Alle Tendenzen sind vertreten – man stelle sich bloß die Frage, ob in Italien ein italienisches Buch vom Schlage des Gladkowschen „Zement" erscheinen könnte oder etwas Analoges zu Ilja Ehrenburgs skeptisch-satirischen Romanen, ob ein Buch wie das der antiautoritären Anarchistin Wera Figner einen so begeisterten Erfolg haben würde; selbst die Humoresken Arkadij Awertschenkows, der sich nicht entblödete, aus der Emigration Lenin zu beschimpfen, erschienen in Rußland – mit einem Vorwort von Lenin. Daß man die erfolgreichsten Bücher ausländischer Autoren, etwa Jakob Wassermann, Bernhard Kellermann, Stefan Zweig oder Roda Roda, im sowjetfreundlichen Sinne umzensuriert hätte, wird doch niemand glauben.

Mit der Behauptung, man merze die Klassiker aus, operiert die antisowjetische Weltpropaganda seit zehn Jahren, obwohl sich allmählich schon herumgesprochen haben könnte, daß Jasnaja Poljana nicht eingeäschert wurde, daß der angeblich vor der Tscheka geflüchtete Maxim Gorki dem verstorbenen Leiter der Tscheka aus Capri einen zärtlichen Nachruf gewidmet hat, daß Monumentalausgaben der Tolstoischen, Dostojewskischen und Gorkischen Werke und gleichzeitig Volksausgaben in Hunderttausenden von Exemplaren erscheinen und daß Gogol, Tschechow und Ostrowski das Repertoire der Bühnen beherrschen.

Der Aufschwung des russischen Schrifttums, herbeigeführt durch die Liquidierung des Analphabetismus, durch die Aufklärung der Massen und durch die Popularisierung von Politik und Diskussion, kann niemandem verborgen bleiben, der einen Einblick in die deutschen Übersetzungen russischer Bücher gewonnen hat, der einen der (von der deutschen Zensur zu verbieten versuchten) russischen Filme gesehen oder etwas über die Theaterinszenierungen Wachtangows, Meyerholds, Granowskis oder der Habima

gehört hat. Und wenn die verbreitetste deutsche Weltliteraturgeschichte im Jahre 1920 den Absatz über Rußland mit der Bemerkung schloß, daß „kein Werk, das irgendwie namhaft wäre, aus der bolschewistischen Verwüstung entsteht", so hat sie diesen Satz in der neuen Auflage zurückgenommen und eine Fülle namhafter Werke namhaft zu machen gewußt.

Diese Tatsachen vermag kein Mensch, der in Rußland lebt, in Abrede zu stellen, selbst ein Gegenrevolutionär nicht, und schon daraus geht hervor, daß der „Aufruf" nicht in Rußland entstanden und nicht „auf geheimem Wege ins Ausland" gelangt ist, sondern – wie ein Leitartikel des Pariser russischen Emigrantenblattes „Posledni Nowosti" im Sommer vorigen Jahres zugab – einen Teil der organisierten Auslandskampagne zur Störung des zehnjährigen Sowjetjubiläums darstellt. Aber der „Aufruf" ergibt auch, daß der Verfasser nicht einmal aus dem Auslande die russische Literatur verfolgt und eine ebensolche Unkenntnis bei den Westlern voraussetzt, also einer jener zaristischen Politiker ist, die dem Geist instinktlos und ahnungslos gegenüberstanden, das Kommen neuer Ideen nicht fühlten und nun, da diese siegreich an ihnen vorübergebraust sind, sie durch wildes Geschrei aufzuhalten versuchen.

CHAPLIN VOR DEM CAPITOL UND IM ZIRKUS

Wenn Charlie Chaplin gekommen wäre, sich die Berliner Erstaufführung des Films „Zirkus" im Capitol anzusehen ..., nein, nehmen wir an, irgendein unbekanntes, verzagtes, verschüchtertes Männlein, etwa mit schwarzem Zahnbürstchen auf der Oberlippe, eingetepschtem Hut, zerknittertem Anzug, verrutschter Krawatte und auswärts gedrehten krokodilförmigen Stiefeln, hätte Einlaß verlangt in die vorgestrige Premiere des Films „Zirkus", zu welcher Frack und weiße Binde vorgeschrieben waren.

Was wäre da geschehen? Der große böse Mann (wir kennen ihn aus allen Chaplin-Filmen!), der grimme Polizist, tritt von hinten auf Charlie zu, der gerade sein Rohrstöckchen schwingt. Das trifft den Großen ins Auge, Charlie dreht sich gelangweilt um, erblickt entsetzt den Sipo, lüft' sein Hütchen, will davonwatscheln, so schnell ihn seine Plattfüße tragen, aber schon zieht ihn die Hand des

Todfeindes zurück, und unter Hieben des Gummiknüppels, unter Fußtritten und anderem Unheil muß Charlie davon ...

Denn ein Mann mit ausgetretenen Stiefeln und abgeschabten Kleidern ist lächerlich und ausgestoßen und hat sich nicht unter das Premierenpublikum eines Chaplin-Films zu mischen.

Charlie Chaplin spielt den unfreiwilligen Komiker der industriellen Reservearmee. Er hat immer Hunger – Hunger im Magen, Hunger im Herzen, nie wird sein Hunger gestillt, aber optimistisch schwingt er das Stöckchen und sucht Arbeit. Manchmal findet er welche, und – laßt euch durch die drollige Karikatur nicht täuschen – seine Anstellung ist genau die, die ein wehrloser Pauper finden kann, ein Arbeitsplatz mit tückisch herabstürzenden Utensilien, grausamen Mißhandlungen, brutalen Vorgesetzten.

Diesmal ist es ein Wanderzirkus, in den Karlchen Chaplin hineingerät, rein zufällig, auf der Flucht vor dem Sipomann gerät er hinein, in die Manege, angesichts des Zirkuspublikums wird er gehetzt, die Menge jauchzt über seine Angst und über seine Hilflosigkeit, man klatscht Beifall, und er wird engagiert. Als Clown. „Zeig also mal, was du kannst", sagt der Direktor auf der Probe zu ihm. Und da zeigt Charlie, was er kann – nichts kann er, er ist kein gelernter Clown, wo hätte er sich denn ausbilden können, er stammt aus keiner Artistenfamilie, hat die Clownschule zu Paris nie besucht, was soll er machen, er macht ein paar tänzerische, komisch sein sollende Bewegungen. Der Direktor ist entsetzt. (Wir aber sind gerührt über die künstlerische Armseligkeit des Zirkusclowns Charlie Chaplin, die nur ein wahrer, ein sozial denkender Künstler wie der Kinoschauspieler Charlie Chaplin zu verkörpern vermag!)

Charlie wird also nur Diener. Er soll den Zaubertisch des Taschenspielers in die Manege tragen, aber beileibe nicht an den weißen Knopf anstoßen. Selbstverständlich stößt er, der Peter Schlemihl, an den weißen Knopf, und aus der Tischplatte springen Enten hervor, Hühner, Kaninchen, Schlangen, Blumenvasen – alle Tricks des Zauberers sind verraten. Schlecht ergeht es dem armen Charlie. Nicht nur der Zirkusdirektor verfolgt, schlägt, peinigt ihn, auch der Stallmeister, das schwarze Pferd, und sogar die Tochter des Direktors, die von Charlie geliebt wird, vernarrt sich in einen Herrn im Frack, den Seiltänzer.

Daß Charlie, vor dem Direktor flüchtend, dem ihm feindlich

gesinnten Pferd in die Quere kommt und vor diesem in einem Wagen Schutz sucht, wo die wilden Bestien hausen, Löwe und Tiger – das wäre nicht das Schlimmste. Das Schlimmste ist, daß er, der keine Ahnung von Seiltanzen hat, für den Mann im Frack einspringen muß, um auf dem dreißig Meter hoch unter der Zirkuskuppel gespannten Draht zu balancieren. Er läßt sich zwar anbinden, jedoch die Gurte lösen sich, Charlie schlägt Kapriolen, da er sich gesichert glaubt – plötzlich merkt er, was geschehen ist, der Tod ist ihm sicher, verzweifelt sucht er am Seil stehenzubleiben, aber nun fallen auch die Hosen, Affen und Meerkatzen kriechen ihm ins Gesicht, in den Mund, er stürzt auf ein Fahrrad, das mit ihm längs des anderen Seiles herabsaust, und ist gerettet.

Dem Zirkus muß er Valet sagen. Die Geliebte kommt ihm nach. Sie will ihm gehören. Aber Charlie, der sie liebt, so sehr liebt, ist ein Geprügelter von Erfahrung, er weiß, daß es für ihn in dieser amerikanischen oder amerikanisierten Welt kein permanentes Glück gibt, daß das Glück dem Herrn im Frack gehört, und so holt er denn den Seiltänzer, der einen Frack trägt wie das Premierenpublikum im Capitol, und der heiratet die schöne Tänzerin.

Charlie Chaplin zieht von dannen, um seinen Hunger zu stillen, neue Arbeit zu suchen und neue Unbill zu finden – oder eine neue, bessere Zeit.

ÜBER DIE ROTE HILFE

Die Rote Hilfe: Wenn etwas fürchterlicher sein kann als die Gefangennahme und Mißhandlung aller im sozialen Sinn revolutionär tätigen Politiker, wenn etwas fürchterlicher sein kann als dieses, so ist es die Verfolgung der „Roten Hilfe Deutschlands“, die als die einzige wichtige humanitäre Organisation endlich auch von den Köpfen aller Parteien anerkannt werden könnte.

ÜBERALL SINGEN GALGENVÖGEL

Nur keine Täuschung – das, was euch Upton Sinclair hier auf der Bühne protokollarisch berichtet, ist nicht rein amerikanisch. Anderswo ist es keineswegs anders.

Auf dem Balkan martert man die Gefangenen in Wasserzellen zu

Tode, in Ungarn schändete und verstümmelte man die revolutionären Häftlinge und quält die Opfer der Justizmorde auch weiterhin, in der Tschechoslowakei verbrachte die sozialistische Dichterin Helene Malířová ihren fünfzigsten Geburtstag im Kerker, jetzt sitzt mit vielen anderen der Romanschriftsteller Ivan Olbracht im Zuchthaus, in Polen wütet die „Defensive" gegen Proletarier und Intellektuelle, in Wien feuert Schobers Polizei Dum-Dum-Geschosse in Passanten und Kinder und verhaftet „Rädelsführer".

Nein, nein, nur keine Täuschung. Überall singen die Galgenvögel röchelnd ihr Lied.

Viele Hunderte Genossen des roten Adams sitzen in deutschen Kerkern – die deutschen Kollegen des kalifornischen Staatsanwalts brauchen in einem deutschen Séparée nur auf einen Knopf zu drücken, um ein Gespensterheer von deutschen Spitzeln erscheinen zu lassen – des roten Pfarrers Geistesverwandte werden vom deutschen Reichsgericht mit Zuchthaus bestraft, nicht nur Schriftsteller und Dichter, auch Buchhändler und ihre Gehilfen, weil sie linke Literatur verschleißen.

Nur keine Täuschung. Der Tod des roten Adams, der Doppelmord an Sacco und Vanzetti, sie sind nicht schlimmer als jene an Rosa Luxemburg, an Liebknecht, an Jogiches, an Sült, an Landauer, an Eisner, an den zweiunddreißig Matrosen in der Französischen Straße und an den Tausenden von Proleten in den Jahren 1918 und 1919 – und doch findet sich kein Staatsanwalt, kein öffentlicher Ankläger, kein Polizist gegen Befehlsgeber und Vollzieher dieser feigen Meuchelmorde.

Nein, keine Täuschung. Noch heute sterben Sozialisten im Kerker. Der eine, wie der junge Genosse Esser, wird wegen Hämorrhoiden operiert, und erst bei der Obduktion stellt man tödliche Lungenembolie fest: Willy Günther aus Gröbers, in Halle des Totschlags an Gutsbesitzer Heß schuldig gesprochen (in Berlin verurteilte man zur gleichen Zeit Max Hoelz wegen dieses Totschlags zu lebenslänglichem Zuchthaus), stürzt bei Dachdeckerarbeiten tot in den Zuchthaushof hinab; Hagemeister treibt seine Simulation in Niederschönefeld so weit, daß er stirbt; der Berliner Parteifunktionär Albert Menzel geht an dem mittelalterlichen Schubtransport zugrunde, der aus einem deutschen Gefängnis in ein anderes deutsches Gefängnis gewöhnlich drei Wochen zu dauern pflegt, und mancher, wie der junge Scherer aus Mainz, stirbt im

französischen Militärgefängnis, in das ihn deutsche Behörden ausgeliefert haben. Tausende Beschwerden kommen täglich ans Preußische Ministerium, wie mir der höchste Strafvollzugsbeamte vor einer Woche sagte. Sie betreffen nur Überschreitungen oder vermeintliche Überschreitungen der Gefängnisvorschriften.

Aber wie viele Qualen sind schon innerhalb dieser Vorschriften möglich, welch grausame Einschränkungen des Verkehrs mit Verwandten, des Briefschreibens, des Empfangs von Sendungen, wie furchtbar die Arbeitsbedingungen, wie schamlos die „Bezahlung" der Arbeit, wie vernichtend die sexuelle Abstinenz – alle jene Peinigungen, die es in Rußland nicht gibt, wo der Gefangene das Recht auf volle Bezahlung seiner Arbeitsleistung hat, auf uneingeschränkten Briefverkehr, auf jährlichen und später auf wöchentlichen Urlaub, bei dem die Gefangenen ihre Familien sehen können. Und trotzdem bleibt auch in Rußland der Kerker nichts anderes als ein Kerker.

Daß man im kultivierten Westen diesen Ort des Schreckens durch überflüssige Schrecken noch verschärft, daß man die Angehörigen der Häftlinge mit der Strafe am schärfsten bestraft, daß man der „Roten Hilfe" alle diese Schwierigkeiten in den Weg legt, weil diese Organisation für die linkspolitischen Gefangenen und deren Familien sorgt und hauptsächlich durch die Erhaltung von Kinderheimen Bewunderungswürdiges leistet, muß den Protest aller rechtlich Denkenden auslösen. Denkt an die europäischen Leidensgenossen der kalifornischen Galgenvögel, deren Schicksal euch ergriffen hat.

BEKANNTSCHAFT MIT MAXIM GORKI

Zu jeder anderen Zeit hätte mich die Aufforderung, Maxim Gorki zu besuchen, unsagbar gefreut. Aber damals, Januar 1923, hatte er das bedrohte Sowjetrußland eben verlassen, gerade damals schwirrten unkontrollierbare Äußerungen Gorkis durch die kapitalistische Presse, von Greueltaten in Moskau, von Übergriffen der Bolschewiki usw.

Wohl wahr, selbst einem Gorki hätte man nicht leicht eine Berichtigung abgedruckt; wohl wahr, selbst einem Gorki hätte man nicht erlaubt, einen guten Satz über USSR zu sagen, zu einer Zeit, da alles Reaktionäre auf den Zusammenbruch der Sowjets hoffte.

Aber vielleicht hatte Gorki den Widerstand gar nicht versucht, vielleicht war er wirklich zum Gegner der Diktatur geworden? Erzählte man doch, daß er keinen europäischen Schriftsteller oder Journalisten empfange, aber mit Emigranten verkehre, mit jenem Geschmeiß, das sich gerade damals, in der Inflationszeit, durch den Verkauf von Brillanten und gestohlenen Gemälden und mit Valutaschiebungen in Berlin besonders breitmachte.

Ja, zu einer anderen Zeit hätte mich die Aufforderung, Maxim Gorki zu besuchen, mit Freude erfüllt. Für unsere ganze Generation war Gorki das entscheidende Erlebnis gewesen. Wir, die wir um 1900 von Knaben zu Jünglingen wurden, sprangen direkt aus den Klassikern in die Lektüre der Gorkischen Novellen; statt der pathetischen Könige aus vergangenen Jahrhunderten standen plötzlich hungernde Arbeiter und seltsame Vagabunden vor uns, statt in die goldenen Thronsäle blickten wir plötzlich in die Kellerwerkstätten, in die Nachtasyle, in die nächtlichen Häfen, über Steppen von unendlicher Weite. Das war kein Kulissenwechsel – nein, hier war eine stilisierte Vergangenheit ersetzt durch eine reale Gegenwart, eine heroische Phantasie durch nackte Wahrheit.

Und wir alle, die diesem Jugenderlebnis Maxim Gorki zwei Jahrzehnte lang treu geblieben waren, wir waren glücklich, als wir Gorki nicht mittun sahen an dem bürgerlichen Betrug Kerenskis, wir waren glücklich, als wir ihn im Oktober auf der Seite des Proletariats fanden und auf der Seite Lenins.

Und nun sollte Gorki die Treue einer Generation, die er erzogen hatte, mit Untreue bestrafen? Kann das sein? Wenn das sein kann, dann will ich es von ihm selbst hören.

Draußen in Saarow-Pieskow war Winter, die Villen schliefen hinter herabgelassenen Fensterläden, und den Scharmützelsee durchfuhr kein Segelboot und keine Jacht.

Im Sanatorium Saarow hatte der ewige Wanderer Maxim Gorki seine Wohnung, zwei Zimmerchen, in denen er so fremd wirkte und die so vorläufig wirkten, als wäre der Bewohner auf dem Sprung, weiterzuziehen, wie vor dreißig Jahren, da er über die Ebenen wanderte und in Heuschobern schlief und da er Menschen kannte, die einander wegen zehn Kopeken ermordeten, und Flößer, die einander um eines Weibes willen nach dem Leben trachteten, obwohl sie Vater und Sohn waren.

In Saarow-Pieskow waren damals die Birken der Gärten gefällt worden, weil es keine Kohle gab, und vom See stieg Nebel auf, die Umrisse der Landschaft verwischend. Im Winter und im Nebel sind alle Gegenden einander ähnlich. Hier bei Berlin glich es der Landschaft um Rostow am Don.

Gorkis Tisch war überwölbt von Büchern, Zeitschriften und Manuskripten, vor ihnen stand Gorki, ganz anders, als sich die Jugend im Westen ihn vorgestellt hatte. In den Tagen, da das „Nachtasyl" uns neu war, war es Mode gewesen, den Pepel in der Maske des Dichters auftreten zu lassen, mit der Rubaschka, der bunten, an der Schulter zuknöpfbaren Leinenjacke, die man damals „Gorki-Bluse" nannte, breit, vierschrötig, in Pluderhosen und hohen Stiefeln. So sah Gorki nicht aus. Er war ein schmaler, langer Mann mit grauem Haar und grauem Schnurrbart, und seine großen Augen lagen müde in dem mageren Gesicht.

„Ich bin krank", war einer seiner ersten Sätze, und er sprach ihn, als ob er sich legitimieren wollte. „Ich bin krank, und deshalb mußte ich aus Rußland weg. Ich will meinen Roman zu Ende schreiben und mich in Capri erholen, und dann fahre ich wieder nach Rußland zurück." – „Sie wollen nach Rußland zurück, Alexej Maximowitsch?" – „Selbstverständlich, ich gehöre nach Rußland. Ich bin nur nach dem Westen gekommen, weil ich zu Hause nicht arbeiten und nicht gesund werden konnte. Viel Politik, viel Inanspruchnahme, viel Interventionen. Aber ich hoffe, bald nach Rußland zurück zu können." – „Also ist es nicht wahr, was man in den Zeitungen schreibt, daß Sie ausgewiesen oder geflüchtet sind?" – „Nichts davon ist wahr. Die Sowjetleute sind meine Freunde. Und Dshershinski, über den man die tollsten Lügen verbreitet, ist einer der edelsten Menschen, die ich jemals kannte."

Zwei Sozialrevolutionäre, die auch bei Gorki zu Besuch waren, begannen auf Gorki einzureden. Sie versuchten, die Wirkung seiner Worte zu verwischen. Denn auf der Verleumdung der Tscheka, auf der Verleumdung Dshershinskis beruhte damals die Hauptpropaganda der Emigration. Sie wollten nicht, daß aus so berufenem Mund einem Publizisten des Westens ein Lob dieser Institution und ihrer Leiter gesagt wird. Aber Gorki blieb fest, und je mehr die Sozialrevolutionäre auf ihn einredeten, desto deutlicher wandte er sich an den nichtrussischen Gast, um zu betonen, daß die Entwicklung in Rußland nicht durch Lügen gestört werden dürfe.

„Was sich dort ereignet, ist der größte Prozeß der Weltgeschichte. Daß ich ein kranker Dichter bin und ins Ausland mußte, darf niemals als eine Demonstration gegen die Sowjets angesehen werden."

Es dauerte viele Tassen Tee lang, bevor die Debatte sich beruhigte. Dann forderte Gorki eine junge Tschechoslowakin, eine zukünftige Schauspielerin, die auch zu Besuch gekommen war, auf, die tschechische Übersetzung irgendeines russischen Gedichtes zu rezitieren. Das Mädchen ist schüchtern. Gorki will der Kleinen Mut machen. „Als ich so jung war wie Sie, war ich mutiger." – „Ja, Meister, wenn ich etwas von Ihnen aufsagen könnte, würde ich mich nicht zieren. Aber Sie haben leider keine Gedichte gemacht", wagt das junge Mädchen zu bemerken. „Oh, ich habe auch Verse gemacht, aber ich habe sie nie veröffentlicht." – „Sehen Sie, Meister", äußert die kleine Tschechin schnippisch, „Sie hatten also auch nicht mehr Mut als ich." Alle lachen, aber die gescheite Antwort erspart der Kleinen nichts. Sie muß rezitieren.

Sie spricht eine tschechische Übersetzung von Majakowskis revolutionärem Marschlied bis zu der Schlußzeile: Wer schreitet dort rechts aus? Levá! Levá!

Maxim Gorki wendet sich an mich: „Nein, nein, ich schreite nicht rechts aus ..."

WAS REPORTER VERSCHWEIGEN MÜSSEN

Sie glauben doch nicht, daß der Reporter offen sprechen kann; er hat es schwerer als alle anderen, als die, die nur ihre Meinung unterdrücken müssen: Er muß die objektive Wahrheit unterdrükken. – Im Herbst 1914 war ich Soldat der österreichischen Armee, die Serbien überflutete, in Deutschland und Österreich erschöpfte man sich in Jubel über den siegreichen Vormarsch, tausend Leitartikel und Telegramme feierten das ruhmreiche Ende der Balkan-Kampagne, aber ich war wohl der einzige Journalist, der aus Gesprächen mit Gefangenen, aus Fetzen von Armeebefehlen und anderen Beweisstücken (die ich nach dem Kriege veröffentlichen konnte) wußte, daß uns Serbien auf den zerklüfteten Bergen der Kolumbara empfangen und unsere in Frost, Hunger, Durst und Seuche vorwärtsgepeitschte, von der Etappe losgelöste Armee tod-

sicher vernichten werde – achtzigtausend Menschen. – Der paralytische Armeeoberkommandant, von Speichelleckern und Ordensjägern umgeben, ahnte nichts, jagte uns wie sinnlos und gab im Armeebefehl sein Wort, der Krieg werde Weihnachten siegreich zu Ende sein. Und ich – ich mußte schweigen. – Ebenso konnte ich die größten Ereignisse, deren mitbeteiligter Zeuge ich war, nur meinem Tagebuch melden: wie die k. und k. Infanteriedivision Nummer 9, fünftausend Menschen, in die Drina geworfen und fast ganz ertränkt wurde oder wie der neueste Dreadnought der Welt, „Szent István", in der Adria torpediert wurde und umkippte, viele hundert Menschen unter dem Schiffsrumpf begrabend, und wie ängstlich das Admiralsschiff auf Befehl des Flottenkommandanten Horthy davonjagte; erst nach dem Kriege im Buche „Hetzjagd durch die Zeit" konnte ich diese unglaubliche Szene schildern.

Einer der interessantesten Kriminalfälle war die Verhaftung des allmächtigen Chefs der Prager Sicherheitspolizei, Hofrat Olitschs, den Gustav Meyrink im Roman „Golem" schildert: Wochenlang hatten Kommissare und Detektive die Akten gesucht, die der flüchtige Professor Masaryk zurückgelassen hatte, bis es sich herausstellte, daß der Polizeichef sie in seinem Hause verbarg. Ich schrieb darüber ein Feuilleton, das ich in Rußland spielen ließ, aber der Zensor merkte, daß dies nur die verschleierte Art sei, einen wahren Vorfall zu berichten, und beschlagnahmte alle acht Spalten. Man kann das mit Gründen aktueller Politik entschuldigen. Aber was sagen Sie dazu, daß sogar die Veröffentlichung einer Artikelserie über Albrecht Dürers Familie von militärischen Zensurbehörden verboten wurde? Ich war 1917 zum Ersatzkörper meines Regiments nach Gyula in Südungarn kommandiert worden und suchte auch den Ort Ajtós auf, den Dürer in seiner Selbstbiographie als Geburtsort seines Großvaters und Herkunftsort der Familie bezeichnet; dort fand ich eine Reihe von Akten der Ajtori (ajtó bedeutet Türe, ajtori: Türer), die ich im „Berliner Tageblatt" zu publizieren begann. Nach Erscheinen des ersten Feuilletons wurde dem „Berliner Tageblatt" der Abdruck weiterer Artikel verboten, da dadurch die deutsche Abstammung des Malers in Zweifel gezogen werden könne.

Weiter! Lange vor Kriegsausbruch erfuhr ich, daß der österreichische Generalstabschef Redl Selbstmord begangen habe, weil er seinen Verrat militärischer Geheimnisse entdeckt sah – ein Spieler

meiner Fußballmannschaft, von Beruf Schlosser und zur Eröffnung der Schränke herbeigerufen, erzählte mir die Sache, um sein Zuspätkommen zum Wettspiel zu entschuldigen. Auch über diese wichtige Sache durfte ich nicht wagen zu schreiben – aber hier spielte ich der Zensur ein Schnippchen. Ich verfaßte im Amtsstil ein Dementi von „maßgebender Seite", in dem Selbstmord, Kommission und Hausdurchsuchung zugegeben, aber die „Gerüchte" von einer nachgewiesenen Spionage in Abrede gestellt wurden. Dieses „amtliche" Dementi wagte niemand zu beschlagnahmen – die Militärbehörden wußten ja nicht, ob es von der Regierung, die Regierung wußte nicht, ob es von den Militärbehörden stamme. Das Aufsehen war ungeheuer, die große Trauerfeier für Redl wurde abgesagt, Erzherzog Franz Ferdinand erfuhr von dem Verrat, Interpellationen wurden eingebracht – man kann das in der Aktenpublikation nachlesen. Nicht immer gelingen solche Journalistenstreiche, zumeist verschließen sich die Archive, wenn ein heikles Thema recherchiert werden soll, vieles ist tabu (eine solche mißglückte Reportage in Weimar schildere ich gleichfalls in dem Buch „Hetzjagd durch die Zeit"), die Bekanntmachung vieler Dinge muß von den Zeitungen als politisch oder wirtschaftlich schädlich abgelehnt werden (zum Beispiel die von mir in Erfahrung gebrachte Tatsache, daß eine weltbekannte „natürliche Heilquelle" auf künstlichem Wege in einer unterirdischen Fabrik hergestellt wird), und unzählig viele Dinge muß der Journalist aus eigenem Antriebe unterdrücken, weil er seinem Informator nicht Ungelegenheiten bereiten will.

ZUM ALTEN EISEN!

Ein Gang in die Schrottlager Berlins

Gewiß, es mag einem gemütvollen Menschen schwerfallen, angesichts eines geborstenen Emailletopfes tiefsinnige Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit zu vermeiden. Aber der Schrotthandel ist eine rein kaufmännische industrielle Angelegenheit, ohne eine genügende Anzahl von zerbrochenen Gefäßen angedeuteter Art könnte die Schwerindustrie nicht fett werden, und mit solchen Dingen treibt man keine Metaphysik. Bleibet sachlich!

Frage: Wo sind diese Alteisenlager zu finden? – Antwort: Sie sind

meistens an den Güterbahnhöfen zu finden, besonders in der Nähe des Lehrter, des Schlesischen und des Nordbahnhofs.

Frage: Wie sind die Plätze? – Antwort: Diese Plätze sind sehr groß. Die Mauer der Straßenseite läßt ein Tor offen, breit genug, daß auch ein querbeladenes Fuhrwerk einkehren kann; die Grenze jenseits ist nur ein Zaun, kaum höher als die Eisenbahnwaggons, die oft dahinter stehen und durch den Nabelstrang eines Nebengleises mit dem nächsten Bahnhof verbunden sind.

Frage: Was ist in der Bude neben der Einfahrt? – Antwort: Das Kontor. – Und die Falltür davor? – Die Fuhrwerkswaage. – Was bedeutet dieses Holzgerüst einer Pyramide? Ist's ein Trigonometer oder ein Galgen? – Keines von beiden, es ist das Fallwerk: Von der Spitze der Holzpyramide hängt eine Eisenbirne, die unbarmherzig niedersaust, das hier eingelieferte Material zu zerschmettern. Ja, diese ungeschliffene Guillotine ist aus Eisen, vom selben Fleisch und Blut also wie das, was sie tötet, und so scheinheilig sie auch blickt, man erinnert sich jenes Leithammels, der im Schlachthaus von Chicago Hunderttausende von Stammesgenossen über die Brücke führt, der Mordwaffe des Metzgers entgegen, und selbst immer heil bleibt. Bis eines Tags der undankbare Kapitalist auf besagten Hammel zurückkommt und auch ihm das Messer wetzen läßt. Harte Birne, Eisenbirne, dich auch schlägt man dort einmal ... Zum Zerschlagen kleinerer Gußstücke reicht ein Hammer aus.

Silberne Hügel glänzen, spiegeln und glitzern, daß es eine Art hat: Es sind Weißblechabfälle, Ecken und Überbleibsel von Schokoladepackungen, Konservenbüchsen, Zigarettenschachteln, Biskuitdosen, aus den Fabriken als Abfall ausgekehrt und auf dem Schrottlager allmählich anwachsend zu einer Waggonladung, die in das große westfälische Entzinnungswerk fahren kann, um dort den glänzenden, spiegelnden, glitzernden Belag zu verlieren. Das Werk aber gewinnt ihn. – Einige dieser Silberhügel sind wie mit Rauhreif bedeckt – nein, nicht bedeckt, es scheint, als bestünden sie aus nichts anderem denn aus dem feingewobenen Spitzenwerk des Rauhreifs. Das sind gestanzte Blechabfälle – Konturen von ausgeschnittenen Rechtecken und Quadraten oder „Rondelle", Ränder von Ellipsen und blecherne Kreise.

Die roten Kuppen erinnern euch an das welkende Laub der Ardennen, an den achtzehnten Herbst des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber hier (am Wedding oder in Moabit) stammt das Braunrot

nicht von welkenden Blättern, sondern vom Rost. Es fehlt nicht an Andenken aus der eisernen Zeit, die dort auf den Waldwegen umherlagen, es fehlt nicht an geborstenen Granatenhülsen, zerbrochenen Gewehrverschlüssen und Schutzschildern dahingeschiedener Maschinengewehre; über eine Partie von Krankenbahren äußert sich der Meister des Schrottlagers recht abfällig, da sie fast nur Holz sind, spärlich beschlagen, und sich das, was man für Rost halten könnte, bei näherer Betrachtung als simpler Blutfleck erweist.

Von der Müllablade hierher gebracht, noch nicht sortiert, erheben sich Berge, bald mit sanfter Steigung, bald mit schroffem Abfall – dem Abfall aller Hauswirtschaften Berlins, zerrissene Siebe, verbeulte Kochtöpfe, eine vorsintflutliche Nähmaschine, kaputte Badeöfen, löchrige Kessel, ramponierte Kannen, verkrümmte Klosettschüsseln, schartige Kohlenschaufeln, überstrapazierte Bettstellen mit zerfetztem Draht, Gabeln und Messer, abgeladen von einem, der nun von der Hand in den Mund leben muß ...

Wohl schweigt dieses Gebirge, aber es ist keineswegs stumm. Die Sprache des Eisens, das Klirren und Knirschen und Dröhnen, ist das einzige, was sich der Schutt bewahrt hat, der jahrzehntelang alle Hammerschläge und Höllengluten des Fabrikbetriebes ausgestanden, müde, mürbe und rostig geworden ist. Er wartet nur darauf, die erzene Sprache wieder zu sprechen: Wirft man etwas auf den Haufen oder betritt man einen der Berge, dann knirscht und klirrt und dröhnt es ...

Es gibt auch Kostbarkeiten: Der Meister des eisernen Abraums erzählt von unsagbar kostbaren Bronzen, die er glückselig fand, sauber putzte und daheim auf der Sofakante aufstellte, zum Beispiel einen Ritter, der sicherlich der Ilsenburgschen Kunstgießerei entstammte und neu zehn Mark gekostet haben kann, wenn nicht mehr. Also sucht ihr nach Kunstschätzen und findet einen Staubsauger, Modell 1880, mit zwei rotierenden Blasebälgen und zwei Kurbeln, die von zwei Menschen gleichzeitig zu drehen sind. Ihr entdeckt den Torso eines Kronleuchters, das Türschild des Rechtsanwalts Fritz Friedmann, Sprechstunde zwei bis fünf Uhr, und ein Schild, von dessen Eigentümer ihr den Namen nicht kennet: „Achtung! Selbstschüsse!"

Ein Gitterfenster ist auch da, mit ganz dicken, dicht gekreuzten

Stäben, wer mag wohl an ihnen gerüttelt haben, wer schaute, gefangen, durch sie in die freie Welt? – Aber ihr seid gewarnt, keine Betrachtungen anzustellen.

Zu Haufen geschichtet, in Holzverschlägen – die der Schrotthandel Bansen nennt – und in gedeckten Baracken, ist der nach Kategorien geordnete Abfall.

1. All das, was sich je nach dem Bedarf der einzelnen Unternehmungen bei Ansammlung eines genügenden Quantums verschicken läßt: Kernschrott, Brockeneisen, Drehspäne, Blechpakete, Schmelzeisen und – als allerallerletztes – das Ausschußschmelzeisen (an dem sich der Hochofen den Magen verdirbt) sind die Hauptsorten für die Eisenhütten; Maschinenguß, Ofenguß, Topfguß, Roste und Blechabfälle brauchen die Gießereien.

2. All das, was sich noch spezialiter verwenden, vom Lager weg an Interessenten verkaufen läßt, also eigentlich noch nicht Schrott ist, sondern erst ein mit Wartegebühren beurlaubtes altes Eisen.

Die Wohnräume von Gruppe 1 sind nahe an der hölzernen Hinterwand des Lagerfeldes, auf daß sie direkt in den Waggon geschaufelt werden können, nachdem sie „ofenrecht", das heißt für Mund und Magen des adressierten Martinofens aufnahmefähig gemacht worden sind, was durch Zertrümmern, Zersägen, Entzweischweißen, durch Bündeln und Pressen geschieht.

Bei kleineren Maschinen ist die Trennung zwischen Alteisenhandel und Maschinenhandel nicht so unerbittlich streng vollzogen, und wenn ihr die Halle eines größeren Schrottplatzes durchwandert, so glaubt ihr im Maschinensaal einer Fabrik zu sein, wenn auch an der langen Reihe der Drehbänke, der Bohrmaschinen, Hobel- und anderer Werkzeugmaschinen keine Arbeiter stehen.

Nicht nur Werkzeug ist für neuen Bedarfsfall geordnet, sondern auch Material – eine industrielle Reservearmee aus Eisen. Wie ein Vertikalschnitt des Meeres wirkt das übereinandergelegte Wellblech, das eines Tages abgeholt werden und eine Laubenkolonie bedachen wird. Eine Partie Lokomotivsiederohre hat ihren Dienst beendet – jetzt befreit sie ein elektrisch betriebener Hobel vom Kesselstein, und bald werden sie als Pfosten eines Parkgitters fröhliche Urständ feiern. Jene Straßenlaternen werden kaum Straßenlaternen bleiben, keinesfalls in Berlin, aber den Kistenbändern, die sich wie ein Schlangennetz auf einem Haufen durcheinanderwinden, kann die oft genug eingehämmerte Hoffnung auf Wieder-

einsetzung nicht getrübt werden. Unmöglich vorherzusagen, in welcher Weise die Stäbe, Winkeleisen, U-Eisen, Träger und Lokomotivachsen ihre Lebenswanderung vollziehen werden; ein heiterer und angeheiterter Hufschmied lädt sie auf seinen Wagen, immerfort Witze reißend, was euch nicht verlocken darf, ihn als Mann von altem Schrot und Korn zu bezeichnen, obwohl der erstere naheliegend und der letztere aus seinem Munde zu spüren ist.

CHARLEROI AM SONNTAG UND MONTAG

Charleroi, im Mai

Grell und lärmend ist diese kleine Stadt. Ringsherum flammen die Hochöfen, rauchen die Hochöfen, rauchen die Schlote der Walzwerke, der Nagelfabriken, der Eisenbahnwerkstätten und der Maschinenindustrie, in Marchienne-au-Pont, in Docherie, in Jumet, in Marcinelle stapfen hagere Menschen wochentags in die Fabriken, deren Mauerwerk oft Ruine ist, deren graue Glasscheiben zertrümmert, das Wellblech rostig und nie geölt. Und dem entsprechen die Arbeiterhäuser aus schwarz und brüchig gewordenen Ziegeln, engbrüstig, Dachrinnen laufen im Zickzack von der Traufe zur Erde herab. An und in den Waggons am Ufergeleise des Kanals stehen Frauen in blauen Kniehosen und laden Schienen und Kohle in die Frachtkähne. Invaliden der Arbeit, Einarmige und Einbeinige, angeln an der Sambre, an deren Böschung Ziegen grasen. Schwarz und still sind die Straßen, schwärzer und stiller und armseliger als die des Ruhrgebiets, hoffnungsloser als die des Donezbeckens.

Aber im nahen Charleroi ist alles grell und lärmend und lustig.

Besonders am Sonntag und Montag.

Gestern, am Sonntagvormittag, kam auf dem Südbahnhof die Alte-Herren-Mannschaft von Bruxelles-Sablon an, um gegen die Alten Herren von Charleroi ein Wettspiel zu absolvieren im „Jeu de Petit Balle au Tamis“ (Spiel mit dem kleinen Ball auf dem Sieb). Das ist der Nationalsport der Wallonen. Fünf gegen fünf spielen auf dem Marktplatz gegeneinander, der Ball, eine kaum vier Zentimeter dicke steinharte Kugel aus steiniger Erde, mit Glacéleder überzogen, wird vom Livreur, der abwechselt, auf eine Art Tamburin, das Tamis, aufgeworfen und nun mit der Faust ins schmale Rechteck

der Gegenseite geschleudert, mehr als hundert Meter weit und oft genug mehr als hundert Meter hoch. Die drüben haben ihn abzufangen, sie tragen Boxhandschuhe und daran eine gehöhlte Schlagfläche, und sie repostieren, daß der Ball über Dächer fliegt, Firmentafeln zerschlägt und Mansardenfenster.

Gestern vormittags also kamen die Altmeister aus Brüssel, alle über die Mitte der Sechzig hinaus, mit der Bahn an, um gegen die Altmeister von Charleroi anzutreten. Die Sportrubriken hatten mit bewegten Worten aufgefordert, die Männer würdig zu empfangen, die fast fünfzig Jahre lang mit ihrem Ruhm das wallonische Land erfüllt, und so war der Platz vor dem Südbahnhof gedrängt voll von Korporationen und Fahnen.

Auch aus den Eisendörfern, wo die Hochöfen flammen, die Schlote der Walzwerke, der Eisenbahnwerkstätten und der Maschinenindustrie rauchen, aus Marchienne-au-Pont, aus Docherie, Jumet und Marcinelle waren alte Spieler – die jungen hatten wohl selbst ein Match auszutragen – gekommen, um die einstigen Spielgegner wiederzusehen, zu begrüßen und im Jubel durch die Stadt zu geleiten.

Zwei Stunden später füllte sich der Platz vor dem Südbahnhof von neuem. Die katholischen Organisationen erwarteten die Ankunft des Ministers für Industrie, öffentliche Arbeiten und soziale Fürsorge, den katholischen M. Heymann.

Bratenröcke, Zylinder, weiße Kleider reihten sich aneinander, Standarten aus Samt mit Heiligenbildern und Brabanter Spitzen senkten sich als Baldachine darüber, beflissene Geistliche mit flachgeschwungenen Hüten und von der Mode der kurzen Röcke unbeschnitten gebliebenen Soutanen huschten umher, wiesen die Verkäufer von künstlichen Margeriten gelbweißen Randes in die Schranken, ordneten alles im Rund, sprachen, trotz ihrer Jugend, mit väterlicher Fürsorge die hübschesten Mädchen des Spaliers an.

Nicht nur katholische Gesellenvereine, nicht nur Schulen und Mädchenkränzchen und die hohe Geistlichkeit waren da, den Herrn Minister einzuholen, sondern auch Arbeiter waren gekommen, die christlichen Gewerkschaften und die Vereine zur gegenseitigen Unterstützung aus der Umgebung, aus den Bezirken, wo die Hochöfen flammen, die Schlote der Walzwerke, der Nagelfabriken, der

Eisenbahnwerkstätten und der Maschinenindustrie rauchen, aus Marchienne-au-Pont, aus Docherie, Jumet und Marcinelle.

Jede Ortsgruppe hatte den Pfarrer mit sich, der alles anordnete, jede Ortsgruppe hatte das Glück, den Herrn Minister für Industrie, öffentliche Arbeiten und soziale Fürsorge an sich vorbeischreiten zu sehen, der gekommen war, um in Charleroi ein seltenes Jubiläum mitzufeiern: Genau, jawohl, genau siebenunddreißig Jahre ist es her, seit Papst Leo XIII. die Enzyklika „Rerum novarum“ über die Lage der christlichen Arbeiter herausgegeben hat. Welch ungeheure Umwälzung diese pontifikale Kundgebung auf der ganzen Welt hervorgerufen hat, wissen wir nicht, aber der Minister für Industrie, öffentliche Arbeiten und soziale Fürsorge sagte, daß es eine ungeheure Umwälzung gewesen, er unterließ es in seiner vom „Pays Wallon“ wörtlich wiedergegebenen Rede, dies zu begründen, und wünschte den Arbeitern des belgischen Eisenbezirks ein weiteres ersprießliches Wirken zum Nutzen des Königs, des Vaterlands und der Kirche. (Applaudissements frénétiques.)

Am Bahnhof fließt die kanalisierte Sambre vorbei, Zillen waren hier vertäut, beladen mit Kohle und Steinen. Auf dem Verdeck standen die Schiffersleute, Mann, Frau, Kinder und Hund. Sahen den Einholungen der Gäste zu.

Im Westen wehten über dem Fluß die Standarten der Hochöfen, barock und braun im Glanz der Mittagssonne, und die sonntäglich erstarrten Rauchfahnen von den hohen Schornsteinen.

Von dort, aus Marchienne-au-Pont, aus Docherie, Jumet, Marcinelle, aus den Walzwerken, den Nagelfabriken, den Eisenbahnwerkstätten und den Blocks der Maschinenindustrie kamen gestern auch die Delegierten zum Bezirkskongreß der Metallarbeiter. Sie kamen ohne Musik, ohne Fahne und ohne Pomp, einzeln aus den Arbeiterkolonien, nicht einmal die Schiffersleute, die doch eigentlich zu ihnen gehören, beachten sie. Der Kongreß tagte im Haus der Transportarbeiter, das in den belgischen Städten „Maison à Huit Heures“ heißt, obwohl der Achtstundentag erst eine Forderung ist.

Als Karl Marx das dritte Kapitel des „Kapital“ schrieb, registrierte er, wie das Proletariat des belgischen Industriegebietes, besonders ausgebeutet durch Frauenarbeit und Kinderarbeit, den Bestrebungen zur Regelung des Arbeitstages untätig gegenüberstehe. Aber als kurze Zeit darauf ein belgischer Nationalökonom diese belgischen Arbeiter als Muster von Duldsamkeit pries, konnte

Marx – einen Monat vor Fertigstellung des ersten Bandes des „Kapital“ – darauf hinweisen, daß diese Geduld der belgischen Arbeiter bereits gerissen sei und sich eben in Marchienne ein Streik erhob, den man mit Blut und Eisen ersticken mußte.

Mit Hilfe von Blut, Eisen und der Kirche ist seither manche Bewegung im Industriegebiet von Charleroi erstickt worden, aber ein Muster der Geduldigkeit sind die belgischen Proleten nicht mehr, und die Delegierten des gestrigen Congrès Fédéral de Métallurgistes vertraten immerhin zweihunderttausend Mann.

Die Sportsleute, die katholischen Vereine und die Delegierten des Kongresses waren beileibe nicht alle Sonntagsgäste. Im Fauborg fand, obwohl wir Mai schrieben, ein karnevalistischer Umzug statt, und Narren, mit echten Ziegenglocken behängt und mit falschen Buckeln ausgestopft, in vererbten Seidenkostümen, durchzogen die Stadt, alte und junge, mit Halli und Hallo.

In den Kirchen drängten sich zur Stunde der Messe und der Predigten die Leute bis auf die Freitreppe, aber die Kaufläden waren geöffnet, die Nahrungsmittelgeschäfte und die Zigarrerien bis zur Mitternacht, die Dancings bis ein Uhr nachts und in der Nähe der Gefängnisbrücke die Hurenkneipen mitsamt ihren Orchestrions bis morgens.

In der Oberstadt war Markt, ein schriller Markt. Besonders zu registrieren: Stände mit dicken Würsten in zinnoberroten Därmen und schmalen Würsten in karminroten Därmen, alles in der offenen Bude wie Girlanden und Lampions angeordnet. Ausrufer – meist Mann und Frau – spielten Dialoge zugunsten des Verkaufs von Regenschirmen, Konservenöffnern und Bäckereien.

Unten auf der Place du Sud standen Menschen auf Bänken bis zum Abend, um jubelnd zu verfolgen, wie die Schlagballveteranen von Charleroi die Schlagballveteranen von Bruxelles-Sablon besiegten. Metallarbeiter darunter, aus der Gegend der Öfen und Werke, ihre Frauen kauften oben Marktware, manche ihrer Söhne, auffallend bunte Schals um den Hals geschlungen, tanzten in Fauborg mit Vorstadtmädchen oder mit Mulattinnen, die einer aus Charleroi als Soldat im Kongo gezeugt und mit der Mutter heimgebracht hat. Manche ihrer Töchter aber, nicht gewillt, ihre Jugend damit zu verbringen, in blauen Kniehosen Kohle von der Uferbahn in den Frachtkahn zu laden, tanzten in den Dancings...

Heute, montagabends, tanzen und trinken sie mit Börsianern, die in ihren blitzblanken Autos aus Antwerpen, Brüssel und Mons hierhergekommen sind, um auf dem offenen Platz, der gestern dem Wettspiel diente, mit Waren zu handeln oder in der Börsenhalle mit Werten – mit Waren und Werten, die hier erzeugt werden, in Marchienne-au-Pont, in Docherie, in Jumet und in Marcinelle, wo die Hochöfen flammen und die Schlote der Walzwerke, der Nagelfabriken, der Eisenbahnwerkstätten und der Maschinenindustrie rauchen und heute, es ist Montag, die Arbeiter wieder durch die stillen und schwarzen Straßen in ihre brüchigen Häuser gehen.

DER RUSSISCHE PAVILLON AUF DER PRESSA

Köln, im Mai

Ein bürgerlicher Journalist, der die Säle des russischen Pavillons durchwanderte, blieb vor einer kleinen Veranschaulichung stehen: vor dem Brief eines ukrainischen Arbeiterkorrespondenten, der seine Zeitung mit ungelenken Buchstaben und einem noch ungelenker hingekritzelten Plan darauf aufmerksam macht, wie weit die Kinder zur Schule zu gehen haben; daneben hing das Zeitungsblatt mit dem Abdruck des Briefes und des Planes; darunter aber der Bauplan einer neuen Schule an der vorgeschlagenen Stelle und das Photo des neuen Schulgebäudes mit der Mitteilung der Zeitung, daß ihre durch den Arbeiterbrief eingeleitete Aktion diesen Erfolg gehabt.

„Das sind wohl bloß fromme Wünsche."

„Wieso bloß fromme Wünsche? Sie sehen doch ihre Erfüllung schwarz auf weiß vor sich!"

„Ja, ja. Ich wollte sagen: Das sind doch wohl nur Ausnahmen."

„Wieso nur Ausnahmen? Sie sehen doch hier, wie die Fahrräderherstellung auf Grund solcher Redaktionsbriefe verbessert wurde. Sie sehen doch hier den Weg von Hunderten solcher Reformen der Produktion!"

„Mag sein. Aber wieviel Hunderte von solchen berechtigten Anregungen mögen erfolglos verhallen!"

Da hatte er recht. Wie vieles muß auch noch in Rußland frommer Wunsch und erfolglose Anregung bleiben. Aber dieser Pavillon Sowjetrußlands zeigt eben den Weg, den die soziale Presse zu führen

hat, das ungeheure Stück Weges, das noch zurückzulegen ist. Während anderswo die Presse der Sensation dient und dem Geschäftemachen ...

Während in den Sälen anderer Staaten noch kahle Räume starren, Leitern stehen und leere Vitrinen aufgehängt werden, ist der russische Pavillon nunmehr fertiggestellt, und jeder, der ihn unvoreingenommenen Sinnes eine Stunde lang durchwandert, wird zugeben müssen, daß er in formaler wie in inhaltlicher Hinsicht geradezu eine revolutionäre Tat bedeutet.

Formal: Das Museums- und Ausstellungswesen, wie es seit hundert Jahren überall gang und gäbe ist und das fast die ganze übrige Pressa zu einem langweiligen Korridor mit gedruckten Tapeten und lithographierten Bildern macht, wird von den Russen hier einfach über den Haufen geworfen. Der Aufgabe, ein Objekt auszustellen, entledigt man sich nicht dadurch, daß man einfach ausstellt. Die Sinnfälligmachung ist ein Problem, das für jeden ausgestellten Gegenstand auf andere Weise gelöst werden muß. Bewegung muß durch Bewegung ausgedrückt werden, Räumliches durch Räume, Farbiges durch Farbe und Licht, Körperliches durch Körper.

In dieser Ausstellung, in der der viel mißbrauchte Konstruktivismus Bedeutung erhält, wird sogar die Staatenverfassung der Sowjetunion jedem Besucher verblüffend anschaulich: Den Hauptsaal beherrscht dekorativ ein Stern, räumlich, rot, fünfzackig, über dem sechs verschieden große Kugeln kreisen, Rußland, Ukraine, Weißrußland, Transkaukasien, Usbekistan und Turkmenistan, ein roter Riesenring, den Lichter durchlaufen, stellt die Kongresse der Dorf- und Stadtsowjets dar, ein zweiter darunter die Exekutive, zu ihr und von ihr führen Glaskugeln: die autonomen Republiken.

Um den Dienst und die Wirkung der „TASS", der russischen Telegrafenagentur, zu zeigen, flammt eine mit zweiunddreißig Schaltungen versehene metallene Lichtkarte der Welt auf, man sieht in Boston Sacco und Vanzetti auf dem elektrischen Stuhl, man sieht in Shanghai den Aufstand der Chinesen, man sieht in Griechenland das Erdbeben und sieht den Filmstreifen mit der Nachricht über das Meer eilen, sich in Moskau mit den andern vereinigen, zu den Radiostationen, Telegrafenämtern und Fernsprechern rennen und nun über Ural und Kaukasus in die Redaktionen und in die Lesestuben dringen ...

In der *Nationalitätenabteilung* sind ganz neuartige Landkarten mit durchsichtigen Schichten zu sehen, von denen Spangen zu den Kapiteln einer lebendigen Erklärung gespannt sind, zu einem wirklichen Maschinenbestandteil, einem Kohlenstück, einer Kornähre. Und Säulen ohne Ende, die Säulen der ukrainischen Tagespresse, der Verlage, der Jugendzeitschriften und des Schrifttums von Moldawien mit einem eingekerkerten Teil – dem geraubten Bessarabien – winden sich zu einer Flammenschrift empor: Kommunismus.

Der *Inhalt* der Ausstellung aber, mit der Sowjetrußland ins Ausland geht, ist: Bericht, Programm und Polemik. Mit Polemik – wenigstens ist's im Auslande ein Programm, wo man von Knebelung des Schrifttums und bolschewistischer Zensur faselt – fängt der Rundgang an.

Historische Abteilung. Wie viele Zeitungen gab's in der Zarenzeit, wieviel Zensurmaßnahmen erfolgten monatlich, welche Verhaltensmaßregeln gab die Staatsanwaltschaft aus?

1905, das Jahr der Sturmschwalbe. Eine Karte zeigt die wenigen Städte, wo es sozialistische Blätter gab. Darunter eine kleine Drehbühne: im Januar ein Attentat – die Thermometersäule der revolutionären Presse steigt etwas; im Februar ein Pogrom – die Säule steigt etwas; im März geheime Hinrichtungen im Schuppen von Chamowniki – die Säule steigt etwas; im Sommer Revolte auf dem Panzerkreuzer „Potemkin" – die Säule steigt stärker, aber dann, im Oktober, November, schnellt sie empor, siebenunddreißig, fünfundsiebzig Blätter der verbotenen Lehre entstehen, der Aufstand ist losgebrochen. Eine illegale Druckerei, zwei Stockwerke tief unter der Erde, unter einem „Geschäft mit kaukasischen Früchten", ist im Modell zu sehen.

Und dann eine automatische Lichtkarte riesenhaften Ausmaßes. Zuerst brennen grüne Lämpchen, an hundertsechsundvierzig Stellen, den Städten, wo zur Zarenzeit Tageszeitungen gedruckt wurden, dann flammen rote Lämpchen auf, neben ihnen und an anderen Stellen, zweihundertfünfunddreißig Städte, in den dunkelsten Teilen der grün beleuchteten Karte, eine viertel Million Zeitungsblätter hatte das Zarenreich, fast achteinhalb Millionen druckt man im Lande der Sowjets, und neue Leser lesen sie, die Analphabeten von gestern, und niemand will Geld verdienen damit, nur aufklären will man das Volk und aufbauen die Wirtschaft.

Von diesem Dienst berichtet die Ausstellung. Ein sieben Meter

hoher Hammer aus Kohle ist Pfeiler der Gewerkschaftspresse, in der sich die Sowjetdemokratie verkörpert, die Industrie als Ganzes beeinflußt, während drüben der Rotator, der die Arbeiterpresse veranschaulicht, die Durchführung des Siebenstundentages, die Sozialversicherung, die Kurorte und Erholungsheime, die Kollektivverträge, die Arbeitsweise, das Budget und die Hygiene des Arbeiters beeinflußt. Die Bauernpresse regelt Anbau und Traktorenwirtschaft und die Elektrifizierung des Dorfes. Die Frauen, die Jugend verficht ihre Forderungen, in jeder Stadt in einem Blatt, das sich kein Blatt vor den Mund nimmt, und die satirische Presse geißelt die Sowjetbürokratie und bringt Karikaturen der Volkskommissare.

Vier halbrunde Tafeln zeigen den Rotarmisten im Dienst, dem Dienst zum Schutz der revolutionären Errungenschaften. Plötzlich drehen sich die vier Tafeln, und die vier Rotgardisten sind keine Soldaten mehr, sie sind außer Dienst, sie arbeiten als Lehrer, als Journalisten, im Dienste der Körperkultur und vor allem in der sozialen Fürsorge.

Dann kommen die Bücher. „Gossisdat", der Staatsverlag, rollt auf dem Modell einer Rotationsmaschine 205 500 000 Exemplare seiner Bücher ab, andere Verlage, andere Stände, Tschechow, Lessing, Heine, George Forster, der ausgestrichene deutsche Klassiker, Tolstoi, Dostojewski, Franz Mehring, ein anderer ausgestrichener deutscher Klassiker, in Broschüren zu einer Kopeke, sage und schreibe zwei Pfennigen das Stück. Neue Alphabete für wilde Völker werden geschaffen, die alten Alphabete auf lateinische Schrift umgestellt, und schon gibt es Literatur, Literatur im Sinne der Gemeinschaft.

„Ja, ja", sagt mein bürgerlicher Journalist, „die Bolschewiken sind eben Meister in der Propaganda, und" – er weist auf den photographischen Riesenfries mit Bildern von Lenin –, „und ihre Führer verehren sie, wie die katholische Kirche ihre Heiligen verehrte."

Wohl wahr. Die Bolschewiken sind Meister in der Propaganda, und ihre Führer verehren sie so, wie die katholische Kirche ihre Heiligen verehrte.

Aber es kommt darauf an, *für was* man Propaganda macht und *wen* man verehrt!!

DER ERSTE DETEKTIV-TRICK IN DER WELTLITERATUR

Eine Sherlock-Holmesiade bei Voltaire

Dem Detektivroman und der Indianergeschichte ist ein Element gemeinsam, das beiden den Massenerfolg verbürgt und doch nicht abzulehnen ist: die Auffindung von Spuren und ihre Verwertung auf Grund von Erfahrung und Kombinationsgabe. Diese denkerische Methode ist den Trappern Karl Mays eigen, und Sherlock Holmes bestreitet mit ihr seine geistige und materielle Existenz. Die begangene Tat ist anfangs eine Gleichung mit lauter Unbekannten. Später wird dem Späherblick des zur Rechnung Berufenen eine der Unbekannten offenbart, und nun enträtselt er die übrigen unter der Spannung seiner Leser mit verblüffender Raschheit. Die Technik dieser Kriminalromane ist ziemlich einfach: Der Autor denkt sich irgendein Verbrechen aus und verstreut nun auf dem Schauplatz und auf dem Weg des „unbekannten" Täters eine Reihe solcher scheinbar belangloser Spuren, die dann auf einigen hundert Seiten dem Helden mit der Shagpfeife Gelegenheit geben, seinen Scharfblick und seinen Scharfsinn herrlich zu erweisen. Solche Spuren kann sich jeder ausdenken, der seine Beobachtungsgabe im Alltag auf Kleinigkeiten konzentriert, und wer diese Gabe nicht hat, kann sie in der kriminalistischen Kasuistik, in den Aktenstücken über Aufdeckung wirklich vorgefallener Verbrechen finden: Der verstorbene Grazer Kriminalist Hanns Groß hat in seinem „Handbuch für Untersuchungsrichter" als erster diese Auflösung von Rätseln an Hand von Spuren in ein System gebracht und es manchem Kriminalschriftsteller und manchem Filmlibrettisten erleichtert, ihr Jupiterlicht leuchten zu lassen.

Wer hat als erster diesen Denksport in die Literatur eingeführt? Wer war es, der als Ahnherr des Sherlock-Holmes-Systems anzusprechen ist? Kein Geringerer war es als Voltaire. Seine kriminalistische Begabung hat er praktisch erprobt, er hat in den Fällen Jean Calas, Sirven, de la Barre nicht nur mit seiner bis heute unerreichten publizistischen Beredsamkeit und philosophischen Beweisführung die Gerechtigkeit zum Siege geführt und das Justizwesen aller Staaten reformiert, er ist auch mit inquisitorischer Besessenheit dem Sachverhalt nachgegangen und hat die Indizien, die für die Unschuld seiner Schützlinge sprachen, zu einem lückenlosen und unwiderleglichen Beweis ihrer Schuldlosigkeit gefügt.

Voltaire war zweifelsohne nicht nur ein glänzender Verteidiger, sondern auch eine detektivische Begabung allerersten Ranges.

Diese Begabung zeigt er in einer kleinen Geschichte aus dem Leben des orientalischen Jünglings Zadig, dessen Lebensepisoden Voltaire seiner Zeit in Gleichnissen erzählt. In einem dieser Kapitel schildert er, wie sich Zadig nach einer Lieblosigkeit oder Untreue seiner ihm vor kurzem vermählten Gattin Azora in die Einsamkeit am Ufer des Euphrat zurückzieht, auf das Studium der Natur konzentriert, auf die Beobachtung von Tieren und Pflanzen, und er erwirbt sich bald einen Blick, der ihn tausend Unterschiede entdecken läßt, wo andere Menschen nichts als Gleichförmigkeit sehen. Eines Tages kommt ihm in einem Gehölz eine Kavalkade entgegen, der Obereunuch der Königin mit einigen Offizieren, alle verstört wie Menschen, die ihr Kostbarstes verloren haben. Der Lieblingshund der Königin ist entlaufen, und die Reiter fragen den Spaziergänger, ob er den Hund gesehen. Zadig antwortet bescheiden: „Es ist eine Hündin, kein Hund." – „Du hast recht", versetzte der Obereunuch. – „Es ist eine sehr kleine Wachtelhündin", fügte Zadig hinzu; „sie hat erst vor kurzem Junge geworfen; sie hinkt auf dem linken Vorderfuß und hat sehr lange Ohren." – „Du hast sie also gesehen?" sagte der Obereunuch außer Atem. – „Nein", antwortete Zadig, „ich habe sie nie gesehen und habe auch nicht gewußt, ob die Königin eine Hündin besitzt."

Die Auskunft läßt an Exaktheit nichts zu wünschen übrig, aber sie wird noch übertroffen von der Antwort, die kurze Zeit darauf Zadig dem Oberstallmeister gibt, als dieser auf der Suche nach einem entlaufenen Pferd des Marstalls ist. „Das ist das Pferd, das am besten galoppiert", sagte Zadig; „es ist fünf Fuß hoch, der Huf sehr klein, es trägt einen Schwanz von drei und einem halben Fuß Länge; die Schnallen seiner Kandare sind aus dreiundzwanzigkarätigem Gold, die Eisen aus elflötigem Silber." – „Welchen Weg ist es gelaufen? Wo ist es?" fragte der Oberjägermeister. – „Ich habe es nicht gesehen", antwortete Zadig, „und habe noch nie von ihm reden hören."

Es war unzweifelhaft, daß Zadig und kein anderer das Pferd und das Hündchen gestohlen habe, denn wie hätte er sonst so genau Auskunft geben können. Man schleppte ihn vor den Kadi und verurteilte ihn zu Knute und Verbannung. Kaum aber war dieses Urteil gesprochen, als sich Hund und Pferd fanden, und „die Richter

befanden sich in der schmerzlichen Notwendigkeit, ihr Urteil abzuändern". Denn er hatte ja vorgegeben, etwas nicht gesehen zu haben, was er gesehen haben mußte. Zadig mußte vierhundert Unzen Gold bezahlen. Er zahlte, rekurrierte aber, und vor dem Obersten Kadi stellt er sich als würdiger Ahnherr von Sherlock Holmes heraus: „Ich sah", sagte er vor dem Berufungsrichter aus, „die Spuren eines Tieres im Sande und habe mühelos erkannt, daß es die eines kleinen Hundes seien. Leichte und lange Furchen, die auf kleine Sanderhöhungen zwischen den Spuren der Pfoten gedrückt waren, ließen mich erkennen, daß es eine Hündin mit hängenden Zitzen war; sie mußte also vor wenigen Tagen Junge geworfen haben. Spuren anderer Art, welche die Oberfläche des Sandes zu Seiten der Vorderpfoten immer weggestreift zu haben schienen, sagten mir, daß sie sehr lange Ohren habe. Da ich bemerkt hatte, daß der Sand von einer Pfote immer weniger ausgehöhlt war als von den drei anderen, schloß ich, daß die Hündin unserer erhabenen Königin ein wenig hinke, wenn ich wagen darf, es zu sagen.

Was das Pferd der Königin betrifft, so sollt Ihr wissen, daß ich bei meinem Spaziergang auf den Wegen dieses Wäldchens Hufeisenspuren eines Pferdes bemerkt hatte; alle in gleicher Entfernung voneinander. Das ist, sagte ich mir, ein Pferd mit vollendetem Galopp. Der Staub der Bäume auf diesem nur sieben Fuß breiten Wege war rechts und links, dreieinhalb Fuß von der Mitte des Weges entfernt, ein wenig abgehoben. Dieses Pferd, sagte ich mir, hat einen Schwanz von dreieinhalb Fuß, der durch seine Bewegungen rechts und links diesen Staub abgekehrt hat. Ich sah unter den Bäumen, die ein fünf Fuß hohes Laubgewölbe bildeten, frisch von den Zweigen gefallene Blätter; ich erkannte, daß das Pferd sie berührt hatte, es also fünf Fuß Höhe haben muß. Was seine Kandare betrifft, so muß sie aus dreiundzwanzigkarätigem Gold sein, denn es hat den Buckel gegen einen Stein gerieben, den ich als Prüfstein erkannte und mit dem ich den Versuch gemacht habe. Endlich habe ich aus den Merkmalen, die seine Hufe in Kieseln anderer Art hinterlassen haben, geschlossen, daß es mit Silber von elf Lot Feingehalt beschlagen war."

Voltaire hätte sein satirisches Talent verleugnet, wenn er nach dieser Probe von Schärfe des Geistes und des Auges, die der Angeklagte Zadig vor dem Appellationsrichter ablegt, ehrenvoll oder

gar belohnt davonkäme. Zwar sieht ihm der Sultan in seiner unendlichen Großmut die bereits verhängte Buße nach, aber Zadig bekommt nichts von dem Geld, denn die Gerichtskosten und die Trinkgelder erreichen gerade die Höhe der bezahlten Strafe, und die Diener bitten noch um Extragebühren. Und als Zadig das nächste Mal – bei der Flucht eines Staatsgefangenen – eine Auskunft zu geben imstande gewesen wäre, unterläßt er es, obwohl er den Flüchtigen vor seinem Fenster gesehen; man befragt ihn, und er gibt keine Antwort, um nicht zu Schaden zu kommen – und kommt trotzdem abermals zu Schaden, denn man verurteilt ihn für das Verbrechen der Irreführung zu fünfhundert Unzen Goldstrafe.

Auf diese Verspottung der Justiz, auf dieses Mißtrauen, das das Volk gegen die Gerichte und ihre Helfer hegt und auf die Schwierigkeiten, die dem denkenden Menschen von seiten der Behörden erwachsen, kam es Voltaire unzweifelhaft in erster Linie an. Aber in dieser Geschichte hat er, 1747, wohl zum erstenmal in der Weltliteratur, die Entdeckung von Spuren und die aus diesen zu folgernden Tatsachen in die Literatur eingeführt, mit einer Kühnheit, die die aller seiner Schüler hinter sich läßt, denn auch nach genau hundertachtzig Jahren des wissenschaftlichen Fortschritts würde der direkte Nachkomme Zadigs, Mister Sherlock Holmes aus London, nicht aus dünnen Spuren zu erkennen vermögen, daß der Hufbeschlag aus elflötigem Silber bestand und die Schabracke aus dreiundzwanzigkarätigem Gold.

HINCKELDEY, LIQUIDATOR DER ACHTUNDVIERZIGER REVOLUTION

Der Liquidator der Errungenschaften von 1848 und Hauptschöpfer des preußischen Polizeigeistes, Karl Ludwig von Hinckeldey, fiel am 10. März 1856 in einem Duell, zu dem er selbst herausgefordert hatte. Noch merkwürdiger aber als die Tatsache, daß ein Polizeipräsident bei gesetzlich verbotener Handlung und als deren Urheber stirbt, ist es, daß er diesen Tod als Opfer des Junkertums oder einer Clique von Junkern erlitt, er, Karl Ludwig von Hinckeldey, der zeitlebens die reaktionären Bestrebungen des Junkertums durch bürokratische Maßnahmen herzhaft ergänzt hat.

Als Vollstrecker der Reaktion

Schon sein Amtsantritt war eine Mißachtung der neuen Konstitution: Sein Vorgänger, Herr von Bardeleben, hatte es abgelehnt, eine Polizeizensur über Plakate und Druckschriften auszuüben, da dies der Verfassung widerspreche. Daraufhin wurde aus Merseburg der Oberregierungsrat von Hinckeldey geholt, von dem die höfischen Kreise alles eher gewärtigen durften als derartige Skrupel. Kaum im Amte, entfesselte er die wüsteste Reaktion, drakonische Meldevorschriften traten in Kraft, die Fremdenkontrolle wurde rücksichtsloser gehandhabt, als es jemals außerhalb Rußlands vorgekommen war (selbst in Kriegszeiten kannte man derartige Schikanen nicht), die 1848 entstandenen demokratischen Zeitungen wurden erdrosselt, die Vereine geknebelt, alle Abzeichen von roter Farbe verboten, die Verhaftungen von „Demagogen" wuchsen von Tag zu Tag, und mit Hilfe des von der Polizei gekauften Handlungsdieners Ohm wurde die Verhaftung des demokratischen Führers Dr. Waldeck in Szene gesetzt. Die mit 1. Januar 1851 in Kraft getretene Erweiterung des Personaletats führte zur Anstellung von enorm vielen Geheimagenten und zur Bezahlung von Spitzeln, deren erstes Werk der Prozeß gegen die in Deutschland ansässigen Mitglieder des von Karl Marx geleiteten Kommunistenbundes war: gegen den nachmaligen Oberbürgermeister von Köln Dr. Becker, den Arzt Dr. Jacoby, den Dichter Ferdinand Freiligrath und viele andere.

Polizei gegen Justiz

Es ist wahr, daß Hinckeldey aus Gründen der Korrektheit gegen die Wiederanstellung des schlimmsten Lockspitzels aller Zeiten, des nachmaligen Polizeidirektors Wilhelm Stieber, mit den Worten „dieses verkommene Subjekt" sich gesträubt hatte, aber selbst Stieber ging das reaktionäre Wirken seines Polizeipräsidenten über die Hutschnur. In einem Bericht an den Minister des Innern, Grafen Schwerin, sagt Stieber: „Herr von Hinckeldey war ein Mann, der sich im Interesse der Contre-Revolution, welche er vertrat, häufig über die bestehenden Gesetze hinweggesetzt hat. Fast täglich haben Verhaftungen, Haussuchungen und Beschlagnahmen von Zeitungen ohne genügende gesetzliche Gründe stattgefunden. Herr von Hinckeldey ging so weit, Personen, welche die Gerichte freigelassen hatten, in offener Opposition gegen dieselben wieder zu verhaften

(ich erinnere nur an das Verfahren gegen den Literaten Vehse). Das ganze Land wußte hiervon, und es können diese Tatsachen dem Herrn Justizminister und dem Oberstaatsanwalt nicht entgangen sein, zumal die meisten Akten durch die Hände des letzteren ihren Lauf nehmen mußten ... Wie sehr sich der Herr Justizminister (Simons) und der Oberstaatsanwalt jahrelang den polizeilichen Interessen untergeordnet haben, mögen Ew. Exzellenz aus Tatsachen ersehen, welcher ihrer Zeit den tiefsten Unwillen, aber auch einen panischen Schrecken unter den Justizbeamten erregt und damals das Übergewicht der Polizei über die Justiz vollendet hat."

Diese Willkür gegen Justiz und Gesetz bewies Hinckeldey besonders gegen einen Ausländer Josef Jeannes, der in der Berliner Gesellschaft als Prinz Leo von Armenien galt, sich aber während seines viermonatigen Aufenthalts in der Residenzstadt keiner strafbaren Handlung schuldig gemacht hatte. Hinckeldey vermutete in dem angeblichen Prinzen einen fortschrittlichen Ausländer, da in seinen beschlagnahmten Briefen Sympathien für Kossuth und Louis Blanc zutage gekommen waren, und ließ ihn widerrechtlich unter denkbar strengsten und entwürdigenden Bedingungen im Arbeitshaus festhalten. Hier wie im Fall des griechischen Gelehrten Simonides, der der Akademie der Wissenschaften durch Leipziger Professoren einen (nachträglich als gefälscht erkannten) Kodex zum Kauf anbieten ließ, ging Hinckeldey beziehungsweise sein Sicherheits-Chef Stieber so eigenmächtig vor, daß es zur Einleitung eines Disziplinarverfahrens kam.

Die Schließung des Jockey-Clubs

Ob nun Hinckeldey unter der Feindschaft des Volkes litt (das ihn „Pinkel-Bey" nannte) oder ob er zeigen wollte, daß er gegen alle Klassen mit der gleichen Forschheit vorgehe, oder ob er die während des Krimkrieges für das Zarentum bemühten preußischen Junker haßte, die ihn, den Abkömmling des kleinen Beamtenadels, nicht für voll nahmen – Faktum ist, daß er gegen den feudalen „Jockey-Club" energisch vorging. Er ließ diesen Herd der Aristokratie wegen unerlaubten Hasardspiels durch den Polizeileutnant Damm ausheben und sperren. (Zur „Ehrenrettung" Hinckeldeys hat man Damm später nach Paderborn abgeschoben und seine Handlung als eigenmächtige zu charakterisieren versucht.) Aber es war nicht so

leicht, gegen den Adel vorzugehen wie gegen das Volk. Hinckeldey starb daran. In brüsker Weise stellte ein Herr von Rochow-Plessow den Geh. Oberregierungsrat wegen der Schließung des Jockey-Clubs zur Rede, und Herr von Hinckeldey forderte seinen Beleidiger vor die Pistole.

Das Duell

Am Forsthaus Königsdamm fand der Zweikampf statt, zu dem der Polizeigewaltige schlotternd erschien und bei seinem Freunde MUDr. Hassel „ein bis an Wehmut grenzendes Mitleid" erregte. Beim zweiten Kugelwechsel wurde er in die rechte Seite des Thorax (Brustkorb) getroffen und starb sofort. Friedrich Wilhelm schien sehr erschüttert über den Tod des Mannes, der ihm immer mit gruseligen Verschwörergeschichten und deren romantischen Aufdeckung durch die geniale Polizei zu dienen gewußt hatte, und am Begräbnistag begab er sich allerhöchstpersönlich in die Hinckeldeysche Wohnung, um der Witwe Sein Beileid zu sagen und zu versprechen, daß Er für die Familie sorgen wolle.

Umschwung in der Volksstimmung

Die Tatsache, daß der Polizeichef „von der Hand des Junkerclubs niedergestreckt" worden, war geeignet, den verhaßten Mann über Nacht schier zu einem Heiligen des Volkes zu machen. Eine „für die armen Hinterbliebenen nach dem Geheimen Oberregierungsrat Herrn Karl Ludwig Friedrich von Hinckeldey" eingeleitete Sammlung ergab bereits am Begräbnistage nahezu elftausend Taler. An der Stelle, wo ihn in der Jungfernheide der Schuß getroffen, wurde ein Sandsteinkreuz aufgerichtet, das zwanzig Jahre später durch ein granitenes ersetzt wurde. Wenn Hinckeldey wirklich mit seiner letzten Maßnahme dem Volke zeigen wollte, daß er zwar brutal und schroff, aber es ohne Ansehen der Bevölkerungsschichten sei, so war ihm dies durch seinen Tod gelungen.

Begnadigung des Duellgegners

Hinckeldeys Amtsnachfolger wurde Herr von Zedlitz-Neukirch, und die Geisteskrankheit des Königs veranlaßte die adeligen Volksfeinde dazu, mit den bürokratischen Volksfeinden ein Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, das nicht mehr gestört wurde.

Die Witwe Hinckeldeys reichte ein Gnadengesuch für den zur Festungshaft verurteilten Herrn von Rochow ein, und Friedrich Wilhelm genehmigte es.

Der Begnadigte wurde als Vollstrecker junkerlicher Rache in seinen Kreisen gebührend geehrt, mit politischen Mandaten überhäuft, und hochbetagt, als Vizepräsident des Preußischen Herrenhauses, starb Herr von Rochow-Plessow, der den Herrn von Hinckeldey getötet.

HARDEN ALS KRITIKER DER GERICHTE

Er polemisierte in Dingen des Theaters, der Literatur, des Kaiserhofs, der Ministerien und der Parlamente. Sie sind vorbei, jene Theater, jene Literaturen, jene Kaiserhöfe und jene Parlamente. Andere sind an ihre Stelle getreten, ob nun bessere oder schlechtere: ein Harden wäre auch den jetzigen vonnöten.

Geblieben aber sind die Gerichte, so wie er sie gesehen, Rieselfelder der Justiz. Durch tausend festgedämmte Kanäle werden die ärmsten Menschen hierhergeschwemmt und hoffen, jetzt im freien Licht herausgefischt zu werden, noch nicht ganz verloren zu sein. Sie hoffen vergeblich. Geblieben sind die Rieselfelder der Justiz, deren Wärter nicht unterscheiden können zwischen Dreck und Wert. In seiner Kritik der Gerichtsurteile und Gerichtsverhandlungen (von denen viele in dem Buch „Prozesse“ niedergelegt sind), ist Maximilian Harden heutig und gültig. Er hat sich sie allerdings keineswegs leicht gemacht, mit billigem Mitleid, mit subjektiven Gefühlen, mit aktuellen Tendenzen hat er nicht gearbeitet, wo es um Leben und Brot ging. Doch hätte er nur die Paragraphen des Strafgesetzes und der Strafprozeßordnung, nur die präjudiziellen Entscheidungen, nur die Kasuistiken und nur die Kommentare studiert und nur die juristischen und forensisch-medizinischen Werke, die für den Fall wichtig waren, hätte er sich nur in Sachverhalt und Verfahren vertieft, so wäre er keine höhere Instanz gewesen als die besten und gewissenhaftesten der Richter, die er richtete.

Er wußte mehr als alle Justizbeamten, die die Jurisprudenz ganz ausgezeichnet verstehen und die Nationalökonomie ganz hundsmiserabel, die nicht wissen, daß es Klassen gibt und daß dort, wo

Klassen sind, nur Klassenjustiz gehandhabt werden kann. Daß es aber innerhalb dieses fundamentalen, gesetzlich geschützten Unrechts einen primitiven Sinn für Gerechtigkeit geben muß, gegen dessen Verletzung der Publizist, auch der bürgerliche, aufzustehen hat.

Der Buchausgabe seiner gerichtskritischen Schriften hat Harden seine Anklageschrift gegen den Pontius Pilatus vorangestellt, den Prokurator von Judäa, der keine Schuld an dem Manne Jesus fand, ihn aber dennoch kreuzigen ließ, weil er dem Wunsche des Sanhedrin nicht beschwerliche Weigerungen entgegensetzen und sich nicht beim Kaiser verpetzen lassen wollte. Der Richter, der seine Hände in Unschuld wäscht, ist schuldig. Nicht der Gerichtete.

Selbst im Falle des Hauslehrers Dippold, der seine Zöglinge in fürchterlicher Weise zu Tode marterte und deshalb verurteilt wird, zerrt Harden das Gericht vors Gericht. Was ist gegen die Eltern unternommen worden, den Kommerzienrat Rudolf Koch, Direktor der Deutschen Bank in Berlin, und dessen Frau Gemahlin, die jahrelang ihre Kinder auf ihrem Schloß mit dem fremden Mentor allein ließen, sich nicht um sie bekümmerten, trotzdem die Kleinen herzzerreißend um Hilfe schrieben, trotzdem Nachbarn telegrafisch warnten? Nichts ist gegen diese hochangesehenen Eltern unternommen worden, das Gericht wirft sich noch zu ihrer Verteidigung auf. In einer oft nachgeahmten und nie erreichten Technik stellt Harden diesen Fall aus dem Familienleben der Tiergarten-Herrschaften einem analogen aus dem Proletarierleben entgegen, bei dem es der angeklagten Kindesmutter anders ergeht. Die Gerichte, die Harden angeklagt hat, sie leben, und ihre Opfer leben, wenn sie leben, im Zuchthaus. Eines der Opfer ist Max Hoelz, den Maximilian Harden, fast der einzige in jenen Tagen der entfesselten Hetze, so sah, wie ihn heute jeder Unvoreingenommene auf der rechten und linken Seite der Politik sieht: als einen ehrlichen politischen Kämpfer.

Jenes Gericht, das damals dem Max Hoelz auf Lebenslänge Freiheit und Ehre absprach, das lebt – beileibe nicht mehr als Ausnahmegericht – noch weiter, Max Hoelz sitzt im lebenslänglichen Zuchthaus, der Antrag auf Generalamnestie fällt „aus politischen Gründen“, der Antrag auf Haftentlassung bis zum Wiederaufnahmeverfahren wird mit lässigem Hohn abgelehnt, und Maximilian Harden ist tot.

Die Tatsache, daß im zivilisierten Hause einer asphaltierten Straße jemand blutige Stücke von Kadavern aushängt und nach Wunsch zerhackt und zerschneidet, mit Muskelfasern, Knochen und Hautgeweben handelt, kann nur den nicht überraschen, den die Gewohnheit abgestumpft hat, oder den Hohlkopf, der alles Selbstverständliche selbstverständlich findet. Einige Maler erstaunten ob der Gewalt dieses Motivs, Rembrandt versuchte sich daran und Manet, der die Schlächterei nur als Episode malte, eben impressionistisch. Dem genialen Flamen Frans Snyders, einem Landsmann von Rubens, der auch nur Fleischläden, aber im Lebendgewicht malte, also besagten Snyders wurde der Eindruck der zur Ware gewordenen Tiere auf Lebensdauer richtunggebend: In der Leningrader Ermitage ist ein Saal von Straßenlänge mit diesen Blutspuren einer schlachtenden oder geschlachteten Phantasie tapeziert. Stillleben? Nichts lebt so wenig still wie diese Interieurs von Geschäften, in denen kein Lebewesen ist, aber klaffende, blutende, ausgespreizte, ausgehäutete, zerschnittene Stücke von Schwein, Rind, Wildbret und Fisch.

In den fürnehmen Stadtvierteln hängt man die Leichname nicht auf die Straße hinaus, sondern hält in dem gekachelten Laden bereits alle Ware verkaufsbereit, Schnitzel, Kotelett, Rumpsteak, Rinderfilet, Roastbeef. Die Hausfrau versteht oft nicht viel davon, und der Hausgehilfin ist es nicht entscheidend wichtig, ob eines der Stücke etwas fetter ist oder ob die Größe eines Knochens das Gewicht um zehn Pfennige erhöht. „Klopfen Sie es mir ein wenig aus."

Hier und da wird noch gewünscht: „Schneiden Sie mir den Stempel (der Fleischbeschau) heraus, meine Dame kann das nicht leiden." – „Bitte sehr, mein Fräulein." Das ist fast der ganze Dialog zwischen Kundin und Verkäufer, die Registrierkasse fungiert stumm. Würde nicht die Fiktion aufrechterhalten werden, als ob die Käuferin eine ganz außergewöhnliche Sachkenntnis und ihr Gatte einen ganz außergewöhnlichen Geschmack besitze, könnte man die Ware bereits eingepackt aus den Regalen reichen. An der gegenüberliegenden Theke wird Schinken und Wurst verkauft, kalte von der kalten Mamsell, warme von der warmen Mamsell, auch da gibt es nichts zu mäkeln und zu feilschen.

Schwer sind für eine Arbeiterfrau die acht Schritte entlang des

Schlächterladens, schwer ist es für eine arme Gattin und Mutter, vorbeizugehen an einer brutalen Lockung, Rinderbrüste räkeln sich ihr entgegen, Schweine stellen ihr ein Bein, die Schnauze streckt sich küßbereit vor, die Backe möchte gestreichelt sein. Vorbei, vorbei an der schwarzen Tafel, auf der mit Kreide die Tagespreise geschrieben sind. Verschließe dein Auge vor dem über dem Türpfosten hängenden Stuhl mit der weißen Schürze, die dem Berliner das sagen, was ohnehin auf der ad hoc herausgeschobenen Tafel steht: „Heute frische Blut- und Leberwurst."

Mit diesem Stuhl samt Schürze hat es, wenigstens der Sage nach, folgende echt Berliner Bewandtnis: Ein wegen seiner Würste besonders renommierter Schlächtermeister stellte sich an einem oder zwei Tagen der Woche mit strahlender Schürze vor seinen Laden, um solcherart der Umgebung zu signalisieren, daß er heute frische Blutwürste geschaffen habe. So tat er jahrelang, bis er von einer Lähmung befallen wurde. Das Würstefüllen konnte auch die Schlächtersgattin kongenial besorgen, aber ihr weißgeschürztes Vor-der-Tür-Erscheinen wirkte weder als Aviso noch als Sensation, so daß sie dem gelähmten Ehemann eine Schürze umband, ihn auf die Straße trug und buchstäblich vor die Tür setzte. Freilich, als er starb, ging das nicht mehr, mit Menschenleichen kann man nicht umgehen wie mit Tierleichen, und Frau Metzger schob also wenigstens Schürze und Stuhl vor. Das nachzumachen konnte niemand der Konkurrenz verwehren, und so bedeutet bei allen Alt-Berliner Schlächtereien der Schürzenstuhl die heute erschienene Blutwurst. Und wer sie kaufen kann, bringt einen Topf mit, der ihm aus der Molle mit Brühe gratis gefüllt wird.

Vorbei, vorbei an den Glücklichen, die mit dieser Speise, diesem Trank heimwärts streben. „Einem muß eben die Blutwurst sein", sagte Noske. Beneide keinen!

Es müßte ja nicht gerade Blutwurst sein, denkt die Arbeiterfrau. Welch ein Triumph wär's zum Beispiel, wenn man Willem eines Sonntags unversehens ein Eisbein – ein Eisbein! – vorsetzen könnte, ein Eisbein mit Sauerkohl und Erbsenpüree, wie gut täte den Kindern auch an Wochentagen ein Stück Fleisch.

Tritt sie in den Laden – was kann sie schon kaufen? Ein Pfund Gehacktes zu einer Mark oder, wenn's gut geht, ein Pfund Schabefleisch, und daraus soll man nun mit alten Schrippen zusammen deutsches Beefsteak braten, für vier große hungrige Mäuler und für

vier kleine, aber ebenso hungrige. Oder ein Pfund Hackepeter, das eine Mark sechsundvierzig kostet und worin mehr Zwiebeln, mehr Kümmel, Salz und Pfeffer steckt als Fleisch. Und weiß man denn, was für Fleisch das ist. Der Budiker in der Münzstraße, dem der Ruhm gebührt, Erfinder des Hackepeter zu sein, der hatte den riesigen Block Schweinernes mitten im Lokal aufgebahrt und ließ ihn vor aller Welt zerhacken, man kaufte nicht die Katze im Sack. Aber heutzutage, nach dem Krieg, da man die Technik des Ersatzes ins Unverschämte ausgebaut? ...

Kaldaunen, edel wie der Name, in Österreich heißen sie Kutteln, müssen fünf Stunden kochen, bevor sie zu Königsberger Fleck werden. Normalspeise ist das Suppenfleisch, Pfund eine Mark zwanzig, wird mit Gemüse und Kartoffeln zu einem „bürgerlichen Essen" gekocht; das Fleischstück, das für die Familie seine Pflicht – dem Kohl etwas Saft und etwas Geschmack abzugeben – getan hat, bleibt für den Vater bei seiner abendlichen Heimkehr aus der Fabrik. Je schwerer der Knochen, desto leichter das Fleisch, und man versteht den Protest des Einkäufers gegen unglückliche Gewichtsverteilung, aber wer die Macht hat, hat das Recht, und so hat der Metzger das Recht zum Einwand, der alle Proteste abschneidet: „Bis die Ochsen auf Leberwürsten loofen, dann wird's keene Knochen geben."

Der hat leicht reden, er ist der Zar über die Mägen der Nachbarschaft, er entscheidet darüber, wieviel Fettgehalt dem Organismus zugeführt werden kann; wohl dem, dem er Kredit eröffnet, weh dem, dem er nichts pumpt, der kann neidisch den Eiskutscher oder den Salzkutscher ein Stück Wurst als Trinkgeld erhalten sehen, ja er kann den Bettler beneiden, der einen Wurstzipfel als Almosen, und den kleinen Einholer, der eine Scheibe Schlackwurst als Provision kriegt. Noch kein Schlächtermeister ist Hungers gestorben, er wird immer fetter, obwohl man sich eigentlich nicht vorstellen kann, daß er mehr Fleisch ißt als andere wohlhabende Leute. Nur seine Kunden sind's, die so eine Vorstellung haben: „Wenn ick dem sein Sohn wär, dann könnt ick morgens Eisbein zum Kaffee essen."

Kann er ooch, kann er ooch, und dem sein Sohn wird wieder Metzger, so doof ist der Alte nicht, daß er den Jungen studieren läßt, kommt gar nicht in Frage, wo er doch einfach die Goldgrube übernehmen kann und dann zeitlebens soviel Eisbein zum Kaffee

essen kann, wie er lustig ist. Das Gewerbe des Rind- und Schweineschlächters geht über vom Vater auf den Sohn, genauso wie anno ehedem die Ratsherrnwürde, während sich das Gewerbe des Pferdeschlächters nur so vererbt wie einstmals das des Schinders. Ein Rind- und Schweinemetzger sinkt niemals so tief, daß er zum Pferdeschlächter wird, aber seinen Kunden geschieht es oft, daß sie den Weg von ihm zum Pferdefleischer einschlagen. Bei dem kostet das Pfund Schabefleisch dreißig Pfennig und eine fertige Bulette „jemischt von Rappen und Schimmel" nur einen Sechser. Die Katzenmütter und die Hundeväter kaufen hier ein und Menschen, die einander erzählen, daß man vom Pferdefleisch rote Augen kriegt, aber doch herkommen, weil sie für ihre Pfennige beim Rind- und Schweinemetzger nicht mal „Ordinäres" kriegen würden. Das Gefrierfleisch aus Argentinien schmeckt farblos, aber es ist billig und erspart manchem Fleischesser den Weg zum Pferdemetzger, vereistes Bein statt Eisbein, welch schwacher Ersatz für einen Bauch von Berlin.

WIE MAN JOHANNES HUS MARTERTE UND VERBRANNTE

Wer den Film „Klassenkampf und Justiz im Wandel der Geschichte" sieht, den die „Rote Hilfe" in Deutschland vorführt, dem wird es klar, daß die Methoden, mit denen heute Justiz und Polizei im Auftrage von Staat und Kapitalismus die Klassenkämpfer martern, nichts anderes sind als eine Fortsetzung der Methoden, mit denen man seit tausend Jahren die Vorkämpfer des Proletariats geknebelt hat.

Nicht nur in den Sklavenaufständen des Altertums trat der Charakter des Klassenkampfes hervor, sondern auch vielfach in den sogenannten Glaubenskämpfen des Mittelalters. Und die römische Inquisition verfolgte mit den Auspeitschungen, Einkerkerungen und Verbrennungen der Ketzer nicht den vorgespiegelten religiösen Zweck, sondern wollte damit das Volk in Elend, Unwissenheit und frommer Ergebenheit halten; die weltlichen und die kirchlichen Fürsten, die Päpste und die Kaiser, die Bischöfe und die Statthalter, die Pfaffen und die Ritter sollten auch weiterhin ungestört in maßlosen Reichtümern schwelgen und ihre Macht ausüben können über fremde Leiber und fremde Seelen.

Wer gegen dieses Unrecht sich aufzulehnen, das Volk zu belehren oder die Machthaber durch Bitten von ihrer Willkür abzubringen versuchte, der wurde mit Daumschrauben, glühenden Zangen, eisernen Jungfrauen und Streckbetten von seinem Ketzertum derart überzeugt, daß er zum Widerruf schreiten mußte. Wer nicht widerrief, der starb auf dem Scheiterhaufen – dem elektrischen Stuhl des Mittelalters.

So erlitten die größten Gelehrten den Feuertod, so hat sich die Kirche eines Savonarola und eines Galilei entledigt, so ist auch der Magister Johannes Hus den Feuertod gestorben, der in seinen Lehren viele revolutionäre und soziale Ideen verfocht und deshalb unter die Vorläufer des modernen Sozialismus eingereiht wird. Sein Kampf ging gegen die Willkürherrschaft der Bischöfe und für die Aufteilung der Kirchengüter an das Volk.

Das wachsende Ansehen, das sich Johannes Hus bei der städtischen und bäuerlichen Bevölkerung Böhmens erworben und das sich bald in revolutionären Kundgebungen entladen hatte, versetzte die Kirchenfürsten in maßlose Angst. Da sie sich gegen Hus in seiner Heimat als ohnmächtig erwiesen, lockten sie ihn nach Konstanz vors Konzil mit einer kaiserlichen Urkunde, die dem Magister Johannes Hus ausdrücklich unter Brief und Siegel freies Geleit zusagte.

Kaum war Hus, der ursprünglich tschechisch nationalistisch, sich auf seiner Wanderung zum Konzil von der gutmütigen Wesensart vieler Deutscher überzeugte und nunmehr zum Internationalismus hinneigte, in Konstanz angekommen, als er von Schergen ausgehoben und in den Turm des Dominikanerklosters auf der Rheininsel geworfen wurde. Dort und auf der Veste Gottlieben saß er monatelang.

Der Schmerz seiner Festschmiedung an das kalte Gestein, die Nähe der Kloake, die Dunkelheit seiner Kerkerzelle, sein Leiden an Nieren- und Gallensteinen, das durch Klistiere eher erhöht als gemildert wurde – das alles bleibt hinter der grenzenlos schlauen Heimtücke zurück, mit der man ihn in den ersten Junitagen des Jahres 1415 zur Verfügung des Konzils hielt, das heißt, für die Verhandlungen ungeeignet zu machen versuchte.

Bei diesen Verhandlungen im Refektorium des Konstanzer Franziskanerklosters standen Hunderte von Anklägern gegen den einen; Kaiser, Päpste, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, infulierte

Äbte und Dompröpste gegen den schlichten Magister; sobald er etwas auf die Anschuldigungen zu erwidern wagte, „stürzte", wie die zeitgenössischen Chroniken berichteten, „die ganze Menge mit Geschrei auf ihn ein, er hatte sich nach allen Seiten, nach rechts und links, nach vorne und hinten zu wehren". Andere meckerten ihr Hohngelächter, um seine Verteidigung unhörbar zu machen. Schwieg er achselzuckend, weil in diesem Höllenkonzert seine Stimme doch verhallen mußte, so jubelten alle: „Siehst du, jetzt mußt du schweigen, weil du nichts zu entgegnen weißt!"

Während am Abend die hohen Herren in Kaleschen in ihre Absteigequartiere fuhren, um sich an einer mit Leckerbissen besetzten Tafel und in weichen Daunenbetten für die morgigen Anklagereden zu stärken, wurde der kranke Magister – seit beinahe sieben Monaten hatte er nur Kerkerluft geatmet und das Tageslicht durch den eisernen Filter gesehen – keineswegs in die Kasematten des Schlosses Gottlieben zurückgeführt (wo inzwischen der Mann saß, der im Vorjahre den Hus verhaften ließ, aber nun der entlarvte Balthasar Cossa und nicht mehr unfehlbarer Papst war), sondern man schleppte Hus durch finstere Treppengänge in das Verlies des Hauses. Nichts war mehr heil an dem Rebellen Johannes Hus, und am nächsten Tag sollte er gegen die Welt der Mächtigen die Wahrheit behaupten. Nichts war heil an ihm als der Kopf, mit dem er denken, und der Mund, mit dem er das Gedachte aussprechen konnte. Doch da geschah es, eben im Kerker der barfüßigen Franziskaner, daß ihn in der Nacht vor dem letzten Verhör (8. Juni) auch der Kopf verließ und der Mund. Schwindelanfälle packten ihn, er konnte kein Auge schließen, und die Wachsoldaten geben an, er habe gestöhnt vor Kopfweh, Fieberschauern und Zahnschmerzen.

Was mag er gelitten haben, als er den Zahnschmerz fühlte? So lange hatte er auf Hunderte von inquisitorischen Fragen zu antworten vermocht mit einer lauten Stimme, die das einzige war, was ihm in dem Wolfsgeheul der öffentlichen Verhandlung die Möglichkeit gegeben, sich Gehör zu verschaffen. Und nun verschloß ihm der Himmel, dessen Sache er zu vertreten meinte, den Mund durch die Schikanen eines Zahnes, durch Anschwellen der Backe, durch einen rasenden, in den Kopf dringenden Schmerz! Es konnte nicht Zufall sein: Diese banale Krankheit tauchte auf unmittelbar vor der letzten Gelegenheit zum Widerruf, zur Abschwörung, so heftig, daß

Johannes Hus fürchten mußte, er werde am nächsten Tage nicht mehr die Kraft haben, dem Kreuzverhör zu begegnen! Sollte diese Heimsuchung ein Zeichen sein, daß er sich unterwerfen möge? Vom Zahnschmerz gefoltert, rief Johannes Hus die Instanz an, die entscheiden sollte, sein Gewissen, und als am Morgen die Sonne über dem Stadtgraben stand, wußte er, was er zu tun habe. Er stand den Kirchenfürsten Rede, so lange es sein Körper vermochte, dann wurde er leichenblaß und taumelte. Der Bischof von Riga und die Hellebardiere trugen den verstockten Angeklagten in das unterirdische Mauerloch zurück, das er nicht mehr verließ bis zum „Autodafé", dem Flammentod. Am 6. Juli wurde er zur Richtstätte geführt. Eine ellenhohe Papiermütze hatte man ihm aufgesetzt mit zwei gemalten Teufeln und der Aufschrift: „Dieses ist der Erzketzer". Die Pfalzgrafen, die Kardinäle und der Henker sahen lachend zu, wie die Flammen die Beine verbrannten und seinen Körper ergriffen. – Die Sage erzählt, daß ein altes Weib in frommem Eifer ein Reisigbündel herbeischleppte, damit auch sie zur Vernichtung des Gottesleugners beitrage. Der bereits brennende Hus habe sie erblickt und unter Todesqualen milde gelächelt: Sancta simplicitas – heilige Einfalt.

ÜBER ALFONS PAQUET

Fünfzehn Jahre alt, ist er vom Vater befohlener Lehrling in einem Londoner Tuchgeschäft – das könnte manchem die Fremde für immer verleiden. Aber der junge Paquet, der Londoner Lehrbub aus Wiesbaden, betrinkt sich an Beobachtungen, nascht vom British Museum, verschlingt die Volksreden am Hydepark Corner, drängt sich um die Straßenmaler und Straßensänger und schließt seine hellblauen Augen nicht vor dem Elend, das diese Stadt verbergen möchte.

In dieser Haltung des Knaben liegt der Beweis seiner Berufung. So geht er noch heute durch die Welt. Die größte Stadt des Erdballs hat ihm die Freude an den anderen Städten nicht verdorben. Er ist treu und lernbegierig wie damals, pausbackig und blauäugig, obwohl seit den Tagen des Tuchlehrlings mehr als dreißig Jahre vergangen sind: mit Gesellenzeit als Handschuhmacher, mit Reisen nach Japan, Sibirien, mit einem wissenschaftlichen Buch über

Ausstellungswesen, mit dem Erlebnis der Walt Whitmanschen Gedichte (über die er nie gesprochen hat, die er aber lieben *muß*), mit Provinzredaktion in Thüringen, Volkswirtschaft in München und Jena, wieder mit Reisen nach der Mongolei, nach Amerika, Griechenland und Moskau, Moskau von Anfang 1918, das er verstehen möchte und das er, auf der Suche nach der Wahrheit, schließlich begreift.

Das ist alles, was ich über Alfons Paquets äußeres Leben weiß, und ich weiß es nicht einmal ganz genau. Zwei- oder dreimal sprachen wir miteinander, aber immer waren es nur fünf Minuten, und sie reichten kaum aus, ihm zu sagen, wie sehr ich ihn liebe – seit zwanzig Jahren. Damals hatte ich andere Prüfsteine als heute. Seit 1914 sind mir nur Menschen mit aktivem Willen zum Sozialen wert. Aber – merkwürdig oder nicht merkwürdig – 1918 standen die Freunde meiner Jugend in einer Front: Jaroslav Hašek blieb als russischer Kriegsgefangener nicht auf der Seite der tschechoslowakischen Legionäre, sondern warf den Suff ab und wurde Bolschewik, Leonhard Frank tat beim Münchner Arbeiterrat Dienste, Johannes R. Becher wurde Spartakist, Heinrich Zille und Käthe Kollwitz ließen sich durch keine reformistische Staatsmacht kaufen und durch keine Hetze von ihrer Stellungnahme für Rosa Luxemburg abbringen, Maximilian Harden, den ich persönlich nie kennenlernte, schrieb mir in die Wiener Sturmtage einen solidarischen Brief und verteidigte später Max Hoelz. Und Alfons Paquet, dem deutsche Zensur, russische Bürgerkriegszensur und seine bürgerliche Mission in Moskau das Schreiben erschwerten, hat als erster wahre und unverzerrte Worte über Lenin und sein Werk gesagt.

Alfons Paquet hat Konsequenzen gezogen, vor allem die, sich den täglich anschwellenden Verleumdungen gegen Sowjetrußland entgegenzustemmen, deren Ursprung er, der Soziologe mit den offensten Augen Deutschlands, allerdings am besten kennt. Er steht in der kleinen Phalanx der unvoreingenommenen Menschen, obwohl er „keiner Partei als der ganz allgemeinen des eigenen Volkes und dem Zusammenhang dieses Volkes mit allen Völkern dienstbar zu sein vermag". Das ist eine sehr böse, eine sehr ungeistige Partei, wie sich deutlich im Falle Paquet offenbart. Ihn, der sich also zum Deutschtum bekennt, hat man niemals zu verwenden versucht, „dem Zusammenhang dieses Volkes mit allen Völkern dienstbar zu sein", obwohl er diese andern Völker aus Autopsie kennt, sie als

geologisch gebundenes Substrat ihrer Länder diagnostiziert und diese Länder in ihren ewigsten Zusammenhängen von Meereswoge und Gebirgswelle, von Urgeschichte und Zukunftstraum erfaßt.

Ein solcher Fachmann der Welt, ein solcher Durchschauer der Gegenwart hätte Anlaß sein müssen, das Diplomaten-Vorrecht zur Vertretung des Staates zu durchbrechen, als es noch kaiserlich feststand. Aber nicht einmal die Republik, in der sich eilige Zeitungsjünglinge Ministerposten und Gesandtenstellen zu ergattern wußten, hat sich Paquets erinnert.

Seine Werke, zerstreut in den Verlagen, liegen nicht in den Schaufenstern der Sortimenter, der Name Alfons Paquet ist weniger bekannt als der Name der Zeilenschinder, die aus alten Biographien eine flachbreite neue Biographie fabrizieren. In der Akademie, deren Präsident Alfons Paquet heißen müßte, sitzt er nicht. Wahrscheinlich gilt er denen nicht als Dichter, wahrscheinlich weil er nur Tatsachen schreibt. Das ahnen ja die Herren Akademiker nicht, daß es die größte Dichtung ist, aus Monaten des Erlebens im Eisenbahnzug, auf dem Schiff, auf der Hotelsuche, der zufälligen Bekanntschaften, der maßlosen Einsamkeit einen scharfen Satz der Unumstößlichkeit niederzuschreiben, den Schlüssel zu einer Landschaft zu finden und die Form zu entdecken, in der über sie auszusagen ist. Leichter ist es, für einen erdichteten Dialog originelle Worte und eine originelle Syntax als den gültigen Ausdruck für die einfache Tatsache zu finden, daß die Teekanne auf dem Kofferbrett im Eisenbahnzug klappert und die Gläser unter der Bank mitklirren. Fast fünfhundert Seiten sachlicher Beschreibung stehen in Paquets letztem Buch „Städte, Landschaften und ewige Bewegung“, das er einen Roman ohne Helden nennt und das man wirklich wie einen Roman liest, mitfahrend, selbst der Held und hundert anderen Helden begegnend.

So ist sein herrlicher „Kamerad Fleming“ eine Reportage, obwohl er sich als Roman gibt, so sind seine „Fahnen“ ein Gerichtssaalbericht über den Prozeß der amerikanischen Anarchisten von 1887, den ein Mensch mit dichterischem Gefühl für die Wahrheit schrieb: also ein Prophet. Denn diese Tragödie von den Trusts, die die Justiz kommandieren, und von der Justiz, die die Revolutionäre ohne Schuldbeweis hinrichtet, diese Tragödie, in Berlin von Erwin Piscator inszeniert, sah man einige Jahre später in Boston, in der Wirklichkeit, eine beklemmend genau kopierte Reprise erleben.

Die Städte bringen ihn, den kleinen Londoner Gast von 1896, noch heute in Verwirrung. Er will sie beseitigen. Durch Klärung. Ekstatisch besingt er sie, so hat keiner New York gefeiert, aber in seinem Hymnus steht kein Wort um des Wortes willen, kein pathetischer Schrei, darin wirkt nur das Faktum, das er erforscht, weil er es liebt, und das er liebt, weil er es erforscht.

Wenn das die „Neue Sachlichkeit" ist, dann ist es für Alfons Paquet keine *neue* Sachlichkeit, denn so lebt er auf Erden, seit er auf Erden lebt, und deshalb liebt ihn, wer ihn kennt, seit zwanzig Jahren. Allerdings – viel, viel zu wenige kennen ihn.

KACHETINER ROTWEIN

Soviel darf gesagt werden, daß sich das Gespräch in der Gaststätte eines transkaukasischen Hotels abspielte. Der jugendliche Alte gewann zu mir Vertrauen, als ich erzählte, daß ich acht Tage in Tiflis vertrödeln mußte, um eine simple Verlängerung meines Visums zu erlangen, und unter welch verteufelten Schwierigkeiten ich die Bewilligung zum Besuch der Universität und der Bibliotheken erhalten hatte.

Aus diesen Schilderungen mußte Iwan Iwanowitsch, wie er hier genannt sei, erkennen, daß ich nichts weniger als ein Offiziosus sei. Nachdem er die zweite Flasche jenes heimtückischerweise wie Himbeerwasser aussehenden Kaukasierweines mit mir getrunken hatte, der nicht nur in den Kopf steigt, sondern auch den Harn treibt, stärker als Eibenschitzer Spargel und russischer Tee, sagte der Alte: „Wer hätte je geglaubt, daß das einmal so kommen wird!"

Er habe nie daran gezweifelt, einst von seiner Pension leben zu können, in seiner sehr schönen Wohnung in St. Petersburg oder auf der Datsche oder vielleicht bei einem seiner Kinder.

Aber sein Sohn sei gleich am Anfang des Krieges gefallen, als Oberleutnant, bei Rawaruska, und die Witwe hat noch während des Krieges zum zweiten Mal geheiratet. Der andre Sohn – Iwan Iwanowitsch wandte sich um, obwohl die Wirtsstube leer war –, der andre Sohn, Wladimir Iwanowitsch, stand im Bürgerkrieg bei den Weißen, und man hat seither nichts von ihm und seiner Familie gehört. Und die Tochter soll in Paris wohnen. Nachrichten erhalte

er nicht von ihr, sie wisse seine Adresse nicht, er nicht die ihre, schwer ist das Leben.

„Nein, nein", eben kam die dritte rosarote Flasche auf den Tisch, „nein, nein, das hat niemand geglaubt, daß einmal alles so ausgehen wird. Und dabei war ich eigentlich einer von denjenigen, die es am ehesten ahnen konnten, ich habe sie ja alle gekannt, die Bombenwerfer, die Königsmörder, ich hätte die Revolution voraussehen müssen!"

Wieder wandte er sich um, wandte sich nach rechts um, wandte sich nach links um, obschon, wie gesagt, längst kein Mensch mehr im Gastzimmer war, nur Zigarettenrauch und Weingeruch lagerte über den leeren Tischen, über den unlogisch herumstehenden Stühlen. „Ich war nämlich bei der Polizei in Petersburg und hatte mit diesen fanatischen Brüdern zu tun, mit allen ..."

Mit Lenin auch?

„Ja, mit Lenin auch ... Mit Lenin ... Das ist ja die ganze Sache ... Wissen Sie: Lenin war in meiner Hand!"

Hier schien es mir angebracht, eine gelangweilte Miene aufzusetzen, mir ein Glas Kachetiner einzuschenken, auszutrinken, den Wein zu loben und die vierte Flasche zu bestellen. Inzwischen redeten wir von verschiedenen Dingen. Dann blieb mein Blick wie zufällig an dem Porträt haften, das an der Wand hing.

Und wo haben Sie Lenin kennengelernt?

„Ich habe ihn nie kennengelernt. Habe ihn nie im Leben gesehen."

Sie sagten aber vorhin, daß Sie mit ihm zu tun hatten, Iwan Iwanowitsch.

„Hatte ich auch. Und wie! Das war ja der Anfang. Also, Sie wissen doch, wer Alexej Uljanow war?"

Nein, weiß ich nicht.

„Sie wissen nicht, daß Lenin einen Bruder hatte, der gehängt worden ist?"

Nein. Habe nie davon gehört.

„Sie sind eben ein Fremder. In Rußland weiß das jedes Kind. Das gehört jetzt zum Geschichtsunterricht in den Schulen – so wie man früher von Kaisern gelernt hat und von ruhmreichen Feldherren, so lernt man jetzt von den Bombenwerfern! Nun ja, ich habe auch umgelernt, sehe die Dinge etwas anders an. Als junger Polizeibeamter habe ich gedacht, der Zar ist von Gott eingesetzt, damit

ihm die Welt gehöre. Und jeden, der gegen ihn aufzumucken wagte, den hielt ich für einen vom Teufel Besessenen, kaltblütig hätte ich ihn umbringen können, das war eben die damalige Zeit, und gegen den Wind kann man nicht pissen. Heute sehe ich schon ein, daß es richtig war, mit dem Zaren Schluß zu machen und mit den Adeligen und den Großgrundbesitzern und mit den reichen Fabrikanten und alles dem Volk zu geben. Aber war es nötig, die alten Beamten davonzujagen? Und uns das Geld wegzunehmen und unsre Häuser? Haben wir uns das nicht redlich erworben? Wir haben den Feinden des Volkes gedient, sagt man. Mag sein. Aber wußten wir es denn besser? Wer hätte glauben können, daß einmal alles so kommen wird, wie es gekommen ist! Man sagt uns, das sei die Gerechtigkeit, daß wir jetzt nichts haben und das Volk alles, dagegen läßt sich nichts sagen, gegen den Wind kann man nicht pissen. Aber glauben Sie mir, allzuviel Gerechtigkeit tut nicht gut. Mir zum Beispiel tut sie nicht gut, mir geht es schlecht."

Der Alte ging hinaus, nicht ohne vorher in deutscher Sprache mit einer höflichen Verbeugung „ich entschuldige" zu sagen, was die wörtliche, aber nicht ganz sinngemäße Übersetzung des Wortes „iswinajuz" („entschuldigen Sie") ist. Als er wiederkehrte, bemerkte ich leichthin: Sie wollten von diesem Alexander Ulanitsch sprechen, oder wie er hieß.

„Von Alexej Uljanow, bitte. Das war im Jahre 1887. Ende Februar war mir mein zweiter Junge geboren worden, der Wladimir, sehr glücklich saß ich am Nachmittag in meiner Kanzlei, in der Gorochowaja, hatte Journaldienst. Damals gehörte ich noch nicht zur politischen Abteilung, ich war im Vereinsdezernat. Da meldet der Diener, ich soll zum Herrn Präsidenten kommen. Eine Minute später verneigte ich mich tief vor Gresser, dem Allmächtigen, und empfing seinen persönlichen Auftrag: Bei der Ausfahrt Alexanders III. habe sich auf dem Newski ein Mann verdächtig gemacht, sei jedoch nicht verhaftet worden, weil er offenbar zu einer Bande gehöre. Der müsse man auf die Spur kommen. Deshalb werde der Fremde noch beobachtet; Gresser wolle die Sache nicht den Agenten allein überlassen, und ich möge mich daher zu dem Hause begeben, in dem der Verdächtige sich jetzt befinde.

So habe ich zwei Tage den Andrejuschkin beobachtet, und am 1. März verhafteten wir ihn und Ossipanow in einer Schenke in der Nähe der Peter-Pauls-Festung, andre Kollegen nahmen den Kant-

scher fest, welchen der Andrejuschkin tags vorher besucht hatte. Nun war mein eigentlicher Dienst zu Ende, ich hätte wieder zu meinen Vereinsstatuten und Hauptversammlungsberichten zurückkehren können, aber da ich schon einmal darin war in dieser Affäre, sozusagen ein Referent, so leitete ich die Überwachung der Häuser, in denen die Arretierten bisher gewohnt hatten."

Und da haben Sie diesen Alexej verhaftet?

„Nicht ich, aber er wurde jedenfalls verhaftet, als er die Wohnung Kantschers betreten wollte. Er hatte mit Lukaschewitsch vor dem Dom in der Peter-Pauls-Festung auf Alexander III. gewartet, der am Todestag seines ermordeten Vaters die Gruft der Romanows besuchen wollte. Natürlich unterblieb das auf unsre Warnung hin. Als Uljanow weder die Karosse des Monarchen ankommen sah noch seine Komplizen, ging er zu Kantscher. Was los sei. Da erfuhr er, was los sei."

Wir entkorkten nun die fünfte Flasche des Kachetiners, der rosarot ist und retrospektive Wirkung zu haben scheint, um so stärker, je mehr man von ihm trinkt.

Ich selbst habe vergessen, daß ich ein Studienreisender aus dem Westen bin, vergessen, daß ich in einer abgekämpften Gaststube im Kaukasus sitze, vergessen, daß es Nacht ist, vergessen, daß an der Wand ein Leninbild hängt, auf das ich zu Beginn des Gesprächs hinausgewollt.

Ich stehe irgendwo auf dem Kai der winterlichen Newa und sehe Polizisten in Uniformmänteln ihre Plätze beziehen, sehe Spitzel der Ochranka mit gespielter Nachlässigkeit Papirossy rauchen und sehe einen Studenten, den blauen Samtkragen des Mantels hochgeschlagen, die Pelzmütze in die Stirn gedrückt, die Hände in die Taschen vergraben, gespannt auf das Renaissanceportal des Winterpalastes starren, ahnungslos, daß hinter ihm Leute stehen, die ihn nicht aus den Augen lassen.

Und drüben auf dem Platz vor St. Peter und Paul schaut ein flachsblonder Bursch fiebernd auf die Uhr, erwartet den Zaren und eine Detonation, vergeblich, und er eilt endlich zu dem Freund; Beamte springen auf ihn zu, er ist verhaftet, die Vollstreckung des Volkswillens wieder einmal vereitelt.

Ich hätte wahrscheinlich meinen Gesprächspartner gar nichts mehr gefragt, mir nur vom himbeerroten Kachetiner das Ende der Geschichte berichten lassen, den Weg Alexej Uljanows ins Ge-

fängnis und zum Galgen und einige Details. Ich rede Iwan Iwanowitsch nicht mehr zu, weiterzuerzählen, aber er steht selbst im Bann des flüssigen Hypnotiseurs, und so geht die Geschichte weiter:

„Dieser Uljanow, Iljitsch hieß er auch, war ein verstockter Bursche. Er gestand nur, was wir schon wußten. Er entlastete sich nicht – im Gegenteil, alles wollte er allein gemacht haben, die Mitverhafteten hätten keine Ahnung gehabt, wozu er sie auf die Straße bestellt, Noworusski habe nicht gewußt, wozu er die Datsche in Pargolowo gemietet, die Hebamme Ananin habe nicht gewußt, daß er in ihrer Wohnung Bomben mit Nitroglyzerin gefüllt. Und so. Namen von Mitverschworenen waren nicht und nicht aus ihm herauszukriegen. Ich hätte ihn erwürgen mögen, denn ich haßte alle diese Kerle, ich war doch Polizeibeamter, und gegen den Wind kann man nicht pissen, meine Karriere stand auf dem Spiel, aber der Bursch blieb stumm wie ein Klotz, vielleicht wäre ich ihm wirklich an die Gurgel gesprungen, wenn ich nicht grade damals in so glücklichen Umständen gelebt hätte, nie war ich in so weicher Stimmung wie damals in den ersten Lebenstagen meines kleinen Wladimir. Meinen ältern Jungen habe ich nicht so gern gehabt, weil meine Frau vor der Ehe eine Freundschaft gehabt hatte – aber das gehört nicht hierher. Hierher gehört, daß Alexej Uljanow uns kein Wort sagen wollte, nicht, woher er das Geld habe, nicht, woher er das Dynamit habe, nicht, wer die andern seien. Unsere Methoden prallten an dem blonden Burschen wirkungslos ab. Wußte er doch, daß ihm der Galgen sicher war."

Iwan Iwanowitsch ging – „ich entschuldige", höfliche Verbeugung – hinaus, den Kachetiner abzuschlagen. Es dauerte längere Zeit, bis er zurückkam, aber er verlor den Faden seiner Reminiszenz nicht, vielleicht hatte er draußen weitergesprochen, jedenfalls redete er bei seiner Rückkehr bereits im Türrahmen: „Ja, der Alexej wollte mit nichts herausrücken. Da kamen uns plötzlich seine Briefschaften in die Hand, ein Karton, den er bei einem Freunde deponiert hatte. In der Nacht las ich zu Hause alles durch, während im Nebenzimmer der kleine Wladimir verzweifelt krähte; das Kindchen hatte Darmkatarrh, und der Arzt war abends dagewesen und sollte morgens wiederkommen.

Ich las die Briefe, es waren Schreiben belanglosen Inhalts, Postkarten, Korrespondenzen in Angelegenheit der studentischen

Landsmannschaften. Auf einem Bündel von Briefen lag eine Photographie, die Photographie eines hübschen Jungen mit hellen Locken, freier Stirn, gutmütigen, etwas schräggestellten Augen und einem freundlichen Mund. ‚Lieber Bruder' begannen die Briefe und waren mit zierlicher Knabenschrift geschrieben. Ich las sie durch und war sehr erstaunt, darin von ‚Ablehnung des individuellen Terrors' zu lesen und von ‚revolutionärer Organisation' und solche Worte. Aber am Schluß standen ‚Grüße und Küsse von Papa und Mama und von Deinem Dich innig liebenden Bruder Wladimir'. Nebenan in der Wiege schrie und jappte mein armes Kind. Es war schon spät, als ich mich wusch und alles zusammenpackte, um ins Bureau zu gehn. Ich hatte den Arzt abwarten wollen, aber er war noch nicht gekommen. Ich beugte mich über das Kind, es schlief fest.

Dann fuhr ich in die Gorochowaja und ließ mir Uljanow vorführen. Als er die Briefschaften sah, verzog er den Mund. Ich hatte obenauf einen Stoß von Postkarten gelegt, die eine Patin Alexejs an ihn geschrieben hatte, ganz belangloses Zeug, Grüße von der Familie an die Familie, Fragen nach dem Wohlbefinden und so. Alexej nannte ohne weiteres die Absenderin. Ich jubelte innerlich. Jetzt kann er die andern nicht mehr verschweigen, ohne damit auszudrücken, daß sie weniger harmlos seien. So glaubte ich. Aber er sagte nichts. Ich mußte selbst die Namen nennen, die ich herausgekriegt hatte, und fragte ihn, ob sie stimmen. Er bestätigte nicht und bestritt nicht, schaute gleichmütig drein. (Zwei von den Briefschreibern wurden übrigens hingerichtet, zwei zu lebenslänglichem Kerker verurteilt – wer nur irgendwie mit einem Zarenmörder zu tun hatte, der war für immer verloren, unrettbar verloren.) Ich diktierte dem Kanzlisten alle Namen und Adressen. Zum Schluß fragte ich den Uljanow: Wer hat dieses Paket Briefe geschrieben? – Er sah mich starr an und antwortete nicht. – Ihr Bruder? – Schweigen. – Wladimir heißt er? – Er sah mich starr an. – Der Schriftführer notierte: ‚Wladimir Uljanow'. Alexej sah mich starr an.

Als er mein Zimmer verlassen hatte, gab ich Weisung, alle Schreiber der Briefe vorzuführen, denn es sollte ein Monsterprozeß werden, und dazu mußte man das Vorleben und alle Bekannten des Haupttäters feststellen.

‚Soll ich den Bruder auch verhaften lassen?' fragte mich der

Kanzlist. Mein Blick fiel auf das Bild mit der wunderschönen, lockenumrahmten Stirn, mit den fröhlich geschlitzten Äuglein und dem guten Mund. Wladimir hieß der Junge, so wie meiner, bei dem vielleicht grade der Arzt war und vielleicht zu spät ...

‚Ach was', sagte ich und strich den Namen Wladimir Uljanow von der Liste der zu Verhaftenden. ‚Lassen wir den Buben laufen. Der wird uns nicht gefährlich werden.'

Ja, ja, wer hätte denn geglaubt, daß alles so kommen wird. Auf irgendeine Weise hätte man den Kleinen umgebracht, vielleicht in unserm Todesschuppen, vielleicht durch Einzelhaft in Schlüsselburg. Ja, ja. Vielleicht wäre alles anders geworden, vielleicht auch nicht. Gewiß hätte ich ihn verhaften sollen. Aber ich war eben in dieser Stimmung, gegen den Wind läßt sich nicht pissen, wir russischen Menschen sind sehr abhängig von der Stimmung."

Er stand auf, um hinauszugehen, höfliche Verbeugung, „ich entschuldige".

SIEBEN JAHRE JUSTIZSKANDAL MAX HOELZ

Der Antrag auf Wiederaufnahme des Prozesses Max Hoelz ist am 3. Februar 1928 dem Reichsgericht zugegangen: hundertvierzig Schreibmaschinenseiten, verfaßt von Rechtsanwalt Dr. Apfel und Felix Halle, ein Buch, dem jahrelange Arbeit zugrunde liegt.

Ist das nötig? Wenn die Justiz wirklich den Anspruch darauf erheben würde, das Rechtsempfinden des Volkes zum Ausdruck zu bringen, dann bedürfte es keiner Nachprüfung der Tatbestände, keiner neuerlichen Lokalaugenscheine, keiner neuen Beweismittel, keiner juristischen Anträge und keines neuen Prozesses. Wenn die Justiz wirklich den Anspruch darauf erheben würde, das Rechtsempfinden des Volkes zum Ausdruck zu bringen, wäre Max Hoelz schon lange frei!

Und das instinktmäßige Urteil der Masse – nie hat es stärker seine Richtigkeit erwiesen, nie ist es von den Fachgelehrten und freien Geistern deutlicher bestätigt worden als in diesem Falle.

Das sozialistisch geschulte Proletariat hat an eine todeswürdige Schuld und an eigensüchtige Absichten von Max Hoelz selbstverständlich nicht einmal damals geglaubt, als der Höllenschlund der offiziellen Beeinflussung allen Geifer ausspie, als die Schimpf-

worte vom „Wegelagerer“, vom „Räuberhauptmann“ und „Mordbrenner“ gegen Max Hoelz geschleudert wurden. Aber die naiven, sozial ganz unaufgeklärten kleinbürgerlichen Leser, also die meisten, die glaubten's ihrem Generalanzeigerchen, obwohl dieses ihnen vor nicht allzulang vergangener Zeit das Stahlbad des Krieges angepriesen, zur Zeichnung der Kriegsanleihen begeistert geraten und den glänzenden Waffensieg Deutschlands als todsichere Sache verheißen hatte. Wer außerhalb jener gegen Hoelz formierten Verleumdungsfront stand, wie etwa Maximilian Harden, den fegte der Blättersturm hinweg, und vielleicht war es gerade der zur Verteidigung von Hoelz geschriebene Aufsatz, der das meuchlerische Attentat auf den Schriftsteller veranlaßte, vielleicht war es gerade dieser Aufsatz, der Harden um seinen publizistischen Kredit brachte.

Seit der Verurteilung von Hoelz sind sieben Jahre vergangen. Das Proletariat hat den Seinen nicht fallengelassen, die Rote Hilfe hat auch auf die Sache von Max Hoelz ihre Kräfte konzentriert, und ihr Verdienst ist es, wenn das Interesse an einem proletarischen Kämpfer nicht mit dessen gerichtlicher Knebelung, nicht mit dessen Verurteilung erlischt. Heute begreift die Arbeiterschaft das Wesen der Klassenjustiz als Ganzes, und sie kennt auch die einzelnen krassesten Rechtsbeugungen, die an unbequemen Klassenkämpfern verübt werden.

Wie man weiß, stand Max Hoelz 1919 an der Spitze des vogtländischen Aufstandes, den die nach Kriegsschluß buchstäblich brotlos gewordenen Spitzenklöppler und Gardinenspinner von Falkenstein begonnen haben, um durch Selbsthilfe ihr nacktes Leben vor dem Hungertode zu retten; wirklich wurde damals die Herbeischaffung von Lebensmitteln und die Freigabe von Heizmaterial erzwungen.

Die großangelegte Verleumdungsattacke auf Max Hoelz wurde verstärkt, als er später die vogtländische Abwehrreaktion gegen den Kapp-Putsch leitete, in Plauen die linkspolitischen Gefangenen befreite und vom Bürgertum die Bezahlung der Löhne für die bewaffnete Arbeiterschaft durchsetzte.

Nun sandte die von der kappistischen Peitsche befreite republikanische Regierung fünfzigtausend Mann Reichswehr zur Niederknüppelung der Arbeiter aus und erließ einen Steckbrief gegen Hoelz.

Aber: den jenseits der Grenzpfähle verhafteten Max Hoelz hat die tschechoslowakische Regierung freigelassen und ihm ausdrücklich bescheinigt, daß seine Taten absolut nur als politische zu werten seien.

Als im März 1921 in der Gegend von Halle eine, eingestandenermaßen, von den Behörden und Fabrikanten provozierte Bewegung ausbrach, der mitteldeutsche Aufstand, war Max Hoelz nicht dabei. Er traf im mansfeldischen Land erst ein, als es bereits von seiten der Hörsingschen Sipo zu Kampfhandlungen gekommen war, und wurde nun von den revolutionären Massen zum Führer gewählt. Sicherlich ist es seiner Umsicht und seiner Besonnenheit zuzuschreiben, daß es außerhalb der Gefechtshandlungen zu keinerlei Blutvergießen kam, ausgenommen die Tötung des Gutsbesitzers Heß auf dem Gute Roitzschgen und die leichte Armverletzung eines in Eisleben aus dem Fenster schauenden Reisenden namens Hildebrandt.

Der Verrat an Max Hoelz in Berlin gegen einen mit der Polizei erhandelten Judaslohn, die nach der Verhaftung erfolgte Auslobung einer Summe von fünfzigtausend Mark zur Beschaffung von *belastendem* Zeugenmaterial, nein, noch deutlicher: „für aufklärende Mitteilungen, die zu einer *Verurteilung* des Max Hoelz führen", und die teils lächerliche, teils brutale Verhandlung vor dem Ausnahmegericht in Moabit im Juni 1921 sowie das in Ton und Ausmaß nicht zu überbietende Urteil sind bekannt; in der Broschüre Erich Mühsams „Gerechtigkeit für Max Hoelz" (Mopr Verlag, Berlin NW 7) und im Nachwort zu dem Buch „Zuchthausbriefe von Max Hoelz" (Erich Reiß Verlag, Berlin) ist darüber Näheres zu finden.

Nach der Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus und lebenslänglichem Ehrverlust wurde Max Hoelz von Kerker zu Kerker gezerrt, hat sich mit Hungerstreiks, mit Gewalt, mit einer durch keinerlei Marter zu brechenden Willenskraft gegen jedes Unrecht gewehrt, das man innerhalb des großen an ihm verübten Unrechts zu verüben versuchte, an ihm und den anderen politischen Gefangenen, die die Zuchthäuser Deutschlands füllen. Denn obwohl er mit seinem leidenschaftlichen Freiheitsdrang die Qual von Zelle und Zuchthaus verhundertfacht empfindet, betrachtet sich Max Hoelz nur als ein Glied jener langen Kette linkspolitischer Gefangener, die man den Tod durch Haft erleiden läßt, während sich

die blutbesudelten Putschisten von rechts des Rechts erfreuen, nicht nur Abgeordnete und Landräte zu sein, sondern auch in Ministerfauteuils sitzen zu dürfen.

Max Hoelz wurde wegen Hochverrat verurteilt, und der wäre – auch wenn man Tateinheit mit Sprengstoffdelikten, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Bandenbildung, Brandstiftung usw. angenommen hätte – schon längst unter die Amnestiegesetze gefallen, hätte nicht jenes Preisausschreiben von fünfzigtausend Mark den selbstverständlichen Erfolg gehabt, daß man Zeugen fand, die die beiden einzigen Vorfälle, den Totschlag an Heß und die leichte Verwundung des Hildebrandt, ausgerechnet dem strategischen Leiter des Aufstandes in die Schuhe schoben, sie ausgerechnet als persönliche Taten von Max Hoelz hinstellten.

Freilich, nur in Berlin, wo er vor Gericht stand, war Max Hoelz der „Mörder" von Heß. Die übrigen Rotgardisten, die auf dem Gute Roitzschgen anwesend waren, wurden von Außerordentlichen Gerichten in der Provinz abgeurteilt. Der damalige Antrag der Verteidigung, die Tötung des Heß in einem einheitlichen Gerichtsverfahren zu verhandeln, wurde abgelehnt und an anderen Stellen andere Leute schuldig gesprochen, den Gutsbesitzer Heß umgebracht zu haben.

So wurde ein junger Arbeiter, Willy Günther aus Gröbers, der wegen Teilnahme an der Märzaktion bereits zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt war, später von dem Kutscher Paul Danke, seinem ehemaligen Schulfreund, mit dem er sich verfeindete, als Mörder von Heß denunziert. Obwohl dieser Danke als Teilnehmer des Zuges in der Hauptverhandlung gegen Hoelz nicht schwören durfte, wurde er entgegen dem Gesetz in der Hauptverhandlung vor dem Ausnahmegericht in Halle zum Eid zugelassen und konnte nunmehr seine falsche Aussage beschwören: Günther habe auf Heß geschossen.

Auch die Gutsbesitzerin Heß hatte unter Eid ausgesagt, daß sie Günther auf ihren Mann feuern sah. Nach Jahren gibt nun Frau Heß ausdrücklich zu richterlichem Protokoll, sie habe *nicht* gesehen, daß Günther auf ihren Mann geschossen hat. In Wirklichkeit hat Günther auf den Hofhund geschossen, der die Rotgardisten ansprang.

Der junge, noch nicht zwanzigjährige Günther wurde zu insgesamt siebeneinhalb Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust

verurteilt. „Im Zuchthaus", so schrieb eine ganze Reihe mir vorliegender Zeitungen wörtlich, ohne daß die sonst zu jeder Berichtigung bereite Justiz jemals eine Darstellung des Todes von Günther zu veröffentlichen gewagt hätte, „im Zuchthaus hat Günther immer wieder seine Unschuld beteuert. Vergeblich. Sowohl das Gericht wie auch der Amnestieausschuß haben seine Gesuche abgelehnt. Er wehrte sich, so gut er konnte, und er wäre ein unbequemer Zeuge in dem kommenden Hoelz-Prozeß und auch gegen seine eigene, unrechtmäßige Verurteilung geworden. Da starb dieser junge Günther im Zuchthaus eines nicht natürlichen Todes, nach amtlicher Auskunft ist er bei ‚Dachdeckungsarbeiten vom Gerüst gestürzt'..."

Vielleicht wird das Wiederaufnahmeverfahren in Sachen Hoelz auch die Wirkung haben, daß man über das Schicksal Willy Günthers die Wahrheit erfährt und daß auch diesem Opfer der Klassenjustiz wenigstens nach seinem Tode eine gewisse Gerechtigkeit wird.

Die drei Zeugen, auf Grund deren Aussage Max Hoelz zu lebenslänglichem Zuchthaus und dauerndem Ehrverlust verurteilt worden ist, waren: die Witwe des getöteten Heß, der ehemalige Reichswehrmann und Schlosser Walter Uebe und ein Schriftsteller Otto Keller. Im Ermittlungsverfahren hat Frau Alice Heß eine Erklärung zu Protokoll gegeben, die unbedingt den Freispruch des Hoelz in der Totschlagssache zur Folge gehabt hätte. Deshalb mußte die Polizei bereits drei Tage später den Gerichtsakt korrigieren; der Hallenser Kriminalkommissar Woosmann hat das in wünschenswerter Weise besorgt, wenn auch aus dem Stil und den Konjunktiven des Polizeiberichts ein schlechtes Gewissen herauszulesen ist. Die beiden einander entgegengesetzten Aussagen der Frau Heß hätten wohl jeden anderen in den mehr als dringenden Verdacht gebracht, ein meineidiger Zeuge zu sein. Dem Polizisten sagt Frau Alice Heß das genaue Gegenteil von dem, was sie drei Tage vorher der Berliner Staatsanwaltschaft angegeben:

Protokoll des St. A. R. Dr. Jäger, Berlin, mit Frau Heß (7. Mai 1921).

„... Ich war in diesem Augenblick im Hause und hörte plötzlich einen Schuß fallen. Ich sah sofort aus dem Fenster und sah meinen Mann zusammenbrechen. Ich stürzte dann sofort an die Tür und sah einen Mann sein Gewehr senken. Unmittelbar darauf fielen mehrere Schüsse. Wer diese Schüsse abgegeben hat, kann ich nicht sagen, da ich die Täter nur von hinten gesehen habe. Ich kann daher nicht sagen, daß Hoelz es gewesen ist, der meinen Mann erschossen hat, oder auch nur, daß er auf ihn geschossen hat. Wer auf meinen Mann geschossen hat, kann von meinen Leuten niemand mit Bestimmtheit sagen, da sie alle die Täter nur von hinten gesehen haben ..."

Bericht des Krim.-Komm. Woosmann, Halle, über Äußerungen der Frau Heß (10. Mai 1921).

„... Sie sei die Treppe hinuntergeeilt und habe Hoelz vor der vorderen Tür stehend eine Armbewegung machen sehen, die sie habe vermuten lassen, daß er eine Schußwaffe fortgesteckt, mit der er auf ihren Mann geschossen habe. Ein Gewehr habe Hoelz nicht gehabt. Ihre Bitte, nicht mehr zu schießen, sondern ihr ihren Mann zu lassen, sei nicht beachtet worden; es sei auf die Aufforderung des Hoelz noch öfters geschossen worden ..."

Wieso war Frau Heß überhaupt nach einem Zusammenhang von Hoelz mit der Erschießung ihres Mannes befragt worden, von wem war das Gericht in Berlin, wo man die kriminell verwertbaren Vorfälle in der Hallenser Gegend noch nicht kannte, darauf geführt worden, für den verhafteten „Mörder" Hoelz einen zugehörigen Mord auszuforschen, den am Gutsherrn von Roitzschgen? Hätte sich nicht ein Mann gefunden, der aus eigenem oder fremdem Antrieb einen Zusammenhang zwischen dem toten Heß und dem todgeweihten Hoelz hergestellt hätte, so wäre Max Hoelz allem Anschein nach wegen des Sprengstoffattentates auf die Berliner Siegessäule zum Tode oder zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe ver-

urteilt worden. In der Presse wurde die erwiesene Schuld an diesem Attentat bereits Max Hoelz beigemessen, obwohl er selbstverständlich von der Geschichte keine Ahnung hatte und erst bei seiner Ankunft in Berlin davon durch die Zeitungen erfuhr. Trotzdem säße heute Hoelz wegen versuchter „Ermordung" der Siegessäule in lebenslänglicher Haft, wenn nicht, wie gerufen, der Mann erschienen wäre, der die Siegessäule beiseite schob und mit dem Totschlag von Roitzschgen dienen konnte.

Es war der zwanzig Jahre alte Schlosser Walter Uebe, er kam aus der Strafanstalt Jauer, wo er wegen Teilnahme an einem bewaffneten Haufen und wegen Landfriedensbruches eine Strafe von einundeinviertel Jahren abbüßte.

Er gab an: „Von meinem Wagen aus, auf dem ich vier gefangene Sipomänner bewachte, habe ich aus einer Entfernung von etwa fünfzig Metern gesehen, wie Hoelz *vor* einem Gehöft einen Mann an den Armen faßte und gegen einen Baum stieß. Darauf ging der Angegriffene durch das breite Tor in das Gehöft hinein. Hoelz, auf der Straße stehend, schoß hinter dem Manne her, der zu Boden fiel."

Diese Angabe stellte sich sofort als wertlos heraus. Einer der vier gefangenen Sipos wurde nämlich vom Gericht einvernommen und erklärte, man habe vom Wagen aus nichts sehen können. Heß war keinesfalls von der Landstraße aus erschossen worden. Überhaupt stimmte nichts. Jedoch die Angabe, Hoelz sei der Täter, war zu kostbar, als daß man den Zeugen Uebe einfach verabschiedet hätte. Man setzte also einen Lokaltermin im Vorverfahren an (zur Hauptverhandlung gegen Hoelz hielt man einen Lokaltermin für überflüssig), natürlich ohne den Angeklagten und ohne seine Verteidiger. Der Anfang des Protokolls verrät nur allzu ungeschickt den Zweck der Reise nach Roitzschgen: „Zur Aufklärung der Widersprüche in den Angaben des Uebe und der anderen Augenzeugen über die Erschießung des Heß begab ich (Staatsanwaltschaftsrat Luther aus Halle) mich heute mit Uebe, Keller, dem Unterwachtmeister Körber und Kriminalkommissar Woosmann nach dem Tatort."

Uebe erkannte bei diesem Lokaltermin nicht einmal das Heßsche Gut, geschweige denn konnte er über seinen Beobachtungsplatz und über den Tatort Auskunft geben. Schließlich gelang es, Angaben von ihm zu erhalten, die sich mit dem Tatbestand in Einklang

bringen ließen. Und nun begnügte sich das Gericht mit Uebes nachstehender Erklärung der Widersprüche:

„... Wenn ich früher angegeben habe, Hoelz hätte von der Straße aus auf den Gutsbesitzer Heß geschossen, so ist dies ein Irrtum, es hat mir ein Bild von einem Gehöft in einem anderen Ort vorgeschwebt, vielleicht von Spickendorf. Wir sind durch so viele Dörfer gezogen, daß dieser Irrtum erklärlich ist ... Im übrigen sind meine früheren Angaben richtig. Meine Beobachtungen habe ich von meinem oder einem anderen Wagen auf der Chaussee gemacht." (Denn als der einvernommene Sipo erklärte, daß man von dem Gefangenenwagen aus nichts sehen konnte, besann sich der Gefangenenwärter Uebe darauf, er habe im Moment des Totschlages von einem anderen Wagen Zigaretten geholt.)

Man muß dem Gericht zubilligen, daß es Uebe nicht so behandelt hat, wie es sonst vorgeführte Zuchthäusler zu behandeln pflegt, am allerwenigsten solche, die wegen linkspolitischer Vergehen eingekerkert sind. Nicht nur der Vorsitzende nahm Partei für Uebe, sondern auch der Zuschauerraum quittierte es mit wieherndem Lachen, wenn der Angeklagte und sein Verteidiger bewiesen, daß Uebes Aussage durch die Belohnung veranlaßt sei. Und nicht genug daran: Der Staatsanwalt wandte sich an Uebe, als ob dieser sein Korpsbruder wäre, und riet ihm, Satisfaktion zu verlangen: „Lassen Sie sich doch nicht sagen, daß Sie ein Spitzel sind."

Dieser Kronzeuge, den der Staatsanwalt in seinem Plädoyer als einen untadeligen Charakter pries und an dessen Wahrhaftigkeit das Urteil keinen Zweifel zuzulassen erklärte, hat sich vor etwa anderthalb Jahren bei mir in Berlin gemeldet, da er erfahren hatte, daß ich mich mit dem Fall Hoelz beschäftige. Damals erklärte mir Walter Uebe spontan, seine vor Gericht gemachte Aussage sei falsch gewesen. Wenn man selbst annehmen wollte, Uebe mache seine neue Angabe in der Hoffnung auf eine Belohnung (was ich nicht glaube), so würde das nur beweisen, daß ihn ähnliche Motive bewegt hatten, als er sich aus dem Zuchthaus nach Berlin bringen ließ, um hier belastend zu zeugen. Uebe ist ein von Schicksalsschlägen schwer heimgesuchter Arbeiter, ohne irgendwelche Parteizugehörigkeit, ohne soziale Gesinnung, mit stark ausgeprägtem Geltungsbedürfnis. Dieses Geltungsbedürfnis im Verein mit der Hoffnung, seine verzweifelte Lage zu verbessern, ließ Uebe damals zu einem Werkzeug der staatsanwaltlichen und polizeilichen Er-

mittlungsbeamten werden und eine Lüge sagen. Nun, da auf Grund dieser Lüge ein Mensch in Zuchthausmauern sterben soll, leidet Uebe schwer und widerruft.

Der dritte Zeuge war ein Gelegenheitsschriftsteller namens Otto Keller, der nichts weiter bekunden konnte, als daß Hoelz nach dem Verlassen des Hofes zu ihm gesagt habe: „Der Hund wollte kein Geld herausrücken und ist weggelaufen, da haben wir ihn erschossen." Diese an sich belanglose Aussage vor Gericht von einem nicht vereidigten Zeugen (Keller hatte gleichfalls an dem Zug der Rotgardisten teilgenommen) mußte herhalten, um einen politisch mißliebigen Menschen zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilen zu können. Aber selbst diese belanglose Aussage wurde widerrufen! Keller gab später eine Erklärung ab, die wegen ihrer Ausdrücklichkeit hierhergesetzt sei:

„Ich bin auf das höchste erstaunt, daß die Äußerung, die ich vor dem Untersuchungsrichter abgegeben haben soll, nun, wie ich aus der Broschüre und aus der Mitteilung des Herrn Dr. Apfel entnehme, wortwörtlich im Urteil gegen Hoelz erscheint. Ich bin bei meiner Vernehmung im Moabiter Sonderprozeß in der furchtbarsten Aufregung gewesen. Ich saß monatelang in Untersuchungshaft. Mein Hauptmotiv während meiner ganzen Vernehmung war, dafür zu sorgen, daß meine eigene Situation nicht verschlechtert werde, da mir meine Anwälte gesagt hatten, daß ich selbst mit einer langjährigen Zuchthausstrafe zu rechnen hätte. Wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, daß meine Eindrücke, die ich von dem Vorfall wiedergab, in so bestimmten Worten niedergelegt werden würden, wie sich aus der Urteilsbegründung gegen Hoelz ergibt, hätte ich ganz bestimmt eine andere Formulierung gewählt. Seitdem ich zum ersten Male von meinen angeblichen Äußerungen im Hoelz-Prozeß gehört habe, habe ich bereits hundertfach bedauert, daß ich bei meiner Vernehmung die erregten Aussprüche von Hoelz in dieser Weise formuliert habe, trotzdem mir die genauen Worte, die Hoelz sprach, bei meiner Vernehmung nicht mehr in Erinnerung waren. Hätte man mich gefragt, ob Hoelz gesagt hat: ‚Der Hund wollte nichts rausrücken, da haben sie ihn erschossen' oder ‚da ist er erschossen worden', so hätte ich das genauso bestätigt. Welche Bedeutung dem Wörtchen ‚wir' beigelegt wurde, habe ich erst durch die Broschüre erfahren."

Wie wichtig dieser Zeuge, der ja nichts gesehen, sondern nur etwas gehört haben wollte, dem Ausnahmegerichtshof war, geht aus dem ganzen Verhandlungsprotokoll hervor; der Vorsitzende schärfte ihm ausdrücklich ein: „Überlegen Sie sich Ihre Antwort sehr genau. Es geht hier um den Kopf des Hoelz."

Damals hatte der Zuchthausgefangene Keller, der sich bereits gemeldet hatte und dessen Antwort über den Kopf des Hoelz entscheiden sollte, keine Freiheit „zu überlegen", wie ihm der Präsident formal einschärfte.

Heute hat er sich's überlegt, er protestiert, und die Richtigkeit seiner Erklärung hat alle psychologischen Voraussetzungen in sich. Wäre dem aber nicht so – warum sollte die belastende Aussage von damals mehr Kraft haben als die entlastende von heute?

Zu verdienen ist für Keller an dieser Erklärung nichts, keine Besserung seiner Lage, die ihn, nach eigener Angabe, auch in anderen Strafprozessen wegen des mitteldeutschen Aufstandes zu unwahren Zeugenaussagen veranlaßt hat, nicht einmal eine Reise von der Zuchthauszelle nach Berlin schaut dabei heraus, wie damals, als Keller auf dem Gefängnisgang das verlockende Preisausschreiben des Polizeirats Weiß las und sich daraufhin als Belastungszeuge meldete.

Das sind die drei Zeugen, die ausreichten zum Schuldspruch: Lebenslängliches Begrabensein! Und ihre Aussagen waren so mager, daß es wahrhaftig nicht nötig war, auf ihren Widerruf zu warten, um das verübte Unrecht gutzumachen. Denn als Unrecht muß es auch in den Augen des zufriedensten Staatsbürgers gelten, wenn ein Mensch, von einem Ausnahmegericht unter Ausnahmeverhältnissen, unter beispiellosem politischem Druck auf Indizien hin verurteilt, in normalen Zeiten jahrelang ohne Überprüfung des Verfahrens im Zuchthaus bleiben muß.

Zu einer Freilassung des an der Tötung von Heß offenkundig unschuldigen Hoelz hätte es wahrhaftig nicht bedurft, daß man erst den wahren Täter fand. Aber er fand sich. Aufmerksam gemacht, daß ich mich mit Veröffentlichungen in der Sache Hoelz befasse, erschien am 27. Oktober 1926 der Kalibergmann Erich Friehe in Berlin, um mir zu sagen, daß er dem aus dem ersten Stockwerk davoneilenden Gutsbesitzer Heß nachgelaufen und, um ihn an der

Flucht zu hindern, zunächst mit dem Browning und dann mit dem Karabiner beschossen sowie seine Kameraden aufgefordert habe, gleichfalls zu feuern, da er sich von dem Verwundeten bedroht fühlte. Hoelz habe bereits oben im Flur ihm, dem Friehe, eine Armeepistole weggerissen und ihm nachgerufen: „Nicht schießen!"

Friehe erzählte mir, daß er zu mehreren Freunden von seiner Tat gesprochen, aber den Rat erhalten habe, er möge stillschweigen, da er durch eine Selbststellung sich nur ins Unglück stürzen würde, ohne Max Hoelz zu befreien. Trotzdem sei er bereit, die Folgen jederzeit auf sich zu nehmen. Er könne in diesem Zustande nicht länger leben, und seine erste Frau sei, wie er sagte, an dieser Sache gestorben.

Ich hatte von dieser gesprächsweisen Selbstbezichtigung Friehes bereits vorher vernommen, ihr aber wenig Bedeutung beigelegt. Wer weiß, aus welchen Gründen dieser Mann hervortritt, will er sich vielleicht als Held aufspielen, hofft er, etwa aus politischem Fanatismus, Max Hoelz durch ein Opfer retten, glaubt er, durch seine Angaben einen materiellen Vorteil ergattern zu können?

Jedes Mißtrauen schwand jedoch, als Erich Friehe zu erzählen begonnen hatte. Ebenso hat Friehe, dessen Selbstbezichtigung von den Justizbehörden und von der Öffentlichkeit anfangs begreiflicherweise mit Skepsis aufgenommen worden war, bei seinen Einvernahmen jeden Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit verscheucht. Auch der Vorsitzende des Amnestieausschusses, Dr. Moses, hat seinerzeit einen so guten Eindruck von Friehe empfangen, daß man es nur als ein Zugeständnis an die ausweichende Politik seiner Partei, der Sozialdemokratie, bezeichnen kann, wenn er in einem Artikel, „Freiheit für Max Hoelz", die Sätze niederschreibt: „Ob jedoch bei den geltenden Bestimmungen das Geständnis des Bergmannes Friehe, daß er es gewesen ist, der den Gutsbesitzer Heß erschossen habe, die Voraussetzungen für ein Wiederaufnahmeverfahren des Falles Hoelz schafft, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob die neu bekannt gewordenen Tatsachen das Reichsgericht, das nach formaljuristischen Erwägungen entscheidet, zur Einleitung des Wiederaufnahmeverfahrens veranlassen, obwohl sie überführende Kraft zu haben scheinen."

Einen Zweifel daran zu äußern, ob das umfassende Geständnis Friehes die Voraussetzungen für das Wiederaufnahmeverfahren

schafft, hätte der Herr Abgeordnete Dr. Moses ruhig dem Reichsgericht überlassen können. Aber dieser zaghafte Hinweis auf andere Instanzen ist kennzeichnend für den Amnestieausschuß des Reichstages und vor allem für seine sozialdemokratischen Mitglieder, die gegen den krassesten Rechtsbruch, mit dem sie sich zu befassen hatten im Falle Hoelz, gar nichts Entscheidendes unternommen haben!

Erich Friehe hat damals und später seine ganze Beteiligung am mitteldeutschen Aufstand und am Tode von Heß mit Hunderten von Details erzählt, mühselig nach Worten suchend, Unwichtiges ausführlich und Wichtiges nur kurz darstellend, beinahe an jede Stunde und an jedes Gespräch in den bewegten Märztagen von 1921 sich erinnernd. Er erklärte sich sofort bereit, seine Tat zu Protokoll zu geben und alle Folgen zu tragen, so schwer ihm auch der Abschied von seiner Frau und seinem kaum ein halbes Jahr alten Kinde Hannchen fiel.

Lumpenproletarischem Milieu entstammend, mit krankhaftem Jähzorn belastet, hat sich Erich Friehe zu einem sorgsamen Familienvater entwickelt, und seine ererbte Heißblütigkeit entlädt sich nur dort, wo er ein offenkundiges Unrecht zu erblicken vermeint. So ist er wiederholt mit den Behörden in Konflikt gekommen, ein lebendiger Beweis für die alte Tatsache, daß Vorstrafen nichts gegen den Charakter eines Menschen aussagen. Daß es ihm nach seiner Selbststellung schlimm ergehen könnte, durfte allerdings die um Aufhellung der Sache Hoelz bemühten Freunde nicht veranlassen, ihm zum Stillschweigen zu raten.

Friehe hat seine Aussagen auch vor dem Rechtsanwalt Dr. Apfel und dem Notar Dr. Oberniker wiederholt und ein Detail hinzugefügt, das er mir bei der ersten Unterredung nur mit der Bemerkung angedeutet hat, er werde mir später noch etwas anvertrauen: Es war der gegen den auf dem Boden liegenden Heß abgegebene Schuß, für den sich Friehe besonders schämt. Nachdem die Darstellung protokolliert und notariell beglaubigt worden war, äußerte ich die Ansicht, Friehe möge sich nun auf das nächste Polizeirevier begeben, um seine Angaben dort zu wiederholen; trotzdem seine Stellung für die Polizei und die Gerichte mehr als peinlich sein müßte, könnte man ihn, so kalkulierte ich, nicht freilassen, ohne ihm damit seine Unschuld zu bescheinigen, die er offenkundig nicht besaß.

Mein Vorschlag wurde von den Juristen abgelehnt. Es sei unmöglich, daß ein Mensch, der sich eines so schweren Verbrechens beschuldige, nicht ohnehin sofort ausgeforscht, dingfest gemacht und eingehend vernommen werde. Die Juristen hatten vom juristischen Standpunkt vollständig recht. Ich aber kannte den politischen Charakter der Sache...

Mehr als ein Jahr blieb Erich Friehe, mit dessen Bezichtigung sich der Amnestieausschuß, das Justizministerium und die Presse eingehend befaßt hatten, vollständig unbehelligt. Als er endlich, als letzter in seiner eigenen Sache, die zu einem Aktenberg angeschwollen war, verhört wurde, durfte er vom Gerichtsgebäude wieder friedlich nach Hause gehen, ohne daß man ihn des Totschlags, aber auch ohne daß man ihn der falschen Zeugenaussage oder der Irreführung von Behörden angeklagt hätte. Ja, als er vor kurzem in einem Gasthaus von Halle die Wirtin gegen sie bedrohende Radaubrüder tätlich in Schutz nahm und das Überfallkommando zu seiner Verhaftung berufen wurde, ließen ihn auf dem Revier die Polizisten, die bisher in der üblichen Weise mit ihm umgesprungen waren, im selben Augenblick frei, als er seinen Namen nannte. So sehr fürchtete man, daß durch eine Verhaftung oder auch nur durch eine Anklage gegen Friehe Licht in die Sache Max Hoelz gebracht werden könnte!

Die Öffentlichkeit hat sich seit der Zeit, da Erich Friehe sich gemeldet hat, oder, besser gesagt, seit der Zeit, da die Nachricht von der Selbstbezichtigung Friehes als Mordsensation in die Sensationspresse gelangte, auch mit der Sache des lebendig begrabenen Max Hoelz zu beschäftigen begonnen, und selbst der unpolitische Zeitungsleser bekam Nachrichten zu Gesicht, wie „Wendung im Falle Hoelz", sogar „Sensationelle Wendungen", in großer Aufmachung.

Die Rechtslage ist zugunsten von Max Hoelz in temperamentvollen Zeitungsartikeln und in streng juristischen Gutachten neutraler Personen aufgeklärt worden; durch das Erscheinen der Zuchthausbriefe von Max Hoelz wurde in den weitesten Kreisen ein starkes menschliches Interesse an dem Schreiber dieser ehrlichen, von Liebe zu seinen Mitmenschen diktierten, von einer außerordentlichen Intelligenz geführten Briefe erweckt; ein neutrales Max-Hoelz-Komitee hervorragender Gelehrter und Künstler,

meist bürgerlichen Kreisen angehörend, hat sich in Aufrufen und Versammlungen an die Öffentlichkeit gewandt, sogar die nationalistischen Kreise benutzten das an Max Hoelz verübte Unrecht dazu, um seine Freilassung und damit gleichzeitig die der Fememörder zu verlangen, und man kann wohl sagen, daß der „Vorwärts" mit seiner Teilnahmslosigkeit für das Schicksal eines zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten linkspolitischen Arbeiters einzig dasteht, wobei zur Entschuldigung der „Vorwärts"-Redaktion allerdings angeführt werden muß, daß der SPD-Parteitag in Kiel einen ausdrücklichen Beschluß gefaßt hat, sich nicht für Max Hoelz einzusetzen.

Als Summe all jener Neuigkeiten, jener Nachrichten, jener demokratischen Leitartikel und juristischen Ausführungen, jener von den berühmtesten Namen der Nation unterschriebenen Aufrufe, jener Einvernahmen und Vertagungen des Amnestieausschusses, jener Kundgebungen hervorragender Verbände, als Summe all jener Bewegungen ergibt sich: Dieser als unschuldig erklärte, als ein von den reinsten Motiven geleiteter und als sozial anerkannter Mensch sitzt noch immer nach wie vor im Kerker, im Zuchthaus, in Einzelhaft, unter dem furchtbaren Druck des Wortes „lebenslänglich". Und dieses Wort wird um so würgender, je mehr Menschen davon wissen, je mehr die Wahrheit über das verübte Unrecht die Welt ergriffen hat, je mehr Sympathie sich kundtut, ohne daß sich von seiten der Machthaber eine Hand rührt, um die Kerkertür zu öffnen oder auch nur jenen Richtblock beiseite zu wälzen, auf dem das Wort „lebenslänglich" steht.

Bei einem Presseempfang im Preußischen Justizministerium stellte ein Journalist die Anfrage, was denn mit der Sache Max Hoelz los wäre, dessen Unschuld an der Erschießung des Heß ja jetzt in der Öffentlichkeit vollkommen klargestellt sei. Darauf erhielten die Pressevertreter die Auskunft, Max Hoelz sitze auf jeden Fall zu Recht im Zuchthaus; denn wenn auch die Tötung des Heß und die (unter die Amnestie fallenden) politischen Delikte ausscheiden, so habe er noch einen anderen Totschlagsversuch auf dem Gewissen. Damit mußten sich die Journalisten zufriedengeben, waren sie doch über diesen zweiten Totschlag nicht unterrichtet. Hier schien also etwas vorzuliegen, was die Verteidigung und die für die Befreiung von Max Hoelz kämpfenden Menschen zu ver-

schweigen Ursache hatten. In Wirklichkeit war deshalb über den Totschlag an dem Geschäftsreisenden Gustav Hildebrandt weder bei der Verhandlung noch in den Presseveröffentlichungen viel gesprochen worden, weil es sich überhaupt um keinen Totschlag, überhaupt um keinen Todesfall, sondern nur um *eine belanglose Verletzung* am Arm handelte. Hildebrandt hatte während der Unruhen in Eisleben aus einem Hotelfenster auf die demonstrierende Menge hinabgesehen und war dabei durch einen Schuß verletzt worden. Daß sich in jenen Tagen der Pogromhetze gegen den Führer des mitteldeutschen Aufstandes, in den Tagen der Suche nach Anti-Hoelz-Material ein Zeuge fand, der angab, kein anderer als Hoelz habe in das Fenster geschossen, ist selbstverständlich; das Gegenteil würde geradezu überraschen, denn in solchen Zeiten brüstete sich jeder, den verfemten „Räuberhauptmann" persönlich gesehen und bei einer Untat beobachtet zu haben.

Und nun, nach sieben Jahren, soll dieser unbewiesene und unbedeutende Schuß dazu herhalten, daß die Hetzstimmung nicht ganz erkalte, die man 1921 gegen den „Räuberhauptmann, Wegelagerer und Mordbrenner" entfachte und in der ein Urteil auf lebenslängliches Zuchthaus gefällt werden konnte. Bis zu welcher Siedehitze die Verleumdungen gegen Max Hoelz, diesen uneigennützigen und opferfreudigen Klassenkämpfer, gesteigert wurde, geht daraus hervor, daß im Gerichtssaal stürmisches Gelächter losbrach, als Hoelz davon sprach, er habe sich nicht bereichert. Nicht um sich zu verteidigen, sondern um zu beweisen, wer er sei, den man als Bestie hinzustellen sich nicht entblöde, hat Hoelz vor Gericht seinen Lebensweg geschildert, den Weg vom hungernden, blutarmen Dorfkind zum gebildeten, denkenden Menschen, zum klassenbewußten Kämpfer für die Befreiung des Proletariats. Aber sein mannhaftes, von höchster Intelligenz und beispielloser Selbstlosigkeit zeugendes Auftreten konnte gegen den Ozean der Lüge nichts ausrichten. Hoelz erhielt aus dem Zuschauerraum einen Brief, es sei eine Schande und traurig, daß sich noch Menschen finden, die einen Verbrecher wie Hoelz, der schlimmer ist als ein Vieh, um des schnöden Mammons willen verteidigen; die Verteidiger scheinen denselben Charakter zu haben wie der Angeklagte. Unterzeichnet war dieser Schmähbrief mit den Worten „Ein einfacher Arbeiter".

Wie weittragend und nachhaltig die Flut von Lüge und Verleum-

dung war, sei noch an einem anderen Beispiel gezeigt. Bekanntlich wurde Max Hoelz am 17. April 1921 in Berlin verhaftet, als er mit zwei Genossen und einem ehemaligen Offizier Henke aus Leipzig, der sich ihr Vertrauen erschlichen hatte, das „Café Rankeplatz", eine ruhige, solide Konditorei, verließ. Ein großes Aufgebot von Polizisten stürzte sich auf Max Hoelz, auf dessen Ergreifen damals bereits fünfundzwanzigtausend Mark vom Polizeipräsidium, hunderttausend Mark von der preußischen Regierung und sechzigtausend von Sachsen ausgesetzt waren, brachte ihn nach dem Polizeipräsidium, und am nächsten Tage veröffentlichten alle Blätter jubelnd den kostbaren Fang mit genauem Jagdbericht. Trotzdem hat viel später, in dem 1923 erschienenen Buche „Das Weib als Sexualverbrecherin – ein Handbuch für Juristen, Verwaltungsbeamte und Ärzte", der Verfasser, Ministerialrat im Sächsischen Justizministerium, Dr. Erich Wulffen, folgenden Absatz veröffentlicht: „Die Prostitution hat auch sonst eine Nachbarschaft zum Verbrechen. *Bordelle und Wohnungen von Prostituierten* sind, wie die Kriminalpolizei weiß, nicht selten die *Schlupfwinkel gefährlicher, gesuchter Verbrecher.* Mancher große Verbrecher wurde in solchem Schlupfwinkel gefaßt; *bekanntlich auch Max Hoelz.* Die *Prostituierten* wissen oder ahnen wenigstens auch oft, daß ihr Besucher der Verbrecherwelt angehört. Gleichwohl neigen sie nicht zur Denunziation. Abgesehen davon, daß sie an sich keinen Anlaß suchen, mit der Polizei in Berührung zu kommen, so fühlen sie sich, die aus der Gesellschaft Ausgestoßenen, *mit den verfolgten Verbrechern in gewissem Sinne wesensverwandt.*"

Ministerialrat Dr. Wulffen, der jahrelang als Staatsanwalt Menschen wegen Verleumdung oder falscher Zeugenaussage gestellt hat, hat in das wissenschaftliche Handbuch einfach ein Gerücht gegen einen unliebsamen Politiker übernommen, obwohl ihm bekannt sein muß, daß man jeden sozialistischen Vorkämpfer nicht nur gerichtlich zu verurteilen, sondern gleichzeitig auch in der Meinung der Öffentlichkeit herabzusetzen sucht.

Daß die Kampagne der Ehrabschneidung und Verleumdung nur ein Vorspiel war, dem kein anderes Drama folgen konnte als das einer Verurteilung von Max Hoelz zum Tode auf dem Schafott oder zu dem noch schlimmeren Tode durch das Zuchthaus, mußte schon damals jedem klar sein. Am klarsten war es dem Angeklagten, der es auch mit Deutlichkeit aussprach, jede seiner Taten ruhig zugab,

kein Jota davon ableugnete, nichts beschönigte, für alles einstand, was im Bereiche seines Kommandos an angeklagten Straftaten geschehen war. Er hatte nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen, der Antrag auf Tod und eine entsprechende Verurteilung standen von vornherein felsenfest; von einer Amnestie für politische Akte war noch keine Rede, ja, gerade für die politischen Taten der revolutionären Arbeiter im Kalirevier verlangten die Kapitalisten ihr Opfer.

Und trotzdem hat Hoelz jede Beteiligung an der Erschießung des Heß energisch zurückgewiesen, obwohl er auch sie politisch zu begründen vermocht hätte als die Beseitigung eines verhaßten Leuteschinders und Mithetzers an dem Versuch der kappistischen Arbeiterniederknüppelung.

Warum stellte also Max Hoelz gerade in diesem Punkt die Teilnahme in Abrede?

Weil Max Hoelz nichts damit zu tun hatte.

Wir glauben ihm, wir haben ihm immer geglaubt. Und eigentlich glaubt ihm bereits auch die herrschende Klasse, die ihn lebendig beerdigte. Aber wie sie ihn ausdrücklich von der Amnestie ausgeschlossen hat, so verweigert sie ihm die Gerechtigkeit. *Einen Mann, den die Arbeiterschaft als ihren Freund betrachtet, werden die kapitalistischen Klassen immer als ihren Feind ansehen und alle Machtmittel gegen ihn geltend machen.* Freilich gesteht es der Kapitalismus nicht ein, daß er den Klassenkampf, seinen Kampf zur Unterdrückung der arbeitenden Klasse mit nackter Gewalt führt, er bemüht sich, die Vorstellung aufrechtzuerhalten, als ob er im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit vorgehe und als ob die Gesetze und die Staatsformen, die er sich zum Schutze seiner Vorherrschaft geschaffen hat, Normen höchster Sittlichkeit seien.

Es ist klar, daß derjenige, der gegen Tyrannei, Ausbeutung oder Ungerechtigkeit kämpft, mit diesen Gesetzen in Konflikt gerät, wie ja auch der im Versöhnlichkeitswahn befangene Jesus Christus auf dem Kreuz hingerichtet worden sein soll. Um so mehr ein Revolutionär, der den Klassencharakter der Gesellschaft erkannt hat.

Tausende und Abertausende von Sozialisten haben Richter und Kerker am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Mit Paragraphen, die in irgendeiner Weise auf ihre Taten paßten, wurden sie gefesselt und der zugehörigen Taten lückenlos überführt, wenn sie nicht geständig waren.

Aber Max Hoelz sitzt wegen Mord und Totschlag im deutschen Kerker, ohne daß Mord- und Totschlagsparagraphen auf seine Taten passen, ohne daß er dessen überführt ist, wessen man ihn beschuldigt hat. Ja, man konnte ihm nicht nur jene Tötung keineswegs beweisen, sondern es ist sogar klar, daß er daran unbeteiligt ist.

Und das ist auch für den politisch Unaufgeklärtesten die große Lehre aus dem Fall Max Hoelz: daß die Klassenjustiz dort, wo die Gesetze und Beweise nicht ausreichen, die Maske der Gerechtigkeit fallen läßt und *zur Willkür* schreitet.

Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Leo Jogiches und die vielen anderen, deren Tod die herrschende Klasse brauchte und deren Todesurteil kein Gericht auszusprechen gewagt hätte, wurden einfach „auf der Flucht" getötet, indem man die „Fliehenden" mit Kolbenhieben zertrümmerte und mit Militärstiefeln zerstampfte.

Bei Max Hoelz hat man das unterlassen, man hoffte, die beispiellosen Martern würden die lebenslängliche Zuchthausstrafe bald beenden. Seit sieben Jahren wehrt sich Hoelz gegen diese Hinrichtung auf trockenem Wege, und die Rote Hilfe hat dafür gesorgt, daß dieser Widerstand nicht ohne Echo an den stummen Mauern der Zelle zersplitterte und daß das denkende Proletariat auf seiner Seite steht. An Max Hoelz ist ein Akt der Klassenjustiz verübt worden, wie er an Rudolf Margies verübt ward, der in der Notwehr schoß und dafür fünfzehn Jahre sitzen muß, wie an Ernst Petersen, den ein Außerordentliches Kriegsgericht im August 1919 nach dem Sturm auf das Hamburger Rathaus zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt hat und der nun in der Irrenzelle dem Tode entgegensieht, wie an Erich Zaretzki, der wegen des mitteldeutschen Aufstandes nicht weniger als zwölf Jahre sitzen soll, wie an Otto Beickardt, der sich nach seiner Verurteilung in Stuttgart die Pulsadern durchschnitt, aber dennoch für die acht Jahre Zuchthaus „gerettet" wurde, und wie an den übrigen Hunderten, deren Verurteilung zu fünfzehn Jahren, zwölf Jahren, vierzehn Jahren, zwölf Jahren, zehn Jahren, acht Jahren und sechs Jahren selbst nach bürgerlichem „Recht" und bürgerlichem „Gesetz" meist offenbare Fehlsprüche sind.

Wir lieben auch unsere politischen Gefangenen, die „überführt" sind, sich gegen Gesetze vergangen zu haben, die wir bekämpfen, nicht weniger, als wir Max Hoelz lieben, wir ersehnen die Befreiung von Max Hoelz nicht stärker, als wir die Befreiung aller Opfer der

Klassenjustiz ersehnen. Aber wir können durch das entschiedene Eintreten für ihn am deutlichsten vor aller Welt beweisen, daß an Max Hoelz ein Mord, ein Justizmord begangen worden ist, daß das bürgerliche Gericht eine politische Werkstätte, daß Kerker und Schafott Mittel zur Unschädlichmachung revolutionärer Menschen sind und daß man deshalb nicht allein um die Freiheit von Max Hoelz kämpfen muß, sondern für eine endliche Vollamnestie, für die Freiheit aller Opfer der Klassenjustiz und für die Befreiung aller arbeitenden Menschen.

DIE LETZTEN STUNDEN IN SONNENBURG

Sonnenburg, 19. Juli

Um halb sechs Uhr nachmittags war Rechtsanwalt Apfel vom Preußischen Justizministerium verständigt worden, daß die Freilassung von Max Hoelz für gestern abend angeordnet sei. Noch am Vormittag bestand bei den Behörden, trotzdem diese durch die Amnestiekundgebungen in den letzten Tagen und durch die Zuchthausrevolten in eine außerordentliche Aufregung geraten waren, nicht die Absicht, Max Hoelz zu entlassen.

Vielmehr wurde noch gestern vormittag der Plan erwogen, Hoelz um drei Uhr nachts aus dem Zuchthaus in ein Gefängnis zu überführen. Erst nachdem nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden war, daß ein solcher Versuch unbedingt am Widerstande von Hoelz scheitern werde und daß es gewiß sei, daß er bei einem solchen Versuche den Beamten eine Spiritusflasche an den Kopf schleudern werde, wurden neue Verhandlungen zwischen dem Reichsgericht, dem Preußischen und dem Reichsjustizministerium gepflogen, deren Ergebnis das Freilassungsdekret war.

Wenige Minuten nach halb sechs Uhr fuhr das Auto, das zur Abholung von Hoelz bestimmt war, aus Berlin ab. In jagender Hast, denn die Insassen wußten, wie Max Hoelz in den siebeneinhalb Jahren seiner Einzelhaft diesen Augenblick der Freilassung ersehnt hatte. Durch die von Straßenarbeiten aufgewühlte Frankfurter Allee jagte der Wagen zum Unwillen der dort Arbeitenden dahin. Sie konnten nicht ahnen, daß diesmal nicht ein Bankdirektor nach seiner Villa am See fahre, sondern Freunde, die einen heroischen proletarischen Kämpfer holen wollten.

Die frohe Stimmung der Insassen wurde wesentlich herabgemindert, als sie mit dem Schlage acht das Zuchthaus Sonnenburg betraten. Auf die Frage an den Direktor, ob Max Hoelz von der Wendung seines Schicksals bereits benachrichtigt sei, erwiderte Direktor Lüdicke, Hoelz habe bereits vor einer Stunde die Nachricht erhalten, er wisse auch, daß das Auto zu seiner Abholung unterwegs sei, aber er mache keinerlei Anstalten, das Zuchthaus zu verlassen.

Wenige Minuten später wurde Max Hoelz vorgeführt. Bekanntlich haben vor etwa Monatsfrist die Sonnenburger proletarischen Gefangenen durch einen Hungerstreik durchgesetzt, daß ihnen die gleiche Freistunde im Hofe zugebilligt wurde, wie sie die Fememörder und anderen rechtspolitischen Gefangenen seit langem besaßen. Seit diesen Tagen ist das Gesicht von Hoelz stark gebräunt, aber unter diesem Lack erkannte man gestern die Spuren der furchtbaren Nervenanstrengung, die Hoelz in den letzten Tagen zu bestehen hatte.

Gleichzeitig mit Max Hoelz war der Gefangene Hans Drews vorgeführt worden, den Hoelz als Zeugen bei sich haben wollte. Hoelz erklärte sofort, daß er das Zuchthaus nicht verlassen könne, wenn nicht gleichzeitig die drei anderen proletarischen Gefangenen, die nach dem Wortlaut der Amnestie ganz zweifellos freigelassen werden müssen, mit ihm in die Freiheit gehen würden.

Mit großer Überwindung schilderte Hoelz, wie vorgestern abend die Gefangenen Max Mehlhorn, Drews und Ludwig Burghardt in Zivilkleidern mit ihrem ganzen Gepäck an dem Anstaltstor gestanden, um ihren Entlassungsschein in Empfang zu nehmen, und wie ihnen urplötzlich mitgeteilt wurde, daß eine Gegenweisung aus Berlin gekommen sei und sie daher in ihre Zelle zurückkehren müßten.

Auf wie lange? Für eine Woche? Für drei Jahre?

Mit Recht wies Max Hoelz darauf hin, daß es eine Tortur von solcher Grausamkeit nicht einmal in mittelalterlichen Kerkern gegeben habe. Er wolle in Haft bleiben, bis ein Entscheid über diese Genossen eingetroffen sei.

Direktor Lüdicke: „Hoelz, wir haben den Befehl, Sie heute abend zu entlassen. Wenn Sie nicht freiwillig gehen, so werden Sie unfreiwillig gehen müssen."

Hoelz: „Herr Direktor Lüdicke, Sie sind der einzige Zuchthaus-

direktor, mit dem ich gut ausgekommen bin. Wollen Sie und Ihre Beamten noch zum Abschied ein paar Backpfeifen von mir bekommen?"

Direktor Lüdicke: „Hoelz, soweit werden wir es doch nicht kommen lassen, erschweren Sie mir nicht meine Aufgabe."

Inzwischen hatten seine Freunde auf Hoelz einzuwirken versucht, daß er den Widerstand aufgebe, da die Freilassung der drei Genossen nach dem Wortlaut des Amnestiegesetzes unzweifelhaft und deren Mittäter bei ihren Straftaten bereits auf freien Fuß gesetzt seien.

Hoelz erwiderte: „Ihr wißt nicht, was es bedeutet, wenn ein Leidensgenosse in die Freiheit geht und die anderen zurückbleiben. Jeder verspricht, draußen alles für die Gefangenen zu tun, aber die meisten vergessen sehr bald ihr Wort. Soll ich auch als ein solcher Lump dastehen?"

Hier mischte sich Drews, der zu schweigen versprochen hatte, in die Debatte: „Wenn du glaubst, daß wir dich jemals für einen Lumpen halten werden, dann kennst du uns sehr schlecht."

Hoelz: „Ich muß schon heute anfangen, euch zu beweisen, daß ich keiner bin."

Aus den Zellen waren nunmehr auch die wegen der Potsdamer Waffenaffäre verurteilten Ludwig Burghardt und Max Mehlhorn vorgeführt worden, die sich an der Diskussion beteiligten, indem sie Max Hoelz dringend rieten, seinen Widerstand aufzugeben und draußen für sie zu wirken. Diese vereinigte Bitte der zurückbleibenden Gefangenen hatte das Ergebnis, daß sich Hoelz endlich bereit erklärte, die Strafanstalt zu verlassen.

Nun wurde Hoelz in seine Zelle abgeführt – nein, nicht abgeführt, denn er war ja schon in Freiheit, aber zwei Beamte folgten ihm dennoch. Als er zurückkam, hatte er über seine Zuchthauskluft eine Windjacke angezogen, und er trug einen Hemdkragen und eine Krawatte, mit der er im Jahre 1921 nach Moabit eingeliefert worden war.

Als er sich von den politischen Gefangenen verabschiedete, hatten alle mit großer Mühe ihre Trauer einzudämmen. In dem Augenblick, da Hoelz auf das Gefängnistor zutrat, erschollen aus vielen vergitterten Fenstern stürmische Rotfrontrufe.

Im Auto sprach Hoelz fast gar nichts. Er hatte bei seiner Überführung aus Groß-Strehlitz nach Sonnenburg die Natur nur in

erfrorenem Zustande und unter einer Schneedecke gesehen, jetzt waren die Wiesen, die Wälder und die Bäume grün.

„Seit ich in Haft bin, habe ich stündlich an meinen Weg in die Freiheit gedacht", sagte Hoelz. „Und jetzt muß ich sagen, daß es der traurigste Augenblick meiner Haft ist." Als er in Küstrin die Elektrische vorbeifahren sah, deutete er auf sie: „Straßenbahn!" Ebenso war er vom Anblick des weißgedeckten Tisches bewegt, an dem wir in Küstrin unser Abendbrot einnehmen wollten. Von dem Fisch, den er bestellt hatte, nahm er keinen Bissen zu sich.

Im Gasthause waren inzwischen der Abgeordnete Geschke und der Rote-Hilfe-Sekretär Schoer eingetroffen, mit denen Hoelz sofort die Schritte beriet, die noch heute zur Freilassung von Burghardt, Mehlhorn und Drews eingeleitet werden sollen.

In dem Zimmer, das er mit einem Genossen innehatte, legte er sich zu Bett, stand aber nach zwei Minuten auf, um anderthalb Stunden lang Turnübungen zu machen. „Ich kann nicht schlafen", sagte er, „ich muß in die freie Luft." Die Begleitung des Parteigenossen lehnte er ab, da er nicht sprechen könne.

Auch heute morgen befand sich Hoelz noch im Zustande vollständiger seelischer Zerrüttung – das deutsche Zuchthaus tut gründlich seine Pflicht an kriminellen wie an politischen Gefangenen.

Vielleicht wird sich der Kämpfermut von Max Hoelz wieder heben, wenn er heute abend in Berlin eintrifft, wo rote Wimpel ihn grüßen, als ein Zeichen der Solidarität, die ihn aus den Fängen der Rache befreit hat, einer Solidarität, die auch alle anderen Opfer ihrer Überzeugung befreien wird, so schwer auch der weitere Kampf gegen die Klassenjustiz sich gestalten mag.

VOM ZUCHTHAUS IN DEN LUSTGARTEN

Trübselig schaute Max Hoelz aus dem in die Freiheit fahrenden Auto auf die Zuchthauswälle zurück. Noch saßen drei darin, die er verließ ... Er weigerte sich herauszugehen, bevor sie frei seien. „Ich bin doch kein General Nobile", sagte er, wollte Solidarität üben, aber er unterwarf sich dem Wunsch der Berliner Arbeiterschaft, die die Wirkung ihres Willens sehen wollte.

Am nächsten Vormittag erfuhr er, daß auch Hans Drews frei sei.

Und am Abend, als er durch das Spalier fuhr, aus der Einzelzelle durch die Hunderttausende, aus dem finsteren Steinsarg durch die jubelnden Menschen, aus der behördlich verhängten Lebenslänglichkeit mitten ins entschlossene revolutionäre Leben hinein, aus dem Zuchthaus in den Lustgarten, da mußte er begreifen, was Solidarität ist.

Er wußte in diesem Augenblick, daß seine Sonnenburger Freunde, daß auch Ludwig Burghardt und Max Mehlhorn und der kranke Josef Müller nicht vergessen sind in ihrer Haft, daß auch für Rudolf Margies und die anderen Justizopfer ein Julitag kommen wird, ein Julitag des großen Bastillesturms.

Der Fall Hoelz ist einer der krassesten Fälle der Klassenjustiz gewesen, man hat ihn, der genug an revolutionären Delikten verübt hatte, nicht wegen dieser zum Tode durch das Zuchthaus zu verurteilen versucht, sondern wegen eines Totschlags, den er nicht begangen hat. Man wollte ihn lebendig begraben und zeitlebens ehrlos machen! Die gegenteilige Wirkung trat ein, trat in unerhört mächtigem Maße ein. Keiner, der auf dem höchsten Postamente des Staates steht, wurde so sichtbar wie Max Hoelz, keiner mit Titeln und Würden erwarb sich solche Liebe wie der „der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebensdauer" entkleidete Hoelz.

Und das ist der große Sinn der gestrigen ungeheuren, ungeheuren Massendemonstration: daß das Wort „Zuchthäusler" längst allen üblen Beigeschmack verloren hat, daß die Zuchthausstrafe über so viele politische Überzeugungstäter verhängt, die höchste Ehrung geworden ist, die die kapitalistischen Staaten zu vergeben haben.

So hat das Berliner Proletariat – trotzdem die Sozialdemokratie die riesenhafte Volksbewegung für die politischen Gefangenen zu verkleinern bestrebt war – gestern in einer noch nie gesehenen Weise die Straßen der Arbeiterviertel und den Lustgarten gefüllt, um ihr Werk zu sehen, die Befreiung eines Revolutionärs durch die Macht der Idee und die Durchschlagskraft der revolutionären Partei.

Ein alter Sozialdemokrat, blind, von seinem Enkel geführt, nahm vor der Volksbühne Stellung, um den Zug, den er nicht sehen konnte, um Max Hoelz, den seine toten Augen nicht zu erreichen vermochten, an sich vorbeipassieren zu lassen. „Ich war auch in Sonnenburg", erzählte er, „sechzehn Monate lang, zur Zeit Bismarcks, und als ich herauskam, hat man mich nicht so begrüßt. Nur

einen Begrüßungsabend hatten wir politischen Gefangenen in einem Lokal am Alexanderplatz. Das war auch ganz schön."

Und dann fügte er hinzu: „Ihr solltet uns alten Sozialdemokraten nicht unrecht tun. Uns gehört die Vergangenheit, und euch gehört die Zukunft."

VORBEMERKUNG ZU MAX HOELZ: „MEINE ERLEBNISSE IN MITTELDEUTSCHLAND"

Die Aufzeichnungen, die Max Hoelz über die Märzaktion des Jahres 1921 im gleichen Jahre in seiner furchtbaren Zuchthauszelle zu Münster zu Papier gebracht hat, werden vom heutigen Tage an unsere Leser mit solcher Spannung lesen, als hätten sie einen politischen Kriminalroman der Wirklichkeit vor sich.

Aber diese Seiten sind etwas ganz anderes, sind viel mehr als eine vor der Kulisse der Wahrheit sich abspielende Begebenheit. Sie sind ein dokumentarisches Stück unserer Zeitgeschichte, sie lassen eine wichtige Episode aus dem Klassenkampf plastisch erstehen, sie lehren uns, wie sich die bisher letzte Aufstandsbewegung der deutschen Arbeiterschaft, der mitteldeutsche Aufstand, gestaltet hat.

Natürlich gibt die Tatsache, daß der, der den Bericht schrieb, sein Material nicht aus toten Akten geschöpft, sondern handelnd und führend den ungleichen Kampf gegen Hörsing und Severing, gegen die Fabrikanten und die Sipo, gegen die Nationalisten und gegen die Sozialpatrioten mitgemacht hat, dieser Denkschrift über die Märzkämpfe eine verdoppelte Wichtigkeit.

Wieso Max Hoelz, da er sich die Situationen zurückrief, bei deren Lektüre noch heute dem Leser das Blut erstarrt, eine solche Frische der Darstellungskraft und einen solchen, fast unglaublichen Humor entfalten konnte, noch dazu inmitten der Zuchthaustorturen von Münster, das wird freilich nur der ganz begreifen können, der die unverwüstliche Energie und die vorwärtsgerichtete Wesensart von Max Hoelz kennt. Ohne diese Eigenschaften hätte es der bettelarme Arbeitersohn aus dem Dorfe Moritz bei Riesa vom Hirtenjungen und Autowäscher niemals zu dem Manne gebracht, den das ganze geschlossene Riesenaufgebot von Klassenjustiz, Klassenstrafvollzug und Verleumdung keinen Augenblick lang wanken machte.

Wie war Max Hoelz zum Führer des mitteldeutschen Aufstandes geworden, den er auf den nachfolgenden Seiten schildert?

1919 stand er an der Spitze der vogtländischen Bewegung. Die nach Kriegsschluß buchstäblich brotlos gewordenen Spitzenklöppler und Gardinenspinner von Falkenstein gingen damals unter Führung von Hoelz, des Obmannes des Erwerbslosenausschusses, auf die Straße, um durch Selbsthilfe ihr nacktes Leben vor dem Hungertode zu retten. Wirklich wurde damals die Herbeischaffung von Lebensmitteln und die Freigabe von Heizmaterial erzwungen.

Nun setzte die großangelegte Verleumdungsattacke gegen Max Hoelz ein. Sie wurde verstärkt, als er später die vogtländische Abwehraktion gegen den Kapp-Putsch leitete, in Plauen die linkspolitischen Gefangenen befreite und vom Bürgertum die Bezahlung der Löhne für die bewaffnete Arbeiterschaft durchsetzte. Daraufhin sandte die von der kappistischen Peitsche befreite Ebert-Regierung nicht weniger als fünfzigtausend Mann Reichswehr zur Niederknüppelung der vogtländischen Proletarier aus und erließ einen Steckbrief gegen Max Hoelz.

Jenseits der Grenzpfähle wurde er verhaftet und nach Karthaus bei Jitschin geschafft. Aber nach einigen Monaten ließ ihn die tschechoslowakische Regierung wieder frei, da sie sich trotz des von den deutschen Behörden ausgeübten Druckes davon überzeugt hatte, daß die Taten von Max Hoelz rein politische waren – jedenfalls weit politischere als die der Herren Kapp-Putschisten, die sich unbehelligt einer fröhlichen Freiheit erfreuten.

Im März 1921 provozierten die Fabrikanten in der Gegend von Halle, die damals aus wirtschaftlichen Gründen Verminderungen der Belegschaften wünschten, die Arbeiterschaft, indem sie die Tätigkeit der Fabrikkomitees und angeblich vorgekommene Werkdiebstähle zum Vorwande nahmen, eine Werkpolizei mit Schußwaffen und Minenwerfern aufzustellen. Daraufhin brach der mitteldeutsche Aufstand aus, bei welchem Max Hoelz am 21. März eintraf.

Die Ereignisse, die sich von diesem Tage an bis zu seiner Verhaftung an dem Rankeplatz im Berliner Westen abspielten, hat Max Hoelz mit seiner lapidaren Handschrift auf die nachstehenden Blätter verzeichnet.

EIN SAGENWINKEL BEDROHT!

Der alte Judenfriedhof in Prag

Es gibt ohne Zweifel in Europa keinen Winkel, auf dem der Ursprung so vieler Sagen und so bizarrer geschichtlicher Begebenheiten steinern belegt ist, wie den Prager Judenfriedhof, dessen Existenz eben partiell bedroht erscheint; ein Gesetz, das, wie berichtet, die Prager Alt- und Josefstadt als Architektur-Schutzpark erklärt und die von der Denkmalskommission bestimmten Häuser, Denkmäler und Örtlichkeiten ausdrücklich als unberührbar bezeichnet, nimmt diesen jahrhundertealten Begräbnisplatz von dem gesetzlichen Schutz aus. Wenn auch keineswegs bereits die Verbauung des Friedhofes angeordnet wird, der eine Attraktion des Fremdenverkehrs bildet und kulturell von nicht übersehbarer Wichtigkeit ist, so kann er doch wieder so verringert und verstümmelt werden, wie es vor nicht allzu langer Zeit der Fall war: Man hat einen herrlichen Teil dieses Totengartens – unerhörterweise – als Bauplatz für die neuerrichtete Kunstgewerbeschule verwendet, allen Protesten zum Trotz, die sich allerdings in juristischer Hinsicht nur auf ein ziemlich verjährtes, nämlich fast siebenhundert Jahre altes Gesetz stützen konnten: auf ein Privilegium des Königs Przemysl Ottokar II., das die Unverletzlichkeit dieses Judenfriedhofes garantierte ...

Viele Maler, von Adolph Menzel bis zu Emil Orlik, haben den mysteriösen Zauber des Prager Ghettofriedhofs und der nahen Altneusynagoge in Farben zu bannen und zahlreiche Dichter novellistisch und impressionell den Eindruck festzuhalten versucht. Wilhelm Raabe läßt in den Zweigen eines Friedhofbaumes die melancholische Novelle „Holunderblüte" beginnen, Ludwig August Frankl beschwört hier in einem Epos die Manen seines Vorfahren, der sich als Primator der Gunst Josephs II. erfreute, der Jungdeutsche Alfred Meißner besingt lyrisch das Gespenst des Ehedem, das im lauten Prag schweigend kauert, Heinrich Zschokke erlebt hier, mitten im Abendlande, das Wunder des Orients, Fouqué erblickt die Gesänge Ossians allhier in Stein gehauen.

Merkwürdigerweise hat aber keine der literarischen Schöpfungen, die die Ghettogräber der hunderttürmigen Stadt zu ihrem Schauplatz machen, eine solche nachhaltige politische Wirkung gehabt wie ein Kolportageroman, das zweibändige Buch „Biarritz",

dessen Autor sich, wie in sechzig anderen Hintertreppenwälzern, unter dem exotischen Decknamen „Sir John Retcliffe" verbirgt. In Wirklichkeit hieß er Hermann Goedsche, war Postsekretär und Redakteur der „Neuen Preußischen Kreuzzeitung", der gleiche Goedsche, der mit dem Lockspitzel Ohm Anlaß gab zu dem gegen den deutschen Achtundvierziger-Demokraten Dr. Benedikt Waldeck eingeleiteten Prozeß, den der Vorsitzende des Gerichtes als ein „Bubenstück" bezeichnete, „ersonnen, um einen Mann zu verderben", und der mit einem glänzenden Freispruch Waldecks endete.

Jede [der] von Goedsche-Retcliffe hemmungslos hingeschriebenen Scharteken spielt in interessanten Gegenden der weitesten Ferne, wiewohl der Autor die Mark Brandenburg nie verlassen hat. In einem Kapitel jenes Biarritz-Romanes läßt er sich von Lassalle auf den Judenfriedhof in Prag führen und belauscht nächtlicherweise die Vertreter der zwölf Stämme Juda, die eben aus allen Hauptstädten der Erde zusammengekommen sind, um ihre Pläne für die Niederwerfung des Christentums und die Aufrichtung der jüdischen Weltherrschaft zu entwickeln. Diesem Kapitel eines 1868 erschienenen Schundromans sind die „Protokolle der Weisen von Zion" fast wörtlich entnommen, jene „Protokolle", die angeblich die Berichte über geheime Verhandlungen vom 29. bis 31. August 1897 auf dem ersten Zionistenkongreß in Basel enthalten.

Der Russe Sergej A. Nilus, der sie als erster edierte, behauptet, seine Frau habe sie ihm eingehändigt, „die sie in einem französischen Orte einem Freimaurer des 33. schottischen Hochgrades entwendete". Bekanntlich haben die „Protokolle" einen Anlaß zur Ermordung Rathenaus gebildet, und so sind dem dummen Phantasieprodukt, das einst der heimtückische Feind der Demokraten Waldeck und Techow ausgeheckt hat, die Enkel Techows leichtgläubig auf den Leim gegangen.

Man braucht wahrlich auf dem Prager Judenfriedhof keinerlei Phantasie spielen zu lassen – viel phantastischere und tollere Wirklichkeit ist hier in lapidaren Dokumenten beglaubigt. Da ist das Grab eines Schneiders, Vaters von sechs Kindern, dennoch hat er sich willig zur Hinrichtung gestellt, mit dem Geständnis, er sei es gewesen, der beim Einzug Kaiser Wenzels IV. einen Stein auf dessen Gefolge warf. Die Inschrift läßt durchblicken, daß der Stein sich unversehens von einem Dach gelöst habe, aber da der König an-

gedroht, er werde das Ghetto einäschern, wenn sich der Täter nicht melde, so nahm der kinderreiche Schneider den Tod auf sich.

Hier ruht der Hohe Rabbi Löw neben seiner Gattin und inmitten seiner dreiunddreißig Schüler; auch sein Famulus Jossele, den man den Lehmklotz nannte, liegt bescheiden in des Meisters Nähe – das Urbild des Golem. Auf dem Sarkophag des Rabbi Löw steht geschrieben, daß er sich hineinwagte „in den Irrgarten Pardes, aber er kehrte zurück, hell und rechtzeitig und unversehrt". Das bezieht sich auf seine kabbalistischen Versuche, die ihn noch jetzt bei vielen Ostjuden als wundertätigen Heiligen gelten lassen. Spuren dieses Mittelalters von heute finden sich auf der braunen, mit steingehauenen Weintrauben geschmückten Grabfassade und in der offenen Wölbung des Sarkophags: schwarze Brandmale, herrührend von den Kerzenlichtern, bei denen galizianische Flüchtlinge während des Weltkrieges Nacht für Nacht um die Wiedervereinigung mit ihren Familien beteten, Hunderte und Aberhunderte von Wunschzetteln, die sie dem vermoderten Zauberpriester in den Steinsarg schoben, damit er Erfüllung herbeiführe.

Der Untergang Wallensteins hat sich an der wappengezierten Gruft der Hendel Bath-Schewi, Edlen von Treuenburg (der ersten jüdischen Adeligen; die preußischen Grafen Bassewitz streiten ihre Herkunft von den Bassewis energisch ab) vollzogen: Hier vereinbarte der Generalissimus mit Hendels Witwer, dem Finanzier Schmiles Bath-Schewi von Treuenburg, die Einführung der Langen Münze, jener Währung, die der Wiener Hof als die erste hochverräterische Einmischung in seine Hoheitsrechte auffaßte.

Hier liegt Abigdor Karo, der, ein Dichter, anno 1389 die Zerstörung der Prager Judenstadt in einer oft übersetzten Elegie besungen hat, der Doktor Mendigo del Kandia, der der Freund Galileo Galileis war, der Chronist David Gans, der Tycho de Brahe bei der Abfassung seiner astronomischen Tabellarien half, David Oppenheim, dessen Bibliothek heute der Stolz der Bodleyana zu Oxford ist, hier ruhen die Gersoniden, die Schöpfer des jüdischen Buchdrucks, und fast die ganze Familie jenes berühmten Rabbi Lippmann Heller, den Heinrich Heine in der „Disputation" verspottet: „Gilt nicht mehr der Tausweß-Jontof? Was soll gelten?!"

Und abseits der schwarzen, von Holundersträuchern überschatteten Tafeln, Tumben und Sarkophage ist auf einem isolierten Fleckchen die letzte Ruhestätte eines verreckten Hundes, den ein

Schinderknecht über die Mauer warf und die Beerdigungsbrüderschaft hier begraben mußte, um den Konflikt mit den verfemten Nachbarn nicht zu verschärfen.

Nur Scharfrichter und Schinder und tote Juden wohnten in alter Zeit auf dieser nah ans Moldau-Ufer herangerückten Fläche, nach der nun die aufstrebende, rücksichtslose Großstadt Gelüste verspürt.

DIE ERSTE BRANDFACKEL GEGEN DIE BASTILLE

Am 14. Juli 1789, dem Tag, an dem sich das werktätige Volk von Paris der Bastille bemächtigte und damit der Großen Revolution den machtvollen Auftakt gab, an diesem Tage feierte der Exadvokat und Publizist Simon-Nicolas-Henri Linguet seinen dreiundfünfzigsten Geburtstag. Er war nicht dabei, als die Tore des fürchterlichen Staatsgefängnisses gestürmt und die Besatzung mitsamt ihren Kanonen überwältigt wurde, als das Volk den blutrünstigen Festungsgouverneur de Launy und die Offiziere der Festungswache enthauptete, Linguet weilte nicht in Paris, als ihm dieses Geburtstagsgeschenk beschert wurde. In der Verbannung geboren (sein Vater hatte sich die Ungnade des Königs zugezogen), war er längst selbst verbannt und saß heute, an seinem dreiundfünfzigsten Geburtstag, selbst im Exil in London.

Linguet hatte die seit langem lodernde politische und wirtschaftliche Erregung des Volkes auf das richtige Ziel gelenkt, die Musik dieser Ouvertüre geschrieben, die, nun aufgeführt, eindringlich wirkte über die Jahrhunderte hinaus, hörbar für alle Welt.

Linguet war keineswegs ein Revolutionär, war nur bürgerlicher Rebell. Zwar hatte er begriffen und mutig ausgesprochen, daß sich die Sklaverei des Altertums in nichts von der Lage des französischen Proletariats unterscheide, aber er glaubte an die Gnade des Königs und erfaßte in seiner maßlosen Eitelkeit den Sinn der Gemeinschaft nicht.

In seiner Jugend war Linguet Student gewesen. Sekretär des Herzogs von Zweibrücken geworden, hatte dann eine Seifenfabrik in Lyon gegründet, hierauf als Adjutant des Herzogs von Beauveau den Krieg Frankreichs gegen Portugal mitgemacht und sich auf historischem, dramatischem und philosophischem Gebiet betätigt, bevor er sich als Rechtsanwalt in Paris niederließ. In allen diesen Be-

rufen verfolgte ihn das Mißgeschick, besonders unglücklich endete sein größter Prozeß: der gegen den Chevalier de la Barre, der beim Vorbeimarsch einer Prozession den Hut nicht abgenommen hatte und deshalb wegen Gotteslästerung enthauptet und verbrannt wurde.

Nach einem Konflikt mit der Akademie und mit dem Pariser Oberstaatsanwalt Vergès stieß man Linguet aus dem Anwaltsstand aus, und er wurde Journalist. Als aber der Herausgeber der Zeitschrift auf Befehl des Justizministers ihn entlassen mußte, ging Linguet nach England und gab dort eine französische Zeitschrift, „Die Annalen", heraus, die seinen Namen in ganz Europa populär und alle Machthaber zittern machten.

Wie der Schriftsteller Beaumarchais durch seine Denkschriften die königliche Justiz dem Spott und der Verachtung des ganzen französischen Volkes preisgegeben hatte, so wurden die zu vielen Tausenden verbreiteten Hefte der „Annalen" gleichfalls Anklageschriften gegen die feudale Adelsclique und deren Helfer.

Aus England ausgewiesen, irrte Linguet durch halb Europa, ohne aber die Herausgabe seines Blattes und seine vehementen Angriffe auch nur einen Tag zu unterbrechen. Am 27. September 1780, als er, wie schon oft, aus Brüssel nach Paris kam, wurde er auf offener Straße verhaftet und in die Bastille geführt. Nach zwanzig Monaten glaubte man ihn mürbe gemacht und sein Blatt erledigt und entließ ihn aus der Haft. Er ging nach London und schleuderte von dort einen Feuerbrand gegen das Gefängnis, das er kennengelernt hatte, einen Feuerbrand, der in flammendem Bogen die Luft durchschwirrte und erst sieben Jahre später sein Ziel erreichte: die Einäscherung dieses Kerkers.

„Denkwürdigkeiten der Bastille" heißt Linguets Werk. Mit advokatorischer Beredsamkeit und mit unwiderleglichen Tatsachen schildert er die Zwingburg des Despotismus als das, was sie war: ein Gestein zur Niederhaltung des Volkswillens, ein Felsen, auf dem die Despotie thronte und dessen Sturz den Sturz der Selbstherrschaft zur Folge haben müsse.

Freilich glaubte er, der König werde in seiner Erhabenheit und Güte selbst dieses Gebäude beseitigen, und deshalb stellte Linguet seinem Buch einen Kupferstich voran, auf dem man diesen frommen Wunsch veranschaulicht sieht. Das Bild, das auch der deutschen Ausgabe des Werkes beigegeben war, zeigt die Trümmer der Bastille und vor ihnen die Statue Ludwigs XVI. mit dem Zepter in der Hand,

mit dem Hermelin um die Schultern, mit der Krone auf dem Haupt; auf dem Sockel die Worte: „Ludewig dem XVI. auf der öden Stelle der Bastille“.

Über dem Tor ist die in Linguets Buch geschilderte Uhr zu sehen, die jeden Gefangenen in höhnischer Weise an seinen traurigen Lebenslauf erinnert, indem die beiden das Zifferblatt haltenden Figuren Stunde für Stunde mit großen Ketten laut klirrten. Unter diese Uhr, die sich Linguet vom Blitz der königlichen Gnade getroffen denkt, setzt der Träumer Linguet eine Tafel mit der Inschrift: „Die unbekannten Leiden und geheimen Strafen sind fruchtlos für unsere Justiz, wenn sie nicht bekannt werden und als abschreckendes Beispiel zur Aufrechterhaltung der Ordnung veranlassen.“ Zu Füßen des Sockels strecken ehemalige Gefangene, eine Frau, ein Greis und ein Jüngling ihre Hände dem König entgegen, der die Worte spricht: „Seid frei und lebet.“

Dieses Traumbild konnte sich nicht erfüllen. Hätte der so majestätisch gedachte König die Bastille niederreißen lassen, so hätte er die Ohnmacht des absoluten Königtums eingestehen und die Macht der mit ihm verbündeten Gewalthaber brechen müssen. Das wäre sein Ende gewesen. Freilich nicht ein so schmähliches Ende, wie er es dann genommen.

Die Bastille lag bald darauf in Trümmern. Aber nicht das Zepter des Königs hat seinen Kärrnern gezeigt, wo sie die Spitzhacke anzusetzen haben, um das Gebäude zu demolieren – nein, die Feder Linguets schlug die erste Bresche, und das Volk von Paris, das sich bewaffnet hatte, zerstörte das Mauerwerk und befreite in ewig ruhmreicher Tat die politischen Gefangenen. Das war am 14. Juli 1789.

DER PFARRER WEIDIG

Ein Opfer der deutschen Rachejustiz und sein geschändetes Denkmal

> Aus Butzbach in Hessen wird gemeldet, daß in dieser Woche Nationalsozialisten das Denkmal des Pfarrers Dr. Friedrich Ludwig Weidig (1791–1837) besudelt, der Statue die Nase abgeschlagen und die am Sockel angebrachten Reliefs von Rathenau und Erzberger beschädigt haben.

Ohne Zweifel waren diese beiden Plaketten der Anlaß zu dem Attentat, und das Andenken Weidigs war bereits von den Stiftern

des Denkmals herabgezerrt, da sie den süddeutschen Rebellen mit zwei opportunistischen Staatsmännern aus Wilhelms und Eberts Regierungszeit zusammenkuppelten, die – daran ändert ihre Ermordung nichts – ihren Herren und der herrschenden Klasse widerstandslos gedient hatten.

Auch Pfarrer Weidig war ein Nationalist und ein Monarchist, was die nationalistischen und monarchistischen Schänder seines Denksteins nicht ahnen, er war ein Schwärmer für ein großes, einiges Deutschland und für einen mächtigen Kaiser; ganz in den Vorurteilen und in den romantischen Idealen seiner Zeit befangen, stand er der Französischen Revolution ablehnend gegenüber als ein gottesfürchtiger und bibelgläubiger Mann. Aber darüber hinaus war er – wahrscheinlich das Erbteil seiner Mutter, einer geborenen Liebknecht – von ausgeprägtem, energischem Rechtsgefühl, ein Hasser des Winkeldespotismus und ein mutiger Oppositioneller, an dem der von ihm bekämpfte Kleinstaat fürchterliche Rache nahm, zuerst nur durch Schikanen im Amt, dann durch Verhaftung und Martern im Kerker und schließlich durch feigen Mord.

Und die Hakenkreuzler, die, ohne Kenntnis vom Leben dieses Mannes, seiner Bildsäule die Nase abschlugen und sein Andenken mit Teer und Schmutz besudelten, haben damit nichts anderes getan, als sich, bewußt oder nicht, zu jenen alten Methoden gegen politische Gefangene bekannt, zu jenem Mut gegen Wehrlose, dem Pfarrer Weidig vor fast hundert Jahren zum Opfer fiel und dem noch heute linkspolitische Gefangene zum Opfer fallen.

In Süddeutschland hatte der Pariser Juliaufstand von 1830 vielfachen Nachhall geweckt, am stärksten in Hessen, wo der Minister du Thil die Bevölkerung auspreßte, um sich und seinem neugebackenen Serenissimus ein fürstliches Auftreten zu ermöglichen. Der Bauernaufstand, der in Oberhessen ausbrach, wurde von der großherzoglichen Soldateska im Blutbad von Södel ersäuft, aber dieser Massenmord regte die wenigen freien Geister des Landes zur Vorbereitung neuer Aktionen gegen die Tyrannei du Thils an. An der Spitze der geheimen Bewegung stand der Schulrektor und Pfarrer Dr. Weidig in Butzbach. Er hatte das Glück oder Unglück, in dem damaligen Gießener Studenten und späteren Dramatiker Georg Büchner einen jugendlichen Bundesgenossen zu finden, der ihm an schriftstellerischer Bedeutung und sozialer Leidenschaft

überlegen war und aus der Französischen Revolution die Vergänglichkeit des Absolutismus, die Möglichkeit des Sturzes von Königsthronen und die Macht des Volkswillens zu begreifen gelernt hatte.

Im Jahre 1834 kam Büchner mit Weidig zusammen und schrieb für ihn den „Hessischen Landboten", ein Flugblatt, das zu den wichtigsten Dokumenten der deutschen revolutionären Bewegungen im neunzehnten Jahrhundert zählt, obwohl Büchners leidenschaftliche Sätze, in denen er die Bauern zum Sturm auf die Zwingburgen ihrer Unterdrücker aufrief, von Weidig zusammengestrichen, geändert und durch Bibelzitate verwässert wurden. Auch so noch wurde das Blatt von den liberalen Mitgliedern der Weidigschen Gesellschaft als allzu scharf mißbilligt.

Der Regierung galt es als offener Aufruf zur Revolution, und sie erließ Haftbefehle. Büchner flüchtete in die Schweiz, aber Weidig, von einem Lockspitzel namens Kuhl aus Butzbach verraten, wurde am 24. April 1835 zu Obergleen festgenommen, in das Gefängnis zu Friedberg und, zwei Monate später, nebst anderen politischen Angeschuldigten in das Arresthaus zu Darmstadt gebracht. Eine Untersuchungskommission des Hofgerichtes zu Gießen, mit dem durch außerordentliche Vollmachten gestützten Hofgerichtsrat Georgi an der Spitze, wurde nach Darmstadt delegiert. Während seiner Haft hatte der Schulrektor, Pfarrer und Schriftsteller körperliche Züchtigung zu erdulden, mußte wiederholt Fesseln tragen und lange fasten, was aber seine Charakterfestigkeit und sein offenes, zuversichtliches Wesen nicht zu erschüttern vermochte.

Am 23. Februar 1837 kam der Gefangenenwärter Preuninger um halb acht Uhr morgens in die Zelle Weidigs. Er fand ihn in seinem Bett ausgestreckt im Blut liegen. Der Untersuchungsrichter Georgi begab sich um acht Uhr zu Weidig, der mit geschlossenen Augen, die blutbefleckten Hände über den Bauch gefaltet, noch atmete. Georgi entfernte sich mit den Beamten, ohne dem Verwundeten Hilfe zu leisten, verfaßte nur ein Protokoll über den Vorfall und ließ die Gerichtsärzte benachrichtigen, die erst gegen zehn Uhr im Arresthaus eintrafen; dort sagte Georgi in der Verhörstube zu dem Arzt Dr. Graff, bevor dieser in die Zelle des Dr. Weidig hinaufging, er halte die Verletzung für nicht bedeutend, auch den ganzen Selbstmord nicht für ernst gemeint. Der Verwundete war jetzt in einer anderen Lage als bei seiner Auffindung vor zwei Stunden, seine

vorher entblößten Beine waren in eine Decke gehüllt, im Zimmer jetzt dichte Blutspuren, welche bewiesen, daß der schon verwundete Gefangene wiederholt hin und her gegangen war. An der östlichen Wand fand man die später entzifferte Blutschrift: Da mir der Feind jede Verteidigung versagt, so wähle ich einen schimpfln. Tod von freien Stücken. F. L. W.

Weidig gab auf die Fragen der Ärzte keine Antwort mehr, nur deutete er eindringlich auf die der Schrift entgegengesetzte Seite der Zelle. Wenige Minuten darauf verschied er. Auf dem Bett Weidigs, neben ihm, lag ein großer und mit Blut befleckter Glasscherben, der im ersten Protokoll ebensowenig erwähnt war wie die Blutschrift an der Wand. Auch waren viel mehr und viel größere Wunden am Halse Weidigs zu sehen, als Georgi in seinem Protokoll angegeben hatte.

Aus vielen Umständen ergab sich sofort der Verdacht, daß an Weidig ein Mordversuch verübt worden war, der sich bei der Besichtigung um acht Uhr morgens als nicht geglückt herausgestellt hätte, weshalb man die meuchlerische Tat nachher vollendete. Georgi, ein Trunkenbold, ein Irrsinniger und ein bestialischer Charakter, hatte den Pfarrer Weidig mit seinem Haß verfolgt, so daß der Gefangene wiederholt geäußert hatte, Georgi werde ihn einmal umbringen. Ob der mit außerordentlichen Vollmachten versehene Herr Hofgerichtsrat selbst den zweimaligen Mordversuch an Weidig begangen hat oder ob er ihn von dem dumpfen, ihm sklavisch hörigen Gefangenenwärter Preuninger ausführen ließ, hat die Untersuchung nicht ergeben, bei welcher das Gerichtsgutachten der Züricher Medizinischen Fakultät einen Selbstmord als fast ausgeschlossen und einen Mord als äußerst wahrscheinlich bezeichnet hat.

Der Minister du Thil hat sich dem Henker seines Feindes dankbar erwiesen und, den Freunden und Verwandten Weidigs zum Hohn, dem Hofgerichtsrat Georgi das Ritterkreuz Erster Klasse des Großherzoglich Hessischen Ludwigsordens verliehen, obwohl Georgi unmittelbar nach Weidigs Tod von der Frankfurter Zentraluntersuchungskommission ein öffentliches Belobigungsschreiben erhalten hatte, also für seine reaktionäre Fürstendienerei bereits reichlich genug belohnt schien.

Auf Weidigs Neffen, den kleinen Wilhelm Liebknecht, hat die Hinschlachtung des Onkels einen Jugendeindruck gemacht, der sich

zeitlebens in mutigem Auftreten gegen Unrecht und Machthaber geäußert hat und sich so stark auf seinen Sohn Karl vererbte, daß auch dieser von den heutigen Georgis und von ihren heutigen Preuningers heimtückisch ermordet werden mußte.

Noch hat sich nichts geändert in hundert Jahren, kein Reformismus hat die Methoden der Klassenjustiz abzuschaffen vermocht, die Knechte der Herrschenden sind die gleichen geblieben wie ehedem – uns braucht das die Denkmalsschändung, begangen an einem Opfer der deutschen Bastille, nicht erst zu lehren.

QUADERN UND BLÖCKE EINES STEINBRUCHS

1. Allfälliger Anfang eines Films

Kesselförmige Schlucht, den Ruinen eines römischen Kolosseums ähnlich. Zehn Meter hohe Felswände senkrecht abfallend. Auf den vorspringenden, in der Höhe schwebenden Blöcken arbeiten Taglöhner mit Beil und Bohrer, kniend und gebückt wie Bergleute im Schacht oder auf einem Granitwürfel sitzend, über den sie ihren Rock zusammengefaltet gelegt haben. Vinzenz, ein junger Arbeiter, ärmellose Weste über nacktem Oberkörper, hat aus einer Pulverkanne Sprengstoff in das ausgebohrte Loch geschüttet, Lehm darüber, alles festgestampft und eine Lunte hineingesteckt. Nun holt er eine Schachtel Streichhölzer heraus und schreit: „Achtung!!!" Von den Schwebeblöcken springen die Tagelöhner herab, ergreifen ihre Röcke. Die Brecher, die auf der Talsohle beschäftigt waren, mit Keil und Hammer bereits abgebrochene, riesenhafte Gesteinsstücke in Würfel zu zerteilen – alle rennen aus dem Kessel, über „Figuren", zu hohen Stößen aufgeschichtete Granitwürfel, hundert Meter weit zu einer steingedeckten Bude. Unterwegs begegnen sie Magda, die, ein Kind im Arm, aufgeregt umherläuft und jedesmal die Richtung wechselt, wenn der trichterförmige Ruf ertönt: „Achtung!!!" Die Arbeiter zeigen ihr, wo sie sich verstecken soll. Vinzenz hat inzwischen die Lunte entzündet und jagt nun selbst dem Steindach zu. Magda und er erblicken einander, in diesem Augenblick ein furchtbarer Knall, Steinregen prasselt. Die Arbeiter rennen wieder zurück, sie wollen sehen, ob ihnen die Explosion einen günstigen Block beschert hat. Nur Vinzenz geht langsam. Er kommt zur Sprengstelle, da die andern Arbeiter bereits

die neuen Blöcke prüfend umgehn. Sein Blick ist ins Tal gerichtet, wo Magda, das weinende Kind beruhigend, zum Steinbruch schaut.

2. Drei Kategorien von Menschen, drei von Steinen

Die Menschen unter den Steinen, die Steine unter den Menschen zerfallen in je drei Gruppen: Taglöhner, Taglöhner mit Akkordzulage und Akkordarbeiter – Schotter, Grundstein und Quader. Das ist hier ein himmelweiter Unterschied, ob einer 22 Tschechokronen fixen Tageslohn erhält oder ob er es auf 25 bis 31 Tschechokronen bringt – auf mehr unter keinen Umständen, denn ein Quadratmeter (25 bis 26 Quadern) ist das höchste, was er in einem Tag schaffen kann. Und für den Stein, wenn anders er eine fühlende Brust hat, mag es einen Unterschied bedeuten, ob er als Quader in die Stadt einziehen darf oder ob er sein minerales Leben als Grundstein unter der Landstraße beschließt oder ob er gar nur als Schotter auf den Weg gestreut wird. Die Menschheit aber fährt ohne Seitenblick am Steinbruch vorbei, wo Menschen für sie arbeiten, über Straßen, wo Steine für sie liegen, das alles sind Dinge, die selbstverständlich sind, und wenn die Steinbrecher sich auflehnen wollten und die Steine sprechen, so könnte man die einen durch Maschinen und die andern durch Asphalt ersetzen.

3. Karriere machen

heißt, wenn der Pächter des Bruchs einen Arbeiter als Steinmetzgehilfen in die Stadt nimmt. Ein großes Stück Syenit, Basalt oder Granit, das nicht verunstaltet ist durch schwarze Flecken, „Kerne" genannt, und nicht durchgestrichen von einer Quarzader, geht gleichfalls zum Steinmetz. Kann ein Grabstein werden. Aber das alles kommt nur ganz selten vor, etwa alle zehn Jahre einmal. Greise hängen seit vierzig Jahren am Felsen, und ihre Söhne werden auch keine Bildhauer werden.

4. Arbeitseinteilung

Die Taglöhner sind teils mit dem Lossprengen vom Felsenmassiv, dem „Schießen", beschäftigt, teils bereiten sie die gebrochenen Blöcke zum Zerteilen in Quadern vor: Ein rechteckiges Flächenmaß

zeigt ihnen die Stellen, wo sie den spitzigscharfen Eisenkeil einzutreiben haben; saust der Hammer auf das Gesteinsstück nieder, so zeigt sich die Verbindungslinie zwischen den Eisenkeilen als schnurgerader Sprung, und beim nächsten Hieb zerfällt der Block in zwei lange Prismen. – Nun kommt der Brecher, fest besoldet, aber vom Akkordarbeiter an dessen Lohn beteiligt, um das langgestreckte Prisma vermittels Keil und Hammer in Quadern zu spalten, 16 Zentimeter hoch, 16 Zentimeter breit, 28 Zentimeter lang. – Der Bossierer schlägt mit einem Zyklopenhammer die Flächen und Gesimse glatt. „Hart wie Stein?" Es sieht aus, als ob er weiches Zinn behaue. Erst wenn man den Hammer zu heben versucht, begreift man, weshalb der Granit sich hingibt, keinen Widerstand leistet. „Hoho", lacht der Alte, „meinem Hammer kann nur ich einen Kuß geben!" Und den langen Stiel am untern Ende fassend, schwingt er mit einer Hand den Hammer, bis der riesige Eisenkopf vor seinem Munde ist. „Hoho, jetzt kann ich meinem Hammer einen Kuß geben!"

5. *Ein Automat beginnt zu schreien*

Kein Aufschrei einer Kreatur, keiner des Entsetzens, des Schmerzes, des Hilfewollens und der Warnung klingt dem Hörer gellender ins Ohr als der unvermutete Aufschrei einer Maschine. Wenn das Nebelhorn eines fernen Schiffes ununterbrochen, ununterbrochen stöhnt, wenn eine Lokomotive nach Rettung brüllt oder die Fabriksirene mitten in der Arbeitszeit zu schrillen beginnt, so ist es nicht die Lautheit des Tons, die uns erregt, viel lautere Geräusche ertragen wir, wenn sie zum Gang der Maschine gehören, nein, uns erregt nur ihr außertourlicher Aufschrei, auch dann, wenn wir ihn nicht hören, sondern bloß sehen, wie die plötzlich rauchende Fabriksirene in russischen Filmen. Das ist es, was den Hörer zittern läßt: Der eiserne Apparat, der doch fühlloser Ersatz des Menschen sein soll und nichts andres, bekommt plötzlich Stimme. (Wie der Stumme, dem der Schrecken die Sprache wiedergibt.) Und wenn der Arbeiter in den Steinbrüchen, der zu wortlosem Hacken und zu wortlosem Spalten hierhergestellt und kaum mehr unterschieden ist von der Maschine, die ihn eines Tages ablösen wird, wenn dieser stumm hämmernde und stumm meißelnde Arbeiter vorgeschriebenerweise sein „Achtung" schreit, gerät man in Erregung. Un-

mittelbare Gefahr besteht noch nicht, er läßt ja zwischen dem ersten Signal und dem Entzünden der Lunte drei Minuten verstreichen und sieht sich um, ob nicht jemand in der Gefahrenzone blieb. Überraschend kommt sein Ruf auch nicht, man weiß, daß gesprengt wird, mehrere Male im Tag wird „geschossen". Und dennoch werfen selbst alte Arbeiter – sie haben viele Unfälle, aber grade beim Sprengen keinen gesehen – Hammer und Meißel hin und eilen davon in einer Hast, die nichts weniger Panikartiges an sich hat als die der Magda im obenstehenden Entwurf zu einem Filmbeginn. Ein Schrei ertönte! Eine Maschine, die nur um ihrer Kolbenstöße willen vorhanden war: Der Arbeiter, der nur um seiner Armhiebe willen vorhanden, also eine Maschine war, erlebt plötzlich ein andres Organ, bekommt plötzlich Stimme. Die Stimme eines Menschen!!!

6. *Das Werkzeug*

Mittelalterlich haust der Schmied in seiner Hütte am Felsenkessel, bewegt den Blasebalg und hämmert Hämmer. Seine Hauptarbeit: Keile schmieden, Keile spitzen und Keile schärfen, denn die werden stumpf, wenn sie auf Granit beißen, fünfundzwanzig bis dreißig Keile verbraucht ein Steinbrucharbeiter im Tag. Der Schmied legt die Stücke in eine Reihe vor sich, ununterbrochen neue, „wie ein Schuster mach ich's, Zwecken neben Zwecken, nicht?" – Ein Werkmeister regiert den Bruch, treibt zur Arbeit an, zahlt die Löhne aus, mißt die Figuren, die aufgeschichteten Quadern, ordnet ihren Transport von der schmalspurigen Werkbahn zur breitspurigen Staatsbahn, schreibt die Rapporte.

7. *Mensch unter Steinen*

Nicht nur der Hammer, der den Stein glättet, auch die Hand, die den Hammer schwingt, muß hart sein. Wie Schlacke sieht die Handfläche eines Steinbrechers aus. Jeder trägt einen Verband um den rechten Daumen und den rechten Zeigefinger – die Alten, weil sie verletzt sind, die Jungen, um sich vor Verletzung zu schützen. Denn an der Schlagfläche des Keils bilden sich Zacken, die die Haut ritzen. Die Augen der Arbeiter sind entzündet vom Steinschlag oder vom Steinstaub. Von andern Berufsverletzungen ganz zu schweigen.

wäre zu schreiben. Die Tatsache, daß auch steinerne Landleute gemeinsam in die Stadt kommen, die gleichen Hammerhiebe gleichzeitig erfahren, nebeneinander, in die Erde gestampft, ihr Leben verbringen! Und der Arbeiter vom Bruch, der diesen Stein zu Ende bossiert hat, obwohl schon Feierabend war: Er fehlt ihm zum Meter, bald soll ja geheiratet werden. Das Mädchen im Steinbrecherdorf aber wartet nicht, sie hat es satt zu warten, und da um halb sieben der Liebhaber nicht zum Stelldichein kommt und eben zu dieser Zeit der Herr Disponent sie wieder, halb im Scherz, einlädt, ins Auto zu steigen, so fährt sie mit. In die Stadt. Dort verblaßt der rote Strich, den der Werkmeister, weil grade hier der Meter endete, auf den letzten Stein gemacht hat. Viele Absätze vieler Mädchen gehen auf diesem Strich, beinahe ganz verschwindet die Farbe, aber eines Tages rötet sich der Stein wieder: vom Blut seiner Landsmännin, die aus dem Fenster sprang.

JOURNALISTEN-ANEKDOTEN

Paul Wiegler, der in den nächsten Tagen seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, genoß, schon als er in Prag bei der „Bohemia" war, als Polyhistor großes Ansehen. Eines Tages brachte ein Lokalreporter die Nachricht, der neue französische Konsul für Prag sei ernannt worden, er heiße Paul Claudel. „Wollen Sie ein paar Zeilen Biographie?" fragte ihn Wiegler. „Je mehr, desto besser", erwiderte der Reporter, der Zeilenhonorar bekam. Wiegler diktierte etwa zweihundert Zeilen.

„Unheimlich", erzählte dann der Reporter im Kaffeehaus. „Dieser Wiegler kennt die Lebensgeschichte von allen französischen Beamten."

Ein Journalist trat eines Tages in der Villa „Shatterhand" in Radebeul ein, um mit Karl May, dem großen Weltreisenden, zu sprechen.

„Jetzt?" sagte man ihm. „Ausgeschlossen! Herr Dr. May fährt in einer Stunde nach Dresden."

Anläßlich des sechzigsten Geburtstages von Stefan George glaubte eine deutsche Provinzzeitung, der von einem Korrespondenzbureau eingesandten Notiz auch etwas Eigenes hinzufügen zu sollen. Daraus entstand, da man den Unterschied zwischen dem Vornamen „Manfred“ und „Stefan“ großzügig übersah, folgender Satz: „Vor einem halben Jahr ist übrigens von Stefan George ein äußerst spannender Roman unter dem Titel ‚Aufruhr im Warenhaus‘ im ‚Berliner 8-Uhr-Abendblatt‘ erschienen.“

PROFESSOR LIEPMANN

In Hamburg ist Sonntag der Professor des Strafrechts Moritz Liepmann im Alter von neunundfünfzig Jahren plötzlich gestorben. Er war ohne Zweifel der ehrlichste und mutigste der bürgerlichen Strafrechtslehrer. Demokrat aus Überzeugung, bestritt er den Charakter der Strafrechtspflege als Klassenjustiz, verlangte aber, daß das Recht auch den Kommunisten gewahrt werden müsse. In seinem Buch „Kommunistenprozesse“, das vor einigen Monaten im Drei-Masken-Verlag erschienen ist, unterzog er die Rachemethoden des Reichsgerichts einer vernichtenden Kritik.

Als Schluß dieses glänzenden Buches sagte er, daß man einen Krater nicht mit Polizeisäbeln verschließen könne, und erklärte, man könne Kommunisten nicht bloß deshalb dem Staatsanwalt und dem Reichsanwalt überliefern, weil sie für das Ziel einer staatlich anerkannten Partei tätig gewesen sind. „Und die Gerichte“, sagt Liepmann, „dürfen nicht zu gefügigen Werkzeugen von Reichswehr, Polizeigewalt und Regierung hinabsinken. Die gegenwärtige Rechtsprechung wirkt wie eine Handgranate, die blind vernichtet; sie wendet die Gesetze im Widerspruch zu allen juristischen Grundsätzen, zu allem logischen Denken, nur gegen Mitglieder einer politischen Partei an. Dadurch aber wird im Namen des Rechts, in Wirklichkeit aber gegen Recht und Gesetz, in Menschenschicksale eingegriffen und darüber hinaus eine fortgesetzte demoralisierende und den Staat untergrabende Unterhöhlung des Glaubens an die Justitia vorgenommen.“

Während des Krieges haben die Zeitungen aller Staaten das Beste, was sie an Journalisten besaßen, und außerdem berühmte Schriftsteller als Sonderberichterstatter an die Fronten entsandt, zwischen 1914 und 1916, weil den Leser die Kriegsschauplätze interessierten, zwischen 1916 und 1918, weil man das erlahmende Interesse und die verlöschende Kriegsfreude durch temperamentvolle Artikel beleben mußte. Wahrscheinlich haben sich alle diese Kriegsschilderer ihrer Aufgabe nach besten Kräften entledigt. Aber was ist von ihnen übriggeblieben? Ist ein Buch von ihnen erhalten, das uns heute, wenn auch nur aus ästhetischen oder historischen Gründen, interessieren könnte?

Die Berichterstatter von damals, die vorher und späterhin das kleinste Erlebnis, die kleinste Reise, die kleinste Schilderung verwerten und wieder verwerten, bekennen sich heute selbst nicht mehr zu den Impressionen, die sie in den Kriegsläuften doch unter außergewöhnlichen Umständen und unter mehr oder minder großen Unbequemlichkeiten und angesichts eines weltgeschichtlichen Vorganges formuliert haben. Was an den Fronten geschrieben wurde, ist Makulatur.

Nur zwei journalistische Kriegsbücher sind heute noch von entscheidender Wichtigkeit und werden es noch nach hundert Jahren sein. Das eine hat die junge Russin Larissa Reisner geschrieben („Oktober“, Neuer Deutscher Verlag, Berlin), die im Alter von etwa dreißig Jahren starb, das andere der junge Amerikaner John Reed, der im Alter von etwa dreißig Jahren starb.

In Larissa Reisner lebt die Spontaneität, das Unregelmäßige, das Fluktuierende, das Sentimentale und die Grausamkeit des Bürgerkrieges inmitten einer russischen Weite, die vor ihr nur Maxim Gorki durch Worte zu packen verstand. In John Reed, der weniger Dichter und dafür um so sachlicher und unbeirrbarer war und beispiellos präzis, ist die Auflösung des Krieges eingefangen, das Chaos erfaßt, das sich Oktober 1918 im Kampf zwischen Kriegspolitik der Kerenski-Regierung und Friedenswillen des Volkes, zwischen Revolution und Konterrevolution ergab, das Chaos, über dem sich schließlich das Morgenrot des sozialistischen Sieges wölbt.

Wie kommt es, daß John Reeds und Larissa Reisners journali-

stische Notizen eine Millionenliteratur überdauert haben und überdauern werden? Weil diese zwei begriffen, daß die journalistische Aktualität nur unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit behandelt werden darf und daß sich in jedem Einzelschicksal und in jeder Episode das große Schicksal der Menschheit widerspiegelt.

Schwerer als für die Russin war dieser Standpunkt für den Amerikaner zu wahren, der als „Our own correspondent John Reed" von der Sensationspresse nach Rußland entsandt war, um Kolportage zu telegrafieren, die Zeitungsspalten mit wilden, abenteuerlich-aufregenden Neuigkeiten zu füllen. Und dabei sollte es nicht an der Tendenz fehlen, Rußland zur Weiterführung des Krieges zu gewinnen.

John Reed kam nach Petrograd in einer Zeit, da alle Stimmung und alle Umstände auf den sofortigen Niederbruch der Bolschewiki hindeuteten; würde der Winter dieses Geschäft nicht besorgen, so mußten es die Regierung und die Regierungstruppen tun, würde es auch denen mißlingen, so war noch Kaiser Wilhelm da, um ihnen das Schicksal zu bereiten, das anno 70 Bismarck den französischen Communards verschafft hatte. Aber John Reed hatte als Student den Marxismus gelernt (seine ausführliche Biographie ist der deutschen Ausgabe der „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", Verlag für Literatur und Politik, Berlin, vorangestellt), hatte Streiks, Aufstände und sogar eine große Revolution, die mexikanische, erlebt und ließ sich durch die Flut der gegenrevolutionären Propaganda nicht von seinem Standpunkt abdrängen, von dem aus er die Wahrheit am schärfsten sah. Diesen Platz hat er behauptet, und deshalb hat ihn die gelbe Jingo-Presse verfemt und die amerikanische Justiz verfolgt, und deshalb ist er der große Schilderer der großen Ereignisse unserer Zeit, ein großer im kleinen Reich derer, die die Wahrheit lieben und sie aussprechen, auch wenn sie den Beherrschern der Welt nicht genehm ist.

RUHIG BLUT

In Wien hatte die Revolution gesiegt. Ins Bierhaus Deierl auf der Mariahilfer Straße kommt ein Gast und entfaltet ein Extrablatt, das die neue Regierung soeben herausgebracht hat. „Ruhig Blut be-

wahren!“ lautet die Überschrift. Alle Gäste und Kellner laufen zusammen und lesen mit. Bis einer fragt: „Verzeihn der Herr, wir täten gern wissen, wessentwegen wir eigentlich ruhig Blut bewahren solln?“

REPORTAGE IN KIEL

Man zimmert die Wiege für Müllers gepanzertes Kind

Tief unten am Boden des Trockendocks, hoch oben an seinen senkrecht starrenden Wänden arbeiten Menschen. Der zementene Felsenkessel wird ausgebaut und vertieft, vergrößert und verbreitert.

Schiff in Sicht! Panzerkreuzer ahoi!

Oben stehen einige Bauten, Werkstätten oder Wohngebäude. Müssen weg. Das Trockendock muß größer werden, Wochenbett für das zu erwartende frohe Ereignis, Umstellung der Friedenswirtschaft auf die Kriegswirtschaft.

Auf große Kriegswirtschaft. Kleinere, aber immerhin nicht unbeträchtliche, wird hier längst betrieben. Am Ellerbeker Ufer des Innenhafens liegt der Kreuzer „Karlsruhe“, hundertneunundsechzig Meter lang und äußerst „schnittig“, wie die neue Linie heißt, zu der der Versailler Vertrag zwingt, Pariser Mode. Er ist Nummer E seiner Klasse, der 6000-Tonnen-Klasse, A bis D entstanden in Wilhelmshaven, E ist hier erbaut und bereits getauft worden. Zähne hat er noch nicht, der Täufling, die kriegt er aber bald, Geschütze und Lancierrohre und Torpedos. Die Taufpredigt hat der Oberbürgermeister der Patenstadt gehalten, Herr Dr. Friedrich Finter aus Karlsruhe, und daran erinnert, daß es bereits zwei Schiffe dieses Namens gab: Das erste ist am 14. November 1914 in brasilianischen Gewässern infolge einer zufälligen Torpedoexplosion „mit seinem Kommandanten, einem Offizier und zweihunderteinundsechzig Unteroffizieren und Mannschaften heldisch ertrunken“; die zweite „Karlsruhe“ aber hat „mit ihrer Versenkung durch die eigene Mannschaft in der Bucht von Scapa Flow die deutsche Ehre gewahrt“. Wodurch erst der Bau einer abermaligen und dritten „Karlsruhe“ notwendig wurde, der der Herr Oberbürgermeister folgenden, etwas doof gereimten und ein wenig aus der Schule plaudernden Taufspruch auf den nassen Lebensweg mitgab:

„Trag stolz unsern Namen durch die Meere,
Dem bösen Feinde (hu!) tapfer wehre,
Schütz unser liebes Vaterland,
Mehr' seine Ehr am fremden Strand."

Nachbar der Deutschen Werke ist das Marine-Arsenal, das sich bis zum Fluß Schwentine erstreckt, wo der Komplex der Howaldtwerke und das Munitions- und Sperrdepot Dietrichsdorf beginnt. Bis vor kurzem hat auch das Gelände des Marine-Arsenals zur „Deutsche Werke Kiel AG" gehört, die bekanntlich ein harmloses privatwirtschaftliches Unternehmen ist, keineswegs von der Reichsmarine ressortiert, und seinerzeit die Kaiserliche Werft Kiel sowie die Torpedowerkstatt Friedrichsort nur übernommen hat, um Mann und Material für die Friedenswirtschaft zu retten, nachdem der böse Feind (hu!) durch den Versailler Vertrag die Existenz marineeigener Werkstätten verbot. Aber das alles hat sich beruhigt – der Feindbund hat nichts gegen Kriegsschiffe in der Ostsee einzuwenden, im Gegenteil. Der Haßgesang von anno 14 hat nur eine Silbe verändert: „Wir lieben vereint, wir hassen vereint, wir haben alle nur einen Feind: Rußland!"

Mit einer gewissen Absichtlichkeit bietet sich hinter der Mole des Marine-Arsenals der Kirchhof der Kriegsschiffe dem Beschauer dar, ein kleiner Kreuzer und etwa ein Dutzend Torpedoboote liegen hier vertäut nebeneinander wie Gräber, und oben auf den wimpellosen Masten bilden die Rahen Grabkreuze. Ein Anblick, der Allerseelenstimmung hervorrufen muß in jedem marinebegeisterten deutschen Herzen. „Warum wird das Zeug nicht verschrottet?" Ein Lächeln: „Na, im Notfall läßt sich noch allerhand damit machen."

Im Notfall ..., man ist ganz gut gerüstet für den Notfall, den man ersehnt. „Gegen die Engländer und die Franzosen können wir ja nichts machen, wenn die mit die großen Pötte rankommen. Die würden uns wohl nicht einmal durch den Wilhelmskanal durchlassen. Aber in der Ostsee sind wir schon wieder eine Macht, wenn wir die Panzerkreuzer haben. Dann soll es der Pole nur versuchen, die Pranken nach Ostpreußen auszustrecken. Und wenn's mal gegen die Russen losgeht, dann können wir uns die Mitwirkung so teuer bezahlen lassen, wie wir lustig sind."

Wie oft kann man diese strategische Binsenwahrheit hören, wenn man eine Kieler Woche mit Reportage verbringt und dabei mit mancherlei Menschen ins Gespräch kommt!

Drüben in Wik: das riesige offene Viereck der sechzehn Marinekasernen, den Exerzierplatz umschließend. Was ist daraus geworden, seit Kiel seinen Charakter als befestigter Hafen verloren und seine dominierende Stellung an Swinemünde, den einzigen Festungshafen Deutschlands, in den Schiffe aller Größen einfahren können, abgeben mußte? Proletarierwohnungen? Arbeitersanatorien? Kinderspielplätze? Nein. Darin sind untergebracht:

a) die Küstenwehrabteilung III (der die Aufgabe der früheren I. Seeabteilung und der 1. Matrosen-Artillerie-Abteilung zufällt);
b) die I. Abteilung der Schiffsstamm-Division, das Depot für die seefahrenden Streitkräfte;
c) die Schiffsartillerieschule;
d) das Sperrversuchskommando;
e) die Marineschule Wik für die Weiterbildung des technischen Personals;
f) das Marinelazarett Kiel-Wik.

Die Wiker Bucht ist auch ein Torpedoboothafen, wo zur Zeit der Flottenmanöver „leichte Seestreitkräfte" und Torpedoboote feuchtfröhlich umherwimmeln; nördlich davon drei mächtige Molen, an denen unsere jetzigen großen und unsere zukünftigen noch größeren Flotteneinheiten anlegen können.

Die Kieler Förde („Förde" oder „Fjord" – schmaler Meerbusen mit steilen Uferwänden) hat außerdem vielerlei, was das Herz desjenigen erfreut, der der Ansicht ist, „daß das Eintreten für den Sozialismus nicht das Verständnis für die Bedürfnisse des eigenen Vaterlandes verhindern muß", imposante Kommandogebäude, die frühere Marineakademie, in der das Stationskommando sowie die Inspektionen des Marinebildungswesens und des Minen- und Torpedowesens Unterkunft gefunden haben, und auf dem Düsternbrooker Weg ein Palast, der dem Chef der Ostseemarinestation als Dienstwohngebäude dient.

Aber es gibt noch andere Ämter und militärische Institutionen hier, ganz abgesehen von den Fabriken, die verschiedenartige Gasbomben erzeugen, es gibt Linienschiffe, „Elsaß" (das Land Elsaß aber haben wir verloren) und „Hessen" (das Land Hessen aber haben wir behalten), und Kreuzer „Nymphe" (wie süß!) und „Berlin" (wie bitter!) und das Vermessungsschiff „Panter", das aber keineswegs zu Ehren des Schriftstellers Peter Panter so heißt, und

die 1. Minensucherhalbflottille – kurzum gerade genug für ein abgerüstet habendes Land mit Kellogg-Pakt und Locarno und einem Kanzler von pazifistischen Wahlversprechungen ...

Was auf den Kieler Werften an Kriegsmaterial hergestellt wird – das weiß wohl nur das Ausland zur Gänze. Im Inland braucht man nicht alles zu erfahren, es gibt dann nur Krach – „Sie sehen das jetzt am besten mit dem Volksentscheid, nicht?"

Was ist zum Beispiel ein „Aufbaukasten"? Ein Aufbaukasten ist ein Aufbaukasten, fertig! Ein Kasten, der dem Aufbau des Deutschen Reiches dient. So eine Art „Raupenschlepper", verstehen Sie noch immer nicht?

Aha, ein Raupenschlepper! Man versteht endlich! Ein Tank, das, was der Feindbund 1918 gegen die deutschen Schützengräben fahren ließ, zum Gaudium der vom Kriegspresseamt zum Gaudium befohlenen deutschen Zeitungen. Bis dann diese Tanks plötzlich die deutschen Stellungen aufrollten und dafür den Namen „Dolchstoß von hinten" bekamen. Man kann doch nicht nunmehr erklären: „In den Werkstätten der XY-Werft werden Dolchstöße von hinten hergestellt." Also macht man Aufbaukästen, und auch das nur insgeheim und solcherart, daß man sie schlimmstenfalls als Raupenschlepper bezeichnet.

Geheimhalten vor dem Inlande läßt sich alles. Bevor unsere neue Regierung den Bau des Panzerkreuzers genehmigt hatte, wurde er bereits gebaut. „Seit einigen Tagen ist der Schnürboden gesperrt", schrieb die „Norddeutsche Zeitung", „und der Zugang wird nur durch einen kontrollierten Eingang gewährt. Der Grund für die Sperrung des Schnürbodens liegt darin, daß auf demselben bereits mit dem Riß für den Panzerkreuzer A begonnen wurde."

Was will man also von Hermann Müller, Rudolf Hilferding und Carl Severing und Rudolf Wissell? Wenn sie ihn nicht beschlossen hätten, wäre er eben ohne sie vom Stapel gelaufen, nur wäre es kein Sozialdemokrat, sondern ein Bürgerlicher gewesen, der ihn getauft hätte mit dem schönen Sprüchlein:

> „Trag stolz unsern Namen durch die Meere,
> Dem bösen Feinde tapfer wehre,
> Schütz unser liebes Vaterland,
> Mehr' seine Ehr am fremden Strand."

Die für den Panzerkreuzer A ausgeworfenen achtzig bis neunzig Millionen Mark gehen keineswegs ganz an die Deutschen Werke Kiel (in deren Aufsichtsrat übrigens Herr Wissell sitzt, der Minister der SPD), von den neunzig Millionen Mark bekommen auch Krupp in Essen und die Rheinmetall AG ein angemessen Teil, etwa die Hälfte; sie werden dafür die Bestückung liefern, das Artilleriematerial und die Torpedos.

In Kiel, wo es mehr als sechstausendsiebenhundert Arbeitsuchende, fast zweitausend Unterstützungsempfänger, fünfhundertvierundsiebzig Kriegsunterstützte und außerdem Wohlfahrts- und Notstandsanwärter in Massen gibt, wo viele Hunderte nach Meggerkoog wandern, um bei der Moorkultur Arbeit zu finden, wird nun der projektierte Panzerkreuzerbau als Mittel zur Verringerung der lokalen Arbeitslosigkeit angepriesen. Die bürgerliche „Kieler Zeitung" behauptet sogar, die Zahl der Erwerbslosen werde sich dadurch um fünf- bis achttausend verringern! In Wirklichkeit werden im ersten Halbjahr des Baus kaum fünfhundert Leute mit dem Panzerkreuzer beschäftigt sein, und tatsächlich haben bis in die letzten Tage die Arbeiterentlassungen in den Deutschen Werken (deren Belegschaft zählt neuntausendfünfhundert Mann, einschließlich der Angestellten) nicht aufgehört.

Die Vertrauensleute der Sozialdemokratischen Partei für den Ortsverein Groß-Kiel haben sich mit der Entschließung der Parteiinstanzen einverstanden erklärt. Der Kieler Abgeordnete Eggerstedt, der Marinefachmann der SPD, hat den Antrag in dieser Distriktsversammlung laut der sozialdemokratischen „Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung" folgendermaßen begründet:

„Ich bin nicht für den Abbau der Marine. Die Marine ist als Küstenschutz notwendig. Und wenn verlangt wird, daß Heer und Marine abgebaut werden sollen, so möchte ich sagen: Das hätten wir in Weimar bedenken sollen. Jetzt ist es zu spät. Wir müssen den Bekennermut haben, zu unseren Beschlüssen von Weimar zu stehen. Aber eines lehne ich ab: Ausgaben zu machen für Dinge, die keinen militärischen Wert haben, wie zum Beispiel Linienschiffe und Torpedoboote."

Panzerkreuzer aber hält der Marine-Abgeordnete für notwendig. Und solches nach dem Weltkrieg. Vor 1914, als sich noch mancher im Glauben wiegen konnte, erhöhte Rüstungen seien zur Einschüchterung des Feindes und dienten daher dem Frieden; vor

1914 hat die Sozialdemokratie auch an der Wasserkante anders über den Bau von Kriegsschiffen geurteilt. Hier in Kiel zog selbst Karl Legien, dem doch niemand revolutionäre Gesinnung nachsagen kann, anno Domini 1912 mit dem Fahnenspruch „Gegen Wehrvorlage und Flottenrüstung" ins Feld; gegen ihn, den Vertreter der Sozialdemokratie, wurden die heute sozialdemokratischen Argumente vom Küstenschutz und Arbeitsmöglichkeiten ins Treffen geführt, und an den Häusern des damals zum weitaus größten Teile gelben Ellerbeker Bauvereins prangte, von den Unternehmern empfohlen, der Vers:

„Wi hebbt en Hus,
Wi hebbt en Swin,
Was schert uns Karl Legien!"

Dabei gäbe es vom reformistischen Standpunkt Klügeres über den Flottenbau zu sagen. Kiel könnte durch die restlose Umstellung auf Friedensindustrie, von der Entwicklung zur internationalen Ostsee-Handelswerft nur gewinnen. Leben wir doch in einer Zeit der ungeheuren schiffsbautechnischen Umwälzung, in der Sterbezeit der Dampfschiffe und in der Geburtszeit der allgemeinen Motorschiffahrt.

Gerade im Bau von Dieselmotoren für Riesenschiffe sind die Deutschen Werke seit Kriegsende ein bedeutender Faktor geworden, und wenn man ihr Gelände durchwandelt, so sieht man, daß im Trockendock, im Außenhafen, an den beiden Hellingen, in den fünf Schwimmdocks und im Ausrüstungshafen Achttausend- und Neuntausend-Tonnen-Schiffe mit exotischen Namen teils im Entstehen, teils vom Dampfbetrieb auf Motorkraft umgestellt werden.

Da nur zwei Hellinge vorhanden sind, muß die Arbeit in rasendem Tempo geleistet werden, und rechts und links des Gerüstes liegen die Platten des zu gebärenden Schiffskolosses mit flüssiger Kreide gemärkt und handlich angeordnet da, wie die Perücken und die Kostüme eines Verwandlungskünstlers: Mit einem Griff können sie geholt und dorthin eingefügt werden, wo sie für die Lebensdauer des Schiffes bleiben. Schon fährt der Apparat des autogenen Schweißers über ihren Rand.

Manches Handelsschiff verrät seine kriegerische Vergangenheit. Der „Ägir", heute dem Automobiltransport von Übersee dienstbar, hat noch seinen alten Bug, einen Rammsporn, der ihm einst ein-

gefügt worden ist, damit er ihn in der Seeschlacht seinem Gegner in die Flanke rennen könne.

Auch „Karl Marx" und „Karl Liebknecht" liegen hier vertäut, Schiffe, die dem Aufbau Sowjetrußlands dienen: Sie kamen in die Werft, um neue Maschinenanlagen oder Kühleinrichtungen zu erhalten.

Könnte nicht jeder Matrose der in Deutschland lagernden Russenschiffe ein verkappter Wakulintschuk sein – der Aufrührer vom „Potemkin", der gegen die Gewalthaber schürt, könnte nicht jeder russische Matrose die friedlichen Belegschaften der friedlichen deutschen Werften aufhetzen?

Für alle Fälle werden die Russendampfer besonders überwacht. Dazu ist die Feuerwehr da – in den deutschen Werften ist die Garde der Betriebsspitzel als Feuerwehr drapiert, sie pumpt erlauschte Gespräche in ihr Ohr und spritzt sie aus ihrem Mund, wenn sie allein ist mit ihrem Auftraggeber, von dem sie nicht etwa Lohn bezieht, sondern ein festes gutes Monatsgehalt. Allerdings haben die Spitzel auch Löschgeräte, und sie standen bereit mit ihren Feuerspritzen, als während der Fürstenenteignungskampagne Jungkommunisten vor dem Eingang der Werft erschienen, um zu agitieren ...

Ja, ja, allerhand Dreck schaukelt im Hafenwasser; dort, wo die Molen mit den Kaimauern einen rechten Winkel bilden, schwabberte eine Rumpelkammer im schmutzig-schwarzen, ranzig-irisierenden Brackwasser, eine Schuhsohle, ein Strick, eine Birne, eine Weste, ein Zeitungsblatt, eine zerbrochene Stange – all das imprägniert mit Abflußöl.

Und hoch aufgereckt steht das „Dreibein" da, der Hafenkran, Wahrzeichen der Werft, und gerade kommt von der nahen Mündung des Nordostseekanals auch der Schwimmkran, eine ganze Jacht tragend, wie eine Löwin ihr Junges im Rachen.

In der Elektromotorenfabrik und in den Maschinenhallen bewegen sich zweistöckig die achtzylindrigen Motoren im Zweitakt, zweitausend Pferdekräfte bei hundertzehn Umdrehungen in der Minute, imstande, ein Zehntausendtonnenschiff mit einer Geschwindigkeit von vierzehn Knoten vorwärtszutreiben.

Im Kontrast zu diesen weitläufigen Gebäuden steht ein kleines Häuschen, als Unfallstation eingerichtet, das einst das Haus des Schmiedes gewesen sein soll, der hier seine Werkstatt hatte und im Jahre 1848 Schaluppen schmiedete. Sicher weiß man es nicht, es

meldet keine Geschichte der Kaiserlichen Werft, nachmals Deutsche Werke Kiel AG, davon, der Name des Schmieds ist verschollen, er ist enteignet oder abgefunden, ist kein Großkapitalist geworden wie Krupp, dessen ähnliches Häuschen als Heiligtum und Wallfahrtsort im Essener Komplex gehätschelt wird, er hat den Großen, die hier Panzerkreuzer bauen und sich mit Titeln, Geld und Ehrungen überhäufen, Platz machen müssen und ist vergessen.

TOLSTOI UND DIE GEGENWART

Es sind auf den Tag hundert Jahre her, seit Tolstoi auf dem Gut Jasnaja Poljana geboren wurde, wo heute geistige Menschen aus Rußland und dem übrigen Europa sich zur Ehrung seines Andenkens zusammenfinden. Es ist eine Hundertjahrfeier, und wirklich hat das Werk Tolstois einen Zeitraum von hundert Jahren erfaßt. Seit achtzehn Jahren ist er tot, achtzehn Jahre fehlten seinem physischen Leben zu dieser Hundertjährigkeit, aber als ob dieser Homer und Zoroaster unserer Zeit das Fehlen dieses Zeitraums von frühester Jugend an geahnt hätte, so ist er um diese achtzehn Jahre in die Vergangenheit vor seiner Geburt zurückgeschweift, so hat er sich und seinen Heimatboden in den Gestalten seines Vaters und seiner Mutter geschildert, wie sie zur Zeit des napoleonischen Feldzuges in Rußland gelebt, wie sie zur Zeit der feudalen Rebellion gegen den Zarismus, dem Dekabristenaufstand, gehandelt haben oder gehandelt hätten.

Mit dem Jahre 1905, mit der Revolution der Arbeiter und Bauern, geht das Jahrhundert Tolstois, die Zeit, die er als Lehrer, als Dichter, als Kritiker und als Ankläger erfaßt hat, zu Ende; eine neue Epoche mit beispiellos bedrückenden und beispiellos befreienden Ereignissen beginnt, „die weltgeschichtliche Aufgabe Rußlands: der Welt die soziale Regelung des Eigentums an Grund und Boden zu bringen", vollzieht sich auf anderem Wege, als er prophezeit hat, der Krieg und der Bürgerkrieg werden nicht verhindert durch die Methoden, zu denen er geraten und die er gelehrt hat – sein Jahrhundert ist zu Ende, und dennoch lebt sein Werk, lebt sein Werk stärker, verbreiteter und geliebter als je.

Die Tatsache dieser Verbreitung in Massen und dieser Liebe der Massen für Tolstoi in Sowjetrußland mag hier im Westen ver-

wunderlich scheinen, und in dem großen Verleumdungsfeldzug gegen Sowjetrußland war es gewiß nicht die dümmste Lüge, daß man behauptete, die Bolschewisten hätten das Grab Tolstois geschändet, das Gut Jasnaja Poljana eingeäschert und die Schriften Tolstois verboten.

Diese Lüge ist deshalb nicht die dümmste, weil man sich wirklich keinen krasseren Gegensatz denken kann als die Methoden, die die Bolschewiki angewandt haben. Tolstoi hat die Macht des Zaren, des Heiligen Synods, der Großgrundbesitzer, der Beamtenknute und des Bankenkapitals dadurch zu bekämpfen versucht, daß er die Einkehr in das reine, ursprüngliche Evangelium predigte, daß er den beamteten Popen durch einen freiwilligen opferfrohen Verkünder der Religion ersetzen wollte, daß er den erdnahen Muschik als etwas Heiliges pries, daß er seinen berühmten Grundsatz propagierte, keinem Übel und keiner Gewalt mit einem anderen Übel oder einer anderen Gewalt zu begegnen, daß er den Hunger nach irdischen Gütern verdammte und besonders den Wunsch nach einem größeren Stück Land, als ein einzelner Mensch braucht.

Das war seine Lehre für die Massen, und wenn er seine in Rußland und in ganz Europa weithin hörbare Stimme zu einzelnen Protesten erhob, so geschah es aus Pflicht gegen die Reinheit seines Ichs („Ich kann nicht schweigen") und in der Hoffnung, helfen zu können, also in der Hoffnung, daß ein Mächtiger, vielleicht gar der Zar oder die Zarin selbst, durch seine Beredsamkeit und seine Gründe veranlaßt werden könnte, die Todesstrafe abzuschaffen oder wenigstens eine beabsichtigte Hinrichtung zu verbieten, zu einer Vermeidung neuer Kriege beizutragen oder wenigstens die Kerkergreuel der Peter-Pauls-Festung und der Schlüsselburg zu mildern.

Mag ihm dies auch in manchen Fällen gelungen sein! Aber nicht nur seine Exkommunizierung, sondern auch die ganzen russischen Ereignisse bewiesen, daß dort, wo der Genuß ererbter Vorrechte und Rechte geschmälert werden soll, kein Verständnis bei den Nutznießern und keine Gnade bei den Machthabern gefunden werden kann.

Dieser äußeren, dieser unmittelbaren politischen Wirkungslosigkeit war Tolstoi sich wohl bewußt, aber er begrüßte sie in gewissem Sinne, denn ihm war der innere Mensch, die Seele, das Rußland, in dem jeder für sich den Zaren beseitigen konnte, den ganzen Adel abschaffen, den Grundbesitz aufteilen, den Tschinownik übersehen

und die Verfälschungen der Heiligen Schrift durch Pobjedonoszew verlachen konnte.

Andererseits aber besaß Tolstoi, und das ist vielleicht der einzige dichterische Fehler dieses ungeheuren dichterischen Genies, besaß Tolstoi die Fähigkeit, gewisse Wirklichkeiten zu übersehen, und es ist kein Zufall, daß in seiner grandiosen Schilderung der Schlacht an der Beresina im Augenblick, da der Dichter die strittige Frage des Sieges entscheiden soll, ein Nebel herabsinkt oder etwa daß bei einer Hinrichtung der letzte der zu Erschießenden, der Graf Peter Besuchow, von einer Ohnmacht befallen wird, als die Schilderung seiner Todesgedanken dem Dichter eine unlösbare Aufgabe stellt.

Diese aktuelle Wirkungslosigkeit und diese Zerrissenheit und Zerklüftung in den Schriften und mehr noch in dem ganzen fürchterlich unglücklichen Leben Tolstois haben nicht verhindern können, daß er die geliebteste Dichtergestalt seines Jahrhunderts gewesen ist und sich noch heute einer grenzenlosen Leserschaft und einer grenzenlosen Liebe erfreut. Die Verleumdungen, der Spott, mit denen die zaristischen Machthaber seinen Namen und sein Leben herabzusetzen versuchten, haben der Durchschlagskraft seiner Romane, seiner Dramen und vor allem seiner hinreißend schlichten Volkserzählung ebensowenig geschadet, wie es ihnen auch heute noch keinen Abbruch tut, daß vieles von dem, was er mit brennendem Gegenwartsgefühl niederschrieb, nunmehr nur historisch gewertet werden kann.

Seine schöpferische Künstlerphantasie, so fern sie auch schweifen, so hoch sie auch steigen mag, verläßt dennoch den Boden der Wirklichkeit nicht, jenen Boden, den jeder Russe kennt und liebt. Nie ist ein Dichter mit seinen Schauplätzen und seinen Helden inniger und heißer verbunden gewesen, nie war ein Muschik mehr Muschik als dieser ehemalige Offizier, dieser feudale Graf, dieser von ganz Europa gefeierte Schriftsteller.

Und kein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts hat die einzelnen, doch allen gemeinsamen Nöte des leibeigenen Bauern mit solcher dokumentarischen Echtheit und so unwiderleglicher Einfachheit zu schildern gewußt wie Lew Nikolajewitsch. Das ganze Narodnikitum, alle diese ehrlichen Intellektuellen, die ins Volk gingen, um aufzuklären, haben nicht soviel Arbeit zu vollbringen vermocht wie dieser Aristokrat, der nicht ins Volk ging, sondern Volk war.

Das war seine politische Wirkung. Und wer weiß, wie viele von den Hunderttausenden russischer Kriegsgefangener, die wir in Deutschland und Österreich mit gutmütigem und glücklichem Lächeln über die Schützengräben kommen sahen, Tolstoi gelesen hatten und etwas von der Lehre begriffen, daß nicht Napoleon und nicht ein Billett des Herzogs von Oldenburg die großen Kriege am Anfang des vorigen Jahrhunderts vermieden hätten, wohl aber der über die bloße Verweigerung des Kriegsdienstes bereits hinausgehende Korporal!

Wer weiß, wieviel Hunderttausende sich im Frühjahr und im Sommer 1918 nur deshalb gegen Kerenski auflehnten und sich den Bolschewiki anschlossen, weil sie aus Tolstois Lehren den Charakter des Krieges als Massenmord erfaßt hatten.

Aber in dem Augenblick, als die Bolschewiki die Macht ergriffen hatten, als all das, wogegen Tolstoi sein ganzes Leben lang geeifert hatte, mit einem Schlage beseitigt wurde, als es keinen Zaren mehr gab, als es keinen Hof, keine Hofkamarilla und keine Mätressenwirtschaft mehr gab, als es keinen machtberauschten Hochadel und kein ausschweifendes Junkertum mehr gab, als es keinen zelotischen Synod und keine volksverdummenden Wunderprozessionen mehr gab, als es keinen schmatzend-prügelnden General und keinen aussaugerischen Tschinownik mehr gab, als das Recht jedermanns auf Grund und Boden, auf Politik und Verwaltung, auf Schule und Studium, auf Gericht und Klinik, auf Bildung und Kunst, auf Kurhaus und Schloß verkündet war, da begriffen auch alle bäuerlichen und proletarischen Leser Tolstois, daß sie das Gewehr wieder in die Hand nehmen und schießen müssen.

Denn von allen Grenzen der Heimat marschierten die neuen Zaren heran, die Denikins, die Koltschaks, die Petljuras und die Wrangels, ausgerüstet und bewaffnet vom Imperialismus beider Hemisphären, und selbst der dumpfeste Bauer vom Kaukasus und selbst der armseligste Prolet der sibirischen Platingruben verstand augenblicklich, daß es um seine eben errungene Freiheit für immer geschehen sei, wenn er den Tanks und den Geschützen und den Maschinengewehren nichts anderes entgegenzusetzen habe als Tolstois Lehre: dem Übel keinen Widerstand zu leisten.

Ein neues Jahrhundert hatte begonnen. An die Stelle des größten Dichters war der größte Staatsmann getreten, dem Genie der sozialen Erkenntnis war das Genie der sozialen Folgerung, dem Gi-

ganten des Wortes der Gigant der Tat gefolgt, nach Lew Nikolajewitsch Tolstoi kam Wladimir Iljitsch Lenin.

Wie sich in den Scharen des um seine eben errungene Freiheit kämpfenden Proletariats die Leser Tolstois befanden, so war auch der Führer ein leidenschaftlicher Leser Tolstois, Lenin, der, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Gorki wissen, die Dichter zärtlicher geliebt hat als je ein Staatsmann, er hat aus den Werken Tolstois ebensoviel gelernt wie Marx aus den Romanen des Imperialisten Balzac; Lenin, der die Irrtümer der Tolstoischen Folgerungen mit dem Rüstzeug des Marxismus jahrzehntelang bekämpft hat, hat den Schilderer Tolstoi bewundert und verehrt, und nach Tolstois Tod hat Lenin mit seiner ruhigen Sicherheit prophezeit, daß erst das siegreiche russische Proletariat die herrliche Dichtung Tolstois genießen und diesen großen Dichter feiern wird, indem es begreifen wird, daß der Verwünschung des Kapitals die revolutionäre Niederringung des Kapitals folgen muß.

Diese Prophezeiung ist Gegenwart geworden. Tolstoi ist tot, es lebe Tolstoi.

DER MENSCHENFEIND ALS LEBENSRETTER

> Hoch klingt das Lied vom braven Mann
> Wie Orgelton und Glockenklang...

Mögen die Nöte der Menschen in einer großen Stadt noch so individuell, noch so verschiedenartig sein, gemeinsam ergeben sie eine Strömung; ganz bestimmte Örtlichkeiten haben den Charakter eines Strudels; dort wiederholen sich Katastrophen und Rettungen, und es gibt Stellen, an denen Menschenleben unabhängig voneinander in den Tod münden – eine Bank, auf der sich Lebensmüde zu erschießen pflegen, ein Platz, auf dem sich Totschläge wiederholen, ein Haus, in dem sich die divergentesten Unfälle häufen.

In Prag, an der Insel Kampa, die jeder Gebildete aus dem Roman „Der Mädchenhirt" kennt, ist eine derartige Mündungsstelle des Lebens in den Tod, wodurch die an sich verwunderliche Tatsache verständlich wird, daß hier ein Mann als berufsmäßiger Lebensretter etabliert ist. Viel weniger verständlich: die Tatsache, daß der Inhaber dieses Geschäftes mit geretteten Menschenleben ein Misanthrop ist, ein Misanthrop vom reinsten Wasser, wie man sagen

möchte, wenn besagtes Wasser wirklich rein wäre. Wir wollen ihn daher lieber als den menschenfeindlichsten Menschenfeind der ganzen Erdkugel bezeichnen und solcherart in seiner Ausdrucksweise bleiben, die jede Beschimpfung gleichzeitig als Hauptwort und als Eigenschaftswort verwendet, und zwar im Superlativ. Hinzugefügt sei, daß die Nachbarn ihn, Herrn Rousek, den Wohltäter schiffbrüchiger Menschheit, in ähnlicher Manier beurteilen wie er sie, also hierbei keineswegs mit Superlativen sparen.

Er haßt die Menschen, wie sie ihn hassen, und ihm sind, wie er ununterbrochen beteuert, die Ertrunkenen lieber als die Geretteten. Warum? Jede geborgene Leiche wird der Polizei gegen Quittung übergeben, auf Grund welcher das Städtische Schiffahrts-Amt eine Prämie von zwanzig Tschechokronen auszahlt. Früher hat man dafür nur vier Kronen bekommen, erzählt Herr Rousek, aber da hätte doch einer der ochsischste Ochs der ganzen Erdkugel sein müssen, wenn er um vier Kronen in den Kahn gestiegen wäre, sich mit einem stinkigen Kadaver abzugeben. Um zwanzig Kronen verlohnt es sich eher.

Die Lebenden tragen ja überhaupt nichts ein, wutverzerrt hebt Herr Lebensretter seine rechte Hand, die steif ist vom Kampf mit einem Soldaten, dem rohesten Rohling der ganzen Erdkugel, wutverzerrt hebt Herr Lebensretter seine linke Hand, die verharschte Spuren von Bissen trägt; ein Frauenzimmer (überflüssig zu sagen: die drecksäuischeste Drecksau der ganzen Erdkugel) hat sie ihm zugefügt: Obwohl sie bereits von einem vorhergegangenen Selbstmordversuch schwere Wunden am Kopf hatte, obwohl sie vor dem Sprung ins Wasser Arsenik zu sich genommen und ein Tuch über die Augen gebunden hatte, vermochte sie sich doch so zu wehren, daß sie den Fängen des Lebensretters beinahe entkommen wäre. Und als man sie zu sich gebracht, hat sie nicht einmal „danke“ gesagt!

Überhaupt, wer sagt schon danke! Die Lebensmüden, müssen Sie wissen, das sind die gaunerischsten Gauner der ganzen Erdkugel, aber die Verunglückten sind noch ärger. „Ordentlich haben Sie mich herumgezerrt“, schreien sie mich an, wenn ich sie an Land gezogen habe – ein Wunder, daß sie mir nicht ein paar übers Maul geben. „Ich bin ja ein glänzender Schwimmer“, sagen sie immer, „ich wäre schon nicht ersoffen!“ So, wozu haben sie dann so herz-

zerreißend um Hilfe geschrien, diese blödesten Blödiane der ganzen Erdkugel? Wem nützt das Schwimmen, wenn er unter das Wehr kommt? Wem nützt das Schwimmen, sagen Sie selbst, wenn er mitsamt seinem beschissenen Seelentränker unter ein Floß kommt, das durch die Schleuse saust?

> Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
> Aus Quaderstein von unten auf,
> Lag eine Brücke drüber her ...
> Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß ...

Im Jahre 1910, wie man die Brückenpfeiler repariert hat, ist beim Eisgang ein Gerüst mit sechs Arbeitern eingestürzt. Ich hin. Drei haben schon Wasser geschluckt, hab ich sie herausgezogen, die drei andern habe ich am Eisbrecher und am Rest des Gerüstes gestützt.

> Und dreimal zwang er seinen Kahn ...
> Bis ihm die Rettung ganz gelang.
> Kaum kamen die letzten in sicheren Port,
> So rollte das letzte Getrümmer fort.

Noch zweimal mußte ich hin, um sie zu holen, im letzten Augenblick bin ich gekommen, grade ist das Bretterwerk zusammengefallen. Was, glauben Sie, habe ich für alle sechs Stück gekriegt vom löblichen Magistrat, dieser banditischesten Bande der ganzen Erdkugel? Vier Kronen für alle sechs zusammen!! Hätte ich sie ersaufen lassen, hätte ich vierundzwanzig Kronen bekommen, nach der heutigen Taxe einhundertzwanzig Kronen – das wäre ein Geschäft gewesen!

Neulich springt eine Frau, eine Hauptmannsgattin, von den Odkolek-Anlagen ins Wasser. Man zieht sie heraus, der Doktor kommt und erklärt: „Tot!" Was geht mich das an, was der Kerl sagt, denk ich mir, die Doktoren sind die viechischesten Viechskerle der ganzen Erdkugel, also, ich reibe sie weiter – eine halbe Stunde nach der Todeserklärung schlägt sie die Augen auf, kommt sie zu sich. Der Herr Hauptmann, inzwischen hergeholt, dankt mir freudestrahlend, verspricht mir Berge und Täler und bringt mir natürlich nicht einmal einen Pfifferling.

Einmal, nach einer Lebensrettung, werde ich auf die Polizeidirektion gerufen, es ist eine Belohnung hinterlegt worden, von der die Hälfte ich und die Hälfte ein Polizist kriegen soll. Aber der

Kommissär verspricht mir die ganze Prämie, ich soll nur so ein Protokoll unterschreiben, nach dem man dem Wachmann eine Medaille geben kann. (Den lohnt nicht Gold!) Bin kein Narr, habe ich gesagt, der Kerl hat mich nur gehindert, das ist der ungeschickteste Ungeschickte der ganzen Erdkugel, und nichts hab ich unterschrieben, ich werde doch nicht für andre Leute den Sklaven abgeben!

Im vorigen Jahr ist ein Student mit seinem Kahn an die Schleusenwand geschleudert worden, ich hab ihn herausgezogen. Geht der Bootsverleiher von der Sophieninsel, der haderlumpischeste Haderlump der ganzen Erdkugel, zu den Eltern des Studenten und läßt sich nicht nur das Boot bezahlen, sondern auch für die Rettung! Und ich kann mir die Nase abwischen.

Nein, nein, das mach ich nicht mehr mit. Neulich, wie bei der Schützeninsel der Architekt K. aus der Myslikgasse ins Wasser gefallen ist, haben sie mir einen Kahn zum Wehr geschickt – mit meinem kann ich ja nicht stromaufwärts durch die Schleuse –, ich soll ihn zu sich bringen. Ich hab gesagt, ich habe keine Zeit. Wer soll mir inzwischen hier auf die Boote achtgeben? Wenn ich nicht da bin, sagen die Kerle meiner Alten, sie haben vorausgezahlt, und sie muß ihnen die Legitimation geben.

Hier sei die von Herrn Rousek gegen die Menschheit im allgemeinen und gegen die ertrinkende Menschheit im besondern erhobene Anklage beendet, damit erklärt werde, was es mit den Booten und den zurückgegebenen Legitimationen für eine Bewandtnis habe und wieso der unbarmherzige Samariter dazu kam, einer zu werden.

Eigentlich stammt er von der andern Seite der Erdkugel, nämlich von der Altstadt, und ist von Beruf Schuster. Als er aber 1898 an diesem Wasserwinkel seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, wo Johann von Nepomuk in die Moldau geworfen und von niemandem herausgezogen worden war, obwohl Königin Jutta eine solche Tat königlich belohnt hätte, schien Herrn Rousek noch heute ein berufsmäßiger Retter am Platze zu sein. Ein Boot hatte er sich, vielleicht noch nicht zu diesem, sondern zu anglerischem Behufe auf der andern Seite des Flusses mit seinen Schustergehilfen gezimmert; dabei war er, als er auch den Sonntagnachmittag zum Schiffbau verwendete, von einem Polizisten beanstandet worden, und zwar, wie der geneigte Leser bereits erraten haben dürfte, von einem

Polizisten, der das ekelhafteste Ekel der ganzen Erdkugel war. Trotzdem wurde das Boot am Montag fertig und trat am selben Abend in Aktion, als ein Mann vom Lande über die Brückenbrüstung sprang und seinen Kopf am Pfeiler zerschmetterte, so daß nur sein Rumpf das beabsichtigte Ziel erreichte: das Wasser, aus dem ihn Herr Rousek zog. Der Erlös dafür betrug vier Kronen, woraus der Retter die Hoffnung auf weitere Einnahmen dieser Art schöpfte und die Schusterei an den Nagel hängte. Aber man kann nicht untätig auf Ertrinkende warten, und so richtete er sich am Ufer vor seinem Hause einen Bootsverleih für den Sommer und einen Eislaufplatz für den Winter ein ...

Immerhin sind's zweiundachtzig Lebende, die er gerettet, und vierzig Tote, die er geborgen und richtig abgeliefert hat – noch nie ist ihm eine Wasserleiche gestohlen worden, wie es dem Schwimmmeister drüben neulich geschehen ist, haha, der hat die Leiche nachts gefangen und angebunden, aber als er morgens zurückkam, war sie weg. Ein Kerl hatte sie einfach gestohlen und das Bergungsgeld gekriegt. Nein, das ist Herrn Rousek noch nie passiert, aber trotzdem ist er auch mit den Toten nicht zufrieden, auf manche schimpft er, weil er seinem Boot durchs Eis den Weg zu ihnen hacken und sich wegen der Finsternis von der Brücke aus durch herabgeworfene Papierstücke den Weg zeigen lassen mußte, ferner weil er sich einen Flecktyphus zuzog oder sonst aus irgendeinem Grunde.

Trotz seiner menschenfreundlichen Profession, deren einzigen Vertreter er wohl darstellt, ist er ein Menschenfeind, und im nahen Gasthaus „Zur Hölle", wo er Stammgast ist, weiß man das. Was aber will das besagen? Ein andrer alter Herr, der gleichfalls als einziger seines Gewerbes in der Stadt lebt und gleichfalls gern sein Glas Lagerbier in der „Hölle" trinkt, hat wiederum einen ausgesprochen menschenfreundlichen Charakter, obwohl jene Profession eine ausgesprochen menschenfeindliche ist. Und ob einer zweiundachtzig Menschenleben gerettet hat wie Herr Rousek oder ob einer ebenso viele Menschenleben vernichtet hat wie der Scharfrichter Herr Wohlschläger – wir alle leben von der andern Leben, machen wir uns doch nichts vor!

> Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
> Zu singen und preisen den braven Mann!

Die Zeitung von heute hat ihr Elternpaar in den Werbeschriften der alten Zeit und in den Nachrichtenblättern von anno dazumal. Jene politischen Flugschriften, Pamphlete, Manifeste, Rechtfertigungen und Dekrete sind auf den Leitartikel gekommen, auf den Reichstagsbericht und die politischen Rubriken, während die Einblattdrucke, welche von schaudervollen Moritaten, von dem Auftauchen eines Wundermenschen, von der Geburt eines Kalbes mit zwei Köpfen, von einer verheerenden Feuersbrunst, von einer abenteuerlichen Seeschlacht, von der Verbrennung eines Ketzers, von einer bahnbrechenden Erfindung oder von einer Entdeckungsreise dem verehrten Publico Bescheid gaben, heute im Nachrichtenteil ihren Erben erblicken.

Dieser Nachrichtenteil besteht teils aus Telegrammen, teils aus lokalen Berichten, die ein zufälliger Augenzeuge oder ein an den Schauplatz entsendeter Journalist, der Lokalreporter, überbringt. Und da auch die Telegramme an ihrem Entstehungsort von einem Reporter erhoben wurden, steht es außer Frage, daß der Berichterstatter nicht nur für die Redaktion eine wichtige Person ist, sondern auch für den Zeitungsleser. Diese Bedeutung äußert sich in unerfreulichem Sinne am stärksten in der sogenannten gelben Presse Nordamerikas, wo die Sensationen, die bis ins kleinste Detail geschilderten Ereignisse die Spalten des riesenhaften Zeitungsformats füllen, so daß für Politik und für kulturelle Fragen oft gar kein Platz bleibt.

Eine solche Entwicklung droht auch auf die Alte Welt überzugreifen, und es gibt in manchen europäischen Hauptstädten eine Boulevardpresse, die durch ihre gewissenlose, korrupte, das Privatleben nicht schonende und erpresserische Berichterstattungstechnik wiederholt die Gerichte beschäftigen mußte. In Deutschland, das kann objektiv festgestellt werden, ist diese Art einer in das Privatleben schnüffelnden Journalistik, diese Art von Pressekorruption, nicht im Schwange, aber das Interesse an der Neuigkeit, an der Aktualität, am Unfall im Stadtbezirk, an einer blutigen Tat oder gar an einem Kriminalprozeß ist eine allgemein menschliche Eigenschaft, der auch in Deutschland Rechnung getragen wird, und zwar manchmal in übertriebener, exzessiver Weise, wie beim Prozeß gegen den Steglitzer Primaner Krantz; diese Berichterstat-

tung ist auch auf scharfe Abwehr maßgebender Leserkreise gestoßen.

Aber schon dieser Fall zeigt, wenngleich in negativer Weise, wie die Verfasser einer Lektüre von derart ungeheurer Verbreitung das geistige Gesicht eines Volkes beeinflussen können und daß jedermann Ursache hat, sich für einen Beruf zu interessieren, dessen Produkte jeden, ob mit oder gegen seinen Willen, angehen.

Übrigens ist die Geringschätzung heute stark geschwunden, die man dem Lokalreporter vor dem Kriege entgegenbrachte, indem man ihn „Penny-a-liner", das heißt Zeilenschinder, und dergleichen nannte. Die grausame Wirklichkeit hat gelehrt, daß die rührendsten Stimmungsbilder, die sentimentalsten Liebesszenen und die raffiniertest erklügelten Detektivtricks weit zurückbleiben hinter der Phantasie der nackten Tatsachen, hat gelehrt, daß jene feuilletonistischen und novellistischen Plaudereien nichts mit den Problemen zu tun haben, welche jeden Menschen betreffen. Man hat sich daran gewöhnt, in der Zeitung nicht Ablenkung von der Realität zu suchen, sondern die Realität selbst.

Fast gleichzeitig wurde in Frankreich und in Deutschland die Reportage als Kunstform erkannt, als literaturfähig erklärt, in ernster Weise geleistet und in ernster Weise besprochen. Die Reportage hat sich ihrer großen Ahnen erinnert, an Plinius den Jüngeren, der dem Chefredakteur Tacitus vor 1850 Jahren einen klassischen Bericht über das Erdbeben von Pompeji lieferte, an Helferich Peter Sturz, den Freund Lessings, an George Forster, den wegen seiner Zuneigung zur Französischen Revolution verfemten deutschen Klassiker, an Charles Dickens, der eindringlich auf das Londoner Elend hinwies, an Henry M. Stanley, der von seiner Zeitung ausgesandt wurde, um den verschollenen Missionar Livingstone aufzufinden, und einen ganzen Erdteil erforschte, vor allem aber an Emile Zola, der die Probleme der neuen Zeit an Ort und Stelle aufspürte und seinen Lesern das zeigte, woran sie täglich ahnungslos vorübergingen oder ahnungslos beteiligt waren, den Bahnhof, die Markthalle, den Schlächterladen, das Warenhaus, die Waschküche, die Börse, die Butike, die Kohlengrube, den Acker, die Fabrik und den Krieg, wie er wirklich ist.

Nicht jeder Publizist kann es solchen Meistern gleichtun, aber jeder kann sein Bestes leisten, wenn er von einem ehrlichen Willen zur Sachlichkeit und zur Wahrheit beseelt ist und geleitet ist von

sozialem Gefühl, von der Absicht, den Unterdrückten und Entrechteten durch seine ungeschminkte Zeugenaussage zu nützen und zu helfen.

Oft hängt von der Darstellungskraft des Berichterstatters mehr ab als von der Tatsache selbst, oft wird diese Tatsache durch seine Findigkeit, oft aber nur durch einen Zufall zutage gefördert und in die Welt gesandt. Von einigen solchen Begebenheiten, an denen das Leben eines jeden Berichterstatters überreich ist, sei hier aus der eigenen Praxis berichtet.

Zuerst mein Anfang, so wenig ehrenvoll er auch ist: Als ich zur Zeitung gekommen war, schrieb ich sogenannt geistreiche, sogenannt witzige und sogenannt stimmungsvolle Feuilletons, deren Inhalt nicht wichtig war, und ich habe ihn auch vergessen.

Einmal um halb zehn Uhr nachts, als ich in der Redaktion saß, kam die telefonische Nachricht, daß der Mühlenkomplex der Stadt in Flammen stehe. Da niemand von der Lokalredaktion anwesend war, wurde ich zur Brandstätte geschickt; ich fuhr hin mit dem Gefühl, etwas zu tun, was tief unter der Schriftstellerwürde sei. Diese Beschämung wurde an Ort und Stelle von einer anderen abgelöst: Ich sah einen alten Kollegen vom Konkurrenzblatt auf einer Feuerspritze sitzen, Feuerwehrhauptmänner und Polizeibeamten stürzten von Zeit zu Zeit auf ihn zu und flüsterten ihm Neuigkeiten ins Ohr, die er eilig auf einen Zettel schrieb. Ich aber stand da, mit leerem Notizblock, und wußte nichts, als daß es brenne. Blamiert, traurig, von meiner Unfähigkeit tief überzeugt, mußte ich in die Redaktion zurückkehren. „Schreiben Sie recht viel“, sagte mir der Chefredakteur. „Sie haben bis ein Uhr nachts Zeit für die Lokalauflage.“ So schrieb ich denn: vom flammenden Himmel, von lodernden Flammen, von bewegter Nacht, vom geröteten Fluß, von todesmutiger Feuerwehr, blitzenden Löschgeräten, Phrase auf Phrase häufend. Ich konnte damit drei Spalten füllen. Ungeduldig wartete ich auf das Erscheinen des Konkurrenzblattes. Es enthielt eine kurze Notiz, in der angegeben war, wie der Brand entstand, wie er entdeckt wurde, wie man die Löscharbeiten organisierte und wie hoch der Schaden war – nackte Tatsachen, von denen ich keine Ahnung hatte. In meiner Redaktion wurde ich belobt, der Kollege von der Konkurrenzzeitung, der den Bericht verfaßt hatte, wurde gekündigt, mit der Begründung, es sei ein Skandal, sich von einem so jungen Burschen überflügeln zu lassen.

Erschüttert darüber, meine Leistung, deren Kläglichkeit ich kannte, als Erfolg gewertet zu sehen, mußte ich mir die Fragen stellen, ob Arbeit wirklich ein Minus, Phrasengeklingel und Lügengewäsch wirklich ein Plus seien. Diese Frage beschäftigte mich ... Der erste Artikel nach diesem Brandbericht war mein erster Artikel. Das heißt ein Artikel, der sich um Sachlichkeit und Wahrheit bemühte.

Die Kenntnis von einer Nachricht, die eine Weltsensation darstellte, danke ich einem puren Zufall. Der österreichische Generalstabschef Alfred Redl war am 24. Mai 1913, nach Abholung zweier postlagernder Briefe, der Spionage für Italien, Serbien, Frankreich und Rußland überwiesen und von Conrad von Hötzendorf zum sofortigen Selbstmord gezwungen worden. Man unterließ die wichtige Untersuchung über das Ausmaß der Spionage, über allfällige Komplizen und über die Übermittlungsart der verratenen Nachrichten, damit niemand im Inlande Kenntnis von dem Vertrauensbruch Redls erhalte, den die militärischen Kreise des Auslandes längst wußten. Die maßgebenden Kreise des Generalstabs, denen der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand ohnedies feindselig gegenüberstand, befürchteten, von diesem verabschiedet zu werden, und deshalb sollten weder der Erzherzog noch Kaiser Franz Joseph von dem Grund des Selbstmordes erfahren, das Geheimnis nur auf sechs besonders vereidigte Persönlichkeiten beschränkt bleiben. Dennoch brachte ich die Sache in die Zeitung.

Als ich zehn Jahre später, also lange nach dem Krieg, den ehemaligen Chef des Evidenzbüros, Feldmarschalleutnant von Urbanski, in Graz aufsuchte, um ihn über das Ausmaß des Verbrechens und dessen Aufdeckung zu befragen, stand er mir zwei Tage und eine Nacht lang bereitwilligst Rede, ohne sich über eine meiner Zwischenfragen zu ärgern. Eben erzählte er, wie er die Prager Wohnung des Generalstabschefs am Tage nach dessen Selbstmord aufbrechen ließ, als ich ihn wieder unterbrach: „Von einem Schlosser?“

„Ja, ich glaube. Es war Sonntag nachmittags, und kein Soldat war anwesend, kein Berufsschlosser.“

„Exzellenz wissen nicht mehr, woher man den Schlosser holte?“

„Nein. Natürlich irgendeinen Schlosser aus der Nachbarschaft.“

Feldmarschalleutnant von Urbanski schien jetzt zum erstenmal unwillig. Der Interviewer bemühte sich, die dumme Frage zu entschuldigen: „Der Schlosser hätte doch die gewaltsame Öffnung der Wohnung und der Schränke verraten können?"

„Sie meinen?" sagte Urbanski ironisch.

„Gewiß, Exzellenz. Ich glaube, er hat es sogar der Presse mitgeteilt."

„So?" Feldmarschalleutnant Urbanski lächelte ungläubig.

Und deshalb schaltet der Interviewer hier ein persönliches Erlebnis ein: Am Sonntag, dem 25. Mai 1913, spielte in Prag der Deutsche Ballspielklub „Sturm" ein Fußballmatch gegen „SK Union Holeschowitz", eine zweitklassige Mannschaft. Die Notiz der Prager Zeitungen lautete am nächsten Tage:

„DBC Sturm I gegen SK Union V (Holeschowitz) 5:7 (Halbzeit 3:3). Sturm war von Anfang an überlegen, was sich auch in der großen Zahl der von ihm getretenen Tore ausdrückt. Doch war seine Verteidigung durch das Fehlen Mareceks und Wagners derart geschwächt, daß Atja allein nicht imstande war, alle Durchbrüche Unions zu vereiteln."

Kurzum, ein ungünstiges Resultat. Am meisten ärgerte ich mich, der Kapitän „Sturms", über das unangesagte Fernbleiben Wagners, dem ich knapp vorher eine Gefälligkeit erwiesen hatte, wie sie Kapitäne den Koryphäen der ersten Mannschaft manchmal zu erweisen pflegen. Dafür hatte Wagner pünktliches Antreten versprochen – und schon am Sonntag blieb Wagner aus. Deshalb schaute besagter Kapitän (der im Privatberuf Reporter eines Prager Blattes und Prager Korrespondent einer Berliner Zeitung war) gar nicht freundlich auf, als ihn Wagner am Montag ins Büro besuchen kam.

„Ich konnte wirklich nicht kommen", versuchte der saumselige Verteidiger sich zu entschuldigen.

„Das ist mir gleichgültig." Ich blieb ablehnend.

„Ich war schon angekleidet, da kommt eine Ordonnanz in unsere Werkstatt und sagt, es soll ein Gehilfe ins Korpskommando kommen, ein Schloß aufbrechen."

„Erzähl mir keine Geschichten! So etwas dauert fünf Minuten. Und wir haben eine geschlagene Stunde mit dem Anstoß gewartet."

„Aber ich mußte doch die Wohnung eines Offiziers aufbrechen

und dann alle Schubfächer und alle Schränke ..., es war nämlich eine Kommission aus Wien da, die hat nach russischen Papieren gesucht. Und nach Photographien von Plänen."

„So? Und wem gehört die Wohnung?"

„Ich glaube, einem General. Eine sehr elegant eingerichtete Wohnung."

„Und der General war nicht da?"

„Nein, der ist gestern in Wien gestorben."

Gestern in Wien gestorben? Der Kapitän, der im Privatberuf Redakteur ist, ist dem unentschuldbaren Fußballer und pflichttreuen Schlossergehilfen gar nicht mehr böse. Er sagt ihm nicht mehr: „Erzähl mir keine Geschichte", sondern läßt sich die Geschichte sogar ganz genau erzählen, wie der Wiener Oberst jede Photographie dem Korpskommandanten gereicht hat und wie der jedesmal verzweifelt den Kopf geschüttelt und gesagt hat: „Schrecklich, schrecklich! Wer hätte das für möglich gehalten!"

Der Redakteur weiß natürlich sofort, daß es sich um die Wohnung des Generalstabschefs Redl handelt, dessen Selbstmord samt begeisterter Biographie heute vom k. k. Telegrafenkorrespondenzbüro gemeldet und wörtlich im Mittagsblatt abgedruckt wurde. Und er hat gar keinen Anlaß, eine Diskretion zu bewahren, um die er nicht ersucht worden ist, ein Geheimnis zu hüten, das man ihm nicht anvertraut hat. Er schreibt den Bericht, das Abendblatt erscheint, der Draht gibt die Nachricht nach Wien, die Reporter laufen ins Hotel Klomser, wo sich der Oberst auf Befehl entleibt hat, im Parlament werden zwanzig Dringlichkeitsanträge und Interpellationen eingereicht.

Man hatte auf die Verhaftung des Spions und auf ein gewiß aufschlußreiches Gerichtsverfahren mit Zeugeneinvernahmen, Protokollen usw. verzichtet, man hatte eine Nacht lang das Hotel bewacht, Spezialeide der Geheimhaltung leisten lassen. Und nun erfuhr die ganze Welt davon. Weil ein Fußballspieler ein Wettspiel versäumt hatte. Gegen Union Holeschowitz, eine zweitklassige Mannschaft.

So kann also der Verkehr eines Journalisten mit einem Schlosser eine Weltsensation gebären. Ein Reporter muß mit allen Kreisen der Gesellschaft Fühlung haben, von den allerhöchsten bis zu den allerniedrigsten. Trotzdem will ich nicht behaupten, daß ich mit

manchen merkwürdigen Gestalten der Boheme und der Verbrecherwelt in der Zeit meiner Jugend nur aus journalistischem Ehrgeiz befreundet war. Viele liebte ich als prachtvolle Menschen, obwohl mancher nur zu mir kam oder mich anrief, um eine Protektion bei der Polizei zu erbitten, um bei mir zu essen oder zu schlafen – zur geringen Freude meiner Mutter, wie aus folgender Anekdote ersichtlich ist:

Der österreichische Ministerpräsident Fürst Thun hatte mir bei seinem Prager Besuch ein Interview gewährt, aus dem er einen Satz, der ihm nach meinem Weggehen doch politisch verfänglich schien, ändern wollte. Er rief zuerst in der Redaktion und, da ich nicht dort war, in meiner Wohnung an. Meine Mutter kam an den Apparat und hörte: „Hier Ministerpräsident Fürst Thun ..." – „Ja, ja, Ministerpräsident Fürst Thun!" rief die alte Dame, die natürlich an einen Witz glaubte. „Sie sind ein ebensolcher Ministerpräsident und ein ebensolcher Fürst wie alle, mit denen mein Sohn verkehrt!"

RAZZIA AUF DER SPREE

„Ham Se wat gehört von 'ner Leiche?"

Die Herren vom Wasserschutz waren nicht übertrieben freundlich, als ich als keineswegs loyal sich führender und geführter Zeitungsschreiber um die Erlaubnis ansuchte, eine feuchte Razzia mitzumachen. Am Sonntag könne von der Mitnahme eines Passagiers mitnichten die Rede sein, denn da sei die Spree voll von zu beanstandenden Booten ohne grünes Licht steuerbords, ohne rotes Licht backbords und überhaupt ohne Licht auf dem Heck, die Wässer seien bespickt mit Verkehrsstörung und mit Verkehr ohne Störung. –

... und wochentags?

... ja, wochentags ist es so eine Sache. Wir haben zuwenig Personal, und das können wir nicht entbehren, weil ja auch die eigenen Kommandogelände bewacht werden müssen. –

(... merkwürdige Begründung, also auch die Feuerwehr dürfte nicht ausrücken, weil inzwischen auf der Feuerwache ein Brand ausbrechen könnte.)

... ja, im Bedarfsfall, da ist es etwas anderes, im Bedarfsfall finden Nachtstreifungen statt. –

... zum Beispiel?

... zum Beispiel, wenn man eben einen berlinwärts motorenden Bootsdieb oder zwei amerikawärts faltbootende Gymnasiasten fangen wolle oder eine am Müggelsee ausruhende Wasserleiche zu bergen habe. –

(Beiseite: Aha!)

Ja, wenn Sie auf gut Glück zum Reichswasserschutz-Polizeikommando Baumschulenweg kommen wollen –?

Auf gut Glück? Selbiges Revier der wässerigen Schupo liegt weit entfernt vom Arbeitszimmer, man muß zuerst Stadtbahn fahren bis zum Schlesischen Bahnhof, dann Straßenbahn durch ganz Treptow und dann noch zu Fuß laufen quer durch den Plänterwald, auf dessen Ästen eine reichliche Zahl von Selbstmördern und Selbstmörderinnen hängt, alldieweil die Oberspree samt Müggelsee vielleicht heute ohne gemeldete Wasserleiche ist und daher kein Boot zur Bergung ausgerüstet wird und der Zeitungsschreiber unverrichteterdinge heimkehren muß, durch den unheimlichen Plänterwald, durch das unheimliche Treptow, vom unheimlichen Schlesischen Bahnhof ins heimliche Arbeitszimmer. Zum Glück aber hatte eben ein Engel, der sich als Referendar Wieger oder so ähnlich vorstellte, wie gerufen Oberschöneweide 1071 angerufen: Eine Wasserleiche liege im Schilf hinter dem Müggelschlößchen abholungsbereit, sie sei ein Mann, habe eine Sportmütze auf und lächle friedlich, welch letzteres allerdings für ihre Agnoszierung von keinerlei Wichtigkeit sein dürfte.

Von diesem Auftauchen einer Wasserleiche in den Alpen (des Müggelsees) wurde nun von Oberschöneweide 1071 aus auch die Berliner Kriminalpolizei verständigt; dieses mochte der telefonierende Herr Referendar Wieger gar nicht bedacht haben, wohl kaum war es seine Absicht, daß zwei Beamte der Mordkommission sofort per Achse nach Müggelsee abfahren und sich die Nacht um die Ohren schlagen mußten.

Wie dem auch sei, der Zeitungsschreiber, der „auf gut Glück" das Landgelände der Wasserpolizei aufsuchte, kam kurz nach der telefonischen Leichenmeldung – also gerade zurecht, um an Bord zu steigen.

Eine nächtliche Fahrt auf dem Polizeiboot ist lohnend und billig, sie sei jedermann wärmstens empfohlen. („Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg", hat Kaiser Wilhelm gesagt, womit er sicherlich andeuten

wollte, daß man sich schon eine gute Ausrede erfinden kann, um mitgenommen zu werden.)

Auf dem Wasser scheuchen wir Gevögel auf, wie gebannt, ohnmächtig mit den Flügeln zappelnd, stecken Eisvögel im Kegel des Scheinwerfers.

Der Oberwachtmeister, neben dem Steuermann stehend, hat den Fuß auf die Bordwand aufgestützt, auf seinem Knie hält er den Scheinwerfer. „Kontakt einschalten", und schon fällt der grelle stumme Schuß über den Wasserspiegel und die Kante des Festlands.

Nachts steigt der Schmutz der Spree – am Tage hielt er sich verkrochen – aus der tiefsten Tiefe zur obersten Oberfläche empor. Und auf dem Wasserspiegel blüht allabendlich eine Pflanze, genannt Entengrütze.

Links an der Sandschorre lagern Zillen, aus Motzen und Senzig angelangt, vom Spree-Oder-Kanal, vom Notte-Kanal, die Ladung wird hier umgeschlagen, Sandkähne und Loren, Eisenbahnschienen und Landungsbrücken, Uferkran und Schütte sind bereit.

Wahrhaftig, eine Großstadt ist von den Bauten der AEG ausgefüllt: Transformatorenfabrik, Akkumulatorenfabrik, Kabelwerk Oberspree und andere hochstöckige, noch jetzt beleuchtete Betriebe mit ungeheuren Hallen – transparente Fabriken. Dann die NAG, Nationale Automobil-Gesellschaft, Werkstätten des Konzerns, dem Brennabor, Wanderer und so weiter angehören.

Bei Friedrichshagen, dem Spreetunnel und dem riesenhaften Brauereischlot, der die ganze Gegend verschandelt, schwimmen wir in den Müggelsee ein, wo wir bald die in einer Sportmütze treibende Leiche finden und bergen werden.

Auf der Landungsbrücke erwarten uns zwei Männer mit dem milden, grundgütigen Gesicht, das den Beamten der Berliner Kriminalpolizei eignet und diese so beliebt gemacht hat, wie sie ist. Sie rufen uns an, wir navigieren, legen bei, und die beiden Figürchen huschen auf Deck, daß unser stattliches Schiff, Fassungsraum fünfzig Personen, umzukippen droht.

Sie waren auf den Anruf des Reichswasserschutzes hin mit der Bahn nach Müggelsee abgedampft und schon eine Stunde vor uns da. Aber sie hatten – was sagt man! – die Leiche nicht gefunden.

Suchen wir, suchen wir, fahren wir das Ufer des Müggelsees entlang, von Meter zu Meter zuckt der Scheinwerfer ins Schilf und

in die Waldliftière, über den Spiegel des Wassers, kein Aas zu sehen.

Um eine Landzunge biegend, kommen wir an einem Kähnchen vorüber, darin Mädchen und Knabe nebeneinander sitzen, jedes bedient ein Ruder, die andere Hand ist frei. Diese andere Hand lassen sie erschreckt los, da ihnen jäh der Scheinwerferstrahl mitten in die Glieder fährt.

„Hallo", brüllen wir sie an, „ham Se wat jehört von 'ner Leiche, wat hier treiben soll?"

Sie schütteln den Kopf. Von wem sollten sie auch hier wat jehört ham!

Ein Motorboot saust mit fünfundvierzig Kilometergeschwindigkeit talabwärts. „Stoppen!" Er antwortet nicht, nach Berlin hat man immer Eile. „Hier Polizeiboot! Stoppen!" Der Motorbootfahrer stoppt nunmehr, aber er hat nichts gehört von 'ner Leiche, wat hier treiben soll, und so darf er weiter mit fünfundvierzig Kilometern.

Kein schwimmender Fetzen, kein heller Baumstamm am Ufer, zu dem nicht unser schweres, mit zwei Kriminalbeamten befrachtetes Boot heranfahren würde. Verlorene Liebesmüh. Wir kehren um. Es wird auf den unbekannten Mann geschimpft, der die falsche Meldung vom Vorhandensein einer Wasserleiche mit Sportmütze erstattet hat. Was mag er für ein Interesse daran gehabt haben, das Polizeiboot zu so später Stunde in den Müggelsee zu locken?

Verschiedene Meinungen über die Motive des Unbekannten werden geäußert, jedoch der Zeitungsschreiber behält die seine für sich.

GIBT ES EINE PROLETARISCHE KUNST?

Jede wirkliche Kunst ist Opposition, Rebellion oder Revolution.

Jede wirkliche Kunst muß wahrhaft sein und sich daher gegen die Lügen richten, mit denen die herrschenden Klassen die Unterdrückung der anderen Klassen motivieren.

Jede wirkliche Kunst ist eine Gefahr für die Machthaber. Deshalb haben ihr die Machthaber etwas anderes gegenübergestellt, was sie – um die Begriffe zu verwirren – gleichfalls „Kunst" nennen. Diese Kunst der Besitzenden heißt „zeitlose Kunst".

Zeitlose Kunst ist eine kunstähnliche Betätigung, die sich mit den Problemen der Zeit entweder gar nicht auseinandersetzt oder nur

auf Umwegen, eine Betätigung, welche die thematischen Elemente der Zeit entweder überhaupt nicht erfaßt oder nur verhüllt in sich aufnimmt.

Diese Art von Schriftstellerei, Reimerei, Malerei oder Musiziererei ist Ablenkung – ein von den Herrschenden gegen die revolutionierenden Wirkungen der wirklichen Kunst befohlenes Gegengift.

Die Ästhetik hat diese kunstähnliche Betätigung zu loben und durch dieses Lob die „vulgäre", „naturalistische", „plebejische", „demagogische" oder „banale" Kunst, nämlich die der reinen und einfachen Wahrheit, herabzusetzen.

Die Bourgeoisie hatte eine revolutionäre Kunst, die sich (auf den ersten Blick ist dies bei Swift, Beaumarchais und Molière erkennbar) gegen ihre feudalistischen Unterdrücker wandte. Diese Rolle wurde ihr im neunzehnten Jahrhundert genommen, als die letzten Reste des Feudalismus weggekehrt wurden. Innerhalb des vollkommen triumphierenden Bürgertums war kein Platz mehr für opponierende Haltung, und automatisch-befehlsmäßig vollzog sich unter dem Banner des „l'art pour l'art", „Elfenbeinturm" und dergleichen die Schwenkung eines im engsten Sinne des Wortes stellungslos gewordenen Künstlertums.

Seither wird die Linie der revolutionär-lebendigen Kunst von jenen fortgeführt, die gegen die Bourgeoisie mit dem angreifenden Proletariat kämpfen. Da das Proletariat sein ideologisches Ankerstück im dialektischen Materialismus hat, ist seine Kunst naturalistisch im Thema, sachlich und dokumentarisch.

Die Bourgeoisie hat heute keine Macht mehr, um den revolutionären Künstlern einen wirklichen Widerstand entgegenzusetzen. Mögen ihre alten Verlage, ihre verbreiteten Zeitungen, ihre traditionsreichen Theater und ihre hochgelehrten Professoren noch so eifrig bemüht sein, die Toten als Lebende zu proklamieren, sie haben nichts den Lebenden entgegenzusetzen, nichts einem Maxim Gorki und einem Upton Sinclair, nichts einem Johannes R. Becher und einem Henri Barbusse, nichts einer Käthe Kollwitz, einem Frans Masereel und einem George Grosz, nichts einem Piscator, einem Meyerhold, einem Eisenstein und einem Pudowkin, nichts einer Larissa Reisner und einem John Reed!

ÜBER DIE MÖGLICHKEIT FOLGENDER NACHRICHTEN

Wolffbureau vom 15. Juli 1914: „*Richtigstellung.* Unsere vorgestern gebrachte Nachricht über den in Hannover dahingeschiedenen pensionierten General der Infanterie war, wie uns die Familie mitteilt, durch einen Hörfehler verstümmelt. Der Verstorbene hieß nicht ‚Renckendorf', sondern Paul von Beneckendorff und Hindenburg. Ein Sohn des Verstorbenen dient als Rittmeister beim 6. Ulanenregiment, zwei Töchter sind gleichfalls an Offiziere verheiratet."

„Berliner Tageblatt" vom 1. Dezember 1914: „*Der österreichische Thronfolger in Frankreich.* Aus Wien wird uns gemeldet: Die Erkrankung an Grippe, die den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand bekanntlich im Sommer befallen und zu der im letzten Augenblick erfolgten Absage seiner Sarajevoer Reise gezwungen hat, ist nun so weit zurückgegangen, daß sich Erzherzog Franz Ferdinand an die französische Riviera begeben kann. Er wird mit seiner Gattin und seinen Kindern in Château Bonlieu bei Nizza Aufenthalt nehmen. Der französische Ministerpräsident Clémenceau, mit dem sich der Erzherzog während der diesjährigen Karlsbader Kursaison besonders angefreundet hat, hat das Schloß für seinen hohen Freund gemietet und wird während des ganzen, auf drei Monate berechneten Séjours dessen Gast sein."

„Vorwärts" vom 1. Februar 1917: *Sterbefall.* In Zürich ist, wie uns von dort geschrieben wird, der russische Genosse Wladimir Uljanow gestorben. Er hat der Sozialdemokratie Rußlands angehört und unter dem Pseudonym ‚Lenin' eine Reihe von Artikeln in der Parteipresse geschrieben; wirren, vollständig utopistischen Radikalismus vertretend, machte er sich mitschuldig an der Spaltung der russischen Partei, indem er die Fraktion der ‚Bolschewiki' (Mehrheitler) gründete, die zwar eine Zeitlang Zulauf an unzufriedenen Elementen zu verzeichnen hatte, aber durch ihre wirklichkeitsfremden Forderungen von vornherein zur Unwirksamkeit verurteilt war. Mit dem Tode ihres ‚Führers' wird diese bedeutungslose Sekte – denn etwas anderes waren die Bolschewiki nicht und konnten sie niemals sein – zur schnellen Auflösung schreiten."

„Neue Freie Presse" vom 2. März 1923: „*Geburtstag und Jubiläum.* Unser Kollege, Herr Karl Kraus, feiert am heutigen Tage

seinen fünfzigsten Geburtstag und gleichzeitig sein dreißigjähriges Journalistenjubiläum. Diese ganzen drei Jahrzehnte hat er – von einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1899 abgesehen – der ‚Neuen Freien Presse' angehört, als Mitarbeiter Theodor Herzls und Hugo Wittmanns, nach dessen Tode er die Feuilletonredaktion unseres Blattes übernahm. Wer Karl Kraus ist, brauchen wir unseren Lesern nicht zu sagen, seine geistsprühenden, wie Honigseim auf den Lippen zerschmelzenden und oft auch leicht sarkastischen Satzprägungen sind für jeden unserer Leser eine wahre Delikatesse. Uns aber, den Kollegen, ist Karl Kraus mehr: seine fanatische Hingabe an unseren verstorbenen Herausgeber Moriz Benedikt, seine Liebe zur Wesensart der ‚Neuen Freien Presse' in unwandelbarem Blattgefühl und seine freundliche, kameradschaftliche Hilfsbereitschaft machen ihn liebenswert für uns alle. Diese kollegiale Wertschätzung drückt sich auch in seinen Ehrenstellen aus – unter anderem ist Redakteur Kraus Vizepräsident der ‚Concordia' und Kurator des Lippowitz-Preises –, die er bei zahlreichen wohltätigen Korporationen bekleidet und bei denen ihn seine liebenswürdige Gemahlin, Frau Fraenze Kraus-Biach, rege unterstützt. Ad multos annos!"

„Hannoverscher Kurier" vom 10. August 1923: *„Selbstmord oder Verbrechen?* In seiner Wohnung in der Leinestraße wurde gestern der Inhaber der Detektei ‚Argus', Herr Friedrich Haarmann, erhängt aufgefunden. Obwohl die Lage der Leiche einen Selbstmord nicht ausschließt, besteht die Möglichkeit, daß an Haarmann ein Verbrechen verübt worden ist, da sich im Zimmer zahlreiche Blutspuren vorfanden, möglicherweise von Verwundungen herrührend, die H. bei der Abwehr eines Überfalls dem Täter zugefügt hat. Man fahndet nach dem Mörder hauptsächlich in politischen Kreisen, da Herr Haarmann bei den Kommunisten verhaßt war, deren Rädelsführer er wiederholt der Polizei übergeben hat, wie er überhaupt einen der werktätigsten und wertvollsten Mitarbeiter des Polizeipräsidiums darstellte. Nicht genug daran, daß in letzter Zeit durch das rätselhafte Verschwinden so vieler Menschen unsere Stadt in Unruhe gestürzt wird, scheinen sich die Banditen nun sogar gegen Polizeiorgane zu wagen, um sie umzubringen. Herr Haarmann war in der ganzen Nachbarschaft hochgeachtet, er beschenkte die Armen mit Fleisch und Kleidungsstücken und hat wiederholt durchreisenden Handwerksburschen Obdach gewährt, möglicherweise war es ein solcher, der sich, von

politischer Verhetzung getrieben, für die erwiesene Gastfreundschaft mit einer Untat dankbar erwiesen hat. Die Beerdigung findet morgen von der Stadtkirche aus statt."

DER SPORTSMANN ALS SCHIEDSRICHTER SEINER SELBST

Auf dem europäischen Kontinent kaum ins Mannesalter gekommen, besitzt der Sport gebieterische Macht. Hat er sie sich erobert, ist sie ihm aufgedrängt worden? Und steht es unabänderlich und unvermeidlich fest, daß diese Macht des Sportes segensreich bleiben muß, wenn sie jetzt segensreich ist, und daß sie verderblich bleiben muß, wenn sie jetzt verderblich ist?

Wird die Zukunft so sein, wie Bernard Shaw sie karikiert: die Europäer nichts anderes betreibend als Sport, für nichts anderes lebend als für den Sport und das bunte Kolonialvolk sklavenhaft für sich arbeiten lassend?

An sich kommt nicht der sportlichen Leistung die immense Bedeutung im Kulturleben unserer Zeit zu, sondern dem *Interesse* am Sport und am Sportler, dem Zuschauertum, aus dessen Fanatismus das Berufsspielerwesen erwächst. Diese Nachfrage ist es, die das Angebot von Professionals schafft, deren Seele vom Spielbetrieb so weit entfernt sein kann wie die Seele des Akrobaten von der Turnfreude.

Das industrielle Zeitalter hat alles mechanisiert und spezialisiert, und wenn man heutzutage, statt in der Wohnung einzuheizen, Zentralheizung besitzt, und wenn man, statt das Wasser selbst zu wärmen, Warmwasserleitung hat, warum sollte man den eigenen Körper mit Sport ermüden – unten in der Bahn oder oben im Ring treiben ihn die für dich, die du mit deiner Eintrittskarte bezahlst.

Die utopische Satire Shaws blieb auf halbem Wege stehen: Das Leben des Weißen nicht als nur tennisspielendes oder nur boxendes Wesen und den Exoten nicht nur als Arbeitssklaven hätte er prophezeien müssen, sondern Kuli und Nigger als Sportsmen und ihren weißen Beherrscher als Zuseher auf der Tribüne.

Eine solche Richtung der Entwicklung wäre allerdings eine Gefahr: die Gefahr, daß sich der Sport durch den Sport erledigt und ein müßiggängerisches, verfaulendes Abendland ersteht.

Sie ist keineswegs zu befürchten, denn ein absolutes Schmarotzertum aller Europäer zu gewährleisten, dazu würde nicht einmal die Verwirklichung der kühnsten imperialistischen Kolonialträume plus Realisierung aller Erfinderphantasien ausreichen.

Wenn's also Gefahren zu suchen gilt – und bei jeder neuen Bewegung gilt es bekanntlich, Gefahren zu suchen –, muß man sie anderswo aufspüren.

An Unkenrufern fehlt's nicht im Revier.

Die Politiker, die vor Kriegsbeginn und erst recht nach dem Friedensschluß den warnenden Finger gegen den Sport erhoben, fürchteten eingestandenermaßen, die Jugend werde an Nationalgefühl Einbuße erleiden, wenn sie internationale Spielregeln annehme, mit fremden Mannschaften zusammentreffe, fremde Länder kennenlerne.

Die Pioniere des Fußballsports in deutschen Ländern wurden als Volksverräter beschimpft, das Spiel weniger als roh denn als „englische Krankheit" bekämpft, und nur heute ist es zum Lachen, wenn man nachliest, welch possierliche Rückzugmanöver die Fußballfeinde vollführten, mit welchen Vermittlungsvorschlägen sie kamen: Man möge nach jedem Tor während des Wettspiels – eine Hantelübung einführen, und für die Entscheidung möge auch die Körperhaltung der Mannschaft ausschlaggebend sein!

Wie gesagt, die heutige Generation nimmt das mit Lachen auf, aber der, der um 1900 Schüler und Sportler war, hatte wahrhaftig nichts zu lachen.

In Prag, wo Professor Hueppe, der Vorstand des Deutschen Fußballbundes, lebte, wurden die tschechischen Sportvereine von den deutschen mit den gleichen fadenscheinigen Gründen boykottiert, mit denen man später die Deutschen von der Beteiligung an den Olympiaden auszuschließen versuchte.

Chauvinistisches Beinstellen hat also die Verbreitung des Sportes nicht gehindert, im Gegenteil: Zur Zeit der ärgsten Reaktion wurden in Paris Sportler aus Deutschland bejubelt, und in Deutschland erstand der Boxsport, den deutsche Kriegsgefangene aus dem Konzentrationslager von Isle of Man heimgebracht hatten, ja, dieser „eingeschleppte" Boxsport gewann sich das Interesse von Hunderttausenden, obwohl alle Laien, scheinbar mit Recht, darauf hinwiesen, daß er roh sei. (In Wirklichkeit ist das Boxen der logi-

scheste, naturgemäßeste und geistigste Wettkampf, das stärkste Training zur Widerstandsfähigkeit, die Erziehung des waffenlosen Körpers zur Waffe.)

Wenn selbst Staatsmänner die Rolle der Kassandra spielten, so geschah es, weil sie beweisen wollten, daß ihnen von der größten außerpolitischen Volksbewegung etwas bekannt sei und daß sie auch zu ihr, obwohl sie nicht ins Ministerressort fiel, Stellung zu nehmen vermögen. Diese Stellungnahme war negativ. Sie protestierte gegen das Überhandnehmen der Körperkultur zuungunsten der Geisteskultur.

Im ersten Augenblick konnte die Fürsorge für den Geist überraschen, da sie sich sonst von Staats wegen besonders wenig äußert. Aber gerade die Ungeistigkeit der Staatspolitiker verpflichtet sie innerlich zu einer solchen Geste, die man am leichtesten ausführen konnte gegen die politisch nicht organisierte, keine einheitliche Wählermasse darstellende Sportwelt.

Wenn die Zeit ungeistig eingestellt ist, so ist am wenigsten die Tatsache daran schuld, daß man auf den Körper achtet! Die Reparationen, der Dawesplan, die Rationalisierung, der Abfall von Absatzgebieten, die Krisen, die Arbeitszeit und der Taylorismus tragen mehr dazu bei, daß man kein Organ und keine Muße zu spekulativer Betrachtung hat und keine Lust, sich in Lyrik oder Philosophie zu vertiefen.

Wenn die Radiovorlesungen den Absatz des Buches verringern, wenn die Kinos dem Theater Abbruch tun, wenn die Grammophone dem Konzertsaal schaden, so wird sich doch kein Minister gegen den Filmstreifen, den Rundfunkvortrag oder die Schallplatten auflehnen, denn hinter diesen leblosen Gegenständen stehen mächtige Industrien. Der Sport aber, obwohl er ungeheure Geldmengen ins Rollen bringt, ist keine geschlossene volkswirtschaftliche, also keine politische Macht. Gegen ihn darf der Minister wettern.

Das menschliche Leben hat mehr Raum, als man ahnt! Und ohne einer geistigen Hantelübung nach gestoßenem Tor oder beendetem Tennissatz das Wort reden zu wollen, läßt sich noch immer der Sportsmann denken, der während des schärfsten Trainings gute Bücher zu lesen oder ernste Musik zu hören vermag.

Vielleicht berechtigter ist das häufig (und nicht nur von sozialistischer Seite) erhobene Argument, daß der Sport eine andere Form der militärischen Ausbildung und der Vorbereitung zum Krieg sei.

So ähnlich wie Vater Jahn auf der Hasenheide die Kämpfer für den Freiheitskrieg ausbildete, so erziehe heute die Großindustrie, die eine Verminderung der Menschheit durch Kriege zur Verminderung ihrer Löhne, vor allem aber den Absatz von Waffen und Munition braucht, mit modernen Mitteln das Volk zu der für künftige Schützengräben notwendigen Leistungsfähigkeit.

In einer großen deutschen Literaturzeitung wurde sogar ausgeführt, der Sport sei ein von Fabrikmagnaten und Staatsmännern aufgerichteter Wall gegen die von ihnen gefürchtete ökonomische Emanzipation der Massen. Gerade die Tatsache, daß er in England erstanden und zunächst in Amerika ausgestaltet wurde, deute auf diese, wenn auch nicht eingestandene Absicht des stärksten, des anglo-amerikanischen Industriestabes hin. „Wie anders", sagt der Verfasser, „wie anders wollte man alle diese Weekend-Massen außerhalb der Arbeitsstätten beschäftigen, ihre Zu- und Abläufe dirigieren, zu erschwinglichen Kosten Gemüter an- und abschwellen lassen ... Der Sport ist also wirklich Strategie und Taktik des Großen Industriestabes."

Richtig ist, daß der leidenschaftliche Sportler unter den Industriearbeitern selten gleichzeitig ein ebenso leidenschaftlicher Gewerkschaftler sein wird, und der Werksportverein, der mit Subvention des Unternehmers auf teuren Plätzen teure auswärtige Wettspiele veranstaltet, veranlaßt den proletarischen Sportsmann sicherlich oft, seinen Arbeitsplatz nicht zu wechseln.

Doch ist hier bereits ein Regulativ gegeben. So wie die nationalistischen Sportvereine, insbesondere die der reiseunlustigen Völker, ihre gehässige Einstellung gegen den Nachbarn verlieren, da sie ihn auf dem Sportplatz kennenlernen, so schützen sich die Arbeiter vor einem Mißbrauch ihrer Sportliebe zu kapitalistischen Interessen dadurch, daß sie sich in Arbeitersportvereinen zusammentun, die ebenso ihren Klassencharakter wahren wie die vornehmen Automobil-, Tennis-, Golf- oder Poloklubs den ihren.

Nur durch den Professionalismus wird die Grenze verwischt. Selbst die exklusivsten Golf- und Polomannschaften machen um eines Meisterspielers willen Konzessionen, vom bezahlten Trainer zum bezahlten Spieler ist nur ein Schritt, in der Tennissociety, der anzugehören Ehrgeiz aller Emporkömmlinge war, spielt die Gräfin mit dem früheren Balljungen im gemischten Doppelspiel und reist mit ihm von Turnier zu Turnier, und von den Fußballern in der

Meisterschaftsmannschaft, die keine Berufsspieler sind, sind viele dennoch Berufsspieler. Die Arbeitersportvereine sind vor dem Eindringen der Professionals bewahrt, teils durch die ideologische Beeinflussung ihrer Mitglieder, teils dadurch, daß sie keine Mittel haben, den Spieler zu halten; aber um so mehr droht ihnen, daß der oder jener Meisterspieler sie um klingenden Lohn verläßt.

Gegen das Berufsspielertum wird gewettert, und „hie Amateurismus, hie Professionalismus" ist der große innersportliche Streit. Die Streitenden merken jedoch nicht, daß er über ihren Kopf hinweg bereits entschieden ist: Es gibt Professionals, also muß es unter den gegebenen Verhältnissen Professionalismus geben.

Der heutige Sportbetrieb kostet Geld, und dieses Geld bezahlt (außer bei einigen Millionärklubs) zum größten Teil das Publikum. Das Publikum zahlt desto mehr, je bessere Leistungen es zu erwarten hat. Und von dem, was das Sportpublikum bezahlt, leben viele Unternehmer. Warum soll der Spieler, der die gewünschte Höchstleistung hervorbringt, wenn auch er am Reingewinn partizipieren will, wenn er das Abhängigkeitsverhältnis von seinem Klub nicht scheut und wenn er keine andere Beschäftigung auszuüben gesonnen ist, warum soll er der einzige sein, der nichts von den Einnahmen hat?

Ob er seine Sach auf den grünen Rasen stellt, sich auf dem Sportplatz nicht nur die Gegenwart, zu der er ja nachgewiesenermaßen befähigt ist, sondern auch eine Zukunft verspricht, das bleibe ihm überlassen, sie muß keineswegs schlimmer sein als eine andere, der Verkrüppelte oder altersschwach Gewordene ist in keinem Beruf auf Rosen gebettet.

Wir haben bereits gesagt, warum eine Welt, die bezahlten Sportsleuten zusieht, in den Bereich lächerlicher Utopien gehört. Aber das Gladiatorentum ist ebensowenig eine Gefahr für den Sport wie das Akrobatentum für das Turnen, und das Berufsschauspielertum hat das ungeheure Anwachsen der Liebhaberbühnen nur gefördert.

Um auf dem Gebiet des Sports zu bleiben: Die Jockeis haben das Herrenreitertum nicht eingedämmt, die Chauffeure den automobilistischen Rennfahrern nicht die Lust am Autorennen verleidet, die Förster (trotz allen Spottes) nicht die Jäger abgeschreckt, die Bergführer nicht die Alpinisten.

Was man verlangen muß, damit die auf verschieden hohen

Fundamenten entstandenen Fähigkeiten nicht mit dem gleichen Maß gemessen werden, ist dieses: daß sich der Klub entweder als Berufsmannschaft oder als Liebhabermannschaft deklariere. Ob sie es auch wirklich hundertprozentig ist oder ob in ihren Reihen jemand von einem Klubmäzen gefördert wird beziehungsweise von der Vereinskasse den bekannten „Schuldentilgungsbeitrag" bekommen hat, geht die Öffentlichkeit nichts an, nichts den Konkurrenzverein und nicht einmal den Spitzenverband.

Das Bekenntnis des Klubs zum Amateurismus muß genügen, Schnüffeleien und Denunziationen sind Splitter im Auge des Nächsten.

Jeder Verein hat als Gemeinschaft zu wissen, wieweit das Bedürfnis eines einzelnen mit dem Prinzip des Ganzen vereinbarlich ist. Und jede Gemeinschaft muß hierüber selbst entscheiden können. Je enger sie ist, desto energischer wird sie vorgehen können.

Allerdings ist es hier wie überall: Die materiellen Erfordernisse vermanschen die Ideale. Mag der Spieler einer Liebhabermannschaft auch ein (wenig) verschleierter Professional, mag er auch ein Halsabschneider und Erpresser sein, so wird ihn doch nur selten eine Vereinigung eliminieren, der er den Gewinn von Preisen gewährleistet und den Zulauf des zahlenden Publikums.

Aber diese Frage steht und fällt mit der Hauptfrage des Sports, der einzigen Gefahr des Sports: dem *Rekordwahnsinn!*

Es ist unzweifelhaft richtig, daß die *Meßbarkeit der Leistung* den Sport von allen anderen menschlichen Lebensäußerungen heraushebt, daß sie seine schönste Seite ist.

Während in allen Berufen, in allen privaten Betätigungen, in allen Kunstgattungen nur selten einer die größere Begabung des anderen anzuerkennen gezwungen ist, während er selbst im Falle einer notgedrungenen Anerkennung sich oft zubilligen darf, er wäre unter den gleichen Entwicklungs- und Arbeitsverhältnissen zu einer mindestens ebensolchen Entwicklung und einer mindestens ebensolchen Arbeitsleistung gekommen – während jeder erfolglose Mensch das Wort des erfolgreichen Goethe bestreitet, daß nur dem Toren nicht einfalle, wie sich Verdienst und Glück verketten –, ist im Sportbetrieb die höhere Befähigung maschinell festgestellt. An den Ziffern der Stoppuhr, der Längen- und der Höhenmaße läßt sich nicht deuteln.

Auch hier verketten sich natürlich Verdienst und Glück. Auch hier gibt es Regen und Schnee und aufgeweichten Boden. Auch hier kann Unwohlsein oder das Versagen eines Sportgeräts, ja sogar ein schlechter Schiedsrichter einmal die Entscheidung verschieben, aber nur einmal. Im allgemeinen weiß jeder, „was er drin hat" und was der andere „drin hat". Drittklassige können nicht auf die Idee kommen, sich mit Erstklassigen zu messen. Schwergewichtsmeister nicht mit Bantam.

Aber außer den Höchstleistungen gibt es eine Art von Rekorden, die nichts mehr mit dem Sport zu tun hat, die nur Snobismus, Entjungferungsspleen oder gefährlicher Bluff ist. Und in ihrer Auswirkung: Mord.

Der krasseste Meuchelmord unter dem Deckmantel eines Rekordversuches ist im Frühling 1927 verübt worden. So groß das Aufsehen war, so viele Telegramme und Versionen auch die Zeitungen füllten, so wenig erfuhr man vom kriminellen Zusammenhang dieser Affäre. Man kennt den nackten Sachverhalt der Spekulation nicht, die den Tod von Nungesser und Coli zur Folge haben mußte, die Organisationen der Fliegersportler sind von diesem Panama der Lüfte nicht abgerückt, und deshalb sei hier knapp gesagt, was vorgefallen ist.

Von einem amerikanischen Millionär war ein Preis von fünfundzwanzigtausend Dollar für den ersten Nonstopflug von New York nach Paris oder umgekehrt ausgesetzt worden: Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt sollte erstmalig mit einem Aeroplan die Ozeanüberquerung erfolgen.

In Amerika wurde nun ein Ozeanflugzeug von noch nie dagewesenen Dimensionen konstruiert. Aber dieses Sikorskiflugzeug verunglückte beim Start, in dem brennenden Aeroplan fanden zwei Monteure den Tod. Damit schien das Preisausschreiben erledigt, denn in der knappen Zeit bis zum Ablauf des Termins konnte kein neues Ozeanflugzeug vollendet werden.

Pariser Geschäftsleute aber, ahnungs- und gewissenlos, wollten sich die Chance, fünfundzwanzigtausend Dollar einzustecken, um so weniger entgehen lassen, als sie nicht ihr eigenes Leben zu riskieren die Absicht hatten. Was sie riskierten, war ein alter Kasten von Avion und ein paar tausend Francs, die sie für den Einbau von Benzintanks opferten.

In wenigen Tagen waren die Vorbereitungen zur erstmaligen

Überbrückung des Ozeans beendet, zwei französische Kriegsflieger wurden mit Aussicht auf Gewinnbeteiligung engagiert, vor dem Aufstieg nachweislich gedopt und in die Luft gezwungen, um Himmel und Meer zu überwinden, zum Zwecke des Rekords ... Nie wurde von Nungesser und Coli eine Spur gefunden.

Bei der Eroberung der Luft haben viele Menschen ihr Leben lassen müssen, bevor die Sicherheit der Apparate erprobt war. Ist es nötig, daß überflüssige Opfer um reiner Schiebung willen das Vertrauen ins neue Vehikel erschüttern und daß dies unter dem Deckmantel des Sports, mit Zustimmung der Sportwelt, ja unter Aufsicht der Sportbehörden geschieht?!

Strenge Sportfexe, darunter eine internationale Autorität, lehnen es ab, den Schneeschuhwettlauf, eine der erhebendsten und gesundesten Körperbetätigungen, als Sport zu werten, weil jeder Wettläufer, auch wenn er nur einen halben Meter neben dem andern läuft, eine andere Bahn mit anderem Schnee und anderen Krusten (!) vor sich haben kann, also die nebeneinanderlaufenden Konkurrenten nicht unter mathematisch gleichen Verhältnissen kämpfen.

Aber die gleichen Splitterrichter haben nichts dagegen, daß der private Unfug, oder sagen wir milde: die private Angelegenheit, den Ärmelkanal zu durchschwimmen, von fiebererregenden Telegrammen und Bulletins in den Sportrubriken begleitet wird, obwohl diese Versuche zahllose Todesopfer gefordert haben und doch nichts für die größere Fähigkeit des Erfolgreichen beweisen, da Wind und Wetter und Ebbe und Flut und einmal sogar ein menschenschnappender Delphin den Mißerfolg entschieden.

Wohin führte der Sieg des ersten Kanalbezwingers? Kapitän Webb ertrank bei seinem Versuch, nun auch die Niagarafälle zu durchschwimmen.

Wenn ein Pferd gedopt wird, kann der Schuldige von der Rennleitung und vom Strafgesetzbuch zur Verantwortung gezogen werden, wenn ein Mensch gedopt wird oder sich selbst dopt, läßt sich nichts nachweisen. Aber jeder Sportsmann, dessen Kenntnisse auch nur ein wenig das Kulissendunkel durchdringen, weiß, mit welchen Giften, nicht nur alkoholischen, ein ängstlicher Mann zum Match gebracht wird, weiß, wie manche sensationelle Bestleistung

zustande kommt. Was schert's, daß der Sieger unter dem Lorbeerkranz zusammenbricht, dieses leuchtende Beispiel der Körperkultur durch die Leistung seinen Körper vernichtet hat.

Man vergißt, daß der Läufer von Marathon, mag ihn auch sportliche Vergangenheit zu seinem Dauerlauf befähigt haben, eine Botschaft zu überbringen hatte und daher in diesem Fall kein Sportsmann war. Ein Sportsmann, der am Ziel tot umfällt, ist nicht für den Sport gestorben. Die Einschätzung der Kräfte, die Ökonomie des Temperaments und die Regulierung der Fähigkeiten muß oberster Grundsatz sein.

Was sollen uns Marathonläufe von vierzig Kilometern? Hat ein Läufer über vierzig Kilometer mehr Ausdauer als einer über fünf Kilometer? Kommt es nicht auf Tempo und Einteilung an und auf seine Verfassung am Zielband?

1924, bei der Olympiade in Paris, starteten die Zehntausend-Meter-Läufer in tropischer Glut. Zwei oder drei blieben, vom Hitzschlag getroffen, ohnmächtig auf der Strecke. Der erste von denen, die sich in erbarmungswürdigem Zustand ins Stade de Colombes schleppten, hatte den Orientierungssinn plötzlich verloren, er taumelte und schickte sich an, die Strecke zurückzulaufen, weil er nicht mehr wußte, wo das Zielband gespannt war.

Das ereignete sich beim Wettkampf der Welten. Aber ist es bei den gewöhnlichen Sechstagerennen anders? Was hat es mit Sport zu tun, wenn man sechs Tage lang Schlaf und Muße und Gedanken opfert, um sinnlos im Oval zu fahren, ununterbrochen, ununterbrochen, sechs Tage und sechs Nächte lang. Ein todernstes, mörderisches Ringelspiel, und wenn es zu Ende, die hundertvierundvierzigste Stunde abgeläutet ist, dann hat der erste, der, dem Delirium tremens nahe, lallend vom Rade sinkt, ein Beispiel der Ertüchtigung gegeben.

Sechs Tage und sechs Nächte lang drücken dreizehn Paar Beine auf die Pedale, das rechte Bein aufs rechte Pedal, das linke Bein aufs linke Pedal; sechs Tage und sechs Nächte lang sind dreizehn Rücken abwärts gebogen, während dreizehn Köpfe ununterbrochen nicken, einmal nach links, einmal nach rechts, je nachdem, welcher Fuß gerade tritt, und dreizehn Paar Hände tun nichts als die Lenkstange halten; manchmal holt ein Fahrer unter dem Sitz eine Flasche Limonade hervor und führt sie zum Mund, ohne im Treten innezuhalten. Rechts, links, rechts, links. Die dreizehn Partner liegen

inzwischen erschöpft in den Kojen und werden massiert. Sechs Tage und sechs Nächte lang.

Ein Inquisitor, der solche Tortur, etwa „elliptische Tretmühle“ benamst, ausgeheckt hätte, wäre im finstersten Mittelalter selbst aufs Rad geflochten worden – ach, auf welch ein altfränkisches, idyllisches Einrad! Aber im zwanzigsten Jahrhundert muß es Sechstagerennen geben. *Muß!* Denn das Volk verlangt es. Die Rennbahn mit den dreizehn strampelnden Trikots ist Manometerskala einer Menschheit, die mit Wünschen nach äußerlichen Sensationen geheizt ist, mit dem ekstatischen Willen zum Protest gegen Zweckhaftigkeit und Mechanisierung. Und dieser Protest erhebt sich mit der gleichen fanatischen Sinnlosigkeit wie der Erwerbstrieb, gegen den er gerichtet ist.

Mag dem Bekämpfer der Sechstagerennen auch eine Flut von Schmähbriefen ins Haus gesandt werden, er muß es, wenn er den Sport liebt, immer wieder sagen, daß das Sechstagerennen kein Sport ist.

Hier scheiden sich die Wege.

Nicht Sieg um jeden Preis, nicht Höchstleistung um jeden Preis, nicht widernatürlicher Rekord.

Was man in den Beinen hat, muß man auch im Kopfe haben. Das, was man nicht in den Beinen hat und nicht in den Armen und nicht in den Fäusten, darf man ihnen nicht zumuten, und der Kopf ist dazu da, um den richtigen Sportsmann zu lehren, wie weit er gehen darf oder laufen oder schwimmen.

Der Sport ist am Scheideweg. Die eine Straße führt zur einträglichen Sensation und zum Rekordwahnsinn, der Champion-Titel und Weltruhm verschafft.

Auf dem andern Weg kann man die Kraft des Körpers steigern und jene Freude am Kampf empfinden, die sich selbst genügt.

Welcher Weg einzuschlagen ist, muß jeder denkende Sportsmann für sich allein entscheiden, und einen anderen Sportsmann als den denkenden sollte es nicht geben.

1929–1932

HOLLYWOOD OHNE SCHMINKE

Hollywood ist die Stadt der Sehnsucht für alle, die vom Ruhm und Geld des Films träumen. Hollywood ist das Paradies der Erde, wenn man den Filmzeitschriften und den Reklameartikeln der Zeitungen glauben darf. Wir wollen diesen Tatsachen nur eine kleine Ergänzung hinzufügen, nämlich die, daß keine Villenkolonie des ganzen Erdballs auf einem unfreundlicheren, scheußlicheren, unfruchtbareren Fleck steht als die von Hollywood. Es war Wüstenland, bevor die Filmindustrie aus Gründen der Beleuchtungsstärke und des Regenmangels ihre Garnisonen hierher verlegte, und es ist Wüstenland geblieben.

Warum aber sollten denn Kunst und Reichtum in glücklichem Verein nicht imstande sein, auch auf Wüstengrund jene geschmackvollen Kastelle mit farbenblühenden Gärten zu schaffen, die wir in den illustrierten Zeitschriften und auf kolorierten Ansichtskarten als die Heime unserer Lieblinge verzückt betrachten! Das eine schließt das andere nicht aus, und so können wir es denn nur als einen unglückseligen Zufall verzeichnen, daß die Villen gleichfalls übelster Kitsch sind und die „Parkanlagen" aus Suppengrün bestehen.

Keine einzige Außenaufnahme kann in der Natur von Hollywood gemacht werden, Liebesszenen und Jagdszenen im Suppengrün wären kein box office (das bedeutet „Kassenerfolg" und wird für künftige Besucher Hollywoods hierher gesetzt, damit sie wenigstens das häufigst verwendete Wort von Anfang an verstehen). In Hollywood selbst wächst kein Gras. Aber in den Ateliers kann natürlich der Regisseur solches anordnen, und dort, wo gestern noch der Ahnensaal eines mittelalterlichen Schlosses stand, wuchert heute Präriegras in gewünschtem Ausmaß. Solcherart eingegraben sind Rasenplätzchen auch vor einigen Villen; und auf den Landstraßen, welche – na, wie sollten denn hier die Landstraßen heißen? – „Boulevards" heißen, sind sogar Palmen und Eukalyptus und Pfefferbäume angebracht. Dieser Rasen und diese Bäume werden

über Nacht keineswegs weggeräumt, das Wetter schadet ihnen ja ebensowenig, wie es ihnen nützt, und stehlen – wer sollte denn diese Flora stehlen!

Auf den Bergen die Burgen sind solide Gotik, Spätgotik aus der Zeit 1925 n. Chr., mitsamt Schießscharten für die Armbrustschützen, Zugbrücken für die Reisigen und Rundtürmen für die fanfarenblasenden Wächter hingestellt, kurzum, alles so, wie es der Filmherr braucht, wenn er am Abend aus der Welt des Scheins flüchtet, ihr entrückt sein will. Die Berge aber, auf denen diese edlen Felsennester stehen, sind echt: ihr Grau und ihre Höhe erinnern an Misthaufen und Abraumplätze. – Die geistige, politische und soziale Atmosphäre Amerikas ist überall verpestet, aber Hollywood steht nicht einmal in dieser Atmosphäre, es steht im luftleeren Raum. Mit keinerlei Wirklichkeit ist es verbunden, man lebt auch außerhalb des Ateliers nur für den Photographen und für die Zeitschriften, man liest Romane, die sich allenfalls zur Verfilmung eignen könnten, man spricht von Manuskripten, die verfilmt werden, ist also ganz erfüllt von einer verlogenen Weltbetrachtung, ganz eingesponnen in eine Leinwand, auf der sich edle Grafen bewegen, auf der das sittsame Mädchen trotz aller aufregenden Schwierigkeiten den geliebten Burschen heimführt, auf der der Bösewicht eine schimpfliche Strafe erleidet und alles Gute glücklich endet.

Wer in Hollywood lebt, tut es aus Eitelkeit und um des Geldverdienens willen. Die sagenhaften Reichtümer sind aber dünn gesät. Man kann die Stars, die riesenhafte Gagen haben, an den Fingern abzählen. Die anderen Berühmtheiten sind ausgebeutete Menschen, denn die Verträge, mit denen sie sich vor Jahren verpflichtet haben, werden von den Firmen weiterverhandelt, und die Firma löst für einen solchen Verkauf oft das Zwanzigfache der Gage. Und doch sind die, mit denen dieser Menschenhandel betrieben wird, noch glücklich zu nennen gegen das Heer der Komparsen, der sogenannten „Extras", die nur von Fall zu Fall, für einen oder zwei Tage engagiert werden und von der Tageslöhnung von fünfzehn Dollars bis zum nächsten Zufall leben müssen. Man sieht sie, Alte und Junge, Gewöhnliche und Besondere, Greise und Kinder, Eskimos und Perser, angestellt vor den Besetzungsbüros der großen Filmfabriken, und am Nachmittag rufen sie alle das Casting-Office an, die Statistenbörse, um anzufragen, ob sie von dem

dortigen Allgewaltigen ausgewählt worden sind, morgen irgendwie zu statieren.

Wie groß das Elend auch ist, so intensiv versteckt es sich. Mag man auch hungern, man geht gekleidet wie ein Reicher, man zeigt Zeitungsausschnitte aus der Heimat, in denen man einmal als Filmgröße gepriesen worden ist, man belügt die anderen, aber man belügt vor allem sich selbst. Sie, diese armen Opfer von Hollywood, sind es, die das Lob Hollywoods singen, von ihnen stammen die begeistertesten Schilderungen dieses Paradieses.

Die, die ehrlich sind, findet man in Hollywood noch seltener als anderswo. Der ehrlichste von allen heißt Charlie Chaplin. In seinen Filmen ist es nicht wie in Hollywood, sondern wie im Leben: Der Arme bleibt arm, der Prügelknabe wird geprügelt, und für den komisch aussehenden Menschen gibt es kein Happy-End. Diese Unberührtheit von der verlogenen Umwelt konnte sich nur ein Mensch bewahren, der etwas tut, wovon die anderen Bewohner Hollywoods keine Ahnung haben: Er befaßt sich mit sozialen Problemen. Charlie Chaplin hat Bücher über die Arbeiterbewegung gelesen, er hat mit Streikenden sympathisiert und ist daher als ein „radical" verschrien, etwas, was in Amerika als das furchtbarste Schimpfwort gilt. Diese Tatsache, daß er politisch verdächtig ist, war auch der wahre Grund dafür, daß man vor zwei Jahren ihn unmöglich zu machen versuchte, wie man es schon mit manchem Menschen in Amerika versucht hat: sei es durch Hinrichtung oder auch nur durch Verleumdung. Natürlich war man so klug, nicht zu sagen, daß man Charlie Chaplin wegen seiner politischen Gesinnung aus dem Lande jagen wolle, sondern man nahm seinen Scheidungsprozeß zum Anlaß.

Chaplins Frau hatte einmal um zwei Uhr nachts eine Gesellschaft in sein Haus gebracht, und Chaplin, der von der Arbeit müde war und schlafen wollte, bat die Gäste zu gehen. „Tierische Grausamkeit" nannten das die amerikanischen Zeitungen, und trotzdem Chaplin seiner Frau bei der Scheidung anderthalb Millionen Dollar Abfindung bezahlte, hörten die Puritaner und die Konkurrenten nicht auf, ihn als einen Abschaum der Menschheit zu bezeichnen, man bespuckte ihn auf der Straße, besudelte sein Haus.

Seit jener Zeit ist Chaplin noch einsamer und noch überzeugter geworden. Das Haar des Vierzigjährigen krönt eine silberweiße

Strähne, und was er schafft, wird immer anklägerischer gegen die Ungerechtigkeit der Gesellschaftsordnung.

Der Film, den er jetzt dreht, heißt „City lights" (Die Lichter einer Stadt). Darin stiehlt er Geld, damit seine blinde Geliebte eine Operation bezahlen kann, die ihr das Augenlicht wiedergibt. Für diese gute Tat kommt Chaplin in den Kerker, und als er den verläßt und das sehend gewordene Mädchen ihn in seinen Lumpen erblickt, bricht sie in Lachen aus ...

Mit den Filmgrößen von Hollywood verkehrt Charlie Chaplin wenig, für die neugierigen Berichterstatter der Sensationspresse ist er nicht zu sprechen, für die Filmfanatikerinnen aus aller Welt erst recht nicht. Sein Freund ist Upton Sinclair, der Romanschriftsteller des amerikanischen Proletariats, der von der gelben Presse angefeindetste Mann, der Schöpfer des „Jimmie Higgins" und des großen Epos von Sacco und Vanzetti, des Romans „Boston".

Auch dieses Freundschaftsverhältnis ist natürlich ein Angriffspunkt für die Kapitalisten, aber Chaplin läßt sich in seiner Liebe zu Upton Sinclair nicht irremachen, die Freunde Uptons sind seine Freunde, und Charlie ist glücklich, wenn einer kommt, mit dem man selbdritt acht Tage und acht Nächte lang über das einzige Problem diskutieren kann, das ihn interessiert: Kunst und Sozialismus.

DER ARCHIVAR VON EGER

Man muß kurz nach drei Uhr kommen, wenn man eine längere Arbeit erledigen will. Auf dem Korridor ist's stockdunkel, man tappt an der Wand und rüttelt an einer Tür, aber da öffnet sich schon eine andere, die richtige, ein Lichtstrahl weist den Weg und eine Stimme: „Wer ist da?" Freilich muß erwähnt werden, daß die Zeitangabe „drei Uhr" nicht vollständig war. Es sollte heißen: drei Uhr nachts. Denn der Archivar amtiert nur von drei Uhr bis acht Uhr morgens als Archivar, dann sperrt er ab und geht ins Wallenstein-Haus, um Direktor des Museums zu sein, dann hat er beim Magistrat zu tun oder in der Bibliothek der Dominikaner. Das Haus, darin das Archiv ist, einst war's Kloster der Clarissinnen. Als Kaiser Josef es aufhob, dachte er nicht daran, daß er hier Unterschlupf finden werde, verbannt und verwundet. Jawohl, da steht er mit abgebrochenem Arm, das geschah ihm, als er vom öffent-

lichen Sockel umgestürzt wurde, was man den Umsturz nennt. Vor dem Fenster des Archivs, das von drei bis acht Uhr morgens geöffnet ist, hat er seinen Platz, keinen ruhmreichen Platz, woran er wieder selbst schuld ist, der Kaiser Josef, denn nach der Säkularisierung des Klosters wurde das Gebäude zum Kreisgericht, und da unten, wo er jetzt stehen muß, gleich rechts um die Ecke, war der Galgen, an den der Räuber Greisbeck geknüpft wurde, weil er in Pfraumberg einen Gendarmeriepostenführer erschossen, und wegen eines Karlsbader Raubmordes der Kellner Anton Fischer aus Nouzow. (Wohlschläger fecit.)

Der erste in diesem Haus amtierende Archivar brauchte diese Galgengeschichte nicht aus den Akten zu erfahren, sondern war selbst dabei. Ein junger Untersuchungsrichter, kam er vor fünfundfünfzig Jahren in dieses Haus, dessen Klosterzellen damals als Kerkerzellen dienten und dessen Klosterküche damals als Gefängnisküche diente und jetzt als Archiv dient. Als er Mitte der Vierzig war, verließ er den Justizdienst, ging in den Ruhestand, denn er litt an Schlaflosigkeit, hatte (und hat) keinen Tag länger als zwei Stunden geschlafen und auch die nicht zusammenhängend, warum soll man da die paar Jahre, die einem noch zum Leben bleiben, mit Zeugenprotokollen, Tatbestandsaufnahmen und Gerichtsurteilen verbringen? Dieweil er aber schon als Richter historische Interessen gezeigt, ersuchte ihn der Bürgermeister, das frei gewordene Archiv zu übernehmen. Darauf besah sich der pensionierte Landesgerichtsrat das in den Bodenkammern des Stadthauses liegende Material, Tausende Kisten, Faszikel, Schachteln und Regale mit Papieren, auf denen fünfhundertjähriger, siebenhundertjähriger Staub lag, und erwiderte: „Nein. Ich mach das nicht." Man kann ihm das keineswegs übelnehmen, denn er war ein wegen schwerer Krankheit pensionierter Staatsbeamter, der nicht lange zu leben hatte. Das einzige, wozu er sich doch bestimmen ließ, war: die Bestände zu ordnen, Auszüge aus den Dokumenten zu machen und Kataloge herauszugeben. Nun stellte sich ihm nach und nach heraus, daß Eger die vollständigsten Aktenbestände aller Städte der Welt habe, kein Reichs- und kein Landesarchiv des Erdballs wohl ein so lückenloses Dokumentarium seines Gebiets besitze. Seit dem Jahre 1270 (damals hat es in Eger gebrannt) fehlte nichts. Aus der ruhmreichen Zeit, die die Freie Reichsstadt vorher erlebt, erhielt sich nur ein steinernes Dokument von Barbarossa, der in Eger geheiratet hatte:

seine herrliche Kaiserburg; und ein Brief König Ottokars II. überlebte die Feuersbrunst, ein Pergamentbrief, darin er alle uralten, von seinen Vorgängern der Stadt Eger erteilten Rechte und Vorrechte, Gnaden und Freiheiten, Belehnungen und Privilegien so ausdrücklich bestätigt, daß durch die Verbrennung der Vorakten politisch nichts verlorenging.

Was aber seit dem Brande jemals ein Kaiser, ein König, ein Markgraf oder ein Bischof der Stadt Eger kund und zu wissen tat, was je ein Schöffe oder ein Gerichtsschreiber in den sechshundertsechzig Jahren niederschrieb, was im Rat verhandelt ward, was dem Landbewohner des Kreises an Klo (Klauensteuer) und dem Hausbesitzer in der Egerstadt an Losung vorgeschrieben wurde, die Achtbücher, die Proklamationsbücher mit den Kundmachungen, die Musterungsbücher für den Kriegsfall, die Ausgabsprotokolle, die Kopialbücher, die Chroniken und die Ratsbibliothek, all das ist erhalten.

Und all das wartete darauf, archivalisch geordnet zu werden nach Pergamenten, papiernen Urkunden und handgeschriebenen Büchern, nach dem Egerland im allgemeinen, nach dem Egerland im besonderen und nach den auswärtigen Beziehungen der Egeraner, vornehmlich mit den böhmischen Herren, den fränkischen Fürsten und den „lieben Altvätern" in Nürnberg. Aus den Pergamenten legte der in dauernden Ruhestand getretene Landesgerichtsrat zehntausend Regesten auf je einem Bogen und mit Indizes der Personen, Orte und Sachen an, in Foliobänden registrierte er die Papiermanuskripte und die Ausgabsbücher, notierte über eine Million genaue Daten, unzählige kulturhistorisch wichtige Details und bereitete die interessantesten zur Publikation vor. Der zum Archivar gewordene Gerichtsbeamte leistete das mit seiner wunderbar malenden Handschrift, deren Buchstaben aussehen wie aus den Seiten einer Inkunabel geschnitten. Vielleicht hatte er anfangs gedacht, er könne, die Nächte seiner Schlaflosigkeit ausnützend, in fünf Jahren damit fertig sein, doch wurden es zweimal fünf Jahre und fünfmal fünf Jahre und siebenmal fünf. Heute wie vor fünfunddreißig Jahren geht er um drei Uhr nachts ins Archiv, klettert auf die Leitern und bedeckt auf dem Stehpult Seite und Seite mit seinen Gutenbergschen Buchstaben.

Nun ist es aber eine Pracht. Auch wenn man eigens am Abend vorher nach Eger gekommen und zu nachtschlafender Zeit aus den

Federn gekrochen ist, kaum drei Stunden nach Mitternacht, nur um recht viel erledigen zu können – man wird immer wieder verlockt, die Schätze zu bestaunen. Anderthalbtausend kunstvoll kalligraphierte Kaiser- und Königsbriefe, weit mehr also, als im Wiener Hof- und Staatsarchiv sind oder sonstwo. Die ältesten tragen keine Unterschriften, denn die Kaiser konnten vor Maximilians Zeiten noch nicht schreiben, Karl der Große hat in hohem Alter die Kunst des Lesens mühselig erlernt, manche seiner Nachfolger überhaupt nicht. Aber um so imposanter war das Sigillum, es diente statt des Namenszuges, erst was ein Siegel trug, galt als unverbrüchlich und echt und unantastbar. Goldene Bullen erliegen im Egerer Archiv, das kostbare, massive Siegel in Watte verpackt und das Pergament in Leinen.

Weltpolitik und Kirchturmpolitik stoßen sich hart im Raume. Wir schlagen im Stadtbuch das Sitzungsprotokoll vom Montag, dem 27. Februar 1634, nach. Darin ist geschrieben, Bürgermeister und Rat seien gestern von den Obristen Butler, Gordon und Herrn von Steinheimb auf die Burg gefordert worden, wo man ihnen mitteilte, daß die vorgestrige Tötung des Generalissimus Wallenstein, der Generale Terzky, Illo und Kinsky und des Rittmeisters Niemann erfolgte, weil sie Rebellen gegen den Kaiser gewesen. Wäre dieses Werk gestern nicht ausgeführt worden, hätte Eger dem Herzog von Friedland Gefolgschaft schwören müssen, widrigenfalls der Erste Bürgermeister gespießt, der Zweite geköpft und alle in ähnlicher Weise durch den hierzu schon bestellten Scharfrichter prozediert werden sollten, bis die anderen eingewilligt und geschworen hätten. Daraufhin haben Bürgermeister und Rat einhellig erklärt, Ihrer Kaiserlichen Majestät als dero Allergnädigsten Herrn bis in den Tod gehorsam zu verbleiben, maßen denn heute früh um acht Uhr wiederum der ganze Rat, Gericht und ganze Gemeinde aufs Rathaus erfordert und nochmals einhellig erklärt worden, in Ihro Majestät gehorsam Gut und Blut zuzusetzen und in Gehorsam zu sterben. Nach dieser immerhin denkwürdigen Mitteilung wird ohne Übergang auf laufende Stadtgeschäfte eingegangen, Herr Vetterl stellt einen Antrag wegen Ein- und Ausgehens der Emigranten in der Stadt, und ähnliche Dinge kommen zur Sprache.

Egerland und Europa, Hussiten und Dreißigjähriger Krieg, Reformation und Napoleon wirbeln durch das säulengetragene Ge-

wölbe der alten Klosterküche, bis der alte Herr zusperrt, da die achte Morgenstunde schlägt, Bureauschluß.

Nun geht man mit ihm über den Burgfried, durch das alte Eger, das in eindringlicherer, schönerer Sprache Weltgeschichte vorträgt als Nürnberg oder Rothenburg, durch herabfallende Gassen an der Kaiserburg mit zauberhaften Namen „Ameneigasse“, „Ausreiterhof“, „Rosenbühl“, „Mühltor“, „Martinischlössel“, „Rahmturm“, über hängende Plätze, an ebenerdigen Häusern vorbei, über den stolzen Marktplatz mit seinen hohen, vielstöckigen Korndächern, durch alte Gegenden, in denen sich nichts geändert hat seit dem frühesten Mittelalter.

Der greise Archivarius weiß zu jedem Fleck eine Geschichte, hier ins Mordgassl, dieser unheimlichen Schlucht, hat am Gründonnerstag 1350 der von einer Barfüßerpredigt aufgezeigte Pöbel, unter Führung eines Landsknechts, die Juden Egers getrieben und allesamt niedergemetzelt. Hier im Chor der Marienkirche hat am 26. Jänner 1285 Kaiser Rudolf von Habsburg den Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg belehnt. Hier wohnte Seni, Astrolog Wallensteins, hier hat Goethe den Scharfrichter Huß achtmal besucht, hier wohnte Wallensteins Leibmedikus Dr. Sachs, hier stand der Gefängnisturm, hier – wir sind schon im Museum – ist das perlenbestickte Antependium aus dem beginnenden vierzehnten Jahrhundert, das einen Wert von über drei Millionen Kronen hat, hier ...

Wir kannten die Egerer Gassen und Häuser schon und die Sammlungen und wußten auch einiges von ihnen. Aber das alles war wie Urkunden ohne Petschaft, erst der achtzigjährige Archivar, der uns peripatetisch durch Eger führt, gibt den auf uns eindringenden Erscheinungen aus allen Epochen und Gebieten die urkundliche Beglaubigung, ein Siegel ist er, und Siegl heißt er auch.

DIE „LIEBE“ IM KRIEG

„Für Heimat und Familie, für alte Art und Sitte“ zogen die Heere aller Nationen in den Weltkrieg, jedes, um das bedrohte Vaterland, den bedrohten Herd vor dem ruchlosen Feind zu schützen.

Wie diese Zucht und Sitte aussah, weiß jeder Frontsoldat zu erzählen, denn jeder Frontsoldat passierte hier und da die Etappe.

Die Kriegsliteratur, auch die sogenannt pazifistische, hat sich sehr wenig mit dem schamlosen Treiben befaßt, das sich in der Nähe der höheren Kommanden entfaltete. Als Heinrich Wandt nach dem Kriege einige Sittenbilder aus der Etappe Gent skizzierte, mußte er in den republikanischen Kerker wandern. Aber so, wie es in Gent zuging, ging es überall zu, im Lager der Alliierten und der Mittelmächte. Die großen Hauptquartiere waren umschwirrt von Kokotten aller Preislagen, von solchen, die nur die Herren Generale erschwingen konnten, und von solchen, die auch für die Herren Offiziere oder Rechnungsunteroffiziere ihre Arme ausbreiteten.

Liebesmahle im ursprünglichen Sinn des Wortes waren an der Tagesordnung, und die ungeheure Macht, die der Vorgesetzte über den entrechteten Untergebenen besaß, wurde hüben und drüben, überall dort, wo Gattinnen und Geliebte in Feldgarnisonen, Etappen oder zu den Ersatztruppen zu Besuch kamen, in schamloser Weise auszunützen versucht.

Im zweiten oder dritten Kriegsjahr erinnerte man sich auch an die Mannschaft und errichtete für sie Liebesstationen, Gaststätten mit Frauenbedienung zu einer vom höheren Kommando festgesetzten Taxe.

Vorher hatten die Wünsche der Soldaten und das Liebesleben der Etappenoffiziere nur einen satirischen Ausdruck gefunden, in einer in Form eines Armeebefehls verfaßten Anordnung zur Errichtung von Feldfrauenhäusern unter der Leitung von „Feldweibeln“ und mit genauen Dienstvorschriften.

Diese Parodie eines Befehls, die in der deutschen und österreichischen Armee in Tausenden von Exemplaren zirkulierte, ist wahrscheinlich verlorengegangen. Veröffentlicht worden ist sie auch nach dem Kriege niemals – möglicherweise deshalb, weil alsbald die Wirklichkeit die Satire übertraf.

Und natürlich durfte noch weniger etwas über die wirklichen Maßnahmen verlauten, mit denen man Frauen hinter die Frontlinien beförderte, um sie dort mit bärtigen Landstürmern und achtzehnjährigen Knaben zusammenzubringen.

Solche Publikationen hätten den Gattinnen und Müttern die Augen geöffnet über das Heldentreiben „am Feinde“, und deshalb hat auch Kerenski, obwohl er behauptete, den Krieg nicht mehr mit zaristischen Methoden, sondern „in freier demokratischer Form“ fortsetzen zu wollen, ein russisches Buch, das sich mit dieser Erotik

im Felde von 1914 bis 1916 befaßte, verboten, so daß es erst nach seinem Sturz erscheinen konnte.

Was in Rußland vorkam, kam überall vor, die Marketenderinnen und Soldatendirnen des Dreißigjährigen Krieges konnten für das Massenaufgebot des zwanzigsten Jahrhunderts nicht mehr genügen, die Gustl von Blasewitz, ihrer Romantik entkleidet und in Ludendorffsche Dienstvorschriften gezwängt, hatte sich vertausendfacht, aber trotzdem haben Kriegsdichter, Kriegsberichterstatter und Kriegsphotographen, sonst so beredt und mitteilsam, von diesem Aufgebot feinfühlend geschwiegen.

ÜBER DIE ROLLE DES SCHRIFTSTELLERS IN DIESER ZEIT

Eine Antwort auf Deinen Brief „Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit“ hat sich in je drei Absätzen auf drei Punkte zu erstrecken:

den äußeren Anlaß unseres Konfliktes;

Deine Ansichten über Toleranz, Generation und Justizkampagne;

die prinzipiellen Zusammenhänge der Literatur mit Politik, Partei und Propaganda.

1

Gottfried Benn wurde den Lesern der „Neuen Bücherschau“ in begeisterten Worten vorgestellt. Dagegen protestierten wir. Du glaubst, wir hätten unüberlegt gehandelt, und verweist auf Benns „Kunst und Staat“. Nun, dieser Aufsatz ist die Jeremiade eines Einsiedlers darüber, daß er nicht genug geachtet werde, die Klage eines sorgfältig Weltfremden und eifrig Unverständlichen darüber, daß ihm seine Literatur so wenig – Geld einbringe. Noch schöner als diese kaufmännische Bilanz und als sein Mitleid für die verarmten Fürsten ist ein im „8-Uhr-Abendblatt“ erschienener Aufsatz über den Mord an der Krankenschwester Edith Cavell, dem MUDr. Gottfried Benn als Militärarzt beigewohnt hat. Aber das Wort „Mord“ steht nicht bei Benn und nicht im „8-Uhr-Abendblatt“ – bei Benn und im „8-Uhr-Abendblatt“ steht, daß die Erschießung der Edith Cavell eine vom militärischen Standpunkt ganz

berechtigte Hinrichtung war. Gottfried Benn ist ein in seine krankhaften (schizophrenen) Hemmungen eingesponnener Snob, der keine Ahnung von der Welt hat, aber sie behandelt. Dagegen muß man sich wenden – wie auch der Doktor Benn gegen eine auf ärztlichem Gebiet verübte Pfuscherei schon Mittel und Wege finden würde. Ich habe mich dagegen gewendet, indem ich, in meinem Brief an Dich, schnell den Satz von den Fürsten im Rinnstein zitierte. Ich habe mich nicht dagegen gewendet, indem ich eine Kritik schrieb. Das wäre zeitraubend und schwer, denn es gibt für diese Art von tiefen Dichtern (zum Unterschied von uns seichten) keinen Satz, den sie nicht mit einem gegenteiligen aufheben würden, und vielleicht hat Benn seine Wehklage über die Fürsten gar nicht als Wehklage und die Fürsten gar nicht als Fürsten und den Rinnstein gar nicht als Rinnstein gemeint, und vielleicht frohlockt er sogar über die Fürsten im Rinnstein. Ich habe also erst gar nicht kritisiert, denn es ging nicht um ein Ich namens Gottfried Benn.

Es ging um *fünf Sätze* eines Mitarbeiters, wie Du milde bemerkst, um nur fünf Sätze, die in der Kritik Max Herrmann-Neißes über Gottfried Benn standen. Fünf Sätze. Du kannst bestätigen, daß ich als Mitglied des Redaktionskomitees oft genug über viel weniger als fünf Sätze viel mehr als fünf Sätze sprach und schrieb. Denn fünf Sätze können viel enthalten. Setzen wir den Fall, daß ein Mitglied irgendeines ernsthaften literarischen Kreises veröffentlichen würde, dieser Kreis produziere nur Kitsch. Wäre das nicht Grund genug für den Kreis, aufs tiefste empört zu sein?

Die Geringschätzung von literarischen Lieferanten politischen Propagandamaterials wiegt aber schwerer als der Vorwurf des Kitsches. Nimm zum Beispiel ein Ereignis wie den 1. Mai 1929 in Berlin. Alle Berliner Zeitungen strotzten von Greueltaten der Kommunisten gegen die wehrlose Polizei, die planvoll überfallen und meuchlerisch geschlachtet worden sei. Man rief nach Auflösung des Frontkämpferbundes, nach Einkerkerungen, nach Beschlagnahmen. Der winzige Kreis der Publizisten, die anzudeuten versuchten, was sich nach der Durchführung der geforderten Gewaltmaßnahmen herausstellte, daß nämlich kein einziger Polizist auch nur eine Kratzwunde erlitten, wohl aber an zehn verschiedenen Straßenecken von der Polizei in Frauen und Kinder geschossen, zweiunddreißig Menschen getötet und Hunderte verletzt wurden, der winzige Kreis dieser Publizisten fand kein Plätzchen zur Äuße-

rung in einer „unabhängigen“ Zeitung. Begründung: „Ihr seid literarische Lieferanten politischen Propagandamaterials.“ Und das sind wir wirklich im Kampf gegen die Verleumdung Sowjetrußlands, gegen die Kolonialgreuel, gegen den Faschismus, gegen vieles und für vieles. Mit diesem Urteilsspruch schließt man uns aus, in entscheidenden Dingen mitzusprechen. Wenn aber aus dem Redaktionskomitee des Literaturorgans, dem wir angehören, dieser „Vorwurf“ als Vorwurf erhoben oder ohne Absicht übernommen wird, dann kann es nicht anders wirken als – Verzeihung – ein Dolchstoß von hinten. So hat es auf Becher gewirkt, so hat es auf mich gewirkt, unabhängig voneinander und ohne gegenseitiges Einvernehmen haben wir auf die Rezension Max Herrmann-Neißes reagiert. Beide waren wir só kleinlich, uns gegen fünf Dolchstöße zu wehren.

2

Einen Generationsunterschied machst Du geltend. Schlimm, schlimm. Den Nationalismus der Generationen haben die Professoren erfunden: Generation gegen Generation auszuspielen wie Franzosen gegen Deutsche. Gäbe es Unterschiede, dann müßten die Jahrgänge, die den Krieg mitgemacht haben, klüger sein als die neuen Jahrgänge. Sie sind es nicht – da hast Du recht. Jedoch auch umgekehrt stimmt es keineswegs, die Generation Bronnen und der jüngeren Hakenkreuzler wird den nächsten Krieg froher bejahen als die von Barbusse.

Literaturpapismus willst Du nicht üben, „Die Neue Bücherschau“ müsse verschiedene Meinungen gelten lassen. Das ist ein demokratischer Standpunkt, allgemeingültig und darum nicht minder gefährlich. Die Zeitschrift eines sozialistischen Kreises darf nichts drucken als die Wahrheit.

Aber – „Was ist Wahrheit?“ fragte Pontius Pilatus. Nun, Wahrheit ist, daß sich die Erde um die Sonne dreht, daß der Storch die Kinder nicht bringt, daß Gottfried Benn uns nichts angeht, daß es kein Vorwurf sein darf, literarischer Lieferant politischen Propagandamaterials zu sein. Uns gemeinsam von denen lösen zu dürfen, die ein weiteres Herz haben, ein demokratischeres und für die es keine objektiven Wahrheiten gibt und die Wahrheiten für Lügen und Lügen für Wahrheiten halten, das verstehen wir unter Freiheit, Herr Redakteur Leo Hirsch, der Sie im „Berliner Tageblatt“ Bechers

und meine Haltung als kommunistische Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mit dem Spott Ihrer unbändigen Freiheit begießen!

Die Parallelstellung einer Kampagne für die Befreiung von Max Hoelz mit der für den hingerichteten Jakubowski kann nicht unwidersprochen bleiben. Eine Rote-Hilfe-Aktion hat nichts mit der üblichen Aufklärung eines Justizirrtums zu tun. Uns handelt es sich um die Solidarität, einen in den Kerker geratenen Klassenkämpfer zu retten; ob einer der gegen einen Faschisten abgegebenen vierzig Schüsse von Hoelz stammte oder ob Hoelz in Eisleben einen Mann wirklich am Arm verwundet hat, ist natürlich für unser Verhalten nicht im geringsten wichtig. Aber bei den üblichen Aktionen zur Aufdeckung von Justizirrtümern, selbst dort, wo sie nicht aus Geschäftsgründen oder aus journalistischem Tatendrang erfolgt, sondern aus einem ethischen Gefühl, wird der Klassencharakter der Justiz weder erkannt noch angetastet, sondern man setzt ihr nur mit väterlicher Strenge oder mütterlicher Milde einen begangenen Fehler aus. Ein anständiger Mensch wird es begrüßen, wenn dem Opfer eines Justizfehlers sein Recht wird, ebenso wie man sich freuen mag, wenn die Heilsarmee einen Betrunkenen vom Erfrierungstod rettet. Aber deshalb sind wir noch lange nicht für die Heilsarmee.

3

Man kann nur in der Unabhängigkeit wirken, sagst Du uns und kannst gewiß sein, daß Dir der Beifall der Parteilosen dafür dankt. Welcher von ihnen verachtet nicht „die Fesseln der Partei", sucht sich nicht „aus allen Parteiprogrammen das Beste heraus", erklärt nicht, er könne sich „nicht binden", singt nicht das Lied von der Burschenherrlichkeit, „so frei und ungebunden". Wir andern haben diese Freiheit nie als Freiheit empfunden, wir wissen, daß nur der, der nichts zu sagen hat, alles sagen darf.

Die Trennung von Politik und Literatur möchtest Du vor allem vollzogen sehen. Das ist vergeblich. Alles in der Welt ist von der Politik abhängig, von den ökonomischen Verhältnissen und ihrem Überbau. Also auch die Literatur und selbst die exakten Wissenschaften. Freilich heißt das, was man an „Happy-End" oder Werther-Selbstmord, an Liebe, Detektivistik, Vergrübelung, Pornographie, Seele und individualistischer Lyrik in allen Qualitäten herstellen läßt, „tendenzlose Kunst", und es wird meistenteils

politisch unbewußt geleistet. Hingegen wird jede Befassung mit einem wichtigen Problem längst als banal, als üble Tendenzmache, als Demagogie bezeichnet; wer das tut, „ist ein Speichellecker des Proletariats“ oder gar ein literarischer Lieferant politischen Propagandamaterials.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Dialektik Hegels um den Materialismus Feuerbachs bereichert und der Materialismus Feuerbachs um die Kenntnis der realen Verhältnisse von Industrie, Handel und Lebensbedingungen: Durch den dialektischen Materialismus wurde die Aufgabe gestellt, die Welt zu verändern, statt sie zu interpretieren. Innerhalb einer knappen Polemik kann über das Gegenseitsverhältnis von Politik, Wirtschaft und Geist wenig ausgesagt werden, wogegen es einer Zeitschrift wohl möglich sein könnte, diese Zusammenhänge aufzuzeigen und sich zu ihnen zu bekennen. Nur müßte sie von einem Kreis redigiert sein, in welchem die Möglichkeit, die andere Seite, die Snob-Literatur, zu preisen und die politischen Tatsachenlieferanten zu beschimpfen, etwas Undenkbares wäre. Noch undenkbarer aber, daß der Herausgeber in jene philosophische Vorzeit zurückkehrt, den Veränderungszweck des Wortes negiert und wörtlich sagt, daß dem Schriftsteller nur *zwei* Aufgaben gestellt sind: zu gestalten und zu erklären. Mit diesem Satz wie mit Deinem ganzen offenen Brief sprichst Du deutlicher aus, als wir es taten, daß zwischen uns ein weiter Spalt klafft.

„Braucht Ihr die Partei, braucht Euch die Partei?“ So fragst Du. Diese Fragen sind bejaht. Alles, was nach dem Krieg eine überparteiliche Geltung gewann, alles, alles kommt aus der Partei. Alles, was auch Dir wichtig ist, die Rußlandfilme, die neue Karikatur, die neue Theaterregie, die neuen Verlagsleistungen – die bürgerliche Welt gibt selbst zu, daß sie dem nichts entgegenzusetzen hat. Von der Literatur brauchen wir gar nicht zu reden in einer Zeit, da die remarquable Verwässerung des unter persönlichem Heroismus von meinem Parteigenossen Henri Barbusse im ersten Kriegsjahr veröffentlichten Antikriegsbuches dem geschickten Nachtreter Millionenerfolge und die Anwartschaft auf den Nobelpreis einträgt. Über die Parteileute in der Literatur von Gorki bis zu unseren gemeinsamen Freunden sind wir uns ja einig. „Ja“, kannst Du antworten, „aber wären diese einzigen Begabungen unserer Zeit geringere Begabungen, wenn sie außerhalb der Partei stünden?“

Nun, ein Zufall ist es wohl nicht, daß sie innerhalb der Partei stehen. Von dem Postament des denkerischen Systems aus, das die Philosophie um die Kenntnis der Umwelt bereichert, das bewußt Vergangenheit und Gegenwart in den Dienst der Zukunft stellt, zur Kunst und Wissenschaft die Politik gefügt hat, kann man sozusagen dreidimensional sehen. Wogegen der unmarxistische Schriftsteller an jedes Problem aus dem Stegreif herangeht; von seiner schriftstellerischen und denkerischen Begabung, von seiner größeren oder kleineren Beeinflussung durch die höchst politische unpolitische Literatur hängt es ab, ob er es überhaupt aufstöbert. Dagegen sind dem Kenner der sozialistischen Literatur die Probleme des seit Jahrhunderten im Gang befindlichen Klassenkampfes klar, zu welchen gleichermaßen das Ding an sich wie ein kleiner Gegenstand des täglichen Bedarfs gehören; von der Fähigkeit des marxistischen Schriftstellers hängt es dann ab, ob er das ihm deutlich sichtbare Problem zu erledigen vermag. Das hat die Partei von uns, das haben wir von der Partei, die sich – siehe Lenins Briefe an Gorki – sehr um die Schriftsteller bemüht.

„Aber, Kisch" – dieser Einwand ist möglich –, „Du kannst uns doch nicht erzählen, daß jedes Parteimitglied, jeder Schriftsteller, der der Partei angehört, ein vollkommener Marxist ist." Nein, das kann ich Euch wirklich nicht erzählen, denn es ist nicht wahr. Dagegen kann ich Euch erzählen, daß er ein vollkommener Marxist sein sollte und daß er, um so mehr er sich darum bemüht, ein um so besseres Parteimitglied darstellt. Ferner kann ich Euch erzählen, daß die Zugehörigkeit zur Partei einen unausgesetzten Verkehr mit dem Proletariat bedingt und dieser lebendige Zusammenhang mit der aufstrebenden Klasse jedem dazu verhilft, die wirkliche Welt zu sehen und sie von der Scheinwelt zu unterscheiden. Diese Scheinwelt von allen Seiten zu bedichten und zu beschreiben, haben die Machthaber in Auftrag gegeben und als „reine Kunst" proklamiert. Wir aber wollen mit dieser „reinen Kunst" nichts zu tun haben.

SELBSTANZEIGE: „PARADIES AMERIKA"

Der Weg nach Amerika ist mit guten Reisebeschreibungen gepflastert. Drüben erhält man überdies Bibliotheken von Prospekten und merkt nun, daß jene die Wirkung von diesen seien, daß kein

Schilderer sich der gigantischen Reklame, der gigantischen Selbstzufriedenheit von USA zu entziehen vermocht. Dennoch zweifelt man noch nicht daran, daß das Gepriesene auch wirklich preisenswert sei. Erst empirisch erfuhr ich: Fast alles ist Schwindel, fast alles furchtbar oder komisch. Ich nahm Taglöhnerarbeit an, die drüben leichter zu finden ist als hier, aber dafür auch nur einen Bruchteil des Existenzminimums gewährleistet. Meine hübscheste Arbeit war die eines Leichtmatrosen auf einem Schiff, das von New York durch den Panama-Kanal in die Häfen des Pazifischen Ozeans fuhr. Das, was die Leute, vom Ersten Offizier an bis zum letzten Schiffsjungen, sprachen, war das gleiche, was man von den Filmschauspielern in Hollywood, von Goldgräbern in Sacramento, von den Verbrechern in Chicago, von Arbeitern auf Fords Rouge Plant in Detroit, von den Spionen in Washington, den Bankiers von Wall Street, den Leichenbalsamierern in New York, den Quäkern in Philadelphia, den Hutmachern in Connecticut, den Konfektionären der Bowery und von den Mädeln überall zu hören bekommt. Es ist der perfekte Blödsinn und überall der gleiche Blödsinn. Die Lebensbedingungen, die Arbeitsmethoden sowie die geistigen und erotischen Wirkungen sind von San Francisco bis Boston mathematisch gleich. Amerika ist nicht mehr das Land der unbeschränkten Möglichkeiten – *Amerika ist das Land der unmöglichen Beschränktheiten.* Ich habe viel gelacht, und mein Leser wird wohl viel lachen müssen, obwohl ich sachlich zu bleiben bemüht war und im Grunde nichts lächerlich ist. Es ist auch nicht lächerlich, daß die Amerikaner lächerlich sind. Drei sind davon auszunehmen: Chaplin, Upton Sinclair und ein Mädchen namens Inez.

BANKETT IN HOLLYWOOD

Eben angekommen und von zwei bei allen Filmleuten beliebten Schauspielerkindern im Auto zu den Sehenswürdigkeiten Hollywoods geführt, geriet der ergebenst Unterfertigte in das Haus Emil Jannings'. Dort waren gerade viele Leute zum Abendbrot versammelt, und der ergebenst Unterfertigte wurde gleichfalls eingeladen, obwohl die Gesellschaft gesiebt und vornehm war. Man unterhielt sich mit fröhlichen Gesichtern. Dies muß ausdrücklich vermerkt werden, denn Gerüchte behaupten, daß die Filmleute zu

Hause grimmig, mit gefletschten Zähnen dasitzen, um sich für das milde beziehungsweise unschuldvolle beziehungsweise innige beziehungsweise siegreiche Lächeln des Berufs schadlos zu halten. Man erzählt, daß ein jungverheiratetes Filmpaar dabei überrascht wurde, als es einander blutig schlug. „Was ist los?" fragte der Besucher. – „Ach, nichts, wir erholen uns bloß von den verliebten Posen vor der Kamera." Also heute unterhielt man sich mit fröhlichem Lächeln, und so sind die obigen Gerüchte entweder erfunden, oder eine große Gesellschaft gehört zum Geschäft, bei dem das „keep smiling" noch Geltung hat. Man bewundert die Chungs, die angeblich Hunde, in Wirklichkeit aber eine edle Mischung von Wolf und Bär sind, weshalb ihnen Gussy Holl die Namen „Cohn" und „Fitzliputzli" und ähnliche gegeben hat, man amüsierte sich über die Papageien, die die ihnen von Jannings liebevoll beigebrachten Unflätigkeiten krächzten, und lauschte dem Grammophon, aus welchem die Stimme des Herrn Hansen ertönte: „Es geht der Dolly gut, / Sie sitzt in Hollywood / An einem Tisch / Mit Lilian Gish." Dieser Refrain wurde laut mitgesungen, und Lilian Gish freute sich und wartete bei der zweiten Strophe auf die Wiederholung der Ovation. Aber sie kam nicht, denn Mister Lothar Mendes übertönte alle mit dem Text: „... an einem Tisch / Mit E. E. Kisch." Die Dolly, die es im Lied so gut hat, saß nicht am Tisch, es sei denn unter einem anderen Namen. Man konnte sich aussuchen, die Gäste seien hier aus einem später ersichtlich werdenden Grunde aufgezählt, mit einer einzigen Ausnahme, einer Dame, die nicht genannt sei.

Es war ein alter Filmschauspieler da, dessen Sohn heute geheiratet hatte, er stellte sich als Mister Douglas Fairbanks vor, und seine Frau, die gleichfalls Filmschauspielerin ist, aber unter dem Namen Mary Pickford auftritt. Es war ein Mister Tom Mix da, der einzige im Frack. Mister Ronald Colman saß schüchtern in einer Ecke. Die Herren Lubitsch, Stein, Mendes, Murnau und Viertel sind allesamt Regisseure, aber Herr Murnau ist eher blond als schwarz. Herr Berthold Viertel muß vorgestellt werden: Wenn er mit Chaplin und Harold Lloyd auf der Straße geht, bleiben die Leute stehen und flüstern einander zu: „Das ist Berthold Viertel, der highbrow, dieser da zwischen den beiden Männern." Ja, er ist der highbrow, der einzige Intellektuelle von Hollywood, und die Generaldirektoren bitten ihn in allen Angelegenheiten um Auskunft. So zum Beispiel: „Sagen Sie, Mister Viertel, gibt es einen Roman von Shakespeare,

der den Titel ‚Der Bubikopf auf dem Autobus' führt?" Monsieur Feyder, der in Deutschland die „Thérèse Raquin" gedreht hat, war auch da mit seiner jungen silberhaarigen Frau, die die sympathischeste Frau zwischen Meliba Beach und Pasadena ist. Die anwesenden Schauspieler hießen, soweit mich mein Gedächtnis nicht trügt: Conrad Veidt, Buster Keaton, Ramon Navarra, Georges Bancroft. Auch der Parnaß war vertreten, die Poesie: durch den deutschen Dichter Leo Birinski. Unter dem Tisch lag ein Hund namens Rintintin. Kurzum, es war sehr berühmt, vor allem durch jene Schauspielerin, die hier nicht genannt werden soll. Sie bekommt nicht nur die höchste Gage und die längsten Plakate, sondern erweist auch dem Film durch ihr Auftreten eine Gnade, denn sie hat es gar nicht nötig, sie ist – wie jeder aus ihrem eigenen Munde weiß – so vornehm, daß die obige Anwesenheitsliste nur veröffentlicht wird, um zu zeigen, daß alle Gäste gegen jene Dame nichts anderes darstellen als, insofern dies Wort erlaubt ist, den letzten Dreck. Die Burg, der sie nach ihrer Aussage entstammt, ist eine Altersgenossin der Habichtburg im Aargau, also in der Schweiz gelegen, wenn man auch aus einigen Redewendungen der Dame vermuten könnte, daß dieses Stammschloß an der Panke liegt und „Hohenwedding" heißt. Wie dem auch sei, man spricht bei Tische von – oh, ihr würdet nicht erraten, wovon man spricht –, man spricht vom Film.

Die Berühmte hatte sich vor einigen Tagen empört aus dem Studio entfernt, weil der Regisseur Erich von Stroheim ihr eine Filmsituation in ordinären Worten auseinandergesetzt hatte. Sie weigerte sich, mit einem solchen Flegel weiterzuspielen, und die Direktion gab ihr recht, der Film wird nicht zu Ende gedreht werden, trotzdem schon mehrere hundert Meter fertig sind. Die Berühmte erzählt, wie es war: „Mister von Stroheim kommt auf mich zu und sagt mir, Sie müssen jetzt ein Gesicht machen, ganz aufgelöst, als ob Ihr Liebhaber gerade in diesem Moment ... Es läßt sich gar nicht andeuten, was er sagte, es war so commune. Da habe ich mich umgedreht und bin weggegangen." – „Ja, aber, gnädige Frau", wagt Viertel einzuwenden, „Stroheim wollte Sie doch damit sicherlich nicht verletzen. Sie wissen doch, daß er ein Genie ist. Er wollte Sie irgendwie durch Worte hypnotisieren, in einen Trancezustand versetzen ..." – „Oh, c'est bien possible", gibt die Berühmte zu, da sie merkt, daß die anderen drei Viertel der Gesellschaft diese Ansicht teilen, „aber ich kann nichts dafür, daß ich das nicht ver-

trage. Wissen Sie, meine Erziehung ist schuld. Auf unserem Schloß hat man in meinem Beisein nicht einmal das Wort ‚Beine' gebraucht, weil es als obszön galt, ich habe bis zu meiner Heirat nie gewußt, was ein Mann ist, und nun soll ich von Mister von Stroheim solche ..., ich weiß gar nicht, wie ich es nennen soll ..., ich bin doch ..." – „Alte Bockbiernutte", gellte es plötzlich durch den Saal. Der Papagei Joko hatte die Gelegenheit einer Gesprächspause benützt, um sich zur Geltung zu bringen.

In den nächsten zehn Minuten waren alle Meister und Meisterinnen der Mimik vollauf damit beschäftigt, so zu tun, als hätten sie nichts gehört.

FUSSBALL IN AMERIKA

Wenn der Amerikaner vom Fußball spricht – und er spricht immer vom Fußball –, so meint er nicht den Fußball, den man in Europa spielt. Wenn er vom Fußball spricht, den man in Europa spielt, so spricht er vom „Soccer", was wohl eine Verstümmelung des Wortes „Association" bedeutet. Fußball aber ist in USA nur Rugby. Das ist der Nationalsport.

Die Kinder spielen es in den Seitenstraßen der Dritten Avenue von New York, am Goldenen Tor in San Francisco und zwischen den Automobilfabriken von Detroit. Die Jünglinge sind in zwei Lager gespalten: solche, die spielen, und solche, die Anhänger von Klubs sind, von Mannschaften ihrer Universität, ihres Bezirks, ihrer Firma. Die älteren Amerikaner männlichen Geschlechts und die Amerikanerinnen aller Altersstufen sind nichts weiter als „Fans", Fanatiker der Sporttribünen und vor allem der Sportberichte, die sich während des Spiels, graphisch dargestellt und vom Radio bewegt, auf den Häuserfronten der entlegensten Zeitungspaläste zeigen.

In Amerika ist der Sport mehr als anderswo zum Gladiatorentum ausgeartet, reiner Professionalismus; sogar auf den Universitäten bietet man den Spielern ungeheure materielle Vorteile.

Rugby erfordert viel mehr körperliche Leistungsfähigkeit und mehr Mut als der Association-Fußball, ist aber auch brutaler, und nicht ohne Grund muß die Mannschaft mit Binden und Bandagen versehen, Schienbeine und Schädel, Ohren und Knie, Schultern und Unterleib geradezu gepanzert sein.

Nicht rund ist der Ball, sondern er hat die Form einer großen

Pflaume. Er wird immerfort zu tragen versucht. Die Mannschaft, der es gelingt, zehn Schritte mit dem Ball zu laufen, verzeichnet einen Erfolg, der ungefähr dem deutschen Tor entspricht. Deshalb sind die gegnerischen Elf insgesamt darauf aus, zu vereiteln, daß diese zehn Schritte gelingen. Wie vereiteln sie das? Sie vereiteln das, indem sie ihre behelmten Köpfe dem Träger des Balles in den Bauch rennen, ihn bei den Füßen packen, ihn ins Gesicht boxen oder mit ähnlichen Zärtlichkeiten bedenken.

Naturgemäß stürzt innerhalb eines Zeitraumes von längstens einer Viertelminute der jeweilige Ballbesitzer auf die Erde, Freund und Feind über ihn zu einem beängstigenden Klumpen von Leibern. Es pfeift der Schiedsrichter, es entwirrt sich der Knäuel.

Nur der zuunterst liegende Spieler, noch vor kurzem stolzer Träger des Balles, bleibt zumeist auf dem Boden, verwundet oder ohnmächtig oder beides. Schwarze Klubdiener jagen über den Platz, um das Opfer durch künstliche Atmung und Essig zu sich zu bringen. Auch der Arzt kommt mit dem Medikamentenkasten. Der Schiedsrichter jedoch kann Unordnung auf dem Spielfeld nicht leiden, er läßt den Menschenrest wegtragen.

Inzwischen haben sich die Überlebenden – Zeit ist Geld – mit Eiswasser erfrischt, und weiter geht das friedliche Spiel.

Wieder eine Viertelminute lang, manchmal eine halbe, wieder eine halbe Stunde und noch eine halbe Stunde, Anwerfen und Umwerfen der Mannschaft, Aufstehen und Niedersetzen des Publikums, Erregung in ganz Amerika.

WIR GEHEN INS CAFÉ, WEIL ...

Ja, wir in Europa können mit einer Leichtigkeit diese Frage beantworten, denn wir haben das vielgeliebte Kaffeehaus, ohne das man meiner Meinung nach nicht leben kann. Sitzt man in einer deutschen Stadt, so braucht man bloß an ein Telefon zu gehen und einige Freunde anrufen, mit denen man sich dann im Kaffeehause verabredet, und schon ist der Kreis, das heißt zu einer geistigen oder geselligen Unterhaltung, geschlossen. Das Kaffeehaus erspart uns sozusagen eine Wohnung, die man nicht unbedingt haben muß, wenn es ein Kaffeehaus gibt. Das ist, was wir Europäer, wenn wir nach Amerika hinüberkommen, so sehr vermissen.

ÜBER „BERLIN AM MORGEN“

Ein großes neues Morgenblatt, eine Abonnentenzeitung zu schaffen ist seit dem Kriege, obwohl doch eine beispiellose Hochflut von publizistischen Neugründungen einsetzte, eigentlich niemandem gelungen.

Selbst die großen kapitalistischen Unternehmungen und Konzerne, deren Geldreserven so unermeßlich sind wie ihr Interesse an der Beeinflussung (Niederhaltung) breiter Volksschichten, konnten wohl auf der Straße Sensation erregen und dort Hunderttausende von Gelegenheitskäufern finden, aber die Wohnung des arbeitenden Menschen gebot dem Tank ihrer Propaganda Halt.

Daß es möglich sein werde, den millionenreichen, eingeführten Tageszeitungen, die um so politischer sind, je unpolitischer sie sich gehaben, daß es möglich sein werde, ihnen eine Tageszeitung der Werktätigen entgegenzusetzen, schien jedermann unmöglich.

Der Zeitung „Berlin am Morgen“ ist es gelungen, und sie besteht bereits ein Jahr. Dieses Jubiläum gibt wieder Hoffnung, daß sich das Volk selbst gegen die von seinen Machthabern aufgerichtete Verdummungsmaschinerie wehren wird.

„Berlin am Morgen“ ist nicht nur eine wichtige Zeitung, sondern auch eine ausgezeichnete Zeitung. Sie muß noch wichtiger und noch ausgezeichneter werden. Und das wird sie mit jedem neuen Abnehmer, den ein Abnehmer gewinnt.

Deine Sache ist's, die dort verhandelt wird!

TAGBAU IM FALKENHAUER REVIER

Man kann zunächst leicht geneigt sein, die ins Terrain eingeschnittenen Rechtecke für tiefergelegene Fußballfelder zu halten oder für Rennbahnen, für Stadien. Da aber in einigen dieser Sportplätze schwarze Pfützen stehen, schließt man alsbald, daß diese Sportplätze keine Sportplätze seien, sondern Anlagen zur Kohlenförderung.

Der Schluß ist falsch, sein Resultat ist richtig. Die Pfützen haben nichts mit der Kohlenförderung zu tun, sie sind kohlenstaubhaltige Abwässer, aus den Fabriken hierher geleitet, damit der Egerfluß nicht verunreinigt werde. Die Aushebungen im Erdboden aber, das,

was man für Sportplätze zu halten geneigt war, sind Tagbauten zur Gewinnung der Braunkohle, teils abgebaute (die, in denen die schwarzen Lachen stehen), teils in Betrieb befindliche.

Zwischen Karlsbad und Eger kann man mindestens zehn solcher Mulden zählen, jede etwa dreihundert Meter lang, westlich des Kulmer Berges dampfen in ihrer Nähe die vierschrötigen, charakteristisch gebündelten Entdunstungsschlote der Brikettfabriken.

Das war alles noch nicht da, als Goethe mit heißem Bemühen die Geologie dieses „seltsamen Landes“ zu enträtseln suchte und vor Entzücken außer sich geriet, wenn er irgendwo eine Schottergrube entdeckte, an deren Wand das Profil der Erdschichtung erkennbar war.

Damals gab es noch keine Kohlengruben, nur bei Alaunhütten wurde nach Schwefelkies geschürft, um daraus Alaun zu gewinnen, und aus den Bauernschächten holte man sich Kohlen für den Küchenherd. Erst als die Eisenbahn heranbrauste, entdeckte man das Braunkohlenrevier unter dem Erzgebirge, und die darin lagernden Moore und Torfe und Bäume, längst verkohlt, mußten sich erschließen lassen. Vier Millionen Tonnen werden per Jahr gefördert.

Der Deckel der Falkenauer Kohlenkiste ist aus Schotter und feinblättrigem, graublauem Cypris-Schiefer, also benannt nach einem vorsintflutlichen Schalenkrebs, dessen Reste man hier findet. Unter diesem Schieferdach wohnt die Kohle in verschiedenen Etagen, gleich zuoberst, also sozusagen in der Mansarde, das Antoni-Flöz, die Lignitkohle. Wie das schon zu sein pflegt mit den Inhabern der Dachwohnung – der Antoni ist quantitativ der „mächtigste“, sein Wert wird gering eingeschätzt.

Ganz anders das Agnes-Flöz, das gleich darunter lagert. Es ist zahlenmäßig nur halb so stark wie sein Nachbar im Oberstock, hat aber einen doppelt so hohen Heizwert; das heißt, es hat eine Mächtigkeit von höchstens zehn Metern und entwickelt bis zu achttausend Kalorien, soviel wie Steinkohle.

Zuunterst, vom Agnes-Flöz durch ein taubes (einst von den Alaunhütten nach Schwefelkies durchschürftes) Zwischenmittel geschieden, liegen die Josefi-Flöze, sieben bis zehn Meter mächtig, viertausend Kalorien.

Das ist die Dreifaltigkeit der Braunkohle.

Tagbaumäßig wird die Kohle dort gefördert, wo die Überlagerung, jener einstige Tummelplatz des Cypris-Krebses, höchstens doppelt (in Deutschland viermal) so mächtig ist wie das darunterliegende Flöz.

Löffelbagger oder Eimerbagger reißen die Überlagerung in gierigen Bissen an sich, bis eines Tages das Lignitflöz freiliegt und – auf ähnliche Weise wie bei Steinbrüchen – durch einfaches Hereinhacken abgebaut werden kann. Billige Rohkohle; der Radius ihrer Versandfähigkeit ist klein, da bei weiten Bahnstrecken die Fracht mehr als die Ware kosten würde.

Nachdem der Lignit auf eine gewisse Breite festgelegt ist, geht es an das Hauptflöz. Das wird mittels Mühlenbetriebs gewonnen. Längs der Abbaufront werden von den Strecken aus, die auf dem Liegenden der Kohle vorgetrieben werden, senkrechte Aufbrüche durch die ganze Mächtigkeit der Kohle hergestellt bis zu zwanzig Meter Höhe. Oben steht der Häuer, sich immer tiefer hinabhackend und zugleich die Mündung des Mühlentrichters verbreiternd, durch dessen Rohr die Kohle direkt in den Hund fällt.

Wer im Schichtlohn (Taglohn) steht, wie die meisten Arbeiter, darunter die auf dem Bagger, verdient einschließlich Familien- und Kinderzulage etwa 30 Tschechenkronen täglich, das ist 3,75 Mark. Zumeist wird aber nur in drei bis vier Schichten per Woche gefördert, und der Häuer muß monatlich einen Betrag von 71 Kronen (9 Mark) für die Provisionskasse und Bruderlade bezahlen. Es gibt hier Bergarbeiter, denen nach den Abzügen ein Wochenlohn von 102 Kronen verbleibt, also 12,50 Mark, wovon sie ihre fünfköpfige Familie ernähren sollen.

Auf dem senkrechten Rand des Tagbaues stehend, sieht man ein eigenartiges Getriebe sich entfalten. Als wäre ein tiefes Bergwerk aufgeklappt! Man wird an ein Krippenspiel erinnert, einst auf dem Jahrmarkt bestaunt: da bewegten sich Bergleute, sie hackten die Kohle, füllten die Hunde, da drehte sich müßig und streng der Obersteiger, und oben sah man ein Kirchlein, die Glocken läuteten, ein Zug von Bergknappen begleitet einen verunglückten Kameraden zu Grabe.

Das Kirchlein sahen wir auch in natura, aber seine Glocke tönt nimmermehr, ihm hat schon das Sterbeglöcklein geläutet, der Spaß „Religion“ hört auf, wenn es um Geld geht, der liebe Gott muß übersiedeln wie das ganze mehr als zweihundertjährige Dorf, das

nahe dem Rand der neuen Schlucht steht. Die Bergwerksgesellschaft braucht den Raum, ungeduldig schnaubt der Bagger.

Nur wenige Häuschen stehen noch – und zwar im Prozeß mit der Montanfirma wegen Höhe der Ablösungssumme. Eines von ihnen ist eingestürzt beim letzten Regenguß, das Erdreich, des stützenden Nachbars beraubt, wartete das Urteil des Enteignungsverfahrens nicht ab und rutschte. Jetzt geht es nur noch um Schadenersatz – wie wenn da unten ein Mann zusammengestürzt ist.

Immer mehr von Feld und Dorf, von Bühl und Anger verschlingt der Löffelbagger. Wenn er in Ruhe ist, kann man ihn für einen Laufkran auf Schienen halten. Doch seht ihn, wenn er zubeißt. Der Unterkiefer stößt sich in die senkrechte Wand, und krachend fällt das Geröll in sein Riesenmaul. Nun dreht er seinen langen Hals und spuckt den ganzen Fraß in die Waggons.

Eine Lokomotive führt sie, die Abraumwagen, zu einem bereits ausgekohlten Tagbauterrain, wo ihr Inhalt verstürzt wird.

Viertausend Kubikmeter frißt und speit der Bagger an einem einzigen Tag, ein Jahr und länger frißt und speit er, bevor er das ganze Tagbauterrain abgedeckt hat. Inzwischen sind tief unten am Boden der wilden, zerklüfteten Schlucht drei Bretterhütten prärienhaft entstanden. Die eine spiegelt sich im Tümpel des Grubenwassers und ist das Pumpenhaus, an die andere lehnen Räder der Hunde, in der dritten schmiedet, schleift und repariert man das Gezähe, die Werkzeuge des Bergmanns.

Schienen zerschneiden die Sohle, und ockergelb durchfließt sie ein eisenhaltiger Bach. Auf einem Haufen liegen Baumstämme, ganze und zersägte.

Oben, am Gipfel des steilen Hangs, wartet eine unsagbar ärmliche Menschenmenge das Ende der Nachmittagsschicht ab. Auf umgestülpten Rückenkörben, Holzbutten, ausgedienten Schubkarren und Kinderwagen sieht man da uralte Mütterchen sitzen, halbwüchsige Mädchen schäkern mit Burschen, und Kinder hänseln den Dorftrottel. Diese Elendenkirchweih durchschreitet streng ein strenger Polizist mit strengem Gummiknüppel, zwei gekreuzte Hämmer auf dem Uniformkragen. Auf daß man sich, wenn die Sirene schrillt, nicht prügle, um die Kohlenstücke im Letten.

In dem untersten Teil der vielfarbig gestreiften Felswände sind quadratische Löcher, die Strecken, gebohrt, und die frischen Holzverschalungen heben sich ab vom schwarzen Grund wie goldene Ösen.

Der Häuer steht auf der schrägen Wand, aus den Höhlen des schwarzen Gebirges schieben halbnackte Männer die Hunde, oben und unten, von außen nach innen und umgekehrt, stößt unausgesetzt eine waagrechte oder stumpfwinklige Bewegung gegen die senkrechte Fläche, ähnlich dem Getriebe am Bienenstock. Aus den Waben hervor kommt Kohle. Auf schiefer Ebene rollt sie in die Brikettfabrik.

Dort wird sie zerkleinert auf Körner von null bis acht Millimeter. Röhrentrockner oder Telleröfen nehmen ihr von der vierzigprozentigen Feuchtigkeit fünfundzwanzig Prozent weg, wobei der Abdampf der Pressen und Maschinen als Trocknungsdampf Verwendung findet. Nach Abkühlung wird die getrocknete Kohle in der Exterschen Strangpresse brikettiert: ohne Beisetzung von Bindemitteln, was den Unterschied zwischen westböhmischen und reichsdeutschen Kohlenbriketts ausmacht.

Ruckweise bewegt sich aus der Presse der Strang, eine schwarzsilberne Schlange, deren jedes Körperglied zuckt. Jedes Körperglied ist ein Brikett.

Tag und Nacht, Nacht und Tag ringelt sie sich aus der sie fortzeugend gebärenden Maschine, von Montag sechs Uhr morgens bis Sonnabend zwölf Uhr nachts, sechshundert Tonnen in vierundzwanzig Stunden, Preis per Meterzentner Kč 13,90 ab Werk, also etwa sieben Heller für ein Brikett.

Die schwarze Boa constrictor schiebt sich in harrende Eisenbahnzüge oder in Fuhrwerke. Achtzig Prozent der böhmischen Briketts gehen nach Deutschland.

SPRECHERLAUBNIS

> Nachdruck gestattet, Radio-, Hörspiel- und Tonfilmrechte vorbehalten!

Wissen Sie schon, daß es in Berlin, im Zentrum Berlins, ein Zimmerchen gibt, wohin Sie kommen können, um einen Freund zu besuchen, aber Sie sind nicht allein mit Ihrem Freund in diesem Zimmerchen, sondern außer Ihnen sind noch andre Besucher in dem Zimmerchen, und außer Ihrem Freund sind noch andre Freunde in dem Zimmerchen.

Und zwischen den Besuchern und den Besuchten ist ein dicht-

vergitterter, aber leerer Käfig – zwei engmaschig verdrahtete Wände, zwischen denen nichts ist als ein Abstand.

Und Sie müssen laut sprechen, damit Ihr Freund Sie durch dieses dichtvergitterte Vakuum hört, aber da Sie laut sprechen, damit Ihr Freund Sie durch das dichtvergitterte Vakuum hört, müssen die andern, die mit ihren Freunden durch das dichtvergitterte Vakuum sprechen wollen, noch lauter sprechen, damit ihre Freunde sie durch das dichtvergitterte Vakuum hören, und auch Ihr Freund und die Freunde der andern sprechen laut durch das dichtvergitterte Vakuum – je lauter die einen, desto lauter die andern. Und so ist alsbald das Zimmerchen in Berlin, im Zentrum Berlins, von tierischem Gebrüll erfüllt.

Warum duldet das die Behörde? Wo ist die Polizei?

Die Polizei ist in ihrem Hause, und das Zimmerchen ist auch in ihrem Hause, im Polizeipräsidium am Alexanderplatz.

Es ist das Besuchszimmer. Wenn jemand wegen eines Polizeivergehens oder im Verdacht eines Polizeivergehens, zum Beispiel wegen Vernachlässigung einer Paßvorschrift, in Haft genommen wird, so können Sie ihn besuchen. Aber dann werden Sie brüllen.

Vor kurzem wurde in einem Buch über das Paradies Amerika empört darauf hingewiesen, daß im New-Yorker Stadtgefängnis, den berüchtigten Tombs, jeder Besucher in einer vergitterten Loge sitzt und der Besuchte in einer vergitterten Loge ihm gegenüber. Die Empörung über diese Einrichtung sei hiermit zurückgenommen. Paradies Alexanderplatz ist schlimmer. Paradies Alexanderplatz hat keine Logen. Kaum drei Meter ist das Zimmerchen breit, aber da der leere Käfig, der Trennungsraum, in der Mitte steht, so bleiben eigentlich nur zwei Wände. An der Wand drüben sind die Gefangenen und eine Tafel „Amtsgericht Berlin-Mitte, Vorzimmer des Vernehmungsrichters", an der Wand hüben verläuft eine Bank, auf der man sitzen kann, bevor die Gefangenen hereingeführt werden. Auch auf der Gefangenenseite ist eine Bank, aber die Gefangenen sitzen in ihren Zellen, hier sitzen sie nicht, sondern stehen und pressen sich ans Gitter wie die Besucher. Man preßt sich ans Gitter, um die Schalldistanz abzukürzen, man spricht laut, dann etwas lauter, noch etwas lauter, noch und noch lauter, bis der Höllenlärm losgeht.

Jeder sieht jeden durchs Gitter, aber hüben weiß niemand, welche Schuld den Gefangenen gefangen hat, ob eine Übertretung der

Fahrordnung oder ein Massenmord oder gar eine politische Gesinnung, während natürlich die von drüben die Gattinnen ihrer Mitgefangenen als Gattinnen von Massenmördern oder gar als Gattinnen von Kommunisten zeitlebens im Gedächtnis behalten werden. Gute Chancen für Spitzel und Erpresser. Wo bleibt die Polizei?

Die Polizei bleibt bei diesem Zimmerchen, und ihr Vertreter, ein Schupo, steht mit gegrätschten Beinen vor dem Käfig. Ist er zum Lauschen bestellt? Wie bestellt steht er da ... Aber er muß doch abgeholt werden, sonst wird er taub und kann nicht mehr lauschen.

Diesen Lärm, diese Massenansammlung, dieses Gedränge hält ja kein Aas aus. Sie würden gucken, wie die Polizei mit Gummiknüppeln hineinfahren würde, wenn sich das alles anderswo ereignete.

Und gegen die Veranstalter einer solchen Radaudemonstration würde mit Revolvern, mit Zuchthaus, mit Schutzgesetz, ja sogar mit Recht vorgegangen werden, wären die Veranstalter nicht identisch mit der Polizei.

EIN ABEND IN ST. PAULI

I. Hamburger Brat-Fischküche

Agitatorische Verse schmücken die Wand, darin sich die Worte „jung und frisch" auf Fisch reimen, „Dorsch" auf „forsch" oder gesagt wird, die Kräfte seien nicht mehr zu messen, von denen, welche täglich Fische essen. Eine Tafel aber singt also:

Der kluge Mann, die junge Frau
Essen 2× per Woche Dorsch oder Kabeljau
Warum?

Das Fragewort steht machtvoll und schalkhaft nach Abschluß des Zweizeilers da. „Warum?" Ja, warum essen der kluge Mann, die junge Frau zweimal per Woche Dorsch oder Kabeljau? Ich ahne schon, das „Warum" hat mich darauf gebracht, daß das ein Stärkungsmittel ist – gut. Der kluge Mann braucht das. Aber die junge Frau? Wenn auch sie sich zweimal per Woche durch Dorsch und Kabeljau verstärkt und verjüngt, dann wird für den klugen älteren Mann das gleiche Quantum zu gering sein. Ich rate Ihnen, Stefan George – denn Ihre Autorschaft scheint mir trotz der Anonymität außer Frage zu stehen –, das Gedicht so zu fassen:

Der kluge Mann wünscht 2× per Woche,
Daß man ihm Dorsch oder Kabeljau koche.
Doch seiner jungen Frau tut er raten:
Iß nur Schweine- oder Kalbsbraten!
Warum?

Die Antwort auf dieses „Warum" liegt klar auf der Wand. Und zwar so, daß eine Tabelle anzeigt, welche Nährwerte die Fische in sich bergen und wie kläglich Rindfleisch, Schweinefleisch und Kalbfleisch dahinter zurückbleiben.

Ohne den Wert all dieser Agitation und Propaganda unterschätzen zu wollen, glaube ich nicht, daß die an der Theke Fisch essenden Gäste dies aus Überzeugung tun. Wenn ein deutsches Beefsteak so billig wäre wie ein deutsches Fischsteak (35 Pfennig), ein Rinderfilet so billig wie ein Seelachsfilet (ohne Haut und Gräten mit Salat 30 Pfennig), so würden sie sicherlich ebensogern in einem fleischfressenden Restaurant Stammgäste sein. Aber die Goldbarschaft reicht nicht einmal für einen Goldbarsch (40 Pfennig pro Stück), hätte der Rotzjunge nicht eben ein Jota weniger in seiner Tasche, würde er Rotzunge essen (30 Pfennig) statt Brathering, der nur 10 Pfennig kostet. Fischkarbonaden und Scholle sind schon feiner, der Schlemmer nimmt für 20 Pfennig Remouladensoße dazu.

Frisch ist die Ware hier hart an den Landungsbrücken, der Wirt steht als Einkäufer bei sich in Heuer, so wie er auch sein eigener Koch und Steward ist. Insbesondere Koch. Ein Handtuch hat er um den Hals geschlungen, ein anderes Handtuch um den Bauch gebunden, so trägt man's in der Kombüse auf hoher See.

Sich die rohen Portionen auszusuchen ist der Gäste Recht, aber des Koches Pflicht ist es, den Fisch ihrer Wahl aufs Drahtnetz zu breiten. Schon gestern abend hat er 40 Pfund Nierenfett oder Öl (etwa 30 Liter) in den Tank des Fischbratofens gegossen, die Manometerskala zeigt eine Fetthitze von 150 Grad. Jetzt, da sich das Drahtnetz mit neuen Portionen in die eiserne Trommel schiebt, zischt es empört auf im Höllenkessel, mit bedrohlichem Brodeln empfängt man den Eindringling, um dessentwillen sich rücksichtslos die Tür in die kalte Welt öffnet, den Eindringling, der noch Wasser und Kühle im Leib hat, das Wasser des Ozeans und die Kühle des Ozeans.

Der Zeiger des Manometers muß in tiefere Gefilde der Skala zurücksausen. Und erst da sich die Ofentür schließt, rückt er langsam wärmeren Ecken seines Segmentes wieder zu. Bis der Wirt öffnet und den Kabeljau vor uns hinstellt, der braun und heiß geworden ist, unseren Hunger stillt und uns, dem klugen Mann, die Manneskraft erneuert.

II. St. Pauli im Tattersall

Schlecht sind die Zeiten in St. Pauli, von den zwölf Ponys, mit denen die Hippodrome nahe der Großen Freiheit bestückt sind, stehen neun trübselig in der Manege umher, die Mädchen, einst beim Reiten nur die Strumpfbänder zeigend, müssen sich nun bis zur Hüfte darbieten, und damit nicht genug, verlangt der fremde Kavalier, bevor er der Reiterin einen Grog bezahlt, daß sie die Schlüpfer ablege, schlecht sind die Zeiten in St. Pauli.

Man muß es schon als besonderes Geschäftsglück ansehen, wenn eine Gesellschaft von Bezechten „tom olln Peerstall" hereinzottelt, die Männer in Damenhüten, die Damen in Männerhüten, und dann auf die armen Rößlein klettert. „Nicht ein Pferd, nicht zwei Pferde", brüllt der Wortführer der Gruppe unausgesetzt, „nicht drei Pferde, nicht vier Pferde, sondern eine ganze Kavalkade von fünf Pferden!"

Die ganze Kavalkade von fünf Pferden sprengt nun umher, bis den Frauen schwindelt und die Männer sich kühn aus dem Sattel schwingen, um zu kotzen. 25 Pfennig kostet das Reiten, sechsmal im Rund, der Galopp nicht weniger als eine Mark. Aber wenn eine korpulentere Dame dem Gelüst nicht widerstehen kann, sich als Amazone vorzukommen, wenn das Publikum dies mit Zurufen quittiert hat, „kiek mal, die dicke Pißnelke krallt ooch auf 'n Gaul", dann will auch der Reitknecht etwas zur Belustigung beitragen, er knallt mit der Peitsche, Pferdchen, lauf Galopp, die Haarnadeln fallen, die Locken lösen sich, Barchent offenbart sich, und da man endlich der gesetzten Dame aus dem Sattel hilft, zahlt sie nur 25 Pfennige, obwohl sie einen Eine-Mark-Galopp geritten, schlecht sind die Zeiten in St. Pauli.

Es ist ihm ein Festessen, ein Fackelzug, eine Kanalfeier, wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung. Wenigstens beteuert er das bei unserem Eintritt, beteuert es uns, da er uns das Bier hinstellt, und findet noch sonst allerhand Gelegenheit, es zu beteuern.

Ob ihm unser Eintritt und das Hinstellen des Biers wirklich ein Festessen bedeutet, einen Fackelzug, eine Kanalfeier, wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung, das zu ergründen fällt uns schwer bei einer so gemixten Persönlichkeit und einer so gemischten Lokalität.

Diese ist halb Bierkneipe und halb Museum für Kolonie und Heimat, halb Wohnung und halb Raritätenkabinett, und jener – der alte A. E. Th. Haase – ist erst recht ein Sammelsurium: etwas Taddädl aus Wien, wo er geboren ist, etwas Pathetiker des Bavariabräus, das auszuschenken ihm ein Festessen, einen Fackelzug usw. bedeutet, etwas bärbeißiger Kapitän, als welcher er vierzig Jahre lang die sieben Meere befahren haben will, und etwas Naturwissenschaftler, der nicht die schlechtesten Dinge ausgestopft und hereingestopft hat.

Etwa zweihundert zoologische und ethnographische Präparate, Schiffsmodelle und Waffen, Säugetiere und Amphibien, Geweihe und Photographien hängen und liegen und stehen in den beiden Wirtsstuben, so wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung. Jedes Exponat hat seine Erklärungsordnung, zumeist mit dem lateinischen Namen und irgendeiner Legende, der zufolge zum Beispiel jene abgebildete Samoanerin Haasens Schwiegermutter in Afrika gewesen sei und 28½ Liter Milch gebe, jenes Nest des Webervogels stelle in Wirklichkeit nichts anderes dar als einen Körperteil von Columbusens Schwager, jene Schlange fuhr aus der Haut, als sie hörte, daß Carl Hagenbeck zum Kommerzienrat ernannt ward. Nicht genug daran, erzählt Papa A. E. Th. Haase, mit hartem Seemannstritt auf dem Verdeck seiner Budike auf und ab schreitend, jedem Heinrich und jedem Mariechen, die zu ihm an Bord kommen, wie er dieses oder jenes seiner Museumsstücke erwarb, und keines, ohne hiebei einen oder mehrere Nachkommen gezeugt zu haben.

Der Papagei Lorrita, aus den Kordilleren in die Erichstraße von

St. Pauli verschlagen, kreischt dazu, es sei ihm ein Festessen, ein Fackelzug, eine Kanalfeier; aber den Nachsatz, „wie die Orders lauten und die Frachten fallen nach der deutschen Seemannsordnung", scheint Lorrita noch nicht erlernt zu haben.

Zwei Millionen Mark – keinen Pfennig mehr oder weniger – hat ein amerikanischer Heinrich im Sommer 1914 dem alten Haase für sein Museum geboten, der Vertrag war schon perfekt, aber da brach der Krieg aus, und der alte Haase bekam nichts – keinen Pfennig mehr oder weniger. So berichtet der alte Haase seinen Gästen, die es glauben müssen, während er auf seiner Kommandobrücke aus dem Bierhahn die Gläser füllt. Weiters behauptet er mit überlegenem Hohnlachen, einzeln könnte er jedes Stück für zehntausend Mark verkaufen – keinen Pfennig mehr oder weniger –, da war schon mancher Heinrich hier, aber er verkaufe sein Museum nur als Ganzes für zwei Millionen Mark oder gar nicht.

Zur mitternächtigen Stunde, wenn man schon einige Grogs zu sich genommen hat und die mit ihren Mariechen hereintorkelnden Heinrichs das Lokal blaugeraucht haben, wird es unheimlich im Kolonialmuseum mit Bavariabräu, die Menschenaffen ringeln sich in den Schwanz des Tigers, die Schlangen werden zu Hörnern des Mufflons, und die Hörner des Mufflons werden zu Schlangen, die tibetanischen Masken glotzen, die Embryonen glucksen gell im Spiritus, die Straßburger Wunderuhr, die man zwanzigmal aufziehen kann, ohne daß sie ein einziges Mal geht, beginnt urplötzlich zu schlagen, die aus Teakholz geschnitzten Götzen blinzeln, der fliegende Fuchs schwingt sich auf den Elefantenfuß, die drei Meter lange Wallbüchse läßt den Hahn knacken, der Papagei Lorrita kreischt, das Ganze sei ihm ein Festessen, ein Fackelzug, eine Kanalfeier, das Museum wird zur Menagerie, und die Initialen des Bändigers formen sich zu denen E. Th. A. Hoffmanns.

DAS PARADIESISCHE AMERIKA

„Arbeitet und haltet das Maul, auf daß es euch wohl ergehe wie im Himmel also auch auf Erden. Seht euch die Arbeiter Amerikas an. Dort hat jedermann ein Auto, sein Häuschen, seine Ersparnisse ..."

Ja, seht euch die Arbeiter Amerikas an – des Landes, das sich mit seinem Wohlstand brüstet, mit seiner „Prosperity". Park Avenue strotzt freilich von Wolkenkratzern und Riverside Drive freilich von Wohnpalästen, und der Badestrand von Florida strotzt freilich von Luxus. Aber fünf Minuten von diesen Glanzstätten entfernt entfaltet sich überall das Elend um so schauerlicher, je glanzvoller die Nachbarschaft erstrahlt.

Aber der Durchschnittsamerikaner – und fast jeder wird schnell zum Durchschnittsamerikaner in diesem ideologischen Schmelztiegel – sieht dieses grauenhafte Massenelend nicht, und wenn er es sieht, so hält er es für den unvermeidlichen Schatten der lichtvollen Feenpaläste, die er nicht sieht.

In den Elendenbezirken von New York, Detroit und Chicago stehen ganze Bataillone der industriellen Reservearmee, Hafenarbeiter und Fabrikarbeiter, Weiße und Schwarze stundenlang, nächtelang, um einen Teller Wohlfahrtssuppe zu bekommen oder um für einen Betrag von zwanzig Cents zwei Stunden in einem Korridor schlafen zu können. Vor den Feuern der Straßenbahnarbeiter balgt man sich, um einen Schluck Wärme zu erhaschen. Auch das sieht der Durchschnittsamerikaner, der satt ist, nicht und leugnet es. Führt man ihn an diesem Jammer vorbei, so schüttelt er sich voll pharisäischer Verachtung über die Unglücklichen. Er hält sie keineswegs für unglücklich, keineswegs für Opfer des Systems, sondern eben für untüchtige Leute, die nicht „smart" genug sind, um Arbeit zu erhalten.

Die Zeitungen aber, die mit Lügenmären über „Hunger in Sowjetrußland" und über „die obdachlosen Kinder von Moskau" jahrelang vollgestopft sind, berichten nichts über die obdachlosen Kinder von Amerika und über den Hunger in den Großstädten und auf den Baumwollbezirken von USA.

Die große Entfernung der Wohnbezirke voneinander, der fortwährende Schichtwechsel, die unausgesetzten Verlegungen von Fabriken und die ungeheure Überlegenheit des Kapitals und seiner Propagandamittel, besonders der Zeitungen, der Kinos und des Rundfunks, sowie das Riesenangebot neuer Arbeitskräfte, das dem Unternehmer die Entlassung unbotmäßiger Belegschaften jederzeit möglich macht, erschweren die Organisation der Arbeiterschaft unermeßlich. Entsteht sie dennoch, so kauft der Fabrikant die Führer – dort, wo der Dollar nicht nur Geld, sondern auch die

höchste Ehre bedeutet, gelingt das nicht schwer. Widersetzt sich ein Sozialist dieser Korrumpierung, so sitzen ihm Spitzel am Genick, machen ihn in Betrieb und Wohnung unmöglich, und wenn das mißlingt, so bringt man ihn wegen Mordverdachts auf den elektrischen Stuhl oder in die Lebenslänglichenzelle der Zuchthäuser. Erst auf dem Umwege über die Arbeiterorganisationen des Auslandes erfährt Amerika von den Justizmorden an Sacco und Vanzetti, von Mooney und Billings, von Gastonia – von tausend anderen erfährt es nichts.

Jedes Buch, das in Europa erscheint und über das „amerikanische Wirtschaftswunder" begeistert oder auch nur zustimmend spricht, wird schnurstracks ins Englische übersetzt, damit man dem Amerikaner zeige, wie neidisch der Mutterkontinent über den Ozean schiele. Kein kritisches Buch aber, wie etwa die von Holitscher oder das meine (Universum-Bücherei), wird auch nur mit einer Silbe erwähnt. Sogenannte linke amerikanische Verleger hatten sich bei Erscheinen von „Paradies Amerika" die Option telegrafisch streitig gemacht, ein Konkurrenzkampf entbrannte. Als sie aber lasen, daß das Wort „Paradies" mitnichten ernst gemeint und die wahre Hölle wahr abzukonterfeien versucht war, telegrafierten sie schleunigst ab. Sie könnten die Herausgabe nicht riskieren, man würde sie lynchen. Sie hatten recht.

Der Amerikaner soll kein wahres Wort über Amerika erfahren, soll sich seine soziale Ahnungslosigkeit bewahren. Diese Ahnungslosigkeit ist erschütternd. Der Durchschnittsamerikaner verachtet nichts so sehr wie die „Roten". Wenn Verzweiflung, weltanschauliche Erkenntnis oder Klassensolidarität die Arbeiter zu Streiks und Demonstrationen zwingen, dann geht die Polizei mit Methoden vor, von denen selbst Zörgiebel etwas lernen könnte: Die Quartiere der Streikenden werden angezündet, Tränengasbomben werden geworfen, Gliedmaßen zertrümmert, und den verhafteten Arbeitern wird der Magen mit Wasser so lange vollgepumpt, bis sie ihre Genossen verraten oder – sterben.

Aber trotz alledem hat sich (gerade im letzten Jahre, seitdem der Börsenkrach von Wallstreet Millionen von Existenzen vernichtet und den Schwindel der „Prosperity" auch dem Verbohrtesten klargemacht hat) die Wahrheit ihren Weg gebahnt, und an der revolutionären Arbeiterbewegung werden die Gummiknüppel und Tränengase des Kapitalismus zuschanden.

WALLFAHRT UMS BROT

Die Hopfenernte in Süddeutschland und Westböhmen hat alljährlich eine wahre Völkerwanderung von Saisonarbeitern in diese Gegenden zur Folge. Mit Weib und Kindern ziehen Gruppen, die zumeist durch Zeitungsinserate angeworben wurden, von fernher auf die Hopfenflur, werden in verfallenen Scheunen oder ausgeräumten Ställen untergebracht, mit wässeriger Suppe und wässerigem Kaffee ernährt und erhalten für jedes Schaff abgepflückter Dolden einige Pfennige Akkordlohn. Der Hopfenweiner, der Mann, der die Holzgefäße mit den Hopfendolden übernimmt, ist eine mächtige Persönlichkeit: Wenn er die Frucht zusammenpreßt, ist das Gefäß nur halbvoll, und man muß noch eine weitere Stunde pflücken; die Mädchen und jungen Frauen, die ihm abends ihre Gunst schenken, können dafür ihr Schaff locker auffüllen und haben solcherart einen Vorteil von fünf Pfennigen pro Viertel. Die ungeheure Arbeitslosigkeit treibt in diesem Jahre Hunderttausende von verarmten Familien in die Bezirke von Spalt, Ingolstadt, Saaz und Auscha, damit sie sich wenigstens zwei Monate lang vor Hunger und Obdachlosigkeit retten. Durch dieses Massenangebot von Arbeitskräften steigt die Macht der Hopfen-Barone, die die Löhne kürzen können, und ihre Antreiber und Helfer können sich die kräftigsten Männer zur Arbeit aussuchen und die hübschesten Mädchen ins Bett.

VERBRECHERJAGD IN AMERIKA

Das Verbrechen spielt in Amerika eine ganz andere Rolle als sonstwo in der Welt. Zum Teil sind die Gründe historischer Natur: Die ganze Yankee-Moral verleugnet ihre Ahnen nicht, jene „Pioniere", die aus Habgier hinüberkamen, dort die Indianer und auf dem Heimweg ihre weißen Kameraden ermordeten, um auch deren Beute an sich zu reißen. Aus jener Zeit stammen die Vermögen der Milliardäre, denen nachzugeraten jedes Yankees Wunsch ist.

USA ist das kapitalistisch entwickeltste Reich des Erdballs, und das konnte es nur vermöge der Emigranten und Sklaven werden. Die wurden geteert und gefedert, bestenfalls nur gehängt, wenn sie aufzumucken wagten. Die Hinrichtung ordnete der Farmer an.

Heute besorgen das die Gerichte im Auftrage der Fabrikanten und Großgrundbesitzer ebenso prompt vermittels des elektrischen Stuhls. Dort, wo nicht einmal ein Vorwand vorhanden ist, läßt man den Unbequemen einfach niederknallen. Die Mangelhaftigkeit der Gewerkschaften ermöglicht das „racketeering", Erpressungsmanöver, bei denen der mächtigere Konkurrent dem schwächeren mit dem Ersäufen von Kohlengruben, Sabotage von Maschinen, Brandstiftung und dergleichen droht und wirklich solche Akte durchführt. Ungeheuer ist die Zahl der Morde, die mit der „prohibition" zusammenhängen, dem Alkoholverbot. So wie dieses „moralische" Gesetz aus blanker Geldgier zustande kam (man wollte den im Kriege unverkäuflichen Exportwaren im Innern des Landes Absatz verschaffen, indem man jedermann verbot, für deutsches Bier und schottischen Whisky Geld auszugeben), so ist auch die Übertretung dieses Gesetzes ein Werk allmächtiger Trusts. Diese Trusts der Alkoholschmuggler verhindern die Aufhebung des Alkoholverbots. Fast alle großen Mordaffären hängen mit den reichen Schmugglerkönigen zusammen, die demokratisch-politische Mittel genug an der Hand haben, um nicht nur sich, sondern auch ihre schußfertigen Sklaven vor Bestrafung zu schützen. Als ich im März vorigen Jahres in Chicago ankam und in meinen Gasthof fuhr, lagen in der North-Clark-Street vor einer Garage, über der das Sternenbanner wehte, neun Leichen – neun Menschen, zerfetzt von Maschinengewehrschützen der Konkurrenzfirma. „Bootleggers" (Alkoholschmuggler), sagte mir jemand aus der angesammelten Menge, „die Mörder wird man nie verhaften." Man hat sie nie verhaftet ...

WIR FUNKEN ROT

Achtung! Achtung! Achtung!
Wir sprechen heut auf Roter Welle!
Wir funken jetzt von dieser Stelle
Unsere Verachtung
Gegen alle Mucker,
Gegen alle feigen Ducker,
Gegen süßlichen Kitsch mit Zucker.

Achtung! Achtung! Achtung!
Wir funken unsere Verachtung
Gegen alle Zensoren,
Die mit langen Ohren
Die Unzucht wachsen hören,
Aber in ihren leeren
Köpfen nicht begreifen,
Daß die Massen reifen,
Die Dinge beim Namen nennen
Und erkennen,
Wie eine Gesellschaft am Hund ist,
Wie eine Gesellschaft Schmutz und Schund ist,
In der Arbeitende frieren und hungern,
Indes die Faulen schwelgen und lungern,
Ohne daß ein Reichsgericht Zuchthaus dekretiert.

Meine Herren Zensoren!
Spitzen Sie Ihre Ohren:
Jetzt funken wir nur von dieser Stelle,
Bald aber gehört uns die Rundfunkwelle,
Unser werden die Länder sein,
Unser werden die Sender sein.
Dann funken wir Ihnen eins hinein,
Dann wird Ihnen mulmig zumute werden.
Vergessen Sie nicht, die Antenne zu erden!

WELCHE NEUEN GESTALTUNGSMÖGLICHKEITEN GEBEN IHNEN DIE NEUEN INHALTE, DAS AUSSERLITERARISCHE ZIEL DER PROLETARISCHEN LITERATUR?

Die literarische Reportage, die ich als selbständige Literaturgattung einzuführen versucht hatte, gewann in mir (wenn Sie schon meine Person interessiert) erst während meiner ersten Rußlandreise ihren Sinn und Inhalt. Die Erklärungen, die mir die Arbeiter mit Besitzerstolz von ihren Maschinen, ihren Methoden, ihren Fabriken gaben, die Erfindungen und Ausgestaltungspläne, die sie mir in dem

damals kläglich ausgestatteten Donezbecken vorlegten, die Absicht aller, den fremden Journalisten zu einem Genossen, zu einem Mitarbeiter, zu einem Propagator ihres Aufbauwerkes zu machen, ermöglichten mir überall dreidimensionale Darstellungen der Objekte – meine ersten richtigen Reportagen. Darüber hinaus mußte ich den politischen Sinn der wahrheitsgetreuen Berichterstattung, die Tendenz einer wahrhaft tendenzlosen Darstellung erfassen: Während im kapitalistischen Kosmos fast nichts als Elend, Unterdrückung, Lächerlichkeit oder Stagnation die Modelle des Reporters sind, ist die sich aufbauende sozialistische Welt für ihn der Anlaß, positiv zu sein. Ohne die Schwierigkeiten und ohne die Fehler dieses Riesenwerkes zu übersehen, ohne Schönfärberei und ohne den Ton der sachlichen Registrierung zu verlassen, kann er für dieses Riesenwerk wirken, also dem zustreben, was Sie richtig „das außerliterarische Ziel der Literatur" nennen.

WIE VERHALTE ICH MICH, WENN DIE IMPERIALISTEN DIE SOWJETUNION ÜBERFALLEN?

Ein Krieg gegen die Sowjetunion, die die Geistlichkeit, das Junkertum und die Kapitalisten, die alle Mittel der Propaganda in ihren Händen konzentriert haben, vom ersten Tage ihres Bestehens mit Lüge und Verleumdung umgaben, mit Mord und Boykott verfolgten – ein solcher Krieg kann den Schriftsteller, der sich der gesellschaftlichen Beziehungen bewußt ist, nur auf einer Seite finden: auf der Seite der Sowjetunion.

Solche Beziehungen verpflichten ihn, vom ersten Tage ständig auf Kampfposten zu sein. Dies kann sich in der täglichen Agitations- und Propagandaarbeit, die die Grundlagen, den Aufbau und das Leben des proletarischen Staates wie auch die Ursachen des gegen diesen Staat unternommenen kapitalistischen Feldzuges erklärt, oder darin äußern, daß man sich der Front der Roten Armee der Arbeiter und Bauern einreiht.

Was mich betrifft, so stelle ich mir im Falle eines Krieges gegen die Sowjetunion keine glücklichere Stellung vor als die Schützengräben der Roten Armee.

BURIAN DEBÜTIERT IN BERLIN

Ein unbekannter Star ist eine Contradictio in adjecto, und weder die Branche noch das Publikum wußten mit dem Plakat etwas anzufangen, auf dem als besondere Attraktion der Name Vlasta Burian stand. Man wußte nicht, ob diese „Flasta" – der Buchstabe V wird hierzulande wie F ausgesprochen – ein Mann oder eine Frau sei, und war sehr skeptisch. Und diese skeptische Stimmung hielt an, als der Film „K. u. k. Feldmarschall" mit dem Witz begann, daß jemand sich als Napoleon auf dem Schlachtfeld sieht. Aber dann sprang der Pseudo-Napoleon aus seinem Fußbad, und eine Minute später war Flasta Burian für Berlin das, was er als Vlasta Burian für Prag seit langem ist. Der Erfolg war um so erstaunlicher, als Burians Erscheinen nicht wie in seiner Heimat fröhliche Reminiszenzen an berühmte Rollen und berühmte Extempores weckte, sondern direkt von seinem Bild aus das Publikum ergriff.

Das dummschlaue Wesen dieses k. u. k. Hauptmanns im Ruhestand, ein bißchen Dämlichkeit und ein bißchen Trunksucht blitzten aus seinen Augen, und mit erhobenem Zeigefinger verkündete er den Unsinn, der dem Tonfilm ein lachendes Echo auf allen Plätzen erweckte. Die Höhepunkte:

wenn er eine Begrüßung würdig entgegennimmt und plötzlich mit einem knabenhaften, lausbübischen Schritt zu seinem Platz eilt,

wenn er lüstern, fachmännisch-spießerisch die Reize einer Chansonette mit dem Herrn Major bespricht

und wenn er zaghaft, widerwillig, zitternd das hochverräterische Lied vom Feldmarschall zu stottern beginnt, um es jubelnd hinauszuschmettern, da er die gute Laune Roda Rodas, seines Partners, bemerkt. In diesem Augenblick hörte Vlasta Burian auf, eine lokale Berühmtheit zu sein ...

DER CHARKOWER SCHRIFTSTELLER-KONGRESS

Eben hat in Charkow drei Wochen lang der Internationale Kongreß der proletarisch-revolutionären Schriftsteller getagt, aus vier Weltteilen und dreiundzwanzig Ländern beschickt. Es waren Namen da, die weit bekannt sind: Serafimowitsch, der den „Eisernen Strom" schrieb, Tarasow-Rodionow, der Autor von „Schokolade" und

„Februar“, Ognjew, der Vater des „Kostja Rjabzew“, Besimenski, Autor des großen Gedichtes von der GPU, des „Felix“, Tschumandrin von der „Konfitürenfabrik Rabléwerke“, Panferow, der die Genossenschaft und die Kommune der Habenichtse geschildert hat, und andere sowjetrussische Dichter, ferner die Staatsmänner der Sowjetukraine und die Leiter der Verlage in der UdSSR.

Aus Amerika kam Michael Gold, der Verfasser des Romans „Juden ohne Geld“, und mit ihm die Mitarbeiter und Zeichner der New-Yorker Zeitschrift „New Masses“, aus Chicago die Mitglieder des John-Reed-Clubs. Die Tschechen hatten unter anderen ihre Kunsttheoretiker Václavek und Linhart entsandt sowie den Arbeiterdichter Vašek Káňa und den politischen Schriftsteller Klementis. Von ungarischen Emigranten spielte der Romancier Béla Illés („Die Generalprobe“) als Generalsekretär des Internationalen Büros für Literatur eine besondere Rolle und mit ihm der Lyriker Anatol Hidasch, dessen Gedichte in der Sowjetunion sehr populär sind. Aus Wien nahmen teil die Arbeiterdichter Fabri, Hans Meier, genannt der „rote Bäcker“, und der preisgekrönte Arbeiterkorrespondent Franz Janiczek. Aus Deutschland kamen der Ruhrkumpel Hans Marchwitza, Johannes R. Becher, Anna Seghers, Ludwig Renn, der Hamburger Walter Schulz, Willy Harzheim, Gertrud Ring, F. C. Weiskopf, O. Biha, Ernst Glaeser, dessen Roman „Frieden“ Richtung auf uns zu nehmen scheint, und – besonders herzlich begrüßt – der eben aus dem Kerker entlassene Paul Körner.

Andere „Singende Galgenvögel“ saßen im Präsidium, der lettische Freiheitskämpfer Linard Laicens, ferner Bruno Jasieński, der nach seiner Flucht aus Polen den Roman „Pest über Paris“ verfaßt hat, und Kahana, dem das rechte Bein fehlt – er hat es im Kerker der rumänischen Siguranza verloren.

Auch China, Japan, Ägypten und Lateinamerika waren durch Referenten vertreten, das belgische Kohlengebiet Borinage und die nordischen Staaten; aus Frankreich kamen die Surrealisten unter Führung Aragons.

Schon diese Beschickung aus allen Windrichtungen ermöglichte einen Zusammenschluß der Kritiker, Schriftsteller und Verlagsarbeiter, die bisher mangels strafferer Organisation oft genug nur auf zufällige Informationen und auf zufällige Urteile aus dem Ausland angewiesen waren. Der Kongreß mußte organisatorische Maßnahmen beschließen, die nicht mehr auf die Schriftsteller be-

schränkt bleiben sollen, sondern vor allem einen Zusammenschluß und die Mitbestimmung der *Lesermassen* zum Ziel haben. (Umwandlung des Internationalen Büros proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in einen *Weltbund für revolutionäre Literatur.*)

In kritischer Hinsicht wurden die Literaturen der einzelnen Länder von fünfzehn Kommissionen untersucht und zahlreiche taktische und ideologische Fehler festgestellt. Fast für alle Länder wurden Richtlinien ausgearbeitet, die eine stärkere Heranziehung der Arbeiterschriftsteller und eine stärkere Betonung des außerliterarischen Zieles der Literatur, nämlich des politischen, des revolutionären Zieles bezweckten. Welche Rolle dem marxistischen Autor, insbesondere aber dem Arbeiterkorrespondenten im gegenwärtigen Augenblick einer drohenden Intervention gegen die Sowjetunion zufällt, ist durch die Tatsache bestimmt, daß der nächste Krieg nicht im Schützengraben, sondern in den *Betrieben* entschieden werden wird.

Der theoretische Teil des Kongresses wurde durch ein Referat des Kritikers Leopold Awerbach eingeleitet, der das Problem des gesellschaftlichen Auftrages auseinandersetzte und die Zusammenhänge zwischen *Inhalt, Thema* und *Form,* über die bisher verschiedenartige, zum Teil sehr verwirrte Auffassungen geherrscht hatten. Das Referat, das durch etwa zwanzig Redner ergänzt wurde, soll im Druck erscheinen und die Grundlage eines künftigen marxistischen Kunstschaffens bilden. Dieses Kunstschaffen, darüber war man sich klar, ist in erster Linie vom proletarischen Inhalt und vom revolutionären Ziel bestimmt, und diese beiden Bestimmungspunkte erst sind es, die dem Künstler die neue Form ergeben.

JUDEN OHNE GELD

Michael Gold, genannt Meike, sieht so aus, daß ich ihn am ersten Tage unserer Bekanntschaft fragte: „Stammen Sie aus der Christie-Straße?“ – „Ja“, sagte er, gar nicht erstaunt, „gerade aus der Christie-Straße.“

Das ist eine wüste Gasse in der Bowery, dem Elendsviertel von New York. Dort wird abgeladen, was im Zwischendeck in lebendigen Klumpen von Europa kommt, die kinderreichen Familien der polnischen Juden, der Italiener und der Slowaken. Morgens

schreien und feilschen die Gemüsehändler mit ihren Kunden, und während des ganzen Tages rattert die Hochbahn über dem Treiben, alle fünf Minuten eine kurze Finsternis über die Straße legend; am Abend zünden die Kinder aufgehäufte Abfälle an und jagen davon, wenn die Horchposten das Herannahen eines Polizisten melden; und nachts kommen Männer hierher, denn die Bowery und besonders Christie-Street ist das Hurenquartier.

Die Jugend dieser Straße hat äußerlich viel vom Amerikanismus angenommen. Die Burschen tragen keine Hosenträger und keinen Gürtel, sie halten die Hände in den Hosentaschen vergraben, schieben die Mütze schief aus der Stirn und nehmen die Shagpfeife niemals aus dem Mund. Sie streben weg aus diesem schmutzigen Zwitterdasein zwischen Europa und Amerika, und nach ein oder zwei Generationen gelingt es ihnen. Sie werden Inhaber von Schneiderwerkstätten, darin sie ihre Stammesgenossen aus der Bowery ausbeuten, sie werden Rechtsanwälte und Abgeordnete und Alkoholschmuggler und kommen nie mehr in die Bowery.

Meike ist einer aus dieser lumpenproletarischen Umwelt, der nicht den Weg zur amerikanischen Bourgeoisie und nicht den Weg zum Dollar gegangen ist, sondern den Weg zum klassenbewußten Proletariat. Er verleugnet auch nicht seine Herkunft, und es ist gar kein Kunststück, ihm auf den Kopf zuzusagen, daß er geradenwegs aus der Christie-Street kommt. Er ist Redakteur der proletarischen Zeitschrift „New Masses", die die Tradition unseres John Reed fortgesetzt und heute die beste revolutionäre Revue der Welt ist. Meike ist populär bei den Arbeitern von USA, und beim Literaturkongreß in Charkow gewann er, die Hände immer in den Hosentaschen, den Hut schief auf dem Kopf, im Nu die Sympathien der Delegierten aus vier Weltteilen. Und nach einer theoretischen Debatte, in der er mit Eifer und Leidenschaft gesprochen hatte, ging er aus dem Zimmer und spielte auf einer Mundharmonika amerikanische Lieder.

Meike ist in Christie-Street geblieben, und auch sein Buch „Juden ohne Geld" handelt von Christie-Street, von dieser Durchdringung Europas mit Amerika, von dieser Durchdringung dumpfester Religiosität mit verkommenster Prostitution, von dieser Welt übermütigster Lausbuben, die in der Gasse überfahren werden und furchtbar sterben – ein Milieu, das leicht zur Sentimentalität verführen könnte. Aber Meike läßt sich nicht zur Sentimentalität

verführen, er schreibt alles so selbstverständlich und so wahrhaft hin, und wenn's einmal Ernst wird, so holt er – wenigstens schien es mir so beim Lesen – seine Mundharmonika hervor und spielt mit verschmitztem Zwinkern ein amerikanisches Landstreicherlied.

DIE MITBÜRGER NAPOLEONS

Der schönste Tag in den letzten Jahrzehnten von Ajaccio war der, wenn man den flammenden Schilderungen der Bürger glauben darf, an dem sie die Uniformen der kaiserlichen Garde anziehen durften, den Helm schwenken und die Adler-Standarten senken, um vor Napoleon zu defilieren. Das war der schönste Tag in den letzten Jahrzehnten von Ajaccio – daran ändert nichts die Tatsache, daß die Filmaufnahme eigentlich nicht Korsika darstellen sollte, sondern die napoleonische Konkurrenz- und Nachbarinsel Elba.

Wir gehen zu spätabendlicher Stunde über die Place des Palmiers. Aus den Fenstern des Stadthauses dringt jubelnder Lärm und Händeklatschen. Die Treppe hinaufsteigend, kommen wir in eine Volksversammlung der bonapartistischen Partei, der Bürgermeister spricht und andere Notabilitäten. Sie klagen über die Verwahrlosung der Verhältnisse, geißeln es, daß ein Millionär aus den Vogesen sich die Stimmen der Wähler erkaufen konnte, um Korsika im Senat von Frankreich zu vertreten. Der Geist müsse wieder ins Land kommen, den Napoleon, unser Mitbürger, verkörperte, der korsische Geist, mit dem er Europa regierte. Tosender Lärm der Zustimmung bricht los, gegen den die Rufe und das Beifallklatschen ein Nichts sind, die wir unten auf der Place des Palmiers vernommen hatten. Vive Napoléon, vive Napoléon!

Wohlgemerkt: Vive Napoléon, und nicht etwa: Vive l'empereur! Denn die bonapartistische Partei von Ajaccio ist keineswegs monarchistisch, sie will keinen Bonapartiden auf den Thron von Frankreich setzen. Nein, sie ist republikanisch und läßt Napoleon hochleben, weil es außer Frage steht, daß Frankreich nur Weltgeltung hatte, als ein Mann aus Ajaccio an der Spitze stand. Wir alle sind Männer aus Ajaccio, also sind wir alle Napoleon, kommt und schreibt euch ein in die Listen der Partei, vive Napoléon, vive Napoléon!

Von einem Brunnen in der Altstadt tragen drei Kinder Wasser.

Jeder Krug hat die Form des Napoleonkopfes, was offenbar eine unpraktische Form ist, denn auf allen drei Krügen sind die Spitzen des Napoleonhutes abgebrochen. Den Männern, die mit einem Eselfuhrwerk aus der Umgebung kommen, um vor den Bäckerläden Gestrüpp als Heizmaterial abzuladen, baumelt eine Feldflasche an der Hüfte, ein schlichter ausgehöhlter Kürbis; aber der Kopf Napoleons ist darauf eingebrannt.

Daß die Antiquitätenhändler Andenken an Napoleon und seine Zeit führen, ist selbstverständlich, die strengen amerikanischen Kaufleute, die in die Heimat ihres Vorbilds und vermeintlichen Ebenbilds wallfahrten, wollen etwas nach Hause bringen. Aber auch die Einheimischen haben ihren Napoleon oder wenigstens ein gekröntes „N" auf den Kaffeetassen, Tintenfässern, Taschenmessern, Serviettenringen und Handtüchern – der Kult erinnert an den, den man in Brüssel mit dem Manneken Piß treibt.

Man geht durch die Rue Bonaparte, über den Quai Napoléon, den Square Napoléon und den Cours Napoléon, geht vorbei an dem Geburtshaus Napoleons und der Familiengruft der Bonapartes, an der Grotte, in der Napoleon niemals gewesen ist, die aber als sein Lieblingsplatz bezeichnet wird, seinen Namen trägt und von dem Wahlkandidaten, Herrn Coty, mit einer Monumentaltreppe geziert worden ist, geht vorbei am Marmordenkmal des Ersten Konsuls, am Bronzemonument des Kaisers und seiner vier königlichen Brüder, an all den Häusern mit Gedenktafeln, „hier verbarg sich Napoleon vor den Anglo-Paolists", „hier las Napoleon den jakobinischen Klubgenossen sein Pamphlet gegen Buttufoco vor, den Deputierten von Korsika".

„La maison Napoléon?" brüllen die Kinder, wenn sie einen Fremden durch die Altstadt bummeln sehen. Vor allen Fenstern weht buntzerrissene Wäsche, wie Feigenbäume wachsen verzweigt und knorrig die Abflußröhren entlang den Mauern, in den Gassen liegen tote Mäuse und anderer Unrat, aus Kaschemmen, die vollgestopft sind mit Flaschen und Fässern, torkeln Gäste, tupfen dem Fremden auf die Schulter und lallen treuherzig: „La maison Napoléon?"

Dieser Umwelt also entstammte einer, der Weltgeschichte gemacht hat, die Sache der Revolution heißblütig verteidigt und die Sache der Revolution kaltblütig verraten, dünkelhafte Fürsten gedemütigt und selbst als dünkelhafter Fürst geherrscht hat.

In diesem Eckhaus wohnte der Gerichtsassessor Carlo Buonaparte. In diesem Tragstuhl ließ sich seine schwangere Frau am Tage Mariä Verkündigung die Via San Carlo bis zur Kathedrale hinuntertragen, wo sie von Wehen befallen wurde. Das Kind, am selben Tag geboren, auf diesem Sofa hier, war ihr zweiter Sohn. Aus dem Marmorbecken neben der Kirchentür wurde er getauft. Die Seite des Kirchenbuches ist unter Glas und Rahmen: Neapoleone, Sohn des Carlo Bonaparte (das „u" blieb in der Urkunde weg, in der Unterschrift des Kindesvaters ist es enthalten).

In diesem Salon machte General Marbeuf, der Geßler Korsikas, der jungen Hausfrau den Hof und verschaffte ihrem Sohn Napoleon einen Platz in der Kadettenschule von Brienne. Vielleicht machte er ihr nicht den Hof, vielleicht hat diese Verleumdung nur die Nachbarin im zweiten Stockwerk ausgeheckt, die Mutter von Maria-Giustina Pozzo di Borgo. Besagte Nachbarin hatte nämlich am 27. März 1770 ihr Nachtgeschirr aus dem Fenster auf die Straße geschüttet, die an der Seitenfront des Hauses vorbeiführt und in die wir eben hinuntersehen. Damals aber ging zu seinem und seines Sohnes Unglück der Assessor Carlo Buonaparte in einem schönen neuen Anzug vorbei, und ihn traf der Inhalt. Es gab einen Wortwechsel, Injurien, eine Gerichtsverhandlung und Feindschaft zwischen den Familien Buonaparte und Pozzo di Borgo.

Diese Feindschaft pflanzte sich allmählich aus der Via San Carlo in die Nachbarstraßen fort, an die Zitadelle von Ajaccio, in den korsischen Landtag von Orezza, wo Napoleon und Carlo-Andrea Pozzo di Borgo einander Redegefechte lieferten, in den Pariser Revolutionskonvent, vor dem Napoleon seinen Landsmann des Hochverrats beschuldigte, an die Fürstenhöfe der Welt, die Carlo-Andrea in diplomatischer Mission und aus privatem Haß zum Heiligen Krieg gegen Napoleon aufrief; sie pflanzte sich fort bis zum Frieden von Preßburg, wo Napoleon die Auslieferung dieses gefährlichen Feindes (vergeblich) verlangte, zum Wiener Kongreß, wo Carlo-Andrea die Verlegung Napoleons aus Elba nach einem sichereren Ort (vergeblich) verlangte, und schließlich bis zum Tag von Waterloo, wo die beiden Nachbarskinder aus Ajaccio auf dem Schlachtfeld einander gegenüberstanden.

Nach dem Sturz des Kaisers wurde Carlo-Andrea in den Fürstenstand erhoben. Oben auf der Punta, über der Stadt Ajaccio, haben die Pozzo di Borgo ihr Schloß erbaut. *Ihr* Schloß? Nein, nicht ihr

Schloß, sondern das Schloß Napoleons haben sie erbaut, um darin zu residieren. Mit einem Aufwand von zwei Millionen Friedensfranken ließen sie nach 1871 die Trümmer der Tuilerien in eintausendzweihundert Waggons und auf dreißig Schiffen nach Ajaccio schaffen und den Palast in getreulicher Kopie wiedererstehen, als ewige Residenz der Pozzo di Borgo... Den Park umgibt das Gitter des Napoleonschlosses von St. Cloud. Wie klein und kläglich liegt nun Milelli, der alte Landsitz der Bonapartes, im Schatten der neuen Tuilerien. Und nicht genug damit, haben die Pozzo di Borgo in ihrem Palais, in der Heimatstadt Napoleons, ein antinapoleonisches Museum zu etablieren gewagt, mit Büsten und Gemälden von allen Feinden ihres Feindes, vom Herzog von Wellington, vom Zaren Alexander I. und den Restaurationsministern, vor allem aber mit den Gaben und Orden, die der Botschafter Carlo-Andrea von geretteten Herrschern Europas für die Einbringung Napoleons bekam. Der Nachttopf fehlt allerdings, der Ruhm und Reichtum der Pozzo di Borgo eingeleitet hat.

Das Stadthaus des Geschlechtes erhebt sich nahe von Napoleons Geburtsstätte, gleich um die Ecke, es ist freskengeschmückt und massiv, das schönste Gebäude der Altstadt, aber niemals rufen die Kinder: „La maison Pozzo di Borgo?", denn alt und jung in Ajaccio steht heute auf der anderen Seite der Vendetta. Der Neffe und Erbe des Botschafters wurde auf einer Fahrt in die Umgebung der Stadt von einer Gruppe Verschworener umringt: „Neffe des Carlo-Andrea Pozzo di Borgo, steige aus." Und man erschoß ihn auf offener Straße.

Selbst Pasquale Paoli, der in allen anderen korsischen Städten als Vater des Vaterlandes verehrt wird, ist in Ajaccio nicht angesehen, weil Napoleon sein Gegner war. Auf dem Haus gegenüber der Kathedrale und auf dem des Mr. J. J. Levie in der Rue Fesch, wo sich Napoleon versteckt hielt, sprechen die Gedenktafeln nur von „Anglo-Paolists". Sie erwähnen allerdings nicht, daß die fanatischsten dieser Landesverräter, dieser paolistischen Bundesgenossen Englands, die Bewohner von Ajaccio gewesen sind und daß sie keinen von den Anhängern der Großen Revolution mehr gehaßt haben als Napoleon Bonaparte.

Die alte, in schwarze korsische Tracht gekleidete Frau, die das Führeramt in der Casa Bonaparte versieht, sagt nichts davon, daß das Haus damals von den Bürgern Ajaccios geplündert wurde. Sie

sagt überhaupt nichts Wichtiges, sondern ist mehr darauf bedacht, ihre Ansichtskarten zu verkaufen. Und die Wohnung sagt auch nichts, jeder Bürger könnte hier geboren oder gestorben sein. Schauen wir lieber in die Kleinstadt hinab – Zeit ist genug, denn die alte Korsin verkauft Ansichtskarten an achtzig would-be-Napoleons aus Amerika, die sorgsam auswählen.

Aus dem Fenster blickend, kann man sich die Strategie eines Bürgerkrieges vergegenwärtigen, der die Auswirkung geschichtlicher Ereignisse war und sich wiederum geschichtshistorisch auswirkte.

Der Pariser Revolutionskonvent hatte den Führer der Korsen, Pasquale Paoli, aus seinem Exil gerufen. Und nun war Paoli im Begriff, diesen Konvent zu verraten. Er verhandelte mit den Engländern, weil er sich angeblich von einer so entlegenen Macht mehr Freiheit für Korsika versprach als vom nahen Frankreich. In Wirklichkeit wußte er, wie sehr England diesen Mittelmeerstützpunkt für sich ausnützen würde, und seine Niedertracht war von dem Wunsch nach autokratischer Machtvollkommenheit diktiert, die ihm ein revolutionärer Volkskonvent nie gewähren konnte. Deshalb bezeichnete er die gegen Aristokraten und Schmarotzer geübte Strenge der Pariser Demokraten als Kannibalismus.

Leutnant Bonaparte, auf Urlaub in die Inselheimat gekommen, durchschaute als erster Paolis Plan, die revolutionäre Sache abzubiegen und für sich auszunutzen – dasselbe, was später der Konsul Bonaparte tat.

Jetzt aber durchglühte den jungen Napoleon noch das Feuer des Revolutionärs. Nicht nur die „Anglo-Paolists" haßten ihn, die Gründer des Jakobinerklubs in der Casa Pô, sondern auch die Aristokraten, die Priester und die royalistischen Offiziere der französischen Besatzung.

Schauen wir aus Napoleons Fenster. Da drängen sich die Häuser aneinander, in denen 1789 die Gegner der Volkssache wohnten, der Richter Raquine und der Subdelegierte Souiris. Oben in der Zitadelle herrschten der Artilleriemajor Lajaille und der Ingenieur Cadénol, im Hospital der Direktor Descamps. Als diese Herren den Zusammentritt der neuen Munizipalität zu vereiteln suchten, in die auch Joseph Bonaparte gewählt war, ließ Napoleon sie allesamt verhaften und als Geiseln ins Franziskanerkloster hinüberbringen.

Sehen wir auf die Straße hinab. Abbé Recco stürzt sich mit einigen frommen Mörderseelen auf Napoleon und seinen älteren Bruder, die nach Hause gehen: „Tod euch, ihr Apostaten, ihr Jakobiner!" Die Schar zückt ihre Messer. Da taucht plötzlich Trentacosta auf, der blutige Bandit, den alle kennen, und die Angreifer fliehen, an ihrer Spitze Recco mit hochgeraffter Soutane. Etwas blaß treten die Brüder Joseph und Napoleon in das Haus, aus dessen Fenster wir schauen. Ein Bandit hat ihnen das Leben gerettet, ein anderer rettet ihnen bald genug die politische Karriere.

Im September 1791 ist Nabulio – so nennen ihn die Landsleute – aus Valence zu ihnen zurückgekehrt, um in den Wahlkampf einzugreifen. Zwei Deputierte Korsikas sind in den Pariser Konvent zu entsenden. Die Kandidaten Paolis sind der Kommandant der korsischen Nationalgarde Marius Peraldi und – Carlo-Andrea Pozzo di Borgo. Gegen diesen unterliegt Joseph Bonaparte. Und gegen Napoleon, der sich um das stellvertretende Kommando des Nationalgarde-Bataillons bewirbt, kandidiert ein anderer Pozzo di Borgo, Matteo.

Schauen wir aus dem Fenster ... Napoleon geht in jedes Tor, in jeden Laden. Er liest Pariser Blätter vor, macht Hausagitation, wirbt Stimmen für die revolutionäre Sache, die noch die seine ist. Schauen wir aus dem Fenster ... Korsische Bauern, die Doppelflinte geschultert, Zweige der Macchia noch an den Kleidern, treten ins Bonapartesche Familienhaus, um Propagandamaterial zu holen. Die Bauern sind für Nabulio, die Bürger gegen ihn.

Das Konventsmitglied Murati, als Wahlkommissar nach Korsika entsandt, wohnt bei den Peraldis, den Todfeinden der Bonapartes. Das ist schlecht. Napoleon beauftragt den Banditen Bonelli aus Bocognano, Murati zu delogieren. Auch Bonelli ist Ahnherr eines historischen Geschlechts, wenngleich nur eines lokalhistorischen. Man zeigt einander auf der Eisenbahnfahrt nach Corte das Haus seines Sohnes, genannt „Bellacoscia – Schöner Schenkel". Der hat mit seinen drei Stiefschwestern achtzehn Kinder gezeugt, von denen Antoine und Jacques die gefürchtetsten Gendarmenmörder der Insel wurden; fünfzigtausend Franken waren auf ihren Kopf ausgesetzt und strategische Feldzüge gegen sie ausgerüstet; 1870, im Krieg mit Deutschland, wurden sie damit betraut, eine Franktireurabteilung zu bilden. Ihr Andenken lebt heute noch, man zeigt einander ihr Haus auf der Eisenbahnfahrt nach Corte.

Deren Ahne ist es, den wir, während wir aus dem Bonaparteschen Fenster schauen, ins Haus der Peraldi hinübergehen sehen. „Folgen Sie mir", sagt er zu Murati. Den Widerstand der Familie Peraldi erstickt er mit einer kurzen Todesdrohung.

Der Bandit führt Murati in das Haus, aus dessen Fenster wir schauen. „Oh, entschuldigen Sie, Bürger Murati", hören wir Napoleon mit gespieltem Schrecken sagen, „was hat der brave Bonelli da wieder angerichtet! Er glaubte, Sie würden von den Peraldis gefangengehalten – übrigens glaubt das die ganze Insel. Sie können wirklich nicht bei diesen Reaktionären wohnen, das schadet dem Ansehen des Konvents."

In der Versammlung, die die Wahl vornehmen soll, drüben im Franziskanerkloster, steigt Matteo Pozzo di Borgo auf die Rednertribüne und geißelt die Entführung Muratis aus Peraldis Haus. Die bonapartischen Bauern stürzen sich mit ihren Stiletten auf ihn. Aber Napoleon wirft sich zwischen sie und seinen Todfeind, rettet ihn. Gerührt von so viel Edelmut, kann die Versammlung nicht umhin, Napoleon zum Vize-Befehlshaber des Nationalgarde-Bataillons von Ajaccio zu wählen. Bonelli wird Kapitän, Schäfer und Bauern sind Napoleons Soldaten. Das steigert die Wut des feindlichen Clans, der Royalisten und des Kapuzinerordens.

Wir schauen aus dem Fenster der Casa Bonaparte. Lassen wir uns von dem Knaben nicht täuschen, der in einem bunten Napoleonkrug seinem Vater Wein bringt. Der Knabe ist ein Anachronismus, er ist unserer Zeit um hundertvierzig Jahre voraus. Wir schreiben Pfingsten 1792. In der Stadt brodelt Erregung. Von Pfiffen und Drohungen begleitet, ist Napoleon mit dem Kapitän Oreoli nach Hause gekommen. Jetzt tritt er wieder auf die Straße, obwohl eine reaktionäre Menge das Haus belagert, er will in seine Kaserne. Man stößt ihn, er zieht den Säbel, hält sich die Bürger und Priester vom Leib.

Wir schauen ihm nach, wie er durch die Via San Carlo geht. An der Ecke der Via Nostra Signora kniet ein Mann, Gewehr im Anschlag ... Auch Napoleon erblickt ihn, springt auf ihn zu, schlägt ihm das Gewehr aus der Hand. Aus dem Fenster ruft jemand: „Nabulio, Nabulio!" Es ist seine Base, Signorina Ternano, sie gibt ihm eilends Zeichen, in ihr Haus einzutreten, denn sie sieht bewaffnete Meuterer kommen. Er springt ins Tor und gelangt durch den Hintereingang in seine Kaserne. Wir sehen das Haus der Si-

gnorina Ternano, wir stellen unseren Blick ein auf hundertvierzig Jahre später. Eine marmorne Gedenktafel schmückt die verfallene Fassade. Viel Blut floß an jenem Pfingsttage in Ajaccio.

Dann kommt das letzte korsische Jahr Napoleons. Der Pariser Konvent hat am 2. April 1793 Pasquale Paoli und seinen Prokurator Carlo-Andrea Pozzo di Borgo wegen Volksverrats in Anklagezustand versetzt. Ihre Anhänger versuchen Napoleon zu ermorden, den sie für den Urheber der Anzeige halten. In Bocognano wird er verhaftet, aber die Sippe von Bonelli befreit ihn.

Vor Ajaccio kreuzt die Flottille des Konvents, um die Stadt, die anglopaolistisch ist, zur Übergabe aufzufordern. Napoleon ist mit, er landet nahe der Stadt, bei Provenzale, hofft auf Bundesgenossen. Nichts erzielt er. Erfährt nur, daß man sein Vaterhaus geplündert hat. Seine Mutter und ihr Stiefbruder, der Vikar Fesch, mußten bei Nacht und Nebel flüchten, in einer verlassenen Schäferhütte nächtigen.

Mit fünfzig Männern und einer Kanone verschanzt sich Napoleon im Hafenturm von Capitello, um seine Vaterstadt auf dem Landweg in dem Augenblick anzugreifen, in dem die Flottille sie bombardieren wird. Die Flut treibt die Schiffe aus dem Hafen, Napoleon ist von ihnen abgeschnitten. Er wird belagert. Von dem geschlachteten Geschützpferd leben die Eingeschlossenen. Es gelingt ihnen endlich, mit Hilfe zweier überredeter Wachtposten des Feindes, sich nächtlicherweile davonzuschleichen. Napoleon geht als letzter und steckt, um das Festungswerk zu zerstören, den Pulvervorrat in Brand, auf die Gefahr hin, mit in die Luft zu fliegen. Er bleibt am Leben, und der Turm steht heute noch, geborsten seit jener Juninacht von 1793. Wir können ihn aus dem Fenster des Bonaparteschen Hauses nicht sehen. Aber wenn wir hinaustreten, werden wir ihn sehen.

Mit seiner Familie vereint, flüchtet Napoleon nach Calvi und von dort auf den Kontinent, nach Toulon. Ausgespielt war seine Rolle in der Heimat, die Bürger von Ajaccio haßten ihn, und daran änderte sich nicht das geringste, als er ihr Regierungschef wurde, das Haupt Europas und ihr Kaiser. Sie haßten ihn. Geheim schlossen sie sich zu einem anglokorsischen Komitee zusammen, noch 1809 hatte General Morand eine antinapoleonische Verschwörung blutig zu unterdrücken.

Auf die Nachricht von seiner Abdankung in Fontainebleau hißte

der Bürgermeister schnurstracks auf der Kathedrale, darin Napoleon getauft worden war, das Banner der Bourbonen, „ce cher drapeau des lis", und das Rathaus wurde festlich beleuchtet, um die Wiederkehr der „legitimen Könige" zu feiern. (Der legitimen Könige! In seiner zweitausendjährigen Geschichte war Korsika nur einmal ein legitimes Königreich, und sein selbständig gewählter König war der deutsche Abenteurer Theodor Freiherr von Neuhof.) Eine Marmorbüste des Kaisers, vom Kardinal Fesch im Jahre 1806 der Stadt Ajaccio gespendet, wurde dem royalistischen Janhagel übergeben, der das Bildnis des „bastardino" unter Hallo ins Meer warf.

Dieselbe Mairie, die damals flaggte und illuminierte, wird alljährlich am Geburtstag Napoleons beflaggt und illuminiert, dieselbe Mairie, die seine Büste zerstören ließ, hat ihr Vestibül mit seiner Kolossalstatue geschmückt. Der Hafenrand, an dem das Marmorbild ersäuft wurde, heißt Quai Napoléon, in den Straßen, in denen man ihn erdolchen und erschießen wollte, jubeln die Bewohner, zwar nur als Filmstatisten, aber ehrlich mitgerissen, ihm zu. Die Kinder, dem Fremden den Weg zur Maison Napoléon weisend, wissen nichts von der feindseligen Haltung ihrer Urgroßväter, und die weithin hörbaren Beifall klatschenden Versammlungsteilnehmer der Parti Bonapartiste ahnen nicht, daß Napoleon hier aus dem Grunde göttlich gefeiert wird, aus dem man ihn zu Lebzeiten teuflisch bekämpft hat: weil er ein Mitbürger war.

„WEG INS LEBEN"

Über den neuesten Sowjetfilm

Den Film „Weg ins Leben" habe ich am 16. Mai 1931 im Moskauer Kino „Koloß" bei der ersten öffentlichen Vorführung gesehen – fast auf den Tag drei Jahre vorher habe ich in Amerika die erste öffentliche Vorführung des ersten amerikanischen Tonfilms „Die Mutter weiß es am besten" gesehen. Während damals schauderhafte Geräusche erschollen und jene Worte des Dialogs, die verständlich waren, losgelöst vom Sprecher schienen und gespenstisch klangen, ist mit einer sowjetrussischen Tonfilmapparatur ein Film geschaffen worden, der an Klangreinheit die amerikanischen und deutschen Filme von heute buchstäblich übertrifft.

Aber was für ein Sujet war es, das in Amerika die neue Erfindung startete, welche Filmsujets haben wir seither in Deutschland erlebt? Alt-Heidelberg und Prater und Zigeunerliebe und Kasernenhofblüten und allen Operettenkitsch, den die Theater bereits längst ausgespien hatten.

Dagegen hat der Film „Weg ins Leben" einen sozialen Inhalt, der keineswegs verhindert, daß man vom ersten bis zum letzten Augenblick das Schicksal der kleinen Helden mit fieberhafter Spannung miterlebt. Hinreißend ist das gestaltet.

Der junge Lehrer, der die „besprisornis" an die Arbeit heranbringt und sie zu wertvollen Vorkämpfern der neuen Gesellschaft umschafft, ist kein einzelner junger Lehrer – er ist, das muß man fühlen, einer von all den Tausenden, die sich die Liquidierung des zaristischen Erbes zum Ziel gesetzt hatten. Er ist einer von all den Tausenden, die mitgeholfen haben, das russische Kinderelend restlos zu liquidieren. Er ist, das muß man fühlen, der Vertreter des kollektiven Willens. Die Armee von jugendlichen Räubern und Prostituierten hat es noch sechs Jahre, noch acht Jahre nach dem Bürgerkrieg wirklich gegeben. Heute gibt es sie nicht mehr. Die „besprisornis" sind liquidiert.

Vor vier Jahren wäre der Film „Weg ins Leben" eine Reportage gewesen. Heute ist es ein historischer Film.

JUNGARBEITER AUF DEN TECHNISCHEN HOCHSCHULEN IN DER SOWJETUNION

Bei einer großen Manifestation in Moskau verbrannte man eine Tellermütze mit grünem Samtband, auf dem sich Zirkel und Dreieck metallisch überschnitten. Das, was da in Flammen aufloderte, um in Asche zu zerfallen, war das Abzeichen der Ingenieure, das, was die Verbrennung ausdrücken wollte, war die Liquidierung der Ingenieure als Kaste.

Viele der alten Ingenieure waren Feinde. Wir wußten das aus der Literatur (man denke zum Beispiel an den Herrn Kleist in Gladkows Roman „Zement"), bevor es uns der Schachty-Prozeß oder der Prozeß gegen die Industriepartei Ramsins und seiner Freunde bewies.

Während des Zarenregimes hatten die Ingenieure viel verdient, die Kostenvorschläge für öffentliche Bauten waren nicht kontrollierbar, die Lieferanten zahlten Provisionen. Selbst die Sowjets blieben lange ohnmächtig gegen die Clique. Wohl, man konnte eine Mütze verbrennen und einigen, die sie getragen hatten, den Prozeß machen – wie aber, Genossen, wie soll man eine Industrie aus dem Boden stampfen ohne Ingenieure, wie soll man Panamakanäle, Ruhrreviere, Niagarafälle, Simplontunnels herstellen ohne Ingenieure, wie kann man ein besonders langsames und besonders rückständiges Bauernvolk heranziehen zum Bau und Betrieb der größten je gesehenen Industrieprojekte – wie kann man das ohne Ingenieure?

Man kann es nicht ohne Ingenieure, ohne technische Spezialisten. Ein paar tausend kann man aus dem Ausland holen, Hunderttausende aber muß das Inland hergeben. Schnellstens! Die Kader von Ingenieuren, Technikern und Vorarbeitern aus den Reihen der herrschenden Arbeiterklasse werden mit Volldampf herangebildet. Alle großen Fabriken unterhalten technische Schulen, die Industriegiganten Schulen sämtlicher Kategorien.

Sogar die *Elementarschule* für die acht- bis fünfzehnjährigen Kinder, die „Fabritschno Sawodskaja Semiletka“, ist eine Arbeitsschule, wie alle Schulen im Lande. Schon die Kinder lernen die Hobelbank, die Nähmaschine, die Kreissäge, den Schraubstock, die Werkbank, die Fräsmaschine bedienen, und in der letzten Klasse etwas von dem, was die Eltern in der Fabrik tun. In der Volksschule, die zur Moskauer Kraftwagenfabrik „Amo“ gehört, gibt es ein Autolaboratorium, darin hängen bunte Grundrisse des Autos an der Wand; wenn man mit einem Stift einen der gemalten Bestandteile berührt, so leuchtet auf der Legende dessen Name elektrisch auf und umgekehrt. Regale sind mit Automobilbestandteilen gefüllt, und in der Mitte des Saales steht ein Riesenchassis mit gummibereiften Rädern und Lenkstange und Hebeln und Führersitz, auf dem die Schüler das Steuer, den Gashebel und die Bremse handhaben dürfen. Während des letzten Schuljahres lernen sie chauffieren; ein Wagen sowjetistischen Fabrikats ist dazu da und ein Gelände. In den Kinderschulen der Landwirtschaftsgüter fährt man statt des Personenautos einen Traktor.

Das aber sind nur die Volksschulen, die eigentlich mit der Ausbildung der technischen Kader nichts zu tun haben, nicht dem

Obersten Wirtschaftsrat unterstehen. Die erste Stufe der technischen Ausbildung sind die zwei- und dreijährigen *Industriewerkschulen,* „Fab-Saw-Utsch“. Eintreten können Lehrlinge im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren. An den vier Arbeitstagen der einen Fünftagewoche arbeiten sie theoretisch, an den vier Arbeitstagen der nächsten praktisch, in manchen Schulen erfolgt der Wechsel täglich: drei Stunden Praxis (niemals im Produktionsprozeß, sondern in eigenen Lehrwerkstätten) und drei Stunden Theorie. In den Lehrwerkstätten sausen genau wie nebenan im Fabriksaal die Treibriemen, es drehen sich die Räder, und blaue Blusen fräsen und feilen und hämmern im gleichen Rhythmus. Und Lohn erhalten diese Arbeiter auch, die noch keine Arbeiter, sondern Arbeiteraspiranten sind: dreißig Rubel monatlich.

In den Klubräumen der Belegschaft werden Abendkurse abgehalten, ein Kurs für Qualitätserzielung, ein Kurs für Qualitätserhöhung und ein Kurs für Meister und Brigadiere.

Das *Technikum* entspricht einer höheren Gewerbeschule, dauert drei Jahre und ist fast ganz auf Theorie eingestellt. Werkstätten gibt es hier nicht, aber chemische und physikalische und andere Kabinette, die durch ihre Einrichtung verblüffen. Präzisionswaagen, modernste Projektionsapparate für Film- und Stereoskopaufnahmen, englische und deutsche wissenschaftliche Zeitschriften.

Hörer können einerseits Arbeiter mit guter Produktionserfahrung sein, zwanzig bis dreißig Jahre alt, und Jugendliche, die nach der Werkschule im Betrieb tätig waren oder tätig sind.

Die *technischen Hochschulen* heißen WTUS, Abkürzung von Wisscheie technitscheskoje utschebnoje saviedenie. Ihre Hörerschaft rekrutiert sich aus den Absolventen der Arbeiterfakultäten, aus qualifizierten Arbeitern, die mindestens fünf Jahre im Betrieb tätig waren, und aus Jungarbeitern, die die Werkschule hinter sich haben und sich in der Praxis bewährten. Die Hörer leben von Stipendien bis zu hundertfünfundsiebzig Rubel monatlich. Lehrzeit: drei bis vier Jahre.

Ende 1930 gab es bereits hundertachtundsechzig technische Hochschulen in der Sowjetunion. Äußerlich und innerlich geht es da anders zu als auf Deutschlands hohen Schulen. In Deutschland inskribiert der Student eines der vier Hauptfächer, Bauingenieurwesen, Hochbau, Chemie oder Maschinenbau beziehungsweise Elektrotechnik, und erst unmittelbar vor dem Ende des Studiums

entscheidet er sich, ob er Straßenbau oder Eisenbahnbau oder Kanalbau oder Brückenbau oder sonst etwas zu seinem Beruf wählen will. Nun ist aber die moderne Technik so entwickelt, daß man ein Fach nur dann beherrscht, wenn man sich spezialisiert. Und mitnichten kann selbst ein Lehrer sich auf Wasserbau spezialisieren, der gleichermaßen über Binnenschiffahrt, Flußregulierung, Wasserkraftanlagen und Talsperren vortragen muß.

Die Spezialisierung erster Ordnung, die an den technischen Hochschulen der kapitalistischen Länder erfolgt, genügt dem Staat des sozialistischen Aufbaus keineswegs. Hier ist von allem Anfang an eine Entscheidung notwendig, eine doppelte Spezialisierung. Während also im Westen der Hörer zuerst auf Bauwesen lernt und sich an der letzten Semesterneige aus diesem Fach die Unterabteilung Wasserbau aussucht, treibt der analoge Hörer des „WTUS" nicht etwa von Anfang an Wasserbau, was allein schon eine Spezialisierung und Intensivierung des Studiums darstellen würde, sondern er studiert einen bestimmten Teil des Wasserbaukomplexes, zum Beispiel: Talsperre.

Mehr als durch Vorlesungen wird auf dem Wege seminaristischer Übungen unterrichtet, man arbeitet wirkliche Projekte aus oder wenigstens Varianten. Oft ist das Seminar direkt am Bauplatz etabliert. Als Professoren und Assistenten holt man so viele Männer der Praxis heran, als dieser ohne Schaden entzogen werden können.

Die Aufgaben werden nicht von einem einzelnen Hörer gelöst – Kollektive, bestehend aus zwei bis fünf Mann, sitzen in den Zeichensälen und Kabinetten über ein Reißbrett gebeugt oder stehen an einer Tafel oder hören einander ab, die Stühle in einen Kreis gerückt.

Da ist ein Arbeiterstudent mit dem Projekt einer Betonbrücke beschäftigt. Addiert die Eiseneinlagen eines Typs und multipliziert sie mit der Länge eines Stückes, berechnet die notwendige Länge der Eisentraversen, die auszusparenden Fensterflächen und Türrahmen ... Nein, er sagt nur die Ziffern an – neben ihm sitzt eine Kollegin oder seine Frau – und führt die Addition oder Multiplikation durch – auf der Rechentafel, dem „Stschot", der ein uraltes Merkzeichen Rußlands ist und die Technisierung überdauert, während schon am Nebentisch die moderne Multiplikationsmaschine funktioniert.

Die Uniform des westeuropäischen Studenten, Bügelfalte, Halbschuhe, Stehkragen und Krawatte, sieht man in den Sowjethochschulen nicht. Hier sieht der Student wie ein Arbeiter aus, der er auch ist. Die Couleurkappe unserer „Lieblinge" fehlt ihm, er trägt eine Arbeitermütze, und die wird er, auch wenn er das Diplom hat, nicht mit der samtgebänderten Technikermütze vertauschen. Die ist verbrannt.

So etwas wie ein Schwarzes Brett ist da, hundert Schwarze Bretter, aber ohne Zirkel und Farben des Corps „Alemania" und Anschlägen, großschnauzig unterschrieben von Friedrich Bimpf x (x, xx, Fx) und Hans Bimpf xxx (x, xxx, Fx), sondern von Arbeitsgemeinschaften, von Studenten, die einen Rechenschieber gegen ein Reißzeug eintauschen wollen, Tabellen mit der Arbeitsleistung der studentischen Stoßbrigaden und den Fehlleistungen einzelner Kollektive, das Arbeitsprogramm der Komsomolzen-Zelle, der Roten-Hilfe-Ortsgruppe, des Osoaviachim. Wild tätowiert ist die Haut der Alma mater. Wandzeitungen kleben an Flur und Wand, rotes Linnen mit Losungen ist über die Korridore gespannt. Plakate hängen da, Diagramme dort. „Die Schleuse" heißt die Wandzeitung der Wasserbauer, „Der Kontakt" die der Elektriker, die gedruckte Zeitung der Hochschule erscheint alle zehn Tage.

Zehntausende Diplomingenieure sollen innerhalb des Fünfjahrplans den Hochschulen und den Hochschulkursen der Betriebe entspringen. Über Hunderttausende Techniker müssen die Techniken, die gewerbeschulartigen Kurse liefern. In der Industrie-Akademie (Promischlenaja Akademia) werden Arbeiter zu Organisationsleitern für die Betriebe, zu administrativen Direktoren, Verwaltern usw. ausgebildet; die Hörer sind hier fünfundzwanzig bis vierzig Jahre alt und bekommen Monatsgehälter bis zu zweihundertfünfundsiebzig Rubel.

Es geht ungezwungen zu in den Hochschulen. Da ist der Inhalt eines Staubeckens zu berechnen, die erforderliche Leistung ist gegeben. Der Professor steht an der Tafel und setzt mit bunten Kreiden C gleich C mal Eta. Und die Schüler kommen aus den Bänken, umstellen die Tafel, rechnen mit, reden hinein. Sogar wenn der Professor ein Deutscher ist, seine Sprache den Hörern nur schwer verständlich ist, unterbrechen und radebrechen sie mit Fragen.

Den Professoren scheint das sehr recht zu sein. Einer aus Char-

lottenburg sagte mir, er wisse nur in Sowjetrußland, wieweit seine Vorlesungen begriffen werden, wieweit man ihnen folge.

„Nur an eines kann ich mich nicht gewöhnen", fügte er hinzu. „Daß die Burschen seelenruhig während des Kollegs aufs Katheder kommen, sich aus meiner Flasche in mein Glas Wasser eingießen und es trinken – das heißt die Revolution übertreiben. Das sollte einer meiner Hörer in Charlottenburg einmal versuchen!"

ZUM ZEHNJÄHRIGEN GEBURTSTAG DER A-I-Z

Hier in Mittelasien habe ich mich von neuem davon überzeugt, wie international verbreitet und beliebt die A-I-Z im Proletariat ist. Man bekommt sie in Taschkent in jedem Kiosk zu kaufen. Mein Glückwunsch zum zehnjährigen Geburtstag der A-I-Z entspringt der persönlichen Freude, Euer Mitarbeiter zu sein. Was die A-I-Z ist, brauche ich dem deutschen Arbeiter nicht zu sagen, sie zeigt ihm in Wort und Bild die Welt, wie sie ist, und den Weg zu einer neuen.

MOSKAU FABRIZIERT ZEIT

Anderswo gibt's auch Uhrenfabriken. Aber hier haben sie, wie fast alles, was hier geschieht, einen anderen Sinn: Wie man Millionen Menschen erst das Alphabet beibringen mußte, muß man Millionen Menschen die Uhr beibringen. Ja, man kann sagen, daß es mehr Leute gab, die lesen und schreiben konnten, als Leute mit Zeitbegriff. Alles hatte Zeit in diesem Weltteil, weil es keine Zeit gab. (Ach, das Analphabetentum der Uhr ist beileibe noch nicht liquidiert.)

Man will also die Zeit organisieren und schafft Uhrenfabriken. Das ist ja leicht, eine Fassade, die nur aus Fenstern zu bestehen scheint, weitläufige Garderoben und blitzblanke Waschräume, wie sie keine amerikanische Fabrik kennt, schöne Treppenhäuser, mächtige Werkhallen – aber von da an wird die Sache immer schwieriger.

Man merkt die Steigerung der Schwierigkeiten sozusagen bei jedem Schritt, den man entlang des Produktionsprozesses einer Uhrenfabrik tut.

Wer kann Uhren machen? Die Schweizer und die Schwarzwälder. Man heuerte württembergische Uhrenmacher an, mit einem Monatslohn von dreihundert Rubeln. Die kamen heran, sahen erfreut die moderne Fassade der Fabrik, sahen erfreut die weitläufigen Garderoben und blitzblanken Waschräume, sahen erfreut die schönen Treppenhäuser – aber nun war's mit dem Erfreutsein zu Ende.

Kopfschüttelnd, die Hände auf dem Rücken, gingen die Schwaben durch die mächtigen Werkhallen. Wenig Maschinen, schlechte Maschinen, fremde Maschinen.

Da war eine amerikanische Uhrenfabrik in Bausch und Bogen gekauft, im New-Yorker Hafen verfrachtet und nach Moskau gesandt worden. Hier wurden die Maschinenteile so zusammengefügt, daß sie nicht allzugut funktionierten. Andere Bestandteile, die man nicht herstellen konnte, oder die Maschinen, die sie herstellen sollten, waren unterwegs.

„Und wann wird das ankommen?“ fragten die Alemannen.

„Seitschas, seitschas“, wurde ihnen zur Antwort, wobei zu bemerken ist, daß besagtes Wort „seitschas“ zwar „sofort“ bedeutet, aber niemals so gemeint ist. Die Uhrenjungens aus Schwenningen und Schramberg und Villingen und Triberg gingen sofort an die Arbeit, und inzwischen rollen auch die fehlenden Maschinen an. Alsbald erstanden die hundert Bestandteilchen aus Metall und Eisen, deren selbst eine billige Massenuhr nicht entraten kann.

Wie schwer es ist, die Erzeugung solcher filigranen Dinger zu starten, kann der Laie sehr gut durch ein Argumentum contrario begreifen. In den Wandzeitungen stehen nämlich die Fehlleistungen der Fabrik. Und zwar nicht etwa beschrieben oder photographiert oder gemalt, sondern sie stehen naturaliter darin: schräg geschnittene Bleche, verkrümmte Ankergabeln, Zeiger ohne Spitze, unregelmäßig gezahnte Räder, ein Hohltrieb mit falsch eingebohrten Stiften sind inmitten der Zeitung angenagelt, und die satirische Legende darunter besagt, wer das Unwerk vollbracht hat.

Diese lebenden Illustrationen findet man überall in den Wandzeitungen, in den Zeitungsbetrieben sind Druckfehler und Stilblüten aufgeklebt, in den Instrumentenfabriken Geräte mit falscher Skala und so fort.

Gehen wir von den Fehlleistungen zu den Leistungen. Unten wird das Rohmaterial zubereitet. Der Draht, aus dem man die Pfeiler,

die Wellen, die Spiralfeder der Unruh, die Büchsen, die Schrauben und Schraubenmuttern erzeugt, kommt verbogen und gewellt von weit her und muß sich erst in der Richtmaschine eine orthopädische Behandlung gefallen lassen. Ein Schnitt, und er hat die maschinengerechte Länge.

Die Blechschere schneidet die Messingplatten zu Bändern von verschiedener Breite, damit sie in die Stanzmaschinen passen. Durch Zugpressen drückt man sie zu einem Zylinder, dem Gehäuse, und auch der Gehäusedeckel ersteht. Ausgestanzt werden die Räder, die Scheiben, die Hebel, der Anker und der Schlüssel zum Aufziehen, geprägt die Werkträger, die Pendelscheiben, die Zeiger, die Kettenräder, über die die Uhrengewichte rollen; geschnitten und gelocht und auf eine Welle gewickelt, damit sie zeitlebens spiralig bleiben, werden die Federn.

Die Federn sind lang und blau, denn sie sind aus Stahl, die Werkträger sind rund und grau, denn sie sind aus Eisen, die Platinen sind trapezförmig und goldgelb, denn sie sind aus Messing, die Zeiger spitz und silberfarben, denn sie sind aus Aluminium. Aber all dies brausende Vielerlei der Stanzerei und Prägerei ... toller geht es im Automatensaal zu. Hoch oben an den Mauerpfeilern sind die Motoren. Riemen führen zum Antriebsrad, von dessen Welle die Transmissionen abzweigen. Das Sausen der Ventilatoren mischt sich mit dem der Motoren und dem Rattern der automatischen Drehbänke von Brown und Sharp, von Thiel in Ruhla, von Davenport und „Index" aus Eßlingen.

Mittels eines Gewichts schiebt sich das Rohmaterial gleichmäßig zur Behandlung vor, aus der dem Apparat angeschraubten Pumpe quillt Öl und Seifenwasser („es wird naß gearbeitet") darüber, die Schneidestähle und Gewindebohrer des Automaten wirken auf das Metallstück ein.

Was hat der Mensch dabei zu suchen? Wozu erst Leute vom Neckar herbeirufen, macht sich doch alles so schön von selbst. Ja, wenn sich der Automat auch nur von selbst einstellen würde! Der Arbeiter muß ihn nach einer für jeden Bestandteil eigens angefertigten Kurve montieren, so daß die Instrumente: Fassonstahl und Abstechstahl, Bohrer und Gewindebohrer oder Schneideblättchen, auf den Bruchteil eines Millimeters genau eingreifen. Dann schaltet er den Strom ein und läßt den Automaten Automat sein — das heißt in diesem Fall, er läßt ihn automatisch arbeiten. Die menschliche

Arbeitskraft ist jetzt auf die Kontrolle beschränkt, ob das, was herausfällt, richtig ist.

Was herausfällt, liegt in den Tellern zuhauf. Organe, noch kein Organismus. Das hier sind die Weckerbengel, ein Draht mit einem Hämmerchen, das mit fürchterlichem Radau zu wackeln beginnen wird, wenn wir einmal im besten Schlaf liegen. Das hier sind Exemplare des Federkerns, um den sich die Feder spannt, wenn man die Uhr aufzieht. (Das Wort „aufziehen" stammt von der Wanduhr mit Gewichten.) Das hier ist die Steigradwelle, deren Umdrehung eine Sekunde darstellt, das ist die Zwischenradwelle, und das ist die Minutenradwelle. Das ist der Weckerstift, mit dem man den Zeiger auf die Stunde schiebt, zu der man aufstehen muß. Das sind die Pfeiler, die die Platinen festhalten. Das sind die Füße, auf denen der Wecker steht. Das sind die Büchsen: Sie geben den Rädern und den Zeigern den Halt an der Welle. Das ist die Balancewelle, das ist die Ankerradwelle, das ist die Bodenradwelle, das ist die Laufradwelle. In einer Abfallkiste sammelt sich silberner und goldener Christbaumschmuck, Lametta aus Eisendraht, Sternchen aus Messing.

Eine Fräsmaschine zahnt einen aus fünfzig haardünnen Scheiben bestehenden Zylinder, die Scheiben sind nun Zahnräder. Zangen ergreifen einen laufenden Draht, knipsen und biegen ihn, daß er im Nu zu einer Kette wird; endlos schlingt sie sich in den Teller.

Anders als in anderen Uhrenfabriken sind hier die chemischen Werkstätten ausgestattet. In der galvanischen Abteilung, in der Nicklerei, Lackiererei, Härtnerei und Beizerei ist über jedes Spritzgehäuse, über jeden Kessel, über jeden Ofen ein Riesentrichter gestülpt – die Mündung des Ventilators; seine gewaltigen Röhren bedecken den Plafond. Der Arbeiter trägt Gummistiefel, Gummischürze, Gummihandschuhe. Ganze Batterien geleerter Milchflaschen füllen den Fenstertisch, jeder Chemiearbeiter bekommt während der Arbeitszeit Milch, ist nur sechs Stunden tätig, wer auch theoretischen Unterricht nimmt, vier Stunden. In einem Erholungsheim, wo er statt Polierstaub, Salzsäure, Salpetersäure und Schwefelsäure die Wälder des Kaukasus und die Wellen des Schwarzen Meeres atmet, verbringt der Arbeiter chemischer Betriebe einen Urlaub von vier Wochen.

Die Werkzeug- und Instrumentabteilung: eine Halle, darin russische Menschen, Kinder der Steppe, Ex-Muschiks, mit zehntelmillimeterfeinen Meßinstrumenten an Apparaten hantieren, neben

denen die blaugepauste Zeichnung des Ingenieurs liegt. In der Bestandteilmacherei setzt man winzige Räder auf winzige Hohltriebe, Wellen in die Räder, in den Anker und in die Balance, schneidet Gewinde, bohrt Nietlöcher und Wellenlöcher in die Räderchen, walzt die Räder in einer Maschine, auf daß die Zahnräder gleichmäßig werden.

Man macht auch elektrische Uhren, Turmuhren, Straßenuhren für ganze Städte, für ganze Bezirke. Die Hauptuhr – hier hängt sie unter Glas und Rahmen – ist ein Präzisionswerk, ein Chronometer. Aus mehreren Metallen setzt sich der Pendel zusammen, sie dehnen sich bei verschiedenen Temperaturen verschieden aus und kompensieren einander. Ein Zifferblatt braucht die Hauptuhr nicht, oder sie braucht sehr viele Zifferblätter: die Nebenuhren. Die wiederum sind nur Zifferblatt. Dahinter steckt kein Uhrwerk, bloß Anker, Magnet. Stromwiderstand und Zeigerwerk haben im Gehäuse ein höchst bequemes Quartier. Das Kontaktwerk an der Hauptuhr unterbricht jede Minute den Stromkreis, wodurch der Anker vom Magnet losgelöst wird und den Zeiger um ein Sechzigstel des Kreises weiterbewegt.

In sowjetrussischen Großbetrieben sind, vor allem inmitten der Lager, langgestreckte Kioske aufgerichtet, fast ganz aus Glas, denn das Licht soll hereindringen, nicht aber der Lärm; es sind Hörsäle. Fünfundsechzig Prozent der Belegschaft begnügen sich nicht damit, Hohltriebe zu fräsen oder Zeiger zu stanzen, sondern wollen Feinmechanik studieren, Uhrmacherei, Physik.

Wir horchen. Ein süddeutscher Uhrmacher erklärt mit Kreide und Wort, in welchem Zusammenhang die Gangdauer der Uhr mit der Fallhöhe des Gewichtes steht. Das Alemannische des Schwaben wird von einem Juden aus der Ukraine den Russen aus Jaroslawl übersetzt, und die Komsomolzin, die zur Tafel gerufen wird, kann schon, wenn auch mit angestrengt gerunzelten Augenbrauen, berechnen, wie groß der Trommeldurchmesser ist und wie lang der Umgang eines Walzenrades dauert, wenn die Vierzehn-Tage-Uhr eine Fallhöhe von sechshundert Millimetern und die Trommel vierzehn Windungen hat.

In der obersten Halle des Wolkenkratzers werden die Uhren montiert. Am Kopfende des laufenden Bandes sitzen drei Mädchen, rote Kopftücher um ihr Blond geknüpft. Die drei Mädchen legen die Vorderplatinen auf, schieben die Räder ein, so wie sie in der

Bestandteilmacherei zusammengefügt wurden, eine Hinterplatine kommt darüber.

All das wird auf eine Maschine gelegt, ein Griff, und es ist vernietet. Auf drei Rutschen schlittern nun die drei Arbeitsstücke zu drei Männern, die das Viertelrad und das Wechselrad einsetzen; von dort rollen die Stücke zu zwei Frauen, die mit dem Pinsel die Zapfen ölen. Ihre Nachbarn setzen Ankerrad und Zeiger ein. Das Zeugungswunder begibt sich. Die künftige Uhr ist schon lebendig, der Weiser schwingt, der Anker wackelt – ticktack, ticktack, die Uhr, dieweil sie auf dem Laufband weitergeht, geht, wenn auch nicht lange, weil sie nicht aufgezogen ist. Der nächste Mann oder die nächste Frau setzt die Uhr in den Holzkasten. Die nächste Frau oder der nächste Mann zieht die Kette ein. Der nächste steht an einem Regal. Er macht die Laufkontrolle, indem er die Uhr vom Laufband nimmt, einen verkürzten Pendel anhängt, die noch zifferblattlose, zeigerlose Uhr aufzieht. Dreiviertel Stunden bleibt sie neben vielen anderen tickenden Uhren zur Beobachtung hängen.

Immer wenn eine Uhr die ersten Schritte ihrer Laufbahn auf dem Laufband gemacht hat und beim Kontrollstand ankommt, nimmt man sie beim Wickel, um ihren Pulsschlag abzuhören, und läßt eine genau fünfundvierzig Minuten ältere, also bereits ausprobierte, an ihrer Stelle auf dem Laufband weiterrollen. Der nächste Mann bringt das metallene Schildchen an, darauf das Zifferblatt gemalt ist und ein buntes Bildchen. Der nächste setzt Gläser in die Seitenwände. Die nächste Frau schraubt die Zeiger ein und stellt sie auf Punkt zwölf. Die nächste verpackt eine Uhr. Viele verpacken Uhren. Aus Transportgründen werden die Gewichte separat verpackt. Die Bildchen auf den Schildchen sind in verschiedenen Ballen verschieden. Die, die eine Kamelkarawane darstellen, kommen nach Turkestan, die gemalten Fabriken gehen in die Städte, die Blumen in die Kurorte, die Traktoren auf das flache Land.

Je achtundzwanzig Arbeiter machen in sieben Stunden (minus vierzig Minuten Pause) zweitausend Wanduhren. (Ladenpreis zwei Rubel achtzig Kopeken.) Ohne Laufband arbeiten fünfmal soviel Leute in der Montagehalle für Wecker (zwölf Rubel fünfzig). Die Gruppen stehen miteinander im „Wettbewerb“. Gegenwärtig liegt eine Jugendbrigade um zehn Punkte vor ihrem Gegner, einer Mannschaft gelernter Uhrmacher.

Man schaut gespannt zu, wie – auf einen Pfiff – die Kämpfer

starten, indem sie die Räder zwischen die Platinen stellen, schaut zu, wie sie auf der Rennbahn liegen: die Gänge und die Balance mit dem Anker einziehen, und sieht den Endspurt, da sie die Zifferblätter und die Zeiger auflegen und das Werk in das mit Glas versehene Gebäude schieben.

He, he, möchte man anfeuern, selbst mitgerissen vom Fieber dieses Sports, dessen Regeln die Gesetze der Uhrentechnik und dessen Ziel der Aufbau ist, he, he, möchte man rufen, aber man ruft es nicht. Man merkt, daß die Kämpfer nicht abgelenkt werden wollen, bevor sie die siegreichen Wecker ohrenbetäubend erklingen lassen können, es geht um jede Minute, man hat keine Zeit, man macht sie.

WAS EGON ERWIN KISCH ZU DER GESCHICHTE SAGT

Sicherlich steht heute noch der Nußbaum, aus dessen Gezweig der kleine Niko den blutigen Zusammenstoß zwischen den Reaktionären und den Revolutionären beobachtete. Sicherlich steht der Nußbaum, obwohl er schon damals ein recht alter Baum gewesen sein mag, noch heute im Park von Tiflis. Denn die ganze Geschichte, die du gelesen hast, hat sich vor gar nicht langer Zeit abgespielt; es sind erst zehn Jahre her, seitdem Niko zuschaute, wie sich die weißen Soldaten der roten Fahne bemächtigen wollten.

Freilich, in diesen zehn Jahren hat sich in Tiflis und im ganzen Kaukasus mehr geändert als vorher in vielen hundert Jahren. Statt der Fürsten und der Reichen regieren die Arbeiter und die Bauern im Land, statt der finsteren Regeln des Stammrechts gelten die Lehren des Marxismus, an die Stelle des Dahinlebens im Aberglauben und in Vorurteilen ist der revolutionäre Wille getreten, das Analphabetentum wird siegreich bekämpft, und der Sozialismus wird aufgebaut zum Wohle aller. Neben, vor und hinter der roten Fahne, die damals den Fangarmen der Polizei entging, wehen alljährlich am 1. Mai und am 7. November Hunderte und Aberhunderte roter Fahnen auf dem Prospekt Rustaweli, und in seltsamen Trachten demonstrieren Bergvölker aus allen Teilen der sozialistischen Sowjetrepublik Georgien mit. Am Maifest der Arbeit sind auch Chewsuren dabei; den Gedenktag der Oktoberrevolution aber müssen sie in ihrem heimatlichen Felsenbezirk feiern, denn der

Wintersturm schließt ihn von der übrigen Welt vollständig ab. Fast die Hälfte des Jahres sind die Saumpfade, die nach Chewsurien führen, verschneit und unzugänglich. Dieses kaum sechzig Kilometer von der großen Stadt Tiflis entfernte Gebiet blieb lange Zeit unerforscht, und seine Schluchten und Höhlen dienten flüchtigen Verbrechern, Deserteuren und auch jenen Bergbewohnern, die der Blutrache entrinnen wollten, als Versteck.

Viele der fremden Flüchtlinge fanden in den Dörfern der Chewsuren gastliche Aufnahme, mancher heiratete ein Mädchen des Stammes, und so entstanden hier, nicht fern von der ewig belebten Grusinischen Heerstraße, die verwirrendsten Kreuzungen von Rassen, Religionen, Sitten und Sagen. Die ersten „Entdecker" hielten die Chewsuren für Nachkommen der Kreuzritter, die auf ihrem Zug ins Heilige Land hier steckengeblieben waren; man glaubte in einigen Gebräuchen die Spuren jener Galanterie zu erkennen, wie sie im Mittelalter an den Höfen Europas herrschte, so zum Beispiel in der Tatsache, daß jedes Handgemenge sofort unterbrochen werden muß, wenn eine Frau ihr Kopftuch zwischen die Kämpfenden wirft.

Bis heute hat sich in Chewsurien die Stammesordnung erhalten, und das Adat, das Gewohnheitsrecht, findet dort mit aller Strenge seine Anwendung, im Gegensatz zum benachbarten Swanetien, das der Welt leichter zugänglich ist. Seit Jahrhunderten wütet im Lande der Chewsuren die Blutrache, sie vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, der Enkel weiß nicht, für welche Schuld seines Vorfahren er töten soll oder getötet wird. Noch nach der Oktoberrevolution gab es in den Kindergärten und Schulen von Tiflis über zwanzig chewsurische Kinder, die nicht in ihre heimatlichen Auls (Dörfer) zurückkehren konnten, weil ihnen die Blutrache drohte.

Heute ist an die Stelle des ewigen Kampfes zwischen Stamm und Stamm ein neuer, ein gesunder Kampf getreten: ein Kampf der jungen Generation mit der alten Generation, ein Kampf mit dem Adat. Die jungen Chewsuren, die in Tiflis zur Arbeit an der Gemeinschaft, zum Kampf für die Lehren von Marx und Lenin erzogen werden, werden einmal heimkehren, die unzeitgemäßen Überlieferungen abschaffen und den sinnlosen Vernichtungskampf zwischen Volksgenossen für immer beenden.

Einfach ist dieser Kampf nicht, und mehr als einmal mag es vorgekommen sein, daß jemand aufgeklärt aus der Stadt in den Aul

zurückkehrt und doch wieder unter den würgenden Einfluß der alten Vorurteile gerät.

Der Lebensweg Nikos ist ein aufregender Roman. Aber er ist auch mehr. Er ist ein kleiner Ausschnitt aus dem Bilde der ungeheuren Schwierigkeiten, denen der Sozialismus in rückständigen und wilden Ländern auf Schritt und Tritt begegnet und die er siegreich überwindet.

GABLONZER WARE

Die Erzeugnisse der Gablonzer Glasindustrie sind spottbillige Ware. Spottbillige Ware, das heißt: Der Spott ist billig.

Beliebte Pointen: die bei einem raffinierten Verbrechen erbeutete Schatulle enthielt echten – Gedankenstrich, Tableau – Gablonzer Schmuck. Die Skarabäa aus der Bronzezeit, vom Forscher siegreich heimgebracht, war Gablonzer Faktur. Die majestätische Perlenkette der fremden Dame entpuppt sich als Gablonz.

Na schön. Aber diese kleinen ziselierten oder geschliffenen Artikelchen sind voll von potentiellen Widersprüchen, und ihren verhöhnbaren Seiten stehen ernste Seiten gegenüber.

Es kann kein Zweifel obwalten, daß die Verspottung der gläsernen Perlen und gläsernen Edelsteine jenen zuliebe besorgt wird, die sich erhaben dünken, weil sie sich mit echten Kostbarkeiten zu schmücken vermögen. Und um der Diamantenspekulanten willen wird ausgesprengt, daß die Gablonzer Bijouterie nichts sei als Geschmacklosigkeit und Kitsch. Hier aber steckt wieder einer jener potentiellen Widersprüche. Neben geschmacklosen Massenartikeln für die Zulukaffern Europas und Amerikas werden Dinge erzeugt, deren sich kein Meisterjuwelier zu schämen brauchte.

Und das Ernste an dieser billigen Luxusindustrie sind die Arbeiter, die sie leisten, hunderttausend Proletarier des Kunstgewerbes.

Kein krasserer Kontrast als zwischen Leistung und Zweck, zwischen dem Herstellungsort und der Bestimmung des Produktes. Das, was ausersehen ist, in Paris die allerneueste Mode zu machen, das, was als Schiffsladungen ins nordamerikanische Industrieparadies geht, wird in geradezu erschütternd primitiver Weise erzeugt. Solcher Gegensatz zwischen Herkunft und Adresse einer Ware ist nicht einzigartig, aber der Spitzenklöppelei im nahen Erzgebirge

oder der Teppichknüpferei im Nahen Orient haftet immerhin etwas Patriarchalisches, der Charakter einer traditionellen Familienbeschäftigung an. Bei manchen Prozeduren der Gablonzer Glaserzeugung ist hingegen Industrieproletariat am Werk, in Räumen und Maschinen, die an die schwärzeste Urzeit der Manufaktur erinnern.

Am meisten die Druckhütten. Sie hängen auf den Iserbergen, sie stehen am Neiße-Ufer und auf den Feldern bei Maxdorf, Josefsthal, Morgenstern und Neudorf umher, sie bilden selbst ganze Dörfer mit verrußten Dächern.

Die Druckhütte ist nur ein einziger Raum mit einem einzigen Fenster. Festgestampfte Erde ist das Parkett. An der einen Querwand steht ein Feuerherd, an der fern gegenüberliegenden ein zweiter.

Dem Arbeiter am Druckofen weht vorne das Feuer ins Gesicht, hinten klappert er sozusagen mit den Zähnen. Denn die Öfen sind keineswegs dazu da, die langgestreckte Tenne zu heizen, sondern ihre Glut konzentriert sich darauf, die Glasstangen zu erhitzen.

Diese Glasstangen – sie lehnen, gebündelt wie Fasces, an der Wand, und, in der Tat, sie sind schicksalhaft. Der gläserne Zar, der in Polaun thront, hat sie als Lehen gegeben und wird auch mit weiteren Zwanzig-Kilo-Bündeln belehnen, mit so vielen, wie der Glaswarenerzeuger verlangt. Die Bezahlung eilt nicht.

Freilich, oft gestaltet sich die Marktlage so, daß der Zwischenmeister seine Perlen nach Gablonz zu niedrigerem Preise abliefert, als ihn das Glas gekostet hat, aus dem sie mühselig erzeugt wurden. Auch Kalkulationsdifferenzen gibt es und Krisen, und eines Tages kann er das Glas nicht mehr bezahlen, und eines Tages gehören sein Haus mit Wohnung und Werkstatt dem langfristigen Kaiser von Polaun.

Vorläufig schauen sie in strahlender Unschuld drein, die Glasstangen, rot, grün, blau, schwarz, weiß und sogar glasfarben stützen sie sich schräg an die kahle Wand, es glitzern in ihnen die Reflexe des Herdfeuers. Allzeit bereit, warten sie darauf, ihr unteres Ende in eine hölzerne Klammer, die Dille, spannen, in den Ofen schieben und von den Flammen umzüngeln zu lassen, bis das Glas selbst flammend glüht.

Von dort holt sie der Drücker hervor, um sie unter seine Form zu schieben. Das tut er mit der linken Hand. Mit der rechten neigt

er den Schwengel, in das Glüh-Ende der Glasstange klemmt sich eine Zange und drückt die Form der Perle ein. Gleichzeitig bohrt eine Nadel von der Seite oder von oben mitten durch das neugeformte Körperchen ein Loch, durch das der Faden gezogen werden wird, bis diese Perlen fertig sein werden. Jetzt sind sie's noch nicht, sie kleben aneinander.

Ein Schnitt mit der Schere, und es rutscht der „Druck", eine Dolde embryonaler Glasperlen, in den irdenen Eimer am Boden. Wenn der voll ist, schiebt der Arbeiter eine neue „Kanone" heran und benützt die Gelegenheit, vom Feuerherd die dort dörrenden Holzspreizen zu nehmen und anzufeuern.

Man fragt, warum diese einförmige Bewegung, das Senken von Kolben und Schere, die der Drücker von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends vollführt, nicht durch einen Apparat geleistet wird. Aber man wird belehrt, daß diesbezügliche Versuche gescheitert sind. Amerika, das auf maschinellem Wege drückt, vermag nur ganz flache Glasperlen herzustellen, so daß dennoch jährlich viele Millionen Gros aus Gablonz nach USA rollen. (Etwa 1 500 Millionen K beträgt der Jahresumsatz der Gablonzer Bijouterie.)

So mechanisch der Handgriff am Druckofen aussieht, so individuell ist er. Und man unterscheidet um Gablonz herum gute Drücker und schlechte Drücker. Ein Gefühl im Muskel des Arbeiters gibt dem gläsernen Kügelchen das Gepräge. Vor allem aber bekundet sich die Geschicklichkeit des Drückers, wenn er eine neue Form einspannt: Dann muß er sie stundenlang probieren und oft genug dem Graveur zurückschicken, daß er sie modifiziere.

Fern vom Drücker haust – ebenso primitiv – der Säumer, der mit stumpfer Schere den Druckrand der Perle wegschneidet. Noch immer sind Kanten an jedem Kügelchen, die müssen weg: dazu das Rumpeln. In motorisch geschüttelten Trommeln, darin Sand ist, treibt ein Planetarium sein Spiel: Gläserne Globen drehen sich um sich selbst und umeinander, reiben sich und rollen aneinander und durcheinander, bis sie glatt sind allesamt. Nun kommt der Schleifer und bringt Facetten an. Das braucht die Auster nicht zu machen, aber der Gablonzer Exporteur beziehungsweise sein Kunde in Übersee verlangt eben Facetten, manchmal aber siebenhundertzwanzig Stück auf ein einziges Perlchen.

Nächste Prozedur: das Polieren. Auf einem Schamotteteller be-

wirkt es der Polierer vermittels Ton, Rouge und Feuer, wodurch Glanz erzeugt wird. Das Loch schmilzt oft zu, und die Perlen picken sich aneinander. Deshalb wäscht man sie und reinigt sie und schickt sie zu den Fädlern, die in den Dörfern sitzen, bis tief ins Tschechische hinein, bis gegen Jungbunzlau zu; sie fädeln die Perlen mit Garn, Zwirn oder Draht.

Auch geblasen werden Perlen und mit Silber oder Gold eingezogen. Es werden Qualitäten mit den billigsten Chemikalien sowie mit echtem Gold erzeugt, je nachdem, in welchem Land des Ostens oder Südens der Bestimmungsort liegt. Da manche Wilde oder Halbwilde ihren Schmuck nie ablegen und viel Zeit badend oder Krokodile jagend im Wasser verbringen, darf ihnen der Gablonzer Exporteur, über solche ethnographischen und hygienischen Verhältnisse wohl auf dem laufenden und in diesem Artikel besonders hart mit der japanischen Konkurrenz kämpfend, nur hohle Perlen liefern, die mit echtem Gold gefärbt sind.

Der Zwischenmeister, der aus Gablonz seine Aufträge an die fernsten Hütten an den Hügeln weitergibt, nennt sich Glaswarenerzeuger. Wenn man ihn besucht, glaubt man in ein falsches Haus geraten zu sein, in eine Kolonialwarenhandlung. Schon im Flur liegen Siebe mit Erbsen und Bohnen umher, Bottiche mit Himbeeren und Ribisl, Blechbüchsen mit Bonbons, Säcke mit Mehl, Schachteln mit kleinen Stückchen Alaun – oder ist es Kandiszucker und kein Alaun?

Der Kaufmannstisch ist ein Kaufmannstisch wie jeder andere, und wenn man an dem weißen Knopf der Schubfächer ziehen würde, so fände man Zimt und Ingwer.

Fehlgezogen! In den Schubfächern sind weder Zimt noch Ingwer – Glasperlen sind darin, Glasperlen sind die einzige Kolonialware, die auf der Kaufmannswaage gewogen wird, Glasperlen sind die Him- und Johannisbeeren, Glasperlen die Bohnen, die grünen Erbsen, die Stückchen Kandiszucker oder Alaun, die Bonbons, die Hagebutten – alles Glasperlen. Nur das Mehl in den Säcken sind keine Glasperlen, wenn's freilich auch kein Mehl ist, sondern Sand für die Rumpeltrommeln.

Und die Leute am Ladenpult sind keine Käufer. Es sind Heimarbeiter, und sie kommen, um unfertige Perlen abzuholen oder abzuliefern. Manchmal sind's auch „G'schäftskarle“, Exporteure, deren sechshundert in Gablonz hausen, in ununterbrochener Schul-

terfühlung mit den Modejournalen in Paris, mit den Konfektionären in Amerika, mit den Warenhäusern der ganzen Welt und vor allem mit den Einkäufern aus Übersee, die alljährlich einige Monate lang in Gablonz herumwimmeln. Die Modellbüste einer modernen Einheitsdame ist des Exporteurs ständige Gesellschafterin. Immer steht sie im Büro neben ihm, um von Zeit zu Zeit mit einem Kollier behängt zu werden. Dann packt sie der Geschäftskarle um den Hals und weist mißbilligend oder entzückt auf sie hin – mißbilligend, wenn der Partner ein Glaswarenerzeuger ist, begeistert, ist es ein Pariser Einkäufer.

Auf Grund von Informationen und Ideen bestellt und kauft der Exporteur beim Glaswarenerzeuger, aber nicht nur bei ihm, sondern auch beim Gürtler, dem Metallwarenerzeuger. Gürtler gibt es etwa tausendfünfhundert in Gablonz, kleine, die allein in der Werkstatt stehen, und große in regelrechten Fabrikbetrieben. Ihre Berufsbezeichnung stammt wohl daher, daß sie zuerst bloß Gürtelschnallen erzeugten. Heute stellen sie alle Bijouterieware her, Broschen, Anhänger, Schuhschnallen, Hutschmuck, Kleiderbesatz und auch Armreifen und Halsbänder. Teils arbeiten sie den in Form von Drähten und Blechen gelieferten Rohstoff (meist Tombak) schneidend, lötend, galvanisierend und emaillierend, verplatinierend, versilbernd, vergoldend, verkupfernd selbst, teils kombinieren sie ihn mit den Perlen, aber auch mit Zelluloid- und Holzbestandteilen sowie mit den Gablonzer Steinen, fabriksmäßig geschliffenen Brillanten aus Glas.

Und nicht nur Brillanten, auch Edel- und Halbedelsteine kann man aus Glas machen, indem man sie aus Bleigläsern preßt, sie schleift und auf einer Zinnscheibe poliert. Unnachahmlich nachgeahmt werden in Gablonz der Orlow und der Kohinoor. Die herrlichsten Amethyste und Saphire, ja selbst Smaragde werden absichtlich mit kleinen Fehlern imitiert, nur um Echtheit vorzutäuschen. Diese gläsernen Edelsteine werden nicht nur für die Gablonzer Erzeugung verwendet, auch die großen Zentren der Schmuckindustrie: Pforzheim, Paris, Birmingham und Providence, müssen diese Steine aus Gablonz beziehen.

Einzigartig ist die Verwendung der Glasringe, „Bangles" genannt: Um alljährlich aus Reue und frommer Wut zerbrochen und zerstampft zu werden, müssen sie alljährlich in Millionen Stücken hergestellt werden. Die feierliche Vernichtung vollzieht sich an den

Ufern des Ganges, die nüchterne Herstellung an den Ufern der Neiße. Hier sprengt oder zerschneidet man hohle Glasröhren, behandelt die so entstandenen Ringe durch verschiedene Schliffarten, kittet ihnen kleine Spiegelchen an und dekoriert sie mit primitiver Bemalung. Das sind nun Armreifen, die jährlich in Tausenden von Kisten über die Ozeane fahren, um in Afrika und Indien ihr Ziel zu finden. So wie das Weihnachtsfest dem Gablonzer Markt Aufträge bringt, so hat auch die Bußwoche der Inder großen Einfluß auf einen Teil der Gablonzer Industrie. Das Heer der Gläubigen, vollzählig wallfahrt es zu den heiligen Stätten, reißt sich bußfertig den Tand vom Körper, zerbricht ihn und zertritt ihn, um dann am nächsten Tag in den Basaren den sündhaften Schmuck wieder zu erstehen.

Das sind noch nicht alle Gewerbe im Bezirk der ausgepowerten Luxusarbeiter. Da ist zum Beispiel die Kristalleriebranche. Um Josefinenhütte und Maxdorf werden Flakons geschliffen und Toilettengarnituren, Seifenschalen und Kammhülsen, Tintenfässer und Lampenfransen, Zuckerstreuer und Salzfässer. Ein wahrer Blitzfänger ist die Herstellung von Ansteckblumen aus Glas: Von jeder Wirtschaftskrise wird sie betroffen.

Der Saisonarbeiter müßte nicht nur ein geschickter Handwerker, sondern auch ein spekulativer Kaufmann sein, um den Verdienst der Saison auf das ganze Jahr aufzuteilen. Das können nur die wenigsten.

Aber auch diese wenigen müssen hungern, wenn die Mode, mißgelaunt, und die Krise, ingrimmig, über die Iserberge steigen auf die Arbeitshütten zu.

ZWISCHEN ZWEI SILVESTERN

Gesprochen heute nacht im Moskauer Gewerkschaftssender, deutsche Stunde

Es ist jetzt zehn Minuten vor zwölf auf der Moskauer Uhr, die hier im Moskauer Gewerkschaftssender tickt. In zehn Minuten werden die Glocken des Kreml ihr Spielwerk schlagen, die internationalen Klänge des internationalen Liedes der arbeitenden Menschen, die Töne der „Internationale".

Dieses Lied, das in der Zarenzeit von den Arbeitern zum Protest

gegen die furchtbarste aller Sklavereien, gegen die Sklaverei des Kapitalismus gesungen wurde – nun ertönt es als Hymne vom Regierungsgebäude, vom Kreml. Die „Internationale“ ist zum Gesang des Arbeiterstaates und der Glocken geworden – in der Sowjetunion.

Wenn ihr in neun Minuten die Klänge der Kremlglocken klingen hört, bricht das neue Jahr der Sowjetunion an.

Wir, die Mitarbeiter des Moskauer Gewerkschaftsfunks, deutsche Sendung, beginnen dann in froher Gemeinschaft unser heutiges zweistündiges Programm. Wenn wir beginnen, ist genau Mitternacht in Moskau und erst zehn Uhr in Mitteleuropa, wenn wir schließen, wird es erst Mitternacht in Mitteleuropa und schon zwei Uhr nachts bei uns in Moskau sein. Um zwei Stunden sind wir der übrigen Welt voraus, zwei Silvester also umspannt unser Programm, es läuft von Silvester zu Silvester, aber wie verschieden ist dieses Fest der Jahreswende dort und hier.

Fern von uns wandert die Krise als Silvesterspuk durch die Lande, Arbeitswillige sind arbeitslos, selbst das Recht, sich plagen zu dürfen, damit der Reiche noch reicher und der Arme noch ärmer werde, ist heute in Europa und Amerika Millionen und Abermillionen versagt. Und selbst der, der noch in Arbeit steht, selbst der, der seinen kleinen Acker noch zu bestellen vermag, wird seines Neujahrstages nicht froh, denn er weiß, daß alle Plage, die er in den vergangenen 365 Tagen aufgewendet hat, sein Los nicht gebessert hat und daß die Plage, die er in den kommenden 365 Tagen aufzuwenden bereit ist, sein Los nicht bessern wird. Man hört das Stöhnen der Menschheit.

Stimmen fallen ein.

DER MANN:	365 Morgen Nichts als Müh’ und Sorgen,
DIE FRAU:	365 Tage Nichts als Müh’ und Plage,
DER GREIS:	365 Nächte, Aus denen man nicht erwachen möchte.
ALLE IM SPRECHCHOR:	Und nun kommt wieder die alte Frage, Noch einmal 365 Tage?

Für jene in der Fremde ist das neue Jahr, das hier bei uns in sieben Minuten mit dem Spiel der Kremlglocken, mit dem Klang der

„Internationale“ eingeläutet wird, für jene in der Fremde ist das neue Jahr, das dort bei ihnen in zwei Stunden beginnen wird, noch nicht der Beginn der neuen Zeit.

Anders hier! Anders in der Sowjetunion. In sechseinhalb Minuten werden sich die Kremlglocken zur Melodie der „Internationale“ vereinigen, den Schluß eines frohen Jahres mit ihrem Klang begrüßen und den Beginn eines neuen, noch froheren klingend einläuten.

Was war das Jahr 1931? Es war das entscheidende Jahr des Fünfjahrplans, jenes Riesenprojekts zur Beseitigung der Rückständigkeit und der Wirtschaftsanarchie, jenes Riesenprojekts, ein Sechstel der Erde industriell unabhängig zu machen vom Ausland, jenes Riesenprojekts zur Schaffung einer Industrie, wie sie die weit vorgeschrittenen Staaten in mehr als hundert Jahren nicht zu schaffen vermochten, jenes Riesenprojekts zur Verwirklichung des Sozialismus, zur Liquidierung der dumpfen Trägheit, zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit, zur Abschaffung des Analphabetentums, zur Vernichtung des Elends.

Ein Riesenprojekt, wie es in der Welt noch niemals gestellt worden war, und so hatten es die Gegner leicht, es als groteske, lächerliche Utopie, als schwindelhaftes Manöver zu verspotten, und die sogenannten Wirtschaftstheoretiker und die sogenannten industriellen Fachleute im Ausland wiesen schier „unfehlbar“ und „unwiderleglich“ darauf hin, daß die Durchführung eines solchen Planes vollständig unmöglich sei.

Als Antwort auf diese Worte des Hohnes, als Antwort auf diese ablehnenden Gutachten hat das werktätige Volk der Sowjetunion beschlossen, den Fünfjahrplan in vier Jahren zu erfüllen, ihn nicht in fünfmal dreihundertfünfundsechzig Tagen, sondern in viermal dreihundertfünfundsechzig Tagen zu vollenden, es hat beschlossen, die Unmöglichkeit zur Möglichkeit zu machen.

Dreimal seit jenem Beschluß haben zu silvesterlicher Mitternacht die Kremlglocken ein neues Jahr eingeläutet. In vier Minuten werden sie zum viertenmal klingen. In vier Minuten geht mit diesem Glockenschlag der „Internationale“ das Jahr 1931 zu Ende, das entscheidende Jahr, das Jahr, das die Industriegiganten schuf, das Jahr, das auf die Steppen und Wüsten moderne Großstädte baute, das Jahr, das das rückständige Rußland in die erste Reihe moderner Industrieländer stellt, das Jahr, das die Äcker und Felder zu Ge-

bieten fruchtbarster Gemeinschaft umgestaltet, die Ölproduktion ungeahnt verbreitert, den Kohlenarbeiter von der Finsternis erlöst, bis in die fernsten, ärmsten Hütten Asiens Licht und Kultur und Wissenschaft trägt. Das hast *du* geschaffen, arbeitender Mensch in der Sowjetunion, du kannst stolz sein auf dein Werk, und wenn in zwei Minuten die Kremlglocken das Jahr der Entscheidung zu Ende läuten, das Jahr der Ernte einläuten, da freust du dich, arbeitender Mensch der Sowjetunion, da freust du dich über die vollbrachte Entscheidung der 365 Arbeitstage, da schlägt dein Herz einen höheren Schlag.

Stimmen fallen ein.

DER MANN: 365 Morgen
Nicht mehr für die Herrschenden sorgen,
DIE FRAU: 365 Tage
Nicht mehr die alte Zuchthausplage,
DER GREIS: 365 Nächte
Im Glück der erkämpften Rechte.

Ja, in einer Minute werden die Kremlglocken klingen, sie spielen die „Internationale", denn international ist deine Freude, und mit dir freuen sich deine Arbeitsbrüder der ganzen Welt, mit dir hofft die Internationale der werktätigen Menschheit – Achtung, hört die Signale! Auf zum letzten Gefecht! Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.

Gleich werdet ihr hören, wir schalten um auf den Glockenturm des Kreml.

DAS HAUS, DARIN LENIN STARB

Zum 21. Januar

Das Haus, darin Lenin starb, ist ein weißes Haus in einem schwarzen Park.

Das Haus, darin Lenin starb, ist nicht das Haus, darin Lenin gelebt.

Das Haus, darin Lenin starb, ist ein Schloß, das die Witwe des Textilfabrikanten Morosow mit ihrem zweiten Gatten, dem Moskauer Stadthauptmann Reinbot, bewohnt hatte.

Das Haus, darin Lenin starb, ist ein Kaufmannsschloß mit Gemälden und Stukkaturen und Teppichen.

Das Haus, darin Lenin starb, hatte man ausgesucht, als er eine Datsche verlangte, um von Sonnabend bis Montag außerhalb seines Bürozimmers arbeiten zu können.

Das Haus, darin Lenin starb, erregte seinen lachenden Schrecken, als er es zum erstenmal sah.

Das Haus, darin Lenin starb, hat er damals nicht bezogen. In der Ecke eines Seitenflügels, den die Gutsbeamten der Herren Geramissow, Morosow und Reinbot bewohnt hatten und den jetzt ein Beamter des nahen Sowchoses bewohnt, setzte sich Lenin fest; einen halben Meter breit sind die beiden Fenster. Das Zimmer ist viel kleiner als das, darin Lenin einige Jahre vorher beim Schuster Kammerer in der Züricher Spiegelgasse gewohnt.

Das Haus, darin Lenin starb, überließ er seinen Gästen, es nahm ihn erst auf, als er schwerkrank war.

Das Haus, darin Lenin starb, steht nahe dem Dorf Gorki, und die Ausflügler, die des Weges kommen, lassen ihren fröhlichen Gesang verstummen und gehen befangen an dem Haus vorüber, darin Lenin starb.

Ein kleines Zimmer im ersten Stock ist das Sterbezimmer. Ein eisernes Bett, das nicht zu den Möbeln paßt, ist das Sterbebett. Auch der kleine Nachttisch daneben gehört wohl nicht zur ursprünglichen Einrichtung dieser Villa.

Drei Flaschen mit Medikamenten und eine Schachtel mit Speisesoda aus der Kreml-Apotheke haben dem Kranken nicht geholfen. Ein Paravent aus Nußbaumholz sollte das winterliche Mondlicht davon abhalten, den Kranken im Schlaf zu stören. Jetzt ist der Paravent beiseite geschoben. Zwei Stühle, ein hölzerner und für die letzte Zeit ein Fauteuil, sind an das Schreibtischchen geschoben, an dem er arbeitete, solange er es vermochte. Daneben ein kleiner Sessel für Nadeshda Konstantinowna Krupskaja. Eine Riesenvase aus blauem Malachit mit Verzierungen im Jugendstil – die gehörte zum Schloß – trug die Lampe, die ihm zur Arbeit leuchtete. Am Schreibtisch durchblätterte er den deutschen Arbeiterkalender für das Jahr 1924, das er nicht mehr überlebt hat. Aufgeschlagen ist das Blatt vom 12., 13., 14. September mit dem Foto von Friedrich Engels.

Vor den beiden Spiegeln liegen Periodika und Bücher; kommunistische Zeitschriften, englische, deutsche und russische; eine

Anthologie aus Jack Londons Novellen, herausgegeben unter dem Titel „Freude am Leben"; eine Mappe mit Karikaturen des Zeichners Deni; eine große Ausgabe von Demjan Bednyjs Gedichten; Gorkis „Meine Universitäten"; eine Broschüre von Broide, „In den Kerkern der Sowjets"; ein Heft der von den ehemaligen politischen Gefangenen herausgegebenen Zeitschrift „Katorga i Ssilka" (Zuchthaus und Verbannung); je ein Heft der Zeitschriften „Krassenaja Njiwa" und „Ogonek". Eine hölzerne Attrappe, einen Folianten nachahmend, trägt außen das brandgemalte Bild von Marx und die Aufschrift „Das Kapital"; innen, in Holz geschnitzt, Liebknechts Gedicht „Sturm, mein Geselle" und eine Widmung an Lenin, „Von einem deutschen Spartakisten Torner in Wiatka". In zwei Kästchen liegen gesammelt die Nummern der „Prawda" und der „Iswestija". Auf dem „Iswestija"-Schränkchen sein Stock. Noch ein Schrank mit Büchern und Broschüren, darunter mehrere von und über Worowski, dem in Genf Ermordeten. Sechs geschnitzte Stühle, die ihm von einer Genossenschaft der Kunsttischler übersandt wurden, sind bedeckt mit einem Brokat aus den Morosowschen Beständen.

Anschließend ein großer Saal. Darin hat Lenin, als er noch gesund war, Kinderfeste gegeben für die Kleinen aus dem Dorfe Gorki und für die Kinder der Parteiarbeiter, die sich im anderen Flügel des Schlosses, einem Sanatorium, von Krankheit erholten. In diesem Zimmer war ein Hauskino für seine Gäste. Alte Bilder hängen an den Wänden und ein neues, eine Waldlandschaft beim Dorfe Gorki vorstellend, gemalt von Bucharin. Aus diesem Zimmer führt eine Tür auf den Balkon hinaus.

Der Park macht hier dem Blick Platz. Man sieht über die Wiesen auf das Dorf Gorki hinaus, und Lenins treuer Wardein Ignatij Vinkentewitsch Pesan erzählt, es habe Lenin verdrossen, daß bei den Bauern nur Öllämpchen brennen. Aber die Bewohner von Gorki wollten kein elektrisches Licht. Da ging er selbst hinüber und hielt den Bauern eine zweistündige Rede, nach der sie einwilligten, sich mit Strom versorgen zu lassen.

Nach ein paar Tagen beschwerten sich die Bauern: Zweimal war das Licht ausgegangen. Damit, daß Lenin ihnen beteuerte, auch er habe kein Licht gehabt, gaben sie sich nicht zufrieden und schimpften schrecklich. Als sie weg waren, erzählt Ignatij Vinkentewitsch, sagte ich zu Lenin: „Vor zwei Wochen wollten sie kein

elektrisches Licht haben, und jetzt machen sie einen solchen Krach, wenn einmal das Licht ausgeht. Sollen sie doch einfach ihre Ölfunzeln wieder anzünden." Aber da kam ich schön an beim Iljitsch. „Das ist ein ganz falscher Standpunkt. Wenn jemand nicht lesen gelernt hat, so braucht er keine Bücher. Aber wer lesen kann, darf verlangen, daß man ihm Bücher gebe. Wenn einmal bei ihnen das elektrische Licht eingeführt ist, haben sie das Recht, die Ölfunzeln wegzuwerfen. Und sie haben ganz recht, sich zu beschweren."

Von denen, die zu Zeiten Lenins hier gearbeitet haben, sind außer Pesan nur noch zwei da. Den alten Leitmann, August Martinowitsch, sieht man täglich mit einer Stange über dem Nacken, an der vier Eimer baumeln, die große Allee zum Schweinestall hinuntergehen, er bringt seinen Pfleglingen, acht großen und drei kleinen Schweinen, den Abfall vom Mittagstisch im Arbeitersanatorium. Als er hierherkam, vor vierzehn Jahren, wurde er Flurwächter in der Kommune. Daß er ein Jahr später die Aufsicht über den Stall bekam, der damals freilich nur aus einer Kuh bestand, das dankte er der Fürsprache Lenins, der den Alten mit den grauen Stoppeln besonders ins Herz geschlossen hatte. Er holte ihn täglich in der Küche ab und ging mit ihm in die Pachra baden und nachher entlang der Felder spazieren.

„Kein Mensch beachtete uns. Iljitsch war nicht viel besser angezogen als ich, kein Mensch hätte ihm ansehen können, wer er ist. Wir trafen einmal auf dem Wege nach Jam ein Mütterchen, das Schwämme suchte. Lenin fragte sie, ob sie viel gefunden habe. ‚Seit die Bolschewiken regieren, wachsen auch keine Schwämme mehr.' Lenin lachte, als wir weitergingen, und sagte: ‚Wissen Sie, August Martinowitsch, gescheiter sind die Vorwürfe auch nicht, die uns die Weißgardisten machen.'

Einen rechten Spaß gab's mit einem Ofensetzer aus Gorki, einem alten Mann mit einem Bart bis zum Nabel. (Seit einigen Monaten sehe ich ihn nicht mehr, vielleicht ist er gestorben.) Der hat immer geschimpft, weil es bei den Bolschewiken auch Militär gibt. ‚In einem Jahre wird eure Armee meutern und euch davonjagen', hat er zu Lenin gesagt. Zwei Tage später wird der Alte ins Schloß geholt; er hat furchtbar geweint und hat sich von seiner Familie und von den Nachbarn verabschiedet. Eine Stunde später kommt das ganze Dorf vors Schloß und bittet um sein Leben. Lenin ist erstaunt, fragt

alle Leute, aber niemand hat eine Ahnung davon, daß jemand arretiert worden sei. Endlich stellt sich heraus, daß die Frau des Wirtschaftsbeamten Wewer den Alten hat rufen lassen, damit er den Ofen repariere. Lenin hat die Bauern in die Wewersche Wohnung geführt, die bekreuzigen sich, sie glauben schon, er führt sie zur Leiche, aber da kniet der Alte vor dem Ofen, verschmiert mit Lehm und Ruß und hat ganz vergessen, daß er sich vor einer Stunde von dieser Welt verabschiedet hat ..."

Lenins ortsansässige Freundin, die alte Alexandra Michailowna Worbiewa, ist Geschirrwäscherin auf der ersten Datsche des Arbeitersanatoriums, nachdem sie vorher Geschirrwäscherin bei den Morosows, bei den Reinbots und später bei den Lenins gewesen war.

Eingetreten ist sie hier, als Sinaida Gregorowna Morosowa noch Witwe war. Deren Mann war Sawa Morosow gewesen, der reichste Textilfabrikant im Zarenreich, Besitzer der Webereien und Spinnereien von Orjechowo-Sujewo.

Sawa hatte während des Russisch-Japanischen Krieges für die Armee Leinenwaren zum Selbstkostenpreise geliefert und erfuhr, daß sie im freien Handel verkauft wurden. In einer Audienz beim Oberkommandierenden der Armee, dem Großfürsten Sergej Alexandrewitsch, kam es zu einem Wortwechsel, in dessen Verlauf Sawa den Großfürsten tätlich beleidigte. Er entfernte sich eilig aus dem Palast und floh ins Ausland. Dort unterstützte er revolutionäre Bewegungen mit Geldmitteln. Vor dem Kriege hat er sich getötet, indem er sich die Adern aufschnitt.

Sinaida Gregorowna war ihrem Gatten nicht ins Exil gefolgt. Sie kaufte von dem Fabrikanten Geramissow das Gut Gorki (der Name hat nichts mit Maxim Gorki zu tun, sondern bedeutet „Hügelchen") und lebte hier mit Sawa Morosows vier Kindern und mit ihrem späteren Gatten, dem Stadthauptmann Reinbot.

Unter ihrer Dienerschaft von fünfunddreißig Personen war auch die alte Alexandra Michailowna, und sie war die einzige, die in dem Hause blieb, als während des Bürgerkrieges alles auseinanderstob. Sie hat dem deutschen Botschafter, Graf Mirbach, das Tor aufgeschlossen, der das Haus für das Internationale Rote Kreuz in Beschlag nahm und die Bauern von Gorki rufen ließ, um ihnen zu sagen, daß sie sich an diesem Gebäude nicht vergreifen dürfen.

Weiter hat Alexandra Michailowna nichts vom Grafen Mirbach – „ob er wohl noch lebt?“ – gehört und nichts vom Roten Kreuz, dafür kam aber eines Tages der Sowjet von Suchanowsk, verlangte die Schlüssel von ihr und nahm das Inventar auf. Später trafen ein paar Leute mit Lenin ein, der bei einem Attentat in den Arm getroffen worden war.

Sie waren schon acht Tage im Hause, und Alexandra Michailowna wußte immer noch nicht, welcher von ihnen Lenin ist. Da hat sie den Genossen Safranow gefragt, und der hat ihr ihn gezeigt. „Genosse Safranow“, hatte sie zu ihm gesagt, „wie können Sie als guter Bolschewik sich so an Gott versündigen, daß Sie eine alte Frau zum Narren halten?“ – „Warum denn?“ fragte er. „Das ist ja der einzige, von dem ich weiß, daß er nicht Lenin ist, der wohnt gar nicht im Schloß und ist der kleinste von allen.“

Bald darauf aber hat Alexandra Michailowna sich mit Lenin angefreundet. Er kam oft in die Küche, um Tee zu verlangen, aber es war gewöhnlich nur heißes Wasser da und kein Tee. Wie oft wollte er etwas zu essen haben, und wie oft mußte ihm Stanja antworten, „nicht einmal eine Tschetschewitschka ist im Haus“.

„Aber immer, wenn Lenin etwas von mir verlangt hat“, erzählt die Alte, und die Tränen fließen ihr von den Backen, „immer, wenn er etwas von mir verlangt hat, hat er dazu gesagt: ‚Wenn es Ihnen nicht beschwerlich fällt.‘ Ich war noch nicht im Mausoleum. Ich glaube, ich würde sterben, wenn ich ihn dort stumm liegen sehen würde. Immer, wenn er etwas von mir verlangt hat, hat er gesagt: ‚Stanja, wenn es Ihnen nicht beschwerlich fällt.‘“

Außer dem Sterbezimmer und dem angrenzenden Raum hat von den vielen Gemächern des Schlosses Lenin nur noch ein Gemach benützt. Es liegt im Parterre. Ein gewöhnlicher Rollstuhl und einer mit elektrischem Betrieb, den ihm die englischen Kommunisten gesandt, steht darin. Voll mit Vasen ist das Zimmer. Sie enthalten merkwürdige Pflanzen, Pflanzen, die sonst nicht in Vasen zu stecken pflegen: Ähren von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer. Lenin ließ sich von Juli an jede Woche eine Handvoll Ähren vom nahen Sowchos schicken, um zu sehen, wie die Ernte vorwärtsgehe.

Der das Haus weit umschließende Park ist dunkel und waldartig. Keine Rosenbeete, keine hellen Blumen, nur Bäume und Wiesen und

Wege dazwischen. Als Lenin noch in dem kleinen Zimmerchen in dem Seitentrakt wohnte, stand er oft nachts auf und ging im Garten auf und ab. Auch bei Tag sah man ihn gestikulierend auf den Wegen und hörte ihn vor sich hin sprechen, er überlegte eine Rede oder einen Antrag. Kamen ihm Freunde entgegen, so bemerkte er sie nicht, er rannte fast in sie hinein. Erst wenn man ihn berührte, erwachte er aus seinen Gedanken.

Ein griechisches Tempelchen in einer Ecke des Parkes war sein Lieblingsplatz: Wenn er aus Moskau kam, ging er zuerst dorthin und schaute eine halbe Stunde lang über das Land, über die Felder, die am Horizont ein Bahndamm und einige Fabriken von Podolsk umgrenzen. Dann ging er in sein Zimmerchen, um weiterzuarbeiten.

Die Vorderfront des Schlosses ist ein Atrium mit sechs ionischen Säulen, in ihrer Mitte ein riesenhaftes Bildnis Lenins, auf Glas gemalt. Nachts flammt es auf als Transparent inmitten von Wald und Hügeln und zeigt den Bauern auf der weiten Ebene, den Arbeitern im Eisenbahnzug die Todesstätte: Dort drüben verschied der Führer der Revolution, dem sie ihre Freiheit verdanken, dort ist das Haus, darin am 21. Jänner 1924 Lenin starb.

TELEGRAMM AUS SHANGHAI

shanghai 26. shanghai aufregung versetzt soeben erfolgtem abbruch waffenstillstandsverhandlungen / wiederaufnahme feindseligkeiten westlich shanghais verlaufender front unmittelbar bevorstehend erwartet / extrablätter elektrisieren chinesische bevölkerung / auch gegen völkerbunddelegation erregung / kuomintang einberuft ganz china massenversammlungen / lieber krieg als sklaven japans

AUS SHANGHAI TELEGRAFIERT

Die Tatsache, daß die Passagiere des gesunkenen französischen Dampfers „Georges Philippar“ von einem Sowjetdampfer gerettet wurden, hat in der französischen Kolonie von Shanghai großes Aufsehen erregt und einen sichtbaren Umschwung der Stimmung

der hier anwesenden Franzosen erzeugt. So heißt es des öfteren in Gesprächen und Presseäußerungen: „Die weißgardistischen Russen ermorden unseren Präsidenten, und die Sowjetrussen retten unsere Schiffbrüchigen.“

MOSKAU VOR DEM FÜNFZEHNTEN JAHRESTAG

Moskau, 5. November 1932

Der Jahrestag der Oktoberrevolution, der Jahrestag des Sieges steht vor der Tür, und die ganze Sowjetunion steht im Zeichen des Sieges und des Festes. Fünfzehn Jahre! Wie vor fünfzehn Jahren zehn Tage die Welt erschütterten, so haben fünfzehn Jahre, die seitdem vergangen sind, die Welt verändert. Fünfzehn Jahre! Interventionskrieg, Hungerkatastrophen an der Wolga, Skepsis, Opportunismus, Schädlingsarbeit, Verschwörungen, Arbeitslosigkeit und Kinderelend wurden überwunden, die Sabotage des kapitalistischen Auslandes, ihren Provokationen, Kriegsdrohungen, Dokumentenfälschungen, Boykottkampagnen und Lügenhetzen zum Trotz wurde eine ungeheure positive Arbeit geleistet. Das ehemalige Zarenreich ist in einen modernen, industriellen, sozialistischen Staat umgewandelt, der die größte kulturelle Erziehungsarbeit, die die Weltgeschichte kennt, vollbracht hat.

Nun sind fünfzehn Jahre siegreicher Kämpfe vorbei. Keine Fabrik, keinen Klub, keine Schule, kein Theater, kein Haus kann man heute betreten, wo nicht gemalt, gehämmert, gezimmert und genäht wird, wo nicht Diagramme für Fassaden, Dekorationen für die Wände, Fahnen für die Giebel, fünfzackige Sterne für Fenster und Balkone entstehen und in riesigen Ausmaßen die beiden Jahrestage 1917/1932 verkünden. Nach Entwürfen der besten Maler und Bildhauer werden Dekorationen für die Moskauer Straßenbahnen hergestellt. Auf hundertzwanzig Autos werden, von totgeborenen Friedensengeln mit blauen Gesichtern umschwebt, lebensgroße Figuren der Teilnehmer der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes herumgefahren, die nichts mehr als eine Seifenblase zusammenbringen.

Jeder der großen Moskauer Plätze veranschaulicht die Entwicklung eines bestimmten Lebensgebietes. Der eine stellt das Schulwesen zu Beginn der Sowjetzeit dem heutigen gegenüber, der andere

die Entwicklung der Kollektivgüter, der dritte die Entwicklung der Sowjetgüter, der vierte das Bauwesen, der fünfte die Schwerindustrie, der sechste die Leichtindustrie, andere Verpflegungswesen, Verkehr sowie die Kulturarbeit der Roten Armee, den Aufstieg der Partei in diesen fünfzehn Jahren. Überall erstehen konstruktivistische Tribünen, die sich drehen, und auf ihnen werden die Redner der Bezirke sprechen und die Kleinkunstbühnen spielen. Der Theaterwagen der Arbeiterjugend, „TRAM", ist schon mit Kulissen bedeckt und bereit, spielend durch die Straßen zu fahren. Allerorts werden Lautsprecher und Scheinwerfer montiert. Riesen bewegen das Rad des Sozialismus. Am Gewerkschaftshaus ist ein Kreis von fünfzehn Metern Durchmesser in fünfzehn Segmente geteilt, jedes der Segmente gilt einem der vergangenen fünfzehn Jahre und zeigt die steigenden Zahlen der Produktion.

Am Wolkenkratzer des Obersten Volkswirtschaftsrates ragt ein Bohrturm vom Parterre bis zum vierzehnten Stockwerk mit den Zahlen der Naphthaförderung empor, und daneben ist ein ebenso großer Traktor, der die neuen Traktoren repräsentiert, eine ebenso große Glühlampe als Vertreterin der Elektrifizierung und ein Förderturm als Sinnbild der steigenden Kohlenproduktion. Über dem Puschkinplatz schwingen sich zwei Zeitungsblätter von einem wahrlich noch nicht dagewesenen Format in den Lüften: sechs Meter hoch und vier Meter breit. Die erste Seite zeigt die erste Nummer der ersten bekannten Leninzeitung „Iskra" und eine Nummer der „Prawda" mit dem Bericht über die Eröffnung des Dneprostroi.

Alle Leitern der Feuerwehr sind in Betrieb, sie arbeiten oder rasen zur nächsten Arbeitsstelle, sie haben so viel zu tun, als wären Tausende Dachstuhlbrände ausgebrochen, aber sie sollen nur auf einem hohen Giebel einen Karl Marx anbringen oder einen Lenin, Stalin oder eine Gruppe von Stoßbrigadlern, die alle strahlen und leuchten werden. Zahlreiche Passanten stehen vor den Gerüsten, die wie Rutschbahnen aussehen, und ein großes Rätselraten ist darüber im Gange, von welcher Art das betreffende Monument sein mag, das hier im Entstehen begriffen ist.

Besonders reges Leben und Treiben herrscht in den Arbeitervierteln. Allabendlich sind große Veranstaltungen und Versammlungen in den Betrieben und Klubs. Überall proben Musikkapellen und Arbeitersprechchöre, überall ertönen die Blasinstrumente, die

älteren Arbeiter, die Teilnehmer an den Barrikadenkämpfen bei der Oktoberrevolution, putzen ihre Gewehre und formieren ihre Betriebsgruppen. Zwischen den Belegschaften der einzelnen Fabriken ist es zu einem Wettstreit um den ersten Platz an der Spitze der Bezirkskolonnen in der Demonstration am 7. November gekommen. An den Bahnhöfen warten Arbeiterdelegationen der Moskauer Betriebe auf die Ankunft der ausländischen Arbeiterdelegationen. Unter den Wartenden sind viele ausländische Arbeiter, die in Moskau beschäftigt sind: Deutsche Arbeiter warten auf deutsche Arbeiterdelegationen, amerikanische Arbeiter auf amerikanische Arbeiterdelegationen und englische Arbeiter auf ihre Landsleute. Es spielen Musikkapellen, es singen Pionierkinder, und staunend gehen die ausländischen Genossen durch ein aufleuchtendes, sich schmückendes Moskau, durch die Hauptstadt des Sozialismus, welche den fünfzehnten Jahrestag ihres Sieges feiert, sie feiert ein Fest, wie es die übrige Welt nicht kennt. Noch nicht.

DER FUNKREPORTER VOM ROTEN PLATZ

„Am Moskauer Mikrophon kann man nicht lügen!“

Moskau, Anfang November

„Die vergiftete Welle“, schreiben sie. Den Leser gruselt's, wenn's Abend wird, die Stunde naht. Vor seinem drahtlosen Auge erscheinen die zähnefletschenden Bolschewiken, die hohnlachend an ihr Werk gehen. Sie schmieren den Kurzwellensender der Sowjetgewerkschaften mit Zyankali ein, die Welle 50 mit Arsenik, die Welle 1 000 mit Strychnin, und hernach bekommen die Frequenzen Gelbkreuzgas auf ihren Weg durch den Äther.

So stören sie die Harmonie der Sphären, die allüberall das Lob der kapitalistischen Gesellschaft und andere Schlager singen. Moskaus Stimme schallt herein, der Weltenraum wird nervös, die Milchstraße ranzig, die Politiker sorgenvoll.

Was tun?

Man geht auf die Erde, in die die Antenne geerdet ist, und beschlagnahmt sie. Man geht in die Luft und stört mit Störungssender. Man geht auf die Kanzel und belegt mit dem Bannfluch jene christlichen Seelen, die den Hebel auf Moskau einstellen. Man geht ins Parlament und droht mit Krieg gegen die Sowjetunion, wenn

der gefunkte Kulturbolschewismus nicht eingestellt wird. Man geht in die Zeitung und bringt warnende Bilder von einem „durch häufiges Hören des Moskaufunks gestörten Eheleben, Entartung der Kinder, Auflehnung des Dienstmädchens ...“.

Von Entsetzen geschüttelt, schreiben die Zeitungen, daß Moskau gestern abend ruhig eine Betriebsreportage, die Rubrik „Neues vom Tage“ und ein Konzert neuer Arbeitsmusik gesendet hat, während doch wenige Stunden vorher „Woroschilow den Kreml besetzt und Stalin ermordet hat“, während in den Straßen Moskaus das Blut von Millionen endgültig ermordeter kalter Leichen vom Kusnetzki-Most in den Moskwafluß strömt. „*Kann man sich*“, fragt die Presse, „kann man sich einen *roheren* Zynismus denken?! Hoffentlich wird dieses gestern inmitten des Blutbads ruhig gesendete Moskauer Programm jenen Hörern die Augen öffnen, welche abends aus Moskau ein neues Evangelium zu hören glauben ...“

Wahrlich, es ist eine „vergiftete“ Welle. Aber es ist nicht Zyankali, es ist nicht Arsenik, und es ist auch nicht Strychnin und Gelbkreuzgas, womit sie vergiftet ist. Es ist ein ganz *anderes*, ein ganz *verteufeltes* Gift ...

Und dieses ganz andere, ganz verteufelte Gift wird den Hörern eingeflößt, während ein Geräuschapparat ihn betäubt. Welch ein Geräuschapparat! Den hat *kein* Senderaum in den Funkstationen des Westens, soviel Millionen sie auch für ihre Einrichtung ausgegeben haben, so sinnreiche, trickvolle, täuschend funktionierende Geräuschapparate sie auch besitzen mögen.

Was aber – sag es uns doch, wir spitzen die Ohren! –, was aber – flüstere es uns zu, wir schalten den Lautsprecher ein! –, was aber *ist* dieses Gift? Wo kann man es *kaufen*? Wie ist seine chemische Formel? *Wie heißt es?*

Hier die Antwort: Das Gift heißt *Wahrheit*, man kann es nicht kaufen, denn es ist ein gefährliches Gift, man darf es nicht herstellen, denn seine chemische Formel wird von den Kapitalherren wohlweislich nicht verlautbart.

Und der *Geräuschapparat*? Ist er *teuer*? Ist er kompliziert? Könnten wir Kapitalisten ihn nicht *auch* fabrizieren?

Nein, der Geräuschapparat ist nicht teuer, er ist nicht kompliziert, er ist nicht patentiert, aber ihr Kapitalisten könnt ihn *nicht* fabrizieren! Er besteht aus dem Klang von Millionen neuer Maschinen, neuer Industrien, der Millionen Hämmer auf neuen Bauten, der

Umdrehungen der Turbinen am Dneprostroi, er ist das Gerassel der neuen Schrämmaschinen im Dongebiet, das Zischen der Hochöfen von Kusnezk, das Rattern der Traktoren auf den Kollektivgütern, das Seufzen, das sich bei Schwierigkeiten der Brust entringt, und der helle Jubel, der nach ihrer Überwindung durch die Luft schallt.

Nein, diesen Geräuschapparat wollt und vermöget ihr *nicht* herzustellen, der muß trotz euch und *wider* euch hergestellt werden. Und auch das Moskauer Programm wollt und vermögt ihr *nicht* zusammenzustellen. Wenn *ihr* die Wahrheit über *euer* System aussagen würdet, so wäre es das *Ende* eures Systems.

In Moskau braucht man *nicht* zu lügen, man *darf* nicht lügen, und man *kann* nicht lügen.

Man *kann* nicht? Nein, man kann nicht. Wenn der Radio-Reporter auf dem *Roten Platz* steht und zwei Millionen Menschen marschieren vorüber, Arbeiter in Zivil, in blauen Blusen, das Gewehr auf der Schulter, die Patronentasche im Gürtel, wenn die der Kinderverwahrlosung entrissenen Kinder mit Trommeln und Musik als Schüler eines Technikums vorbeimarschieren, wenn die Rote Armee und die Rote Flotte die Fahnen der internationalen Solidarität durch die Lüfte schwingen und vor dem Grabe Lenins, ihres und unseres Führers, senken, wenn die Belegschaften der Fabriken mit ihren besten Erzeugnissen auf dem Roten Platz auftauchen, wenn Millionenrufe des Jubels den Genossen *Stalin* und das *Zentralkomitee* der Partei solidarisch grüßen, wenn viermotorige Aeroplane durch die Luft schwirren, die das gestern noch rückständigste Land der Welt erzeugt hat, wenn die Fabrikarbeiterinnen mit den roten Kopftüchern, einander untergefaßt haltend, Ziehharmonika spielend oder singend den Platz überschwemmen, wenn die kleinen Kinder auf den Lastautos vor Begeisterung ihre Kinderballons loslassen und eine ganze Stadt die „Internationale" singt …

Nein, ein solches Reportergenie ist noch nicht geboren, das *hier* lügen oder übertreiben könnte, nein, der Zensor ist noch *nicht* geboren, der vorschreiben könnte, was man da sagen oder verschweigen sollte. –

Übrigens, was die Zensur anbelangt: der Funkreporter in Moskau kennt nur eine Zensur, und sie besteht darin, daß ihm die Leiterin des Gewerkschaftssenders manchmal vor einer Berichterstattung am 1. Mai oder bei der Revolutionsfeier sagt:

„Ich bitt dich, Kisch, mach nur nicht in Begeisterung! Bleibe sachlich, ja?“

Ja, ja, ich *will* sachlich bleiben. Ich werde nicht in Begeisterung machen. Wenn's nur nicht manchmal so verflucht schwer wäre!

FÜNFZEHN JAHRE UND EINE MILLION BRIEFE

Die Ausländer in der Sowjetunion bekommen Briefe von Verwandten, Bekannten und auch von Fremden, die ihre Adressen erfahren haben. In diesen Briefen steht: Ich kann das und das, verschaff mir Arbeit, ich nehme alles, bin mit allem zufrieden!

Bekannte Spezialisten, Arbeiter, die in der Heimat politisch oder gesellschaftlich hervorgetreten waren, finden fast jeden Tag einen solchen Brief in ihrer Post vor. Ein berühmter Architekt berichtet von fünf bis sechs solcher täglich bei ihm einlaufenden Bewerbungsschreiben. Die Zahl solcher Briefe an die Radio-Sender, an verschiedene Redaktionen, an die Ämter und Unternehmungen sind statistisch gar nicht zu erfassen, sie kommen aus fünf Weltteilen, aus hundert Ländern, aus tausend Berufen, aus allen politischen Parteien.

Mancher setzt sich hin und schreibt seinen flehenden Ruf um Arbeit unmittelbar nach einem hetzerischen Antisowjet-Vortrag. Er zweifelt nicht an der Richtigkeit dessen, was da die Redner an Greueln aus der Sowjetunion erzählen, aber er möchte doch in dieses schreckliche Land, er möchte nur Arbeit haben, seine Fähigkeiten verwerten, wieder zu einem produktiven Glied der menschlichen Gesellschaft werden.

Andere bekennen, daß sie jahrelang die Lügen und den Betrug geglaubt haben, jetzt verstehen sie, wem sie zum Opfer fielen, und bitten um das Recht, mitzuwirken am Aufbau des Sozialismus.

Alle, alle könnte man brauchen. So ungeahnt Großartiges, so historisch Entscheidendes in der Sowjetunion schon getan worden ist – mehr bleibt zu tun übrig. Aber die Möglichkeit, neuen Millionen von Arbeitswilligen aus der ganzen Welt ausreichende Lebensverhältnisse und Arbeitsmaterial zu gewähren, besteht leider heute noch nicht. Es gibt noch nicht genügend Wohnungen, obgleich nirgends in der Welt soviel neue Wohnhäuser errichtet werden als zur Zeit in der Sowjetunion. Noch Tonnen von Briefen

werden aus aller Herren Ländern nach Moskau rollen, und immer mehr und mehr werden sie den Geist der Bekehrung, des Verständnisses und der Solidarität kundtun. Denn es ist unvermeidlich, daß mit der ungeheuerlichen Flut von Lügen nicht auch der Strandsegen der Wahrheit herangeschwemmt wird: die Berichte über neue entscheidende Erfolge.

Der Selbsterhaltungstrieb des Kapitalismus zwingt ihn, die auf seine Beseitigung abzielende Bewegung herabzusetzen, er schützt nur seine Existenz, wenn er Schauermärchen und Lügen über eine Staatsgemeinschaft verbreitet, die ohne ihn auskommt, ohne ihn wächst.

Man erinnere sich, wie oft in den Zeitungen das Sowjetregime gestürzt wurde, man erinnere sich, wie oft Lenin ermordet wurde, man erinnere sich, wie Budjonny gegen den Kreml losmarschierte, um alle bolschewistischen Führer gefangenzunehmen, man erinnere sich an die Hinrichtung Maxim Gorkis und den Hungertod des Physiologen Professor Pawlow, an die Verurteilung von Wera Figner, an die Verbannung der Krupskaja (für jeden im Ausland bekannten Namen wurde im Ausland ein schreckliches Schicksal erdacht). Man erinnere sich an die Sozialisierung der Frau, eine Nachricht, die in Deutschland auf Plakaten verbreitet wurde, man erinnere sich an die Hekatomben von Leichen unter den Ruinen der für ewig vernichteten Stadt Petersburg, man erinnere sich an die Finger von Kindern, die man tagtäglich in der Suppe fand, man erinnere sich an die in den winterlichen Strom getauchten und solcherart vereisten Popen, die man als Ziel für Schießübungen verwendete, man erinnere sich an die Offiziere der Schwarzen-Meer-Flotte, die man mit Bleikugeln ins Wasser versenkte, so daß sie sich darin als stehende Leichen bewegten, man erinnere sich an die blutigen Ausschreitungen gegen das Sowjetregime in allen großen Städten, an die Verbrennung und das Verbot der Werke Tolstois und Dostojewskis, man erinnere sich ..., man erinnere sich ...

Und so geht es immerdar weiter. Pater Muckermann erfindet sadistische Geschichten von Kesseln oder Röhren mit Ratten, die man auf dem nackten Körper der Verhafteten festgepreßt und erhitzt, so daß sich die Ratten durch den Körper des Gemarterten durchnagen müssen. Man erfindet, daß die Sowjets Dumping betreiben, weil sie solcherart den Auslandskapitalismus stürzen

wollen, erfindet in jedem Halbjahr, daß die Sowjets vor dem Bankrott stehen und die Auslandszahlungen nicht leisten können. Man erfindet für die liberale Presse Judenverfolgungen in Rußland, während gleichzeitig die völkische Presse über Judenherrschaft in Rußland schreibt. Der bürgerliche Senator Borah tritt in Washington für Handelsbeziehungen mit Moskau ein – auf telegrafische Bestellung hin werden Dokumente gefälscht, daß er von Moskau bezahlt sei. Ebenso fälscht man Kominternbriefe, Tscherwonzen, Verträge.

„Woroschilow ermordet Stalin! Aufruhr in ganz Rußland!"

„Fünfjahrplan undurchführbar!"

„Dneprostroi – ein Bluff. Bau des Dneprostroi aufgegeben."

All diese Nachrichten werden mit Raffinement vorgesetzt. Gleichzeitig mit dem Telegramm wird ein niemals ausgegebenes Dementi aus Moskau veröffentlicht, dem man nachher „spätere Meldungen" anfügt. Ist wirklich ein Dementi erfolgt, so wird es bestenfalls abgetan „als der zu erwartende Ableugnungsversuch der sattsam bekannten Sowjetpropaganda".

Natürlich steht nicht nur die Lüge im Dienst des von der Bourgeoisie geführten Klassenkampfes. Dem Kapitalismus ist im Klassenkampf jedes Mittel recht, sogar das der Wahrheit.

Kein Unfall, kein Todesfall, kein Prozeß, keine Betriebsstörung, kein Mißstand im Hundertsechzigmillionenreich, den das Ausland nicht als Existenzkatastrophe aufgemacht, zu Leitartikeln verwertet hätte. In der Tat, es gab ungeheure Schwierigkeiten und große Mißstände, mehr, als sich der Moskauer Korrespondent in Riga (und Moskau) und der Leitartikler von Amts wegen träumen ließen. Es gab den Krieg gegen die Interventionsarmeen der ganzen Welt, es gab die Verschwörungen der Reaktionäre, es gab die Hungersnot an der Wolga, es gab die Trümmer der Betriebe, es gab die große Masse der Analphabeten, es gab Hunderttausende von Arbeitern, die dem grausamen Übel preisgegeben waren, arbeitslos, von der Verwendung ihrer Fähigkeiten ausgeschaltet zu sein, und es gab die Armee der „Besprisorni", der Kinder, die im Weltkrieg und im Bürgerkrieg ihr Heim verloren und zu Vagabunden geworden waren.

Heute? Wo ist der Hunger, den die Hyänen mit beutegierigem Geheul begrüßten, wo findet man leerstehende Fabriken, wo findet man Analphabeten, wo findet man Arbeitslose, wo findet man

Kinderstrolche? In der Sowjetunion nicht! Während in Amerika stetig anwachsende zügellose Horden verwahrloster Jugendlicher die Dörfer überfallen, ist in der Sowjetunion, was niemand in so kurzer Zeit erwartet hatte, die Kinderverwahrlosung restlos liquidiert. „Liquidiert!" ruft Pater Muckermann in einer Polemik gegen mich aus. „Also liquidiert! Wir wissen, was die GPU liquidieren nennt. Also sind Millionen Kinder erschossen worden. Das Blut erstarrt mir ..." Nein, altes Muckerlein, Sie wissen ganz gut, daß in der Sowjetunion anders liquidiert wird, als die Jesuiten und die heilige Inquisition liquidiert haben. Das Kinderelend wurde liquidiert, indem man die Kinder durch Propaganda und Erziehung auf den Weg ins Leben führte, einreihte in die Reihen der arbeitenden Menschheit, es wurde liquidiert, wie die Arbeitslosigkeit liquidiert wurde, indem man Arbeit schaffte und Arbeit gab, so viel, daß sogar Tausende und Abertausende ausländischer Arbeiter hier Arbeit fanden.

Was nützt alles Verleumden. Die Welt weiß es bereits, was hier vollbracht ward, die Hilferufe und Bewerbungsbriefe allein würden schon beweisen, daß die Welt es weiß.

1933–1939

IN DEN KASEMATTEN VON SPANDAU

Aus den ersten Tagen des Dritten Reichs

I. Die Verhaftung und der habhaft gemachte Kulturbolschewismus

Am Abend brannte das Reichstagsgebäude, und am Morgen wurde ich verhaftet.

Das Zimmer in der Motzstraße hatte ich genau vor vier Wochen bezogen, an dem Tage, an dem Herrn Hitler die Macht über Deutschland von Hindenburg übergeben worden war, von Hindenburg, den die Sozialdemokraten vor einigen Monaten mit ungeheurer Agitation zum Reichspräsidenten kandidiert hatten.

Dienstag, den 28. Februar, am Morgen nach dem Reichstagsbrand, klingelte es um fünf Uhr an der Wohnungstür. Ich höre, wie meine Hausfrau fragt, wer draußen sei, wie sie öffnet, jemand sie fragt, ob ich zu Hause sei, ob mein Zimmer eine zweite Tür habe... Gleich darauf klopft die Hausfrau an meine Tür. „Herr Kisch, bitte öffnen Sie." Ich schließe auf, herein springt ein Mann. „Kriminalpolizei! Hände hoch!" Ich zeige, daß ich nichts in den Händen habe, ein zweiter Mann ist auch ins Zimmer gesprungen. „Herr Kisch, wir haben Befehl, Sie ins Polizeipräsidium abzuführen."

„Bitte sehr, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ich werde mich inzwischen anziehen, wenn Sie gestatten."

„Haben Sie eine Waffe?"

Ich verneine. Sie schauen in meinem Nachttisch nach, in meinen Kleidern. Keine Waffe.

Darf ich mich auch waschen? Ja, ich darf mich waschen, sogar auf die Toilette darf ich gehen, aber in Anwesenheit eines fremden Herrn ist es nicht das Rechte. Während ich mich ankleide, so im Gespräch, fragen mich die Herren – es sind ein Kriminalsekretär und ein Inspektor von der Kriminalpolizei –, wann ich heute nach Hause gekommen bin.

„Es wird wohl halb ein Uhr nachts gewesen sein."

„Hm. Wo waren Sie denn?"

„Hier im Westen. Mit dem Brand des Parlaments habe ich nichts zu tun."

„Wieso wissen Sie von dem Brand? Sie haben unseren Besuch wohl erwartet?"

Ihnen scheint klar, daß sie in meiner Person den Brandstifter gefaßt haben. Sie ahnten nicht, was wir alle schon heute nacht vermutet hatten: daß zur gleichen Stunde von hundert anderen Beamten hundert andere Linksradikale abgeholt wurden.

Ich sagte ihnen zwar, daß ich mitnichten der Brandstifter sei, aber sie antworteten, das sei egal, sie hätten nur den Auftrag, mich aufs Polizeipräsidium zu bringen. Außerdem müßten sie eine Haussuchung vornehmen.

Nur eines meiner Bücher fiel ihnen auf. „Tijdopnamen" hieß es. „Was ist das für eine Sprache?" – „Holländisch", erwidere ich. – „So, holländisch! Haben Sie viele Beziehungen zu Holland?" – „Nicht besonders viele, warum?" – „Was ist das für ein Buch?" – „Es ist von mir. Der Übersetzer hat es mir vor ein paar Tagen gegeben." – „Wissen Sie, wie er heißt?" – „Ich kann mich nicht erinnern. Er stellte sich mir im Café vor."

Auf die Idee, im Buch nachzusehen, wie der Übersetzer heißt, kommen die beiden Herren nicht. Ich weiß übrigens nicht, warum sie das interessiert. Ein paar Notizen und Zeitungsausschnitte nehmen sie mit.

„Ich habe gar kein Geld bei mir. Darf ich mir von der Hausfrau etwas leihen?" – „Bitte sehr." Die Hausfrau borgt mir fünf Mark – dieser Betrag hat sich auf dem Polizeipräsidium als gleich Null erwiesen, denn von dem Geld, das dem Gefangenen dort abgenommen wird, bleiben sieben Mark sechzig zur Deckung der offiziellen Haftspesen zurück. Nur wenn man mehr als sieben Mark sechzig bei sich hat, kann man sich von dem Überschuß Zigaretten oder eine Aufbesserung der Menage leisten.

„Haben Sie die Absicht, zu flüchten oder sich zu widersetzen?" fragen mich meine beiden Gäste.

„Nein, habe ich nicht."

„Gut. Wir nehmen das zur Kenntnis – eigentlich sollten wir Ihnen nämlich Handschellen anlegen."

Wir gehen zur Untergrundbahnstation Viktoria-Luise-Platz. Dort

verteilt ein Arbeiter gedruckte Flugblätter: „Die Brandstiftung des Reichstags – bestellte Arbeit. Provokateure am Werk!"

Meine Begleiter sehen einander an. Sollen sie den Kolporteur verhaften? Der Kommissar schüttelt den Kopf. Er ist nur angewiesen, den Kisch aufs Präsidium zu bringen, warum soll er durch eine polizeiliche Fleißaufgabe den Vollzug dieses ausdrücklichen Auftrags gefährden? Wir fahren mit der Untergrundbahn zum Alexanderplatz.

So, und jetzt geht es zur I A, der Politischen Polizei. Auf dem Korridor ist es schwarz von Menschen. Der erste, den ich von weitem erblicke, ist der Rechtsanwalt Dr. Apfel, der Verteidiger von Max Hoelz. Fein, denke ich, fein, daß er da ist, der kann gleich für mich intervenieren. „Hallo, Dr. Apfel, ich bin verhaftet."

„Ich auch", sagt er nur.

Und schon sehe ich andere. Carl von Ossietzky, Chefredakteur der „Weltbühne", die Romanschriftsteller Ludwig Renn und Kurt Kläber, Hermann Duncker, den Herausgeber sozialistischer Klassiker, Felix Halle, Mitglied des Staatsgerichtshofs, Dr. Hodann, den Sexualforscher, Lehmann-Rußbüldt, Entlarver der blutigen Rüstungsinternationale und Ligist für Menschenrechte, Dr. Schminke, den sozialistischen Stadtarzt, die Ärzte Klauber und Boenheim, den Abgeordneten Geschke, der nach dem Tode Menzels die politischen Gefangenen Deutschlands betreute, den Abgeordneten Schulz, über dessen unbefugte Rundfunkrede (der „Radioputsch") ganz Deutschland lachte ... und viele, viele andere.

Meine Besucher geben mich gegen Quittung an die Politische Polizei ab, und ich werde auf den Korridor gewiesen. Die Bänke sind besetzt, der Raum dazwischen ist verstellt: Der gesamte Kulturbolschewismus soll hier Sitz oder Stand finden. Alle kennen einander, und immer wenn ein neuer von Polizisten hereingeschleppt wird, begrüßen ihn alle.

Ich muß an einen Septembermorgen von 1914 denken, da saßen wir am österreichischen Ufer der Drina, Reste einer aufgeriebenen, über den Fluß zurückgeworfenen Division. Je eine Gruppe war das, was gestern noch ein Regiment gewesen war. Und immer wenn eine nasse, abgerissene Gestalt vorüberwankte, die zum Regiment gehörte, dann grüßten die Kumpane mit einem melancholischen Lächeln, die Gruppe rückte näher aneinander, man machte ihm Platz. So ähnlich sieht es heute aus, nur ist das Lächeln des Grußes

noch melancholischer. Anfangs begriff ich nicht, warum viele so verstört und blaß waren, erst später erfuhr ich, wie die Hilfspolizei bei ihren Verhaftungen gehaust, und noch später sollte ich mit noch größerem Schrecken, mit Entsetzen erfahren und mit eigenen Augen sehen, was die Nationalsozialisten in ihren Kasernen an wehrlosen Gefangenen begingen ...

Die Polizisten, die uns vom übrigen Teil des Korridors abriegeln, sind junge Buben – schon mit dem hilfspolizeilichen Hakenkreuz auf der Armbinde. Sie scheinen sehr aufgeregt, ihr Dienst ist ihnen neu, aber um so mehr versuchen sie, ihre Aufregung zu verbergen; sie machen spöttische Bemerkungen, und wenn sie jemanden ermahnen, stehenzubleiben und nicht herumzugehen, so apostrophieren sie ihn nicht anders als „Dreckkerl" und per du.

Namen werden aufgerufen, die erste Gruppe formiert, rechts um, es geht hinab ins Polizeigefängnis. Erste Station: das Depot; hier werden Uhr, Füllfeder und Bargeld abgegeben und in ein Kuvert gesteckt. Zweite Station: Abgabe von Messer, Schere, Nagelfeile. Die dritte Etappenstation ist schon im Keller unten, alles, was uns noch geblieben ist – Brieftasche, Notizbuch, Zigarettenschachtel, Streichhölzer, Taschentuch, Schlüssel, Handschuhe, Bleistift –, muß jedermann in seinen Hut abladen, Schnürsenkel öffnen, Rock ausziehen, und jetzt untersuchen greifende Hände, ob nichts in den Taschen blieb, gleitende Hände, ob nichts ins Futter eingenäht ist, sich nichts in Schuh oder Strumpf versteckt hat.

Während dieser Prozedur kommt der neue Polizeipräsident vorbei, Herr von Levetzow, gefolgt von Polizeiadjutant und Parteiadjutant und einem ganzen Stab. Er war ein Marineoffizier, den der Sozialdemokrat Noske in den Admiralsrang erhoben hat. Jetzt schreitet er, gebläht, seine Kommandobrücke im Polizeipräsidium ab.

„Das ist also das Pack?" fragt er und blinzelt uns über die Achsel verächtlich an.

„Jawohl, Herr Polizeipräsident!" beeilt sich der Adjutant zu schnarren.

„Wo bist du verhaftet worden?" fragt er Hermann Duncker. Bevor der alte Gelehrte noch antworten kann: „Wirst du die Hacken zusammenreißen, wenn ich mit dir spreche, du Saubengel!"

Und schon hat er einen anderen erspäht, der ihm nicht stramm genug zu stehen scheint. „Führen Sie den Lümmel sofort in Dun-

kelarrest und legen Sie ihm Eisen an, daß ihm die Schwarten krachen."

Diensteifrig stürzen sich zwei Büttel auf Otto Lehmann-Rußbüldt, den alten Führer der Liga für Menschenrechte, und führen ihn ab.

Kreidebleich stehen wir da, aber der Herr Admiral von Noskes Gnaden ist schon vorbei, und wir hören ihn eine andere Gruppe anbrüllen.

Man stößt uns in eine unterirdische Gemeinschaftszelle, siebenundvierzig finden wir in ihr Platz, längs der Wände verlaufen Pritschen. In der Mitte der gegen den Hof gerichteten Wand steht der Eimer – einer für alle, alle für einen. Gegenüber, in die dem Korridor zugekehrte Wand sind zwei trichterförmige Ausbuchtungen gemauert. Das spitze Ende ist der „Judas", das Guckloch; der Beobachter kann das ganze Lokal bestreichen, sei es mit einem Auge, sei es mit einem Maschinengewehr.

II. Ein Polizeiwagen unterwegs

Am 1. März gegen Abend – wie spät es war, wie spät es ungefähr war, wußte keiner von uns – öffneten sich unsere Einzelzellen. „Marsch heraus!" Jeder mußte vor seiner Tür stehen bleiben, auf dem eisernen Steg, an dem die Käfige hängen. Da sahen wir einander wieder, wir, die wir uns zuletzt verabschiedet hatten, als wir unten einzeln aus der Gemeinschaftshaft gerufen worden waren. Kaum ein Tag war vergangen, aber wie hatten sich die Genossen verändert. In ihren Gesichtern spiegelte sich die schlaflose Nacht in der stinkenden Zelle, in die von allen Korridoren ununterbrochen der Lärm neuer Transporte, Namensaufrufe, Alarmsignale gedrungen war, während von der Straße das Gegröle der mutig gewordenen Braunhemden erklang und sich jeden Augenblick ein Bastillensturm mit umgekehrtem Vorzeichen, ein Überfall auf wehrlose Gefangene erwarten ließ. Wir waren ohne Essen, ohne Zigaretten, ohne Nachrichten geblieben, um drei Uhr nachts hatte sich jäh die Zellentür geöffnet, und in dem Schein der grell aufflammenden Glühbirne stand ein Polizeibeamter, der uns (gegen Unterschrift, Ordnung muß sein) einen vervielfältigten Bescheid überreichte, den Haftbefehl:

Der Polizeipräsident Berlin, den 28. Februar 1933
Abteilung I.
$I^{2a}\,61^{03}$ II/43

An Herrn Egon Erwin Kisch
hier

Sie stehen in dem dringenden Verdacht einer nach den §§ 81 bis 86 StGB strafbaren Handlung.

Auf Grund des § 22 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz des deutschen Volkes vom 4. 2. 1933 – RGBl S. 35 – ordne ich hiermit an, daß Sie bis auf weiteres im Interesse der öffentlichen Sicherheit in polizeiliche Haft zu nehmen sind.

Im Auftrage:
Gez. Schneppel.

Beglaubigt:
Dommitzsch
Kanzleiangestellte

Ja, das wußten wir schon, daß wir in Haft zu nehmen sind, sonst wären wir nicht da. Was wir nicht wußten, steht auf einem Zeitungsblatt, das uns ein später eingelieferter Genosse im Vorbeigehn zusteckt. Dreispaltig an der Spitze: „Sofortige Todesstrafe gegen Hochverräter nach §§ 81 bis 86 ... Notverordnung ..." Wohin bringt man uns jetzt?

„Wohin bringt man uns jetzt?" fragen wir einen Wachtmeister, der da kontrolliert, ob wir vollzählig vorhanden sind.

„Das werden Sie sehr bald sehen", schnauzt er.

Wir werden in Zweierreihen formiert, begrüßen uns stumm. Da ist Otto Lehmann-Rußbüldt, der friedliche Friedensfreund, der gestern auf persönlichen Befehl des neuen Polizeipräsidenten in Eisen gelegt wurde, weil er nicht stramm genug stand, als Herr von Levetzow vorbeiging, da ist der Abgeordnete Torgler, der sich sofort ins Polizeipräsidium begab, als ihn die offiziellen Berichte mit dem Reichstagsbrand in Zusammenhang brachten, und sofort ins Loch geschmissen wurde, da ist Felix Halle, Mitglied des Staatsgerichtshofs, da sind die Schriftsteller Ludwig Renn, Kurt Kläber, Erich Baron und Carl von Ossietzky, da ist der alte Berliner Stadtarzt Schminke, sozialistische Rechtsanwälte, wie Apfel, Barbasch, Litten, Abgeordnete, für die morgen im Reich noch immer fünf

Millionen Deutscher stimmen werden ... Jeder von uns kriegt seinen Hut, die anderen Sachen, die uns bei der Einlieferung abgenommen worden sind, nicht.

Unser Zug stolpert über die Eisentreppe hinab, das Spalier von nationalsozialistischer Hilfspolizei hat wohl nur die Aufgabe, unseren Weg zu flankieren, damit niemand entweicht, aber die nunmehr beamteten Braunhemden wollen ihre besondere Schneid zeigen, und so traktieren sie uns mit Fußtritten und höhnischem Zuruf: „Jetzt werdet ihr ja sehen, was mit euch geschieht, ihr rote Saubande. Jetzt kriegt ihr alle vor 'n Dez geknallt..."

Na schön, jetzt wissen wir es also. Im Hof harrt unser ein Gefangenenauto.

Das Abteil hat knapp für zehn Menschen Raum, nur fünf auf jeder Seite. Aber es müssen unser zweiundzwanzig hinein, so daß wir aufeinandergepfercht, ineinandergepfercht sitzen und stehen, endlich hat man uns zu einem Konglomerat zusammengepreßt, da heißt es: noch sechs hinein. Sie winden sich in uns hinein wie ein Bohrer ins Gestein.

Ich sehe nicht, wer neben mir steht, ich weiß nicht, ob ich quer oder längs der Fahrtrichtung stehe, ob sich das Auto in der Richtung bewegt, in der ich stehe, oder in der entgegengesetzten, nach rechts oder links. Es ist stockdunkel, durch eine Ritze ist ein rotes Licht zu sehen – eine Lichtreklame, denke ich. Aber das rote Licht taucht wiederholt auf, woraus ich schließe, daß es der Winker unseres Autos ist. Also dort ist vorne.

Wohin fahren wir? Wir wissen nicht einmal, welchen Weg wir nehmen, welche Straßen wir passieren, wir wissen nur, zusammengequetschtes, pendelndes, hin und her geschleudertes, wehrloses Menschenknäuel, daß die Fahrt lange dauert, mehr als eine halbe Stunde, eine ganze vielleicht, Berlin muß schon hinter uns liegen.

Plötzlich ein jäher Stoß, das Menschenknäuel saust an die stählerne Wagenwand, der Wagen steht, er steht schief. Eine Sekunde, oder ist's eine Minute, oder ist's eine Viertelstunde, vergeht. Der Chauffeur läßt den Motor an, der Motor greift nicht ein. Nochmals. Wieder nichts.

Draußen beginnt man zu hämmern, zu schrauben und zu heben. Wir aber, die Fracht, wir müssen inzwischen im Wageninnern bleiben. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, kann das Abschrauben des Rades oder des Gummireifens, oder was sonst da draußen gemacht

wird, bei solcher Belastung nicht gelingen. Was dann? Auch dann wird man uns nicht aussteigen lassen. Soviel Bewachungsmannschaft ist ja nicht da, um uns beisammenzuhalten, wenn wir in der Nacht aussteigen müßten. Sie werden das Maschinengewehr neben dem Führersitz um hundertachtzig Grad drehen, gegen das Wageninnere. Ist auch schon egal.

Vorläufig hören wir, wie draußen noch immer versucht wird, die Karre flottzukriegen. Eine Viertelstunde vergeht oder eine halbe Stunde, oder sind es zwei Stunden?

Der Motor wird wieder angelassen ... er greift ein ... die Fahrt geht weiter.

Nach einigen Kilometern biegt der Wagen rechtwinklig ein, wieder im rechten Winkel. Langsam das Tempo. Fahren wir durch ein Häuserkarree? Das Auto stoppt. Rufe. Es scheint, daß ein Tor geöffnet wird. Vorsichtig rollt der Wagen weiter. Halt.

Alles aussteigen. Uns blendet das trübe Deckenlicht einer Hauseinfahrt, rechts und links stehen große Eisentore. Beamte in Uniform, den Revolver in der Hand, umgeben uns.

Wir erfahren, daß wir in Spandau sind.

III. Gefangener No. 1 067, Zelle No. 33

„Hände vor!"

Wir strecken die Arme vor, eine Matratze wird auf sie gelegt, zwei Decken, ein Überzug für die Decken, die allerdings eines Überzugs bedürfen, aber was ist das für ein Überzug? Ferner ein Laken, ein Handtuch, ein Geschirrtuch, eine Eßschale aus weißem Email, ein ebensolcher Becher, ein Löffel, eine Gabel, ein blechernes Waschbecken. Diese Ausstattung hat jeder auf seinen zwei Armen die Treppe hinaufzutragen in die Einzelzelle. Dort ist auch noch anderes Inventar: ein Tisch, ein Stuhl, ein Klosetteimer, ein Wascheimer, ein Borstwisch, eine Müllschaufel, eine Stiefelbürste, ein Wasserkrug.

Spandau ist ein alter Kerkerort. Schon vor zweihundert Jahren hat ein Abenteurer namens Matthisson seine Spandauer Hafterlebnisse geschildert. In Spandau saß der Dieb Käsebier, den Fridericus Rex bei der Belagerung von Prag als Spion benützte. Vielleicht hat Matthisson auf der gleichen Matratze gelegen, die ich heraufgetragen habe, vielleicht hat Käsebier schon mein Handtuch

benützt. Das Geschirr aber muß noch aus weit früheren Jahrhunderten stammen.

Ich bin Nummer 1067. Das steht auf einem Zettel, der an der Wand befestigt wird. Meine Zelle hat Nummer 33. Hoch oben ist ein kariertes Fensterchen. Schiebt man den Stuhl an die Fensterwand und stellt sich auf die Lehne, die ein senkrechtes Brett ist, dann kann man das Gitter erfassen und in den Hof hinabsehen. Weiter hinten sind Wohnhäuser der Gefängnisbeamten, Lagerräume und irgendein öffentliches Gebäude, über dem sich die Hakenkreuzfahne bläht.

Aber solange das Licht in der Zelle brennt, darf man es keineswegs wagen, auf der Stuhllehne balancierend, sich am Gitter festhaltend, mit einem Blick von der Freiheit zu naschen. Sofort schallt aus dem Dunkel von unten her eine schneidende Stimme herauf: „Weg vom Fenster!"

In manchen Gefängnissen ist die Nummer der Zelle unter dem Fenster auf die Außenwand geschrieben, so daß der Hofposten weiß, von wo jemand hinausschaut oder gar hinausruft. So kann er den Mann zur Anzeige bringen. In Spandau nicht, hier wird gleich geschossen. Gar jetzt.

Abends wird ein Kessel mit heißer Flüssigkeit über den Korridor getragen. Kommt der Transport an meiner Zelle vorbei, dann wird die Tür geöffnet, ich habe mich mit meinem Becher an die Schwelle zu stellen und bekomme mit einem Schöpflöffel meine Portion. Morgens ist es ebenso. Nur heißt die Flüssigkeit am Abend Tee, am Morgen Kaffee. Mittags bekommt man die braune Suppe, die man schon aus dem Polizeipräsidium kennt, zweimal wöchentlich gibt es abends einen Hering oder Pellkartoffeln. Die Pellkartoffeln sind wie das Brot süßlich und feucht, es ist hartes Brot, das im Wasser etwas aufgeweicht worden ist. Ich kann nur einige Bissen essen, bin schwach und hungrig. Und noch immer keine Zigarette. Die anderen haben längst auch keine mehr.

Wir sehen einander in der Hofstunde; das ist die Tretmühle. Eine halbe Stunde lang geht man im Kreis, dreißigmal hundert Schritte, die Hände auf dem Rücken, von irgendwoher stößt unausgesetzt Rauch in schwarzen Schwaden in unsere Lungen – nein, kein Wort gegen die Freistunde. Sie ist der Lichtstrahl in unserer Haft. Dreiundzwanzigeinhalb Stunden täglich sitzt man untätig im Käfig, eine halbe Stunde lang sieht man die Schicksalsgenossen.

Man kann auch ein paar Worte mit ihnen wechseln. Der eine kam einige Tage nach uns und hat Zeitungen gelesen. Thälmann verhaftet, Schneller verhaftet! Kasper, Torgler und noch manch anderer geht mit uns im Kreis, für den und dessen Partei am Sonntag trotz unbeschreiblichsten Terrors, trotz des Verbots auch nur der geringsten Wahlpropaganda, trotz des Verbots aller kommunistischen und sympathisierenden Zeitungen und Zeitschriften fast fünf Millionen Stimmen abgegeben werden. Hier gehen vom Volk gewählte Vertreter des Volkes, hier gehen sie, die Hände auf dem Rücken gefaltet, dreißigmal um den Hof herum, um dann den Rest des Tages in der Zelle zu sitzen.

Wir schauen bei unserem Gang die Zuchthauswand empor, von der wir sonst hinabschauen. Dort oben sehen wir die, die nicht einmal die Kraft aufbringen, den Spaziergang, unsere einzige Erholung, mitzumachen, kranke, alte Kameraden, ihre Gesichtsfarbe ist graublau geworden von den Mißhandlungen der SA und von der Haft.

Die Kameraden, die vor und hinter uns marschieren, die Kameraden oben hinter den Gittern sind die einzigen Menschen, die wir zu Gesicht bekommen. Wir werden niemals ins Besuchszimmer gerufen – das Recht auf Besuch der Angehörigen ist den politischen Gefangenen jetzt ausdrücklich genommen worden. Außer Torgler, den man so gern in irgendeinen Zusammenhang mit dem Reichstagsbrand bringen möchte, ist keiner von uns verhört worden.

In der Zelle kommt man sich wie ein Irrer vor. Man wäscht das Geschirr, ordnet die Sachen, wäscht wieder das Geschirr, verändert die Ordnung der Sachen, macht ein paar Körperübungen, liest das Buch, das man längst ausgelesen, von neuem, faltet die Bettwäsche zum zehntenmal zusammen, kehrt zum zehntenmal den Fußboden, verrichtet zum zehntenmal seine Notdurft, geht von der Tür zum Fenster, vom Fenster zur Tür, vier Schritte hin, vier Schritte zurück.

Die kriminellen Gefangenen haben Anstaltskleidung und Anstaltswäsche, wir aber haben noch immer den Anzug und die Wäsche am Leib, in denen man uns festgenommen hat. Allerdings können wir uns beim Schlafen den Mantel unter den Kopf legen, ein Kissen gibt es nicht.

Mit den Kriminellen kommen wir sehr wenig in Berührung. Wir

sehen ihren bewachten Gänsemarsch im Hofrund, sie sehen auch uns und bitten durch Gesten, wir mögen ihnen Zigaretten hinunterwerfen, aber das ist unmöglich. Hier und da macht ein Kalfaktor bei der Reinigung des Korridors vor der Wohnung des politischen Kollegen halt, lugt durch den „Judas" und fragt: „Dir gefällt's wohl nicht bei uns?" Die meisten sind hier, weil sie irgendeine Eintragung in die Stempelkarte oder eine Arbeitsbescheinigung gefälscht haben. Diese Elendsdelikte wurden als Urkundenfälschung oder als Betrug am Wohlfahrtsamt mit schweren Kerkerstrafen belegt.

Die Luken der unterirdischen Dunkelarreste führen in den Hof hinaus, wir hören Schreie: „Hilfe! Hilfe! Hier werden Menschen blutig geprügelt!" Es geht durch Mark und Bein, aber wir haben keine Nerven mehr, uns diesem Aufschrei aus dem Unbekannten hinzugeben, wir hören zuviel über das Schicksal unserer Genossen, die von Hilfspolizei und SA verhaftet und bestialisch mißhandelt wurden.

IV. Von Spandau zurück zur Polizei

Am Vorabend und am Abend des Wahlsonntags tobt auch in Spandau der Hexensabbat der privilegierten Partei. Der Schall der Trommeln, Drommeten, Schreichöre und Schüsse rückt näher und näher zu uns heran, im Hof beginnen die Wächterhunde wild zu kläffen, im Haus geht Geklingel und Gerufe los, an Schlaf ist ebensowenig zu denken, wie während unserer Polizeihaft nicht daran zu denken war.

Während des Tages ist der Schlaf nicht nachzuholen, man kann, auf dem Stuhl sitzend, kein Nickerchen machen, wenn man noch so müde ist, weil immerfort „telegrafiert" wird. Das sind die Kriminellen, sie unterhalten sich vermittels des Klopfalphabets auf allerweiteste Distanz, von einer Zelle zu einer anderen, sehr weit entfernten. Durch alle Zellen verlaufen die sechs Röhren der Zentralheizung, eine ideale Leitung. Auf ihr wird den ganzen Tag gesprochen, mit unbeschreiblicher Schnelligkeit. Anfangs dachte ich, daß sich jemand damit vergnüge, bei Tag und bei Nacht auf dem hohlen Blech Wirbel zu schlagen. Seitdem ich weiß, daß es Gespräche sind, macht mich das Geräusch, das durch meine Zelle und durch mein Gehirn geht, geradezu schaudern – Menschen sind gezwungen, sich auf eine Art miteinander zu verständigen, als wären

beide Gesprächspartner doppelt verkrüppelt, als wären sie stumm und blind zugleich.

Wenn wir einen Brief schreiben wollen, bekommen wir Papier, Feder, Kuvert und Tinte, die nach etwa zwanzig Minuten wieder abgeholt werden. Unsere Briefe gehen nach Berlin zum Polizeipräsidium, das darüber entscheidet, ob sie weitergeleitet werden.

In der zweiten Woche unserer Haft erscheinen plötzlich neue Figuren auf der Bildfläche: Hilfspolizei. Auf jedem Zellensteg nimmt ein Doppelposten Aufstellung, eine ganze Abteilung ist unten im Wachzimmer untergebracht. Sind sie beauftragt, uns von hier wegzubringen, vielleicht in ein Konzentrationslager?

Nach und nach stellt sich heraus, daß sie dazu da sind, unsere Bewachung zu erhöhen, sie beäugen unsere Hofstunde von allen Seiten, achten darauf, daß wir nicht miteinander sprechen, geschweige denn uns etwas zustecken, daß wir in strengem Gänsemarsch wieder die Treppe hinaufsteigen. Unsere alten Gefängniswärter fühlen sich noch beaufsichtigter als wir und sind daher doppelt so streng gegen uns, als sie früher ohnedies waren. Auch vor allen Eisentoren und an allen Steinmauern stehen jetzt die revolvertragenden Blauen.

Am 10. März wird während der Hofstunde Otto Lehmann-Rußbüldt in die Kanzlei gerufen. Als ich wieder in der Zelle bin, klopft mein Nachbar an die Wand, ein Zeichen, daß ich zum Fenster kommen soll. „Lehmann-Rußbüldt ist entlassen, er hat mir sein Paket heraufgeschickt." Das ist der erste von uns, der hinausgeht. Nur ins Hospital sind bereits einige abgegangen, darunter Kurt Kläber, der proletarische Dichter. Eine halbe Stunde später erfährt man, daß auch Dr. Apfel entlassen wurde.

Und wieder eine halbe Stunde später kommt der Wärter zu mir. „Sie gehen jetzt mit uns in die Kanzlei hinunter."

Ich komme an einem Raum vorbei, wo Pakete für Gefangene abgegeben werden. Viele Frauen von Genossen stehen dort, stürzen auf mich zu. „Lebt mein Mann noch?" – „Was macht X?" – „Ist Y gesund?" – „Grüß den Z von mir."

So schnell es geht, antworte ich, stehenbleiben darf ich nicht, das erlaubt mein uniformierter Begleiter nicht, den wiederum andere Uniformierte vor dem Tor mit strengen Blicken beobachten.

„Sie kommen ins Polizeipräsidium zurück", sagt mir der Kanzleibeamte. – „Warum?" – „Sind Sie Ausländer?" – „Ja." – „Na,

da werden Sie wohl aus Deutschland ausgewiesen. Nehmen Sie Ihre Sachen, Sie gehen mit den beiden Herren da." Ich schau mir „die beiden Herren da" an. Typische „Bullen", Berliner Geheimpolizisten.

Eine Menge Rubriken in dicken Büchern habe ich zu unterschreiben, wahrscheinlich daß ich täglich die Mahlzeiten bekommen habe, daß die mir abgenommenen Sachen wieder an mich zurückgestellt worden sind etc. Dann bin ich transportbereit.

„Wenn Sie einen Versuch machen zu flitzen, knallen wir Sie gleich nieder", sagt mir einer der beiden Herren da.

Ein Personenwagen der Polizei wartet auf mich und die beiden Herren da, wir fahren durch Spandau, über die Heerstraße. Ich schaue auf das nationalsozialistisch getünchte Berlin hinaus, Offiziere der alten kaiserlichen Armee ziehen an der Spitze von Naziabteilungen, ein Trupp Couleurstudenten schwingt die Stöcke, Kinder in braunen Uniformen ..., ich schau erstaunt hinaus.

„Kennen Sie denn Berlin nicht?" fragt mich einer der beiden Herren da, die mich in die Mitte genommen haben. – „Ich war jetzt lange fort", antworte ich, „in China." – „ Na, wie sieht's denn da aus?" – „Auch nicht sehr schön." – „Was soll denn das heißen: auch nicht sehr schön? Hier in Deutschland ist es jetzt sehr schön, alles jubelt, daß endlich aus Juda und dem Marxismus Hackepeter gemacht wird ..." – „... mit dem janzen Untermenschentum", ergänzt der andere forsch.

Sieh mal, guck, die haben ja schnell umgelernt, die beiden Herren da. Vor acht Tagen hatten sie sicherlich vom Programm des Nationalsozialismus noch nichts gehört, und jetzt können sie schon alle vier Worte auswendig, aus denen es besteht: Juda, Marxismus, Untermenschentum und Hackepeter.

Ich antworte nicht, ich schaue hinaus, Plakate für die Kommunalwahlen an allen Häuserfronten, auch an den gläsernen Reklamesäulen, die sonst an eine Zigarettenfirma gegen Zehntausende von Mark fürs ganze Jahr vermietet sind. Nationalsozialistische Plakate, alles aus Staatsgeldern, nur dazu da, um die Wahlresultate zu erklären, die von den neuen kommissarischen Regierungs- und Magistratsbeamten im stillen Kämmerlein hergestellt werden. Die Nationalsozialisten, die bei der letzten Wahl zwei Millionen Stimmen verloren hatten, haben sich am letzten Sonntag in großzügiger Weise fünf Millionen Stimmen zugewiesen, in manchen Bezirken,

wie in Pommern, mehr Stimmen, als Wahlberechtigte vorhanden sind.

„Hoffentlich fallen die Kommunalwahlen ebenso fein aus wie am vorigen Sonntag die Reichstagswahlen, damit mal Hackepeter gemacht werden kann aus Juda und dem Marxismus ...", sagt einer der beiden Herren da, und der andere ergänzt pflichtschuldig: „... und mit dem janzen Untermenschentum."

Ich antworte nicht. Wir rollen in den Hof des Polizeipräsidiums ein, da wimmelt es von polizeigewordenen Nazis, die sich hier schon zu Hause fühlen. Wieder ins Gefangenenhaus hinein, wieder Kontrolle meiner Taschen.

Dann schiebt man mich in eine Massenzelle, sie ist voll von Gefangenen, ich will lächelnd fragen, wer der Stubenälteste ist, bei dem ich mich zu melden habe, aber die Frage bleibt mir im Hals stecken ..., diese Menschen da, Arbeiter, sehen furchtbar aus, verletzt, verstümmelt, verbunden. Woher kommen sie, wer hat sie so zugerichtet?

Ich hatte noch gar nicht meinen Mantel auf der Pritsche zusammengefaltet, um solcherart einen Platz zu belegen, als mich bereits alle umringten, fünfzig bis sechzig gefangene Arbeiter auf mich einredeten, mir schauerliche Wunden zeigten und mir ihre gräßlichen Erlebnisse berichteten.

Sie stürmten auf mich ein, einer schob den anderen beiseite, die Schilderungen überschnitten sich, so daß ich nur Details, aber keinen Zusammenhang verstand, und immer wieder ergriff ein neuer das Wort, um mir zu sagen und zu zeigen.

Fünf oder sechs Tage hatten sie zusammengesteckt, hatten sie ohne Pause die unausdenklichsten Martern erlitten, und nun trat ein Genosse ein, der nicht mit ihnen gewesen war – ihm wollten sie ihr Herz erleichtern, bei ihm wollten sie Anklage erheben, ihm die Beweise für die Bestialität ihrer Peiniger geben.

Sie alle waren am Wahlsonntag oder am Tag darauf von SA in ihren Wohnungen überfallen und vor ihren entsetzten Familien mißhandelt worden, ihr Mobiliar wurde zertrümmert und ihre Bücher zerrissen. Ohne daß man ihnen erlaubte, sich vollkommen anzukleiden – manche hatten keine Schuhe an –, wurden sie in die Nazikasernen verschleppt, zuerst in die sogenannte Friesenkaserne, später in ein zu einer Nazikaserne umgewandeltes Fabrikgebäude in der Friedrichstraße.

Fünf Tage und fünf Nächte war man dabei, ihnen den Kommunismus auf alle Arten auszutreiben.

Der jetzt vom Tod erweckte Unteroffiziersgeist tobte sich aus; man zwang die Gefangenen, auf dem Hof zu exerzieren, sie mußten sich auf Kommando im Dreck niederwerfen und aufspringen, niederwerfen und aufspringen, bei jedem Nachlassen der Kraft setzte es Hiebe mit Stöcken und Peitschen, sie mußten auf und nieder machen, bis sie so bewußtlos liegenblieben, daß sie kein Stock- und Peitschenschlag mehr zu sich bringen konnte.

Täglich mußten sie in Reih und Glied antreten und stundenlang, den Arm zum Faschistengruß erhoben, im Sprechchor rufen: „Unserem lieben Reichskanzler Adolf Hitler ein dreifaches, kräftiges Sieg Heil!" Wer den Arm nicht stramm genug ausstreckte, wer nicht laut genug schrie, wurde mit Fußtritten und Hieben traktiert.

Auch das Vaterunser mußten sie im Sprechchor aufsagen. In den Kasernenzimmern waren andere Prozeduren im Gange. Die Gefangenen mußten Rizinusöl trinken, dann ihre Hosen herunterlassen, sich über den Tisch beugen und wurden dann mit Stockhieben so bedacht, daß die Haut platzte und das rohe Fleisch hervorschwoll. (Fast alle meine Mitgefangenen im Polizeipräsidium hatten diese Wunden, ich habe sie mit meinen Augen gesehen.) Wenn während dieses Prügelns das Abführmittel seine Wirkung tat, so wieherte die Gesellschaft der Peiniger vor Lachen.

V. „Rot Front" aus der Massenzelle – das ist die Antwort

Die Arme auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, hocke ich auf der Pritsche und starre die anderen Insassen der Massenzelle an, die drängend auf mich einsprechen, die Beweise der in der Nazikaserne erlittenen Mißhandlungen zeigend, klaffende Wunden und entzündete Schwellungen.

Wer waren die, in deren Hände sie gefallen sind? Politische Gegner? Sie haben von Politik wenig offenbart – nur Sadismus und Analerotik. Rizinusöl spielte die größte Rolle. Woher nahmen sie soviel Rizinusöl?

„Oh, sie hatten ganze Batterien von Flaschen davon."

Die Gefangenen mußten es trinken, sich dann nackt mit dem Gesicht zur Wand stellen und so lange Kniebeugen machen, bis zum

Gaudium der Kommandierenden die Kniebeuge von der Wirkung des Medikaments begleitet wurde.

Einer der Arbeiter wurde seinem Sohn gegenübergestellt, sie erhielten Stöcke und wurden nun mit Stockhieben und angelegtem Revolver gezwungen, aufeinander einzuschlagen. „Fester, fester“, wurde kommandiert und: „Schneller, schneller.“ Beide sind hier in meiner Zelle, Vater und Sohn liegen nebeneinander auf der Pritsche, beider Kopf und Hals sind furchtbar zugerichtet, das rechte Auge des Vaters blau unterlaufen und hervorquellend, seine Kinnladen geschwollen – vielleicht zerschmettert.

Immerfort wurde den Gefangenen angekündigt, daß sie erschossen würden, daß im Keller heute fünf Leute erschossen worden seien, bei Nacht machte man sich den Spaß, in den Schlafraum hineinzuschießen.

Jede Tortur wurde mit höhnischen Worten begleitet. Besonders beliebt waren Sätze solcher Art: „Du hast wohl wenig Freude von uns, was? Dafür hat deine Frau um so mehr Freude von uns gehabt. In neun Monaten werden eure Frauen forsche Hitlerjungen kriegen.“

Diese Bemerkungen waren um so beunruhigender und quälender, als keiner der Verhafteten auch nur die geringste Verbindung mit seinen Angehörigen hatte, nicht wußte, ob nicht auch seine Frau weggeschleppt worden war.

Auf die Frage, woher die eben erlittenen Wunden stammen, mußte der Verwundete antworten: „Ich bin besoffen gegen einen Ofen gefallen.“

Bärte wurden abgeschnitten, die Haare geschoren, meist nur auf einer Kopfhälfte, oder abgesengt und büschelweise herausgerissen, einigen war das Haar in Form eines Hakenkreuzes herausrasiert.

Einem Major der SA wurde das unausgesetzte Schlagen zuviel, so daß er schließlich aufstampfte und seinen Parteigenossen vor den Gefangenen zurief: „Nun ist's aber genug.“ Graf Helldorf aber, der Osaf von Berlin, der höchstpersönlich die Kaserne inspizierte und sich die Gefangenen vorführen ließ, ordnete neue Prügelstrafen an. Sein besonderes Interesse galt dem Herausfinden von Juden; er ließ sich die Geschlechtsteile zeigen und fragte: „Religion deines Vaters?“

„Evangelisch.“

„Deiner Mutter?“

„Katholisch."

„Na, du bist typisches jüdisches Halbblut, deine Mutter hat mit Juden herumge ..."

Den Juden unter den Gefangenen erging es am schlimmsten, sie wurden am wütendsten geprügelt, sie wurden täglich zur „Hinrichtung" geführt, an die Wand gestellt, dann legte man gegen sie an und feuerte über ihren Kopf hinweg einen Revolver ab, um sie zu erschrecken.

In der Kaserne befand sich auch die ganze Zeit über ein vierzehnjähriger Junge, den man gefangengenommen hatte, weil man von ihm die Adresse seiner sich versteckthaltenden Mutter erfahren wollte.

Von anderen wollte man Adressen von Funktionären erfahren oder von Wohnungen, in denen sich Geheimdruckereien, Sprengstoffe oder Waffen befinden. Nur ein einziger von den Gefangenen hat Namen und Adressen von Genossen angegeben, auch er befindet sich in meiner Zelle, niemand spricht mit ihm.

Das Licht in unserer Zelle wird abends nicht ausgelöscht, da wiederholt neue Häftlinge eingeliefert werden, es sind jetzt schon mehr als siebzig da, die Neuankömmlinge müssen auf dem Boden liegen, weil die Pritschen nicht ausreichen.

Auch drei Ausländer sind unter uns: Der erste ist ein portugiesischer Esperantist, welcher bei einer linksradikalen Buchhandlung erschienen war, um sich nach der Adresse von Berliner Esperantisten zu erkundigen; da Polizei im Laden war, wurde er sofort festgenommen. Die beiden anderen Ausländer sind Tschechoslowaken, ein Kellner aus Prag und ein Tischler aus Tschirnowitz, welche beide auf der Straße verprügelt worden sind und schließlich von der Polizei unter der Beschuldigung weggeführt wurden, sie hätten „Hitler, verrecke!" gerufen.

Bis spät in die Nacht umgeben mich die Verletzten und dringen mit Schilderungen auf mich ein, meine Nerven sind aufs äußerste gespannt, ich springe auf und gehe umher. „Laßt ihn doch schon in Frieden", ruft einer und tritt zu mir. „Du mußt uns verstehen, wir haben Furchtbares mitgemacht, mir zum Beispiel haben sie ..." Und nun erzählt er von neuem.

Sie haben allerdings in vier oder fünf Tagen erlebt, was da in wenigen Stunden auf mich niederprasselt, aber sie haben es erlitten, während ich es bloß hören muß.

Keiner dieser unmenschlich mißhandelten Arbeiter, keiner – mit einer einzigen Ausnahme – hat etwas verraten, keiner spricht ohne Haß und Verachtung von dieser Art von Gegner, keiner, keiner ist irre geworden an der Sache, für die er so Entsetzliches erleiden muß!

Mittags, den 11. März, werde ich aus der Zelle gerufen, man teilt mir mit, daß ich über die Grenze abgeschoben werde. Nur für eine Minute kehre ich zurück, um meinen Mantel zu holen. Mit „Rot Front" verabschiede ich mich von den Zellengenossen, mehr als fünfzig rechte Fäuste heben sich zum Gegengruß, ein mehr als fünfzigfaches „Rot Front!" erschallt als Antwort.

Rot Front – aus der Massenzelle ...

DER REICHSTAGSBRAND

Kriminalistische Bemerkungen

Die Geschichte des Reichstagsbrandes von ihrer ersten Phase bis zu den Ereignissen der letzten Tage offenbart eine Plumpheit der Urheber, die größer ist als die wochenlang tobende Mordswut, zu der sie den Anlaß schaffen sollte und geschaffen hat.

Eifrig versucht Reichsgerichtsrat Vogt, seit den Tagen der Untersuchung gegen die „Stuttgarter Tscheka" als ein Unikat des deutschen Rechtslebens bekannt, mit Hilfe aller Machtmittel eine öffentliche Verhandlung zustande zu bringen, die die Schuld der wahren Täter auf andere abzuwälzen vermöchte. Vergeblich!

Vor der Tat hätte man die Tat durchdenken müssen. Sie nicht erst begehen, als die Reichstagswahl schon so nahe war, daß jedermann auf den Anlaß zu dem für die Nationalsozialisten existenznotwendigen Terror, auf den Anlaß zur Unterdrückung der kommunistischen und sozialdemokratischen Presse, zum Verbot ihrer Wahlpropaganda und zur Verhaftung der oppositionellen Abgeordneten wartete. Cui prodest – wem sollte die Tat nützen? Antwort: Dem, dem sie genützt hat. Dem, der durch sie seine parlamentarischen Gegner vom Parlament ausschließen, dem, der die gegen ihn kämpfende Arbeiterschaft schwächen, dem, der seinen Anhängern damit das längst versprochene Fest der langen Messer bieten wollte. Dem Nationalsozialismus.

Schlecht vorbereitet war das Feuersignal, das Deutschland in einen Schauplatz des Massenmordes an Wehrlosen verwandelt hat. Hätte man die offiziellen und offiziösen Meldungen über den Reichstagsbrand einige Tage vor dem Brand redigiert, dann wäre vielleicht nicht soviel verräterische Wahrheit in die Lügenberichte geraten.

Die Telegrafen-Union meldete sofort, eine ganze Bande von Fackelträgern habe in den verschiedensten Teilen des riesenhaften Gebäudekomplexes Feuer angelegt. Sie meldete ferner, daß die polizeiliche Untersuchung in allen Gebäudetrakten sorgfältig vorbereitete Brandherde festgestellt hat, die vom Erdgeschoß bis zur Kuppel beziehungsweise zum Dach reichten. Daß ein Schutzpolizist die Brandstifter-Kolonne durch eine Fensterscheibe gesehen und auf einen der Fackelträger geschossen hat, stand gleichfalls in der Meldung. Wohin sind nach dem abgefeuerten Schuß die Teilnehmer des Fackelzugs geraten? Wohin verschwanden sie nach der Entdeckung der Feuersbrunst? Genau hat man den Abgeordneten Torgler mit einem zweiten Herrn um neun Uhr zehn Minuten „eilig" das Gebäude verlassen gesehen. Aber niemand hat die ganze Bande der Fackelträger bemerkt, weder als sie kamen, noch als sie gingen ...

Keine Spur der Täter soll sich am Tatort gefunden haben, keine Kohlenzünder, keine Teerpräparate, keine Ölkannen, keine Brandfackeln, kurzum, keines der Utensilien, die der amtliche preußische Pressebericht aufzählte, und ebensowenig auch eine Blutspur des von dem Schutzpolizisten Angeschossenen. Alles, was sich vorfand, war ein halbnackter Mann. Er hatte nichts bei sich, als was man brauchte: einen Ausweis der kommunistischen Partei. Er sagte nichts aus, als was man brauchte: daß er nicht nur mit der kommunistischen Partei Fühlung habe, sondern auch mit der sozialdemokratischen.

Der holländische Paß des Täters wurde veröffentlicht, worauf sich ergab, daß er gefälscht sei, denn dort stand „Lübbe" mit zwei Strichelchen auf dem u, einem Umlaut, den es im Holländischen nicht gibt.

Meldung, geradenwegs von der Brandstätte: „Von amtlicher Stelle wird angekündigt, die Feststellung, daß der Reichstag von Kommunisten in Brand gesteckt worden ist, wird sehr energische Maßnahmen gegen die kommunistische Bewegung zur Folge haben.“

Vom Feuerschein beleuchtet, erklärte Hitler dem Vertreter des „Daily Express“ den Sinn des Brandes: „Sie sind Zeuge des Beginnes einer großen Epoche in der Geschichte. Dieses Feuer ist der Anfang.“

Auch sonst war die Brandnacht an Erklärungen, Beschlüssen, Maßnahmen, Erlässen und Verhaftungen überreich. Schon am nächsten Tage meldeten die Morgenblätter des In- und Auslandes sorgfältig ausgearbeitete Vergeltungsgesetze, „veranlaßt durch die Brandstiftung im Reichstagsgebäude“. Und der Minister des Innern, Göring, begründete seinen nun beginnenden Amoklauf gegen die deutsche Arbeiterbewegung mit politischen Geständnissen des verhafteten Täters. Er verfügte nicht nur die Verhaftung aller kommunistischen Abgeordneten und Funktionäre, nicht nur das Verbot aller Zeitungen und aller Wahlpropaganda der Partei, für die bei der letzten Wahl sechs Millionen Wähler votiert hatten, er wandte sich auch mit Presseverboten gegen die Sozialdemokraten, „da der Brandstifter in seinem Geständnis die Verbindung mit der SPD zugegeben hat. Durch dieses Geständnis ist die kommunistisch-sozialdemokratische Einheitsfront eine offene Tatsache geworden“.

Staunend las die Welt, daß die Einigung der Arbeiterklasse, seit Jahren versucht, immer wieder gescheitert und immer wieder von neuem versucht, also geglückt war. Ein zwanzigjähriger verkommener Feuerbub hatte es ja nächtlicherweile erklärt.

Merkwürdigerweise aber war er nicht in allen Belangen so geständig, wie er es in der Politik war. Nichts verlautete in den Berichten davon, daß er seine Komplizen genannt habe, nichts davon, in wessen Auftrag er gehandelt, nichts davon, wer ihm die Hilfsmittel geliefert habe, und vor allem nichts davon, wieso er in dem von Polizei beschützten Reichstagsgebäude so ungestört Feuerchen legen konnte. Und nicht nur im Reichstagsgebäude. Auch das Wohlfahrtsamt in Neukölln und das Berliner Stadtschloß angezündet zu haben, gab er zu Protokoll. Wird verlautbart.

Da noch nicht die ganze Presse in den Händen Hitlers war, konnte eine amtliche Meldung aus Dresden erscheinen: Die sozialdemokratischen Abgeordneten machen dem Innenminister Mitteilung davon, daß Marinus van der Lubbe in Brockwitz als Nationalsozialist aufgetreten, dortselbst mit führenden Nationalsozialisten (die Namen werden aufgezählt) in Fühlung gestanden sei.

Weitere Nachrichten über die frühere Tätigkeit eines Nationalsozialisten namens van der Lubbe in Deutschland erscheinen nicht mehr, obwohl zwanzigtausend Mark Belohnung für zweckdienliche Mitteilungen ausgeschrieben sind. Die Presse ist bereits in der Hand des neuernannten Propagandaministers.

Hitler erklärt, wenn die Gerüchte nicht verstummen, daß Minister Göring die Brandstiftung veranlaßt habe, werde er einfach den Lubbe öffentlich aufhängen lassen. Dadurch werde bewiesen sein, daß der Verhaftete kein Strohmann der Nationalsozialisten sei.

Dieser Plan ist nicht nur verflucht gescheit, er ist auch verflucht gescheitert. Denn das Ausland bezeichnet diese Hitlersche Ankündigung als den Versuch, einen Mann ohne Gerichtsverhandlung umzubringen, um die Wahrheit zu verschleiern.

Also so geht's nicht. Herr Reichsgerichtsrat Vogt muß sich anstrengen, die Sache schlauer einzufädeln. Wahrscheinlich arbeiten bereits kluge Köpfe an einer fulminanten kommunistischen Brandrede, die van der Lubbe bei Gericht mit mehr oder minder großem Geschick zum Vortrag bringen soll ...

Wo aber, wo zum Teufel nimmt man Komplizen her? Unter den sechzig- bis achtzigtausend in Deutschland Verhafteten sind drei Bulgaren, die des Kommunismus verdächtig sind. Ballon d'essay: sie seien die Bundesgenossen Lubbes und haben mit ihm seinerzeit das Bombenattentat auf die Kathedrale von Sofia verübt. Auch dieser Versuchsballon segelt mit ungünstigem Wind. Wie alt war damals Lubbe? Ein Schulknabe!

Komplizen her, Komplizen her! Kein „Marxistenblatt", sondern der vornehme „Ring", das Blatt des Papenschen Herrenklubs, bezeichnet in geheimnisvoller Andeutung eine ausländische internationale Persönlichkeit als den intellektuellen Urheber, deutet an, daß es der Petroleumkönig Deterding sei. Seit sechzehn Jahren rast Deterding in Europa umher, die Konkurrenz des Asneft, des russischen Öls, zu bekämpfen. Er schließt Bündnisse, finanziert militärische Interventionen, Tscherwonzenfälscher, Antisowjethetze,

Schädlinge, Zeitungen, Spione, er kämpft mit Unsummen gegen die Derop, die Verschleiß-Stelle von Sowjetpetroleum in Deutschland.

Am Tage nach dem Brand findet in der Budapester Straße die erste Haussuchung bei der Derop statt, der in unausgesetzter Reihe weitere folgen. Dabei erfahren die Sowjetbeamten, daß in ihrem Betrieb, einem Sowjetbetrieb, eine Zelle der NSDAP bestand. Die Nazis von der Derop ahnen wohl selbst nicht, wer ihre Aufnahme bei der Derop durch einen gekauften Angestellten zuwege gebracht hat. Sie ahnen nicht, daß Deterding sie ins Feindeslager geschmuggelt hat.

Bell, Deterdings Agent

Deterding? Das Blatt des Vizekanzlers behauptet es. Und das französische Sozialistenblatt „Populaire" tritt mit genauesten Details hervor, nennt den Mittelsmann Deterdings mit vollem Namen: Ingenieur Bell. Mehr als das: Es gibt die ganze Biographie Bells wieder. Die Zusammenhänge sind unwiderleglich: Im Tscherwonzenfälscher-Prozeß ist dieser Bell als Deterdingscher Agent persönlich aufgetreten, in den letzten Jahren stand er als nationalsozialistischer Wirtschaftspolitiker, als Begleiter Alfred Rosenbergs auf dessen Londoner Reise und schließlich als Teilnehmer eines Fraktionskampfes im Münchner Braunen Haus [Zeile fehlt] öffentlicher Diskussion.

Aber ist damit irgendeine Verbindung Bells mit dem Reichstagsbrand bewiesen? Wenn auch die mit dem Brand einsetzenden Schikanen gegen die Derop auf den Zusammenhang mit Deterding hinweisen – damit ist noch keineswegs gesagt, daß Bell, der offizielle Vertrauensmann Sir Henrys, in dem großen Verbrechen eine Rolle gespielt hat.

Der Kriminalist glaubt zu wissen, wie der Name Bell in die Affäre hineingeraten ist. Ingenieur Bell war es nämlich, der am Abend des 28. Februar die ihm befreundeten Journalisten in Berlin angerufen und vom Ausbruch des Reichstagsbrandes benachrichtigt hat. Er hatte es eben zufällig früher erfahren.

Wenn Bell mehr wüßte von der Sache – er wäre wahrlich ein zu gefährlicher Mitwisser. Daß das Dritte Reich mit einer ungeheuerlichen Provokation sein beglückendes Dasein begann, das ginge noch hin. Aber daß diese Untat im Auftrag englischer Ölinteressen

erfolgte, das durfte niemals bekannt werden. Mit einem solchen Geheimnis wären die nationalsozialistischen Machthaber in Bells Hand. Wenn Bell wirklich Urheber ist und auch nur der Verdacht einer solchen Urheberschaft auftaucht, dann müßte – so kalkuliert der Kriminalist – Bell am Tage nach dieser Veröffentlichung kaltgemacht werden. Aber am Tage nach der Veröffentlichung des „Populaire", die von der ganzen Weltpresse übernommen wird, wird Bell nicht kaltgemacht.

Da kommt eine Nachricht, die alle Kalkulationen des Kriminalisten über den Haufen wirft: Bell war auf österreichischen Boden geflüchtet, und eine Mordkolonne kam in Autos aus Deutschland, um ihn zu erledigen. Und hatte ihn erledigt ...

Der Anstifter des Brandplanes wird schweigen, die Ausführer werden schweigen. Und der Mann, der zwischen diesen beiden Parteien vermittelt hat, der einzige, der vielleicht nicht geschwiegen hat, wird auch schweigen. Ingenieur Bell, der Mittelsmann zwischen Deterding und Göring, ist tot.

So steht die Sache bis jetzt. Der Prozeß gegen Lubbe und Komplizen wird steigen, wenn man auch noch nicht weiß, wer zu Komplizen ausersehen wird. Er wird steigen mit allen Künsten juristischer Regie und mit allem Fundus, den eine unumschränkte Regierung zur Verfügung stellen kann. Hinter dunklem, dichtem Rauchgeschwader wird man zu verbergen suchen, was jeder weiß: Wer das Reichstagsgebäude angezündet hat.

LITERATUR UND EMIGRATION

An Herrn Dr. Gottfried Benn!

Sie haben einen Brief aus der „Nähe von Marseille" von einem emigrierten Literaten erhalten und antworten darauf durch Presse und Radio. Aus dem an Sie gerichteten Brief zitieren Sie vor allem und wiederholt, daß Sie, Herr Dr. Benn, für den (oder die) Absender der Inbegriff des höchsten Niveaus und einer geradezu fanatischen Reinheit gewesen sind. Nun kann es durchaus sein, daß solche dick aufgetragenen Schmeicheleien in einem Brief stehen, aber kein geschmackvoller Mensch würde sich ihrer öffentlich rühmen. Aber vielleicht bedurften Sie eines solchen Lobs, um sich damit vor einem neuen Leserkreis zu legitimieren, vor einem alten zu verteidigen. Zu

diesem Zweck konnten Sie sogar ein solches Lob erfinden. Ihre wiederholte Reproduktion des Attests Ihrer fanatischen Reinheit täuscht jedoch nicht darüber hinweg, daß auch der andere Satz des Briefes falsch wiedergegeben ist, laut welchem Ihr Bewunderer Ihnen geschrieben habe, die Emigranten säßen „in den kleinen Badeorten am Golf de Lyon und in den Hotels von Zürich, Prag und Paris".

Nein, Herr Dr. Benn, so hat Ihnen das niemand geschrieben, bestenfalls haben sie die Tatsache, daß Sie einen Einzelbrief aus einem französischen Fischerdorf bekamen, zu ihrer Behauptung verallgemeinert. Zu Ihrer Behauptung, die von wenig Einfühlungsgabe zeugt. Woher sollten denn die deutschen Schriftsteller, deren Manuskripte, jahrelange Arbeit, bei den Haussuchungen zerfetzt, deren Bücher verboten und verbrannt, deren Verleger zugrunde gerichtet, deren Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften des heutigen Deutschland unmöglich ist, woher sollten sie Geld für Riviera-Reisen und Hotelrechnungen nehmen? Sie, Herr Dr. Benn, behaupten zu wissen, daß die Flüchtlinge ihre Tage als Badegäste oder Hotelgäste verbringen, während die Flüchtlinge keineswegs wissen, auf welcher Matratze welcher Kammer sie heute nacht liegen werden – ihr einziger Luxus ist der, ihre Überzeugung nicht mit den Anschauungen kulturloser Machthaber gleichgeschaltet zu haben.

Nach Ihrer Ansicht können die Emigrierten über die Dinge Deutschlands nicht mitreden. Nur mit denen, die „durch die Spannungen der letzten Monate hindurchgegangen – von Zeitung zu Zeitung, von Umzug zu Umzug, von Rundfunkübertragung zu Rundfunkübertragung –, mit diesen allen kann man reden, aber mit den Flüchtlingen, die ins Ausland reisten, kann man es nicht". Da haben wir also Ihr irrationales Plus über uns. In Absatz Nummer 1 legitimierten Sie sich mit Eigenlob, in Absatz Nummer 2 mit der Tatsache, daß Sie dabei waren, indem Sie Zeitungen lasen, Umzüge sahen, Rundfunkübertragungen hörten.

Immerhin sind auch die Emigranten durch die Spannungen der letzten Monate hindurchgegangen. Durch Spannungen anderer Art: aus dem Bett gerissen, verprügelt, barfuß in die Nazikaserne, Revolverschüsse, Hiebe auf Kopf und Gesäß, Zwangsexerzieren, Hand- und Fußfesseln für greise Intellektuelle wegen Nicht-Strammstehens, Demütigungen nicht wiederzugebender Art, Einzelhaft ohne

Sprecherlaubnis, ohne Nachricht von den Angehörigen. Andere: Sprung aus dem Fenster, den Atem anhaltend im Hof versteckt, Flucht aus dem Haus, Flucht über die Grenze …

Die Umzüge haben wir gleichfalls erlebt, wir hörten sie in der Zelle, die Demonstranten, die hereinwollten, um den oder jenen Gefangenen zu erschlagen, wie sie es in Kiel und anderswo getan.

Die Zeitungen lasen wir wie Sie, lasen von Massenverhaftungen unserer Kollegen und Freunde, „Selbstmord in der Zelle", „auf der Flucht erschossen", „Leichenfunde in der Mark", Boykott, Judenverfolgung, Studentenhetze gegen die Literatur, Bücherverbot, Bücherverbrennung. Wir haben sogar mehr Zeitungen gelesen als Sie, Herr Dr. Benn, Zeitungen des Auslands, in Deutschland verboten, die herausgeschmuggelte „Greuelmärchen" brachten, „Greuelmärchen", leider wahre, leider dokumentarisch belegte.

Auch Radio hören wir. Hören die Sprecher des erwachten Deutschland. Im klaren Ton eines ohne Zweifel echten Pathos, einer ohne Zweifel ehrlichen Überzeugung, werden die abgeschabtesten Phrasen des Bierbankräsoneurs, werden soziale Allheilmittelchen des Kleinbürgers verzapft, die als Unsinn schon vor hundert Jahren widerlegt waren. Wir glauben Ihnen, Herr Dr. Benn, daß Ihnen das gefiel, denn auf höherer Ebene laufen Ihre Enunziationen jenen parallel. Statt mit politischem Feuer arbeiten Sie mit dem exquisiten Ausdruck und dem entlegenen Zitat, aber der Inhalt ist bei Ihnen, der Sie denkerisch schwach und in sozialistischen Fragen ahnungslos sind, und bei Ihren Führern ungefähr der gleiche. Daß Sie sich aber der neuen Kulturpolitik zugesellen, mit deren feierlichem Potsdamer Bekenntnis zu einem Parteidichter (Sie haben doch früher die Parteidichter so sehr gehaßt, nicht?) namens Dietrich Eckardt, mit deren Romandreck „Michael" von Minister Goebbels oder zu dem Dramendreck „Totila" von Minister Kube oder dem Biographendreck „Horst Wessel" von Ewers, daß Sie sich solidarisieren mit der Verfemung der „Intelligenzbestie" und „übermäßigen Geistigkeit", mit denen, die da sprechen, „wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich gleich meinen Browning" – das ist allerdings nicht einfach mit einer Analogie zu erklären.

„Weil es mein Volk ist, das sich hier seinen Weg bahnt …", dies sei der Grund, daß sich Herr Dr. Benn zur Barbarei bekennt. Das also? Demnach hätte sich, wäre der Kommunismus gekommen, Herr Dr. Benn ebenso begeistert für diesen Weg zu entschließen

versucht, den sich sein Volk gebahnt! Es kam aber der Faschismus, und schon wissen Sie seine Argumente und Behauptungen, schon wissen Sie, was wir nicht wissen und was Sie uns in den letzten fünfzehn Jahren nicht verraten haben, zum Beispiel, daß in Rußland der Staat, als der Marxismus siegte, zwei Millionen bürgerliche Intelligenz erschlug.

Wenn Sie behaupten, daß die Emigranten in ihren Badeorten dem deutschen Staat und dem deutschen Volk Krieg wünschen, um es zu vernichten, Zusammenbruch, Untergang, so – nur die Tatsache, daß Sie der Inbegriff einer geradezu fanatischen Reinheit sind, hindert mich, Ihnen zu antworten, daß das eine Lüge ist. Kein Emigrant wünscht einen Krieg gegen Deutschland, keiner Deutschlands Zusammenbruch, Untergang. Was jeder fanatisch wünscht, ist: Deutschlands Befreiung, Deutschlands Aufstieg, von innen heraus, im sozialistischen Sinne.

Das wünschen wir nicht aus dem Grund, den Sie uns entgegenhalten. Nicht deshalb, weil wir Deutschland unseren geistigen Besitz, Deutschland unsere Namen und unseren Ruhm verdanken, weil Deutschlands Industrie unsere Bücher druckte und seine Theater unsere Stücke spielten. Was soll ein solches Argument? Haben Shakespeare und Goethe ihren Ländern dankbar zu sein, daß sie sie druckten? Wohl ist unter den Emigranten kein Goethe und kein Shakespeare, und das ist ebensowenig Schuld ihres Landes, wie es Verdienst ihres Landes wäre, wenn es sie gäbe. Weil man Schulbildung und Kultur eines Landes aufnahm, Erfolg erntete, soll man sich jeder Regierung, jeder Staatsform dieses Landes verschreiben? Das ist ein Argument, das selbst Ihre Chefs nicht anerkennen werden. Die standen ja in Opposition, flüchteten ins Ausland, Ihr Führer höchstpersönlich stammt aus dem Ausland, dessen Schulbildung er genoß, und viele Deutsche im Ausland, die sich nach dem Anschluß ans Hakenkreuz sehnen, könnte man mit Ihrem Argument mundtot machen. Hat man jemals einem Victor Hugo, einem Rochefort vorzuwerfen versucht, daß sie aus England und Belgien gegen Napoleon den Kleinen loszogen?

Dennoch möchten wir Ihnen das Recht zur Dankbarkeit für jene Männer, die ihre Gedichte druckten und denen Sie ihren Ruhm zu danken haben, nicht absprechen. Gut, Herr Dr. Benn, gehen Sie zu diesen Förderern, stellen Sie sich in Treue und politischer Solidarität zu diesen, wenn Sie es nun durchaus wollen. Ich kann Ihnen die

Adresse des Mannes geben, der uns allen die Bekanntschaft mit dem Namen Gottfried Benn vermittelt hat, der sich mit Fanatismus jahrelang für Sie eingesetzt hat, die Adresse Franz Pfemferts; er stirbt buchstäblich Hungers in der Emigration. Auch andere kann ich Ihnen nennen, sie sitzen im Kerker oder müssen sich versteckt halten.

Nein, Herr Doktor Benn, Sie werden jene dankbare Solidarität nicht üben, die Sie selbst postulieren – mit Ihrer Logik sieht es ja genauso aus wie mit Ihrem Charakter. Und wie mit Ihren Behauptungen: „Sie wissen, daß ich als Kassenarzt mit vielen Arbeitern in Berührung komme, auch mit früheren Kommunisten und Angehörigen der SPD, es kann gar nicht zweifelhaft sein, ich höre es von allen Seiten, daß es ihnen besser geht als zuvor."

Das ist uns neu. Wir lasen bisher, daß „frühere Kommunisten und Angehörige der SPD" in die Nazikasernen geschleppt wurden, in die Kasematten der Festungen, in die Zellen der deutschen Zuchthäuser, in die Konzentrationslager, nicht einzelne, nicht Hunderte, nicht Tausende, sondern Zehntausende, an hunderttausend ... Wir lasen, daß Zwangsarbeit, genannt „Arbeitsdienstpflicht", eingeführt ist, daß der Butterpreis von einer Mark fünf Pfennig auf eine Mark fünfzig Pfennig gestiegen, Fett und Margarine unerschwinglich geworden sind, der Fleischbezug zurückgeht (die „DAZ" schreibt in unmittelbarer Nachbarschaft Ihres Artikels vom Rückgang des Verkaufs der übrigen Lebensmittel), wir lasen, daß den Lehrlingen Löhne und Rechte genommen worden sind, den Arbeitern das Recht der freien Koalition und der freien Gewerkschaften.

Wir haben das alles in der gleichgeschalteten Presse Deutschlands gelesen und haben überdies von Dr. Goebbels im Rundfunk gehört, daß zehntausend Schnüffler (sein Wort) tätig sind, um die Nester der Marxisten aufzuspüren. Sind das zufriedene Arbeiter, zu deren Ausforschung eine Spitzelarmee erforderlich ist? Welch eine Armee wäre erst nötig, diese Marxisten zu überwältigen. Dreizehn Millionen marxistische Wähler! Glauben Sie, daß die so schnell und eifrig umgelernt haben wie Sie, Herr Dr. Benn, Inbegriff einer geradezu fanatischen Reinheit?

Schreiben Sie weiterhin gutbezahlte Artikel, die Sie überdies gegen noch besseres Honorar im Rundfunk verlesen können. Unterlegen Sie auch weiterhin das Gerülpse alkoholisch-morphini-

stischer Banausen mit subtilen Fremdworten und Analogien aus der Quartärperiode (das Wort Tertiärperiode klingt Ihnen zu abgebraucht), begleiten Sie Ermordung und Brandschatzung Ihrer schriftstellerischen und ärztlichen Kollegen mit kostbaren Zitaten, besingen Sie in schöngeschwungener Syntax die Rechtlosmachung und Einkerkerung von Arbeitern und Intellektuellen, begründen Sie mit dunkler Metaphysik die Kriegshetze, polemisieren Sie nur weiterhin gegen sich selbst, türmen Sie auch weiterhin neue Schurkereien auf Ihren Verrat am Geist – all das, was Sie aus Ihrer heutigen Gesinnung heraus tun, kann Ihnen bei Ihren heutigen Gesinnungsgenossen nur nützen, nur nützen bei den Machthabern, Sie Inbegriff einer geradezu fanatischen Reinheit!

Meine Antwort allerdings wird im heutigen Deutschland nicht gedruckt werden – nur das, als was Sie sie charakterisieren.

WAS GEHT AN DER BÖHMISCHEN GRENZE VOR?

Der Kamm

Der Grenzwall ist wieder lebendig geworden. Wie einst König Friedrich oder Napoleon die Landkarten des schlesisch-sächsisch-böhmischen Gebirgszuges studierten, die Durchlässe von Nollendorf, Kulm oder Zinnwald, so müssen es heute deutsche Pazifisten tun. Und nicht nur sie. Wer aus dem großen Konzentrationslager flüchtet, das sich „deutsche Erhebung" nennt, wer zum persönlichen Opfer jener nationalen Ertüchtigung ausersehen ist, die sich in Stahlrutenhieben, Rizinusöl, Körperverstümmelungen, Pogromen, Selbstmorden in der Zelle und Erschießungen auf der Flucht und ähnlichem äußert, der sucht seinen Weg über den Kamm und durch die Pässe.

Dem Tag der Flucht aus der Wohnung zum Bahnhof, zum Zug, der irgendwohin in die Nähe der Grenze führt, folgt die Nacht der Fußwanderung, des einsamen, vorsichtigen Weges durch Dickicht und Schlucht.

Auch hier liegt die braune Gefahr auf der Lauer. In den Grenzbauden sind ganze Koppeln von Nazis einquartiert, ihre Patrouillen durchstreifen mit Hunden das Grenzgebiet, auf den Aussichtswarten stehen Posten mit Scheinwerfer und Feldstecher, an jedem Bahnübergang stehen SA-Leute mit Karabinern.

Und wer die Grenzpfähle hinter sich hat, darf sich beileibe noch nicht in Sicherheit dünken. Auch vom Staatsgebiet der Tschechoslowakei holen sich die Henker ihre Opfer. Die sudetendeutschen Nazis betätigen sich als Henkersknechte, wer möchte sich nicht eine Fangprämie verdienen!

In Kreibitz taucht ein Flüchtling auf und findet Unterschlupf bei Genossen. Nachts hält ein Auto vor der Türe, ein „Genosse“ von der Grenze, der geheim in die Dienste der Nazis getreten ist, kommt mit drei „Flüchtlingen“ an, für die er Unterkunft sucht. Bevor der Hausherr noch antworten kann, haben sie bereits den Gast erspäht, Revolver vor, Hiebe auf den Schädel, mit Fußtritten die Treppe hinunter, ins Auto ... und wird nicht mehr gesehen.

Ganze Schlachten entspinnen sich. In der Nacht auf Sonntag, den 5. März, wurden bei Weipert, vor dem Gasthaus Blechhammer, auf tschechoslowakischem Boden, zwanzig Arbeiter, die von einer Unterhaltung des Arbeitergesangvereines heimkehrten, von sechzig bis achtzig schwerbewaffneten SS- und SA-Leuten aus den reichsdeutschen Orten Bärenstein und Kühberg überfallen und beschossen. In Weipert selbst wurden drei Arbeiter, Beckert, Illing und Bartel, von deutscher SA überwältigt und über die Grenze geschafft. Die tschechoslowakischen Behörden nahmen eine Untersuchung des Vorfalls vor, über die man nichts Amtliches verlautbarte; die Gendarmeriegarnison von Weipert wurde angeblich auf hundertfünfzig Mann erhöht.

In Ullersdorf, zwischen Grottau und Zittau, haben, nach einer Meldung des Reichenberger „Vorwärts“, reichsdeutsche SA-Abteilungen in Gemeinschaft mit tschechoslowakischer Gendarmerie und Finanzwache die Wohnungen von Arbeitern durchsucht, die als sozialistische Funktionäre bekannt sind und bei denen man Flüchtlinge vermutete. Man suchte nach Schmuggelware ...

Ein paar Tage später verhafteten tschechoslowakische Gendarmen aus Platten den kommunistischen Stadtverordneten von Johanngeorgenstadt in Sachsen, Franz Nesvetal, der sich im Bärringer Gebiet aufhielt, und lieferten ihn an die Grenze, wo ihn die SA übernahm.

... und Menschenraub

Aber wozu bedarf es einer noch so willfährigen Hermandad aus der „Tschechei". Selbst ist der Mann, der SA-Mann, seit er unter dem Schutz der Regierung für kein Delikt eine Verfolgung zu fürchten braucht. Man macht eine Landpartie über die Grenze, zum Beispiel nach Ebersdorf im Bezirk Friedland. Dort faßt man den Jungarbeiter Elster, bemächtigt sich seiner mit der Begründung, er habe Flugblätter zu den Gemeindewahlen verteilt, und eskortiert ihn hinüber nach Görlitz, Preußisch-Schlesien.

Solche Gebräuche sind in China seit langem im Schwange. Der Provinzgewaltige läßt einen Mann aus der Nachbarprovinz entführen. Dieses „Kidnapping" benützen Europäer, Amerikaner und Japaner dazu, ihre einträgliche Vormundschaft über das Chinesenreich zu rechtfertigen: Ein Volk, bei dem der Menschenraub gang und gäbe ist, könne sich nicht selbst verwalten.

Solche Argumente würden für die Vorgänge auf den Sudetenhöhen mitnichten passen. Während man in China Menschen entführt, um sie gegen Lösegeld wieder freizulassen, sind den deutschen Boxern solche materiellen Motive fremd. Sie rauben nicht um schnöden Gewinnes willen, sondern weil der zu Raubende eine andere Gesinnung hat, man raubt ihn nicht, um ihn freizulassen, sondern damit er „auf der Flucht erschossen" werde oder durch „Selbstmord in der Zelle" ende.

Grenzgefechte

In der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag, dem 16. März, überschritt eine Gruppe von SA-Leuten die Erzgebirgsgrenze und zog nach Katharinaberg, um dort nach zwei aus Deutschland geflüchteten sozialdemokratischen Familien zu suchen. Zunächst drang sie in das Hotel Adler ein, wo sie die Gesuchten nicht mehr vorfand. Zwei junge Leute, die aus dem Hotel auf die Straße traten, wurden von den SA-Kerlen mit dem Kommando „Hände hoch" angebrüllt. Einer von beiden, ein sozialdemokratischer Jungarbeiter namens Albin Schmieder, kam dieser Aufforderung nicht sofort nach, weshalb ein Schuß auf ihn abgefeuert wurde und Gummiknüppel auf ihn niedersausten. Im Brüxer Krankenhaus, wohin man Schmieder brachte, wurde ein schwerer Lungenschuß festgestellt.

Bei Stolzenhain, auf tschechoslowakischem Boden, befindet sich eine Unterkunftshütte, das jüdische Sportheim. Am 16. März, gegen neun Uhr abends, wird es von deutschen Nazis beschossen, eine Gendarmeriepatrouille will die Täter verhaften, aber die entreißen einem Gendarm das Gewehr, setzen dem anderen den Revolver an den Kopf, mißhandeln beide und kehren dann, unter Mitnahme des erbeuteten Gewehrs, siegreich ins Dritte Reich zurück.

Nächstes Opfer ist ein Johann Ullspergler aus Schwaderbach, der auf deutschem Boden eine kleine Werkstätte für Bestandteile für Mundharmonikas innehat. Als er Donnerstag, dem 27. April, zu Hause saß, kam ein kleiner Junge mit der Botschaft zu ihm, er möge in die Werkstatt kommen, es sei ein Kunde da. Ullspergler ging hinüber, wo ihn eine SA-Kolonne aus Rodewisch in Empfang nahm und entführte.

Kidnapping überall

Zwei Brüder Walter aus Dittersbach und der dreizehnjährige Junge des einen werden im Wald von Kunnersdorf (s. Kriegsgeschichte) geschlagen und als Gefangene davongeführt. Aus Schwaderbach drei Jungarbeiter, Gustav Langhammer, Max Sattler und Theodor Müller, überführt nach Klingenthal.

Der Sperrwagen Reichenberg–Warnsdorf kreuzt einen Zipfel reichsdeutschen Gebietes, das Wageninnere ist aber, laut Vertrag, tschechoslowakisches Territorium. Die SA stört das nicht. Sie verhaftet den, den sie verhaften will. Und sie weiß, wen sie verhaften will, und weiß, wo sie ihn verhaften kann. Dafür sorgen die Pg.s im Feindesland, die suchen schon, wer Sozialist ist und wann er über die Grenze gehen muß. Wer an der Grenze wohnt, muß nämlich auch über die Grenze gehen.

Sachsengänger

In vielen böhmischen Familien da oben ist es so, daß schon der Urgroßvater allmorgens nach Sachsen in die Manufaktur ging, Großvater, Vater, Sohn und Enkel wurden Sachsengänger, wie es der Ahn gewesen; was sie nach Feierabend im Böhmischen taten, das scherte keinen Fabrikanten, keinen Werkmeister und keinen Arbeitskollegen, daheim waren sie Gemeinderäte oder Sterngucker, Sozialisten oder Kräutersammler, Freidenker oder Biertrinker,

Bücherleser oder Kartenspieler. Jetzt ist es anders. Wer hüben den heimischen Nazis nicht paßt, wird drüben denunziert und fliegt von seinem Arbeitsplatz, an dem sein Urgroßvater stand.

Noch schlimmer ergeht es denen, die, wie Grenzbewohner überall, von der Preisspanne der Waren auf den beiden Grenzseiten leben. Die Arbeitslosen, die auf ungangbaren Wegen und unter ständiger Gefahr Salz, Tabak, Schwarzwälder Uhren, Bridgekarten, Fichtennadelbadzusatz und Feuerzeuge paschen, haben jetzt, wenn sie mit den Hakenkreuzrittern ihres Heimatortes auf schlechtem Fuße stehen, nicht nur die Finanzer zu fürchten, sondern die SA, denen ihr Pfad verraten ist.

Die Organisationen des Selbstschutzes, von Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam gebildet, werden von der Regierung verfolgt. Unter der Devise „Scharfe Maßnahmen gegen rechte und linke Extremisten" hilft die Demokratie dem Faschismus in den Sattel.

UNTER DEN UHREN VON PRAG

Die Straßenuhren dieser Stadt, die keine normalisierte Stadt ist, sind keine normalisierten Uhren. Sie gehen nicht alle ganz gleich, ihre Zifferblätter sind voneinander äußerst verschieden, und auch das Leben, das unter dem Ablauf einer Prager Straßenuhr abläuft, unterscheidet sich von dem Leben unter jeder anderen Prager Straßenuhr. Da ist zum Beispiel die des Bräuhauses „Zum Fleck". Statt der Ziffern stehen die Buchstaben des Namens im Rund, selbstverständlich in Frakturschrift, denn das ist „national". In Frankreich gilt Fraktur als altfranzösisch, in Deutschland als altdeutsch und in Böhmen als alttschechisch. Und auch die Sprüche in den Schankräumen – Aufrufe, recht viel zu trinken und der nationalen Pflichten nicht zu vergessen – sind in der Schrift der Väter an die Wand gemalt.

Die Zeiger der jüdischen Rathausuhr gehen den Weg zurück, sie verlaufen von links nach rechts entlang eines Kreises, den die ersten zwölf Buchstaben des hebräischen Alphabets bilden, Zeichen der Zeit auch sie, aber einer längst vergangenen. Nur der Mann in Kaftan und Stirnlöckchen kennt sich da noch aus.

Aber wer kennt sich denn in der neuen Zeit aus? Seht die Uhr des supermodernen Kirchenhauses auf dem Georgsplatz. Da haben

wir sie, schön aufgenommen, aber der Beschauer des Fotos kann trotzdem nicht erkennen, was man eigentlich auf einer Uhr erkennen sollte: wie spät es ist. Wie sollen da Schüler und Schülerinnen, die sehnsüchtig nach dem Turm spähen, mit wünschenswerter Genauigkeit wissen, in wieviel Minuten es zur Pause schlagen wird, die sie mit einem paarweisen Spaziergang entlang der Blumen- und Spielzeugbuden des Marktes von St. Georg verbringen dürfen? Die Uhr auf dem Veitsdom ist auch nicht zu enträtseln, allzuhoch hängt sie über der Stadt, der Fremde, der hinaufschaut, tut es mehr aus architektonischen Gründen, als um zu erfahren, wie spät es ist. Auch an der berühmten Sonnenuhr des Altstädter Rathauses. Dem sinnreichen Ablauf der Planeten, den schwelgerischen Versinnbildlichungen der Monate, gemalt vom größten tschechischen Maler, Josef Mánes, schenkt von den Neugierigen, die sich allstündlich hier zu Hunderten versammeln, wohl niemand einen Blick. Alles schaut nur zu den beiden Fensterchen darüber, alles wartet, bis die sich öffnen werden, die zwölf Apostelfiguren heranmarschieren und unter dem Krähen und Flügelschlag eines Hahnes wieder verschwinden.

Berühmt ist auch die Uhr von Loretto auf dem Prager Hradschin; auch sie ist ein mechanisches Wunderwerk, aber die Neugierigen bekommen kein Apostelspiel zu sehen, sie bekommen überhaupt nichts zu sehen, sondern nur zu hören. Die Uhr spielt fromme Melodien, und wenn die verklungen sind, eilen die Klosterbrüder zur Messe. Das Kloster birgt eine der reichsten Schatzkammern der Welt, Monstranzen, Kronen und Ornate aus purem Gold und mit den kostbarsten Kleinodien versehen. Ungeheure Werte bergen die vergitterten Schreine; aber für die Wohlfahrt, die das Kloster versehen soll, ist kein Geld da. Die Armen, die sich bei den gutgenährten Mönchen um ein Almosen anstellen müssen, bekommen kaum etwas anderes als ein Stück trockenen Brotes. Wenn sie diese Mahlzeit verschlungen haben, können sie auch trinken: Im Hof steht eine Pumpe.

Unter den Uhren der Militärgebäude ist mehr Geld für Nahrung vorhanden, man ertüchtigt und ernährt die Jugend für den Heldentod. Vorläufig freilich freuen sich die jungen Militärtechniker noch ihres Lebens, sie denken nicht daran, in welche Zeit der Zeiger über ihren Häuptern vorrücken soll.

Da ist die Uhr des Wilsonbahnhofes. In seinen Hallen, auf den

Bänken des Stadtparks verbringt der Obdachlose die Nacht, die nicht vorübergehen will. Wenn der Polizist kommt und ihn zur Ausweisleistung verhält – wie viele der Schlafburschen unter der Bahnhofsuhr verstehen nicht, was der Prager Schupo ihnen sagen will, sie verstehen nicht Tschechisch. Eben haben sie vielleicht noch von Deutschland geträumt und haben vergessen, daß sie Flüchtlinge sind. Sie erwachen, ein Polizist steht vor ihnen, und sie erinnern sich mit Schrecken des „erwachten Deutschland", das sie vertrieben.

Die Uhr in der Karolinenthaler Königstraße zeigt sechs. Sechs Uhr abends oder sechs Uhr morgens, das ist Anfang oder Ende der Fabrikszeit. Man geht müde in die Werkstatt oder kehrt müde heim. Weg in die Arbeit. Ein Verkehrsunfall ereignet sich. Zwei Autos sind zusammengestoßen, gerade auf den Schienen. Die Straßenbahnen müssen stehenbleiben. Die Arbeiter müssen warten. Wenn sie zu spät an die Werkbank kommen, niemand läßt ihre Entschuldigung gelten. Vom Akkordlohn geht eine Stunde verloren. Oder sie kommen eine Stunde später zum Abendbrot, zu Weib und Kind. Verkehrsunfall. Das wird in die Arbeitszeit nicht eingerechnet. Die Uhr geht weiter ...

FASCHISMUS UND KULTUR

Aus der auf dem Antifaschistischen Kongreß in Paris gehaltenen Rede

... nein, der faschistische Versuch, die Arbeiterklasse niederzuringen, kann keineswegs dabei haltmachen, die proletarischen Kämpfer zu ermorden, zu mißhandeln, zu quälen, sie in Kerkern, Nazikasernen und Konzentrationslagern der Vernichtung preiszugeben. Der faschistische Versuch, die Arbeiterklasse niederzuringen, kann sich nicht damit begnügen, die Kampforganisationen des Proletariats aufzulösen, um ihren illegalen Fortsetzungen nachzuspitzeln.

Nein, der Faschismus muß weiter gehen – er muß die Kultur verfolgen. Er wendet sich gegen den „Intellektualismus", gegen das „überhitzte Denken", er zitiert mit Begeisterung das Wort eines Banausen: „Wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich sofort meinen Browning." Es geht gegen das Denken. An seine Stelle will der Faschismus das Gefühl setzen, die dumpfen Urinstinkte, den Mythos.

Und jeder Kulturträger, auch der bürgerliche, ist dem Faschismus verdächtig, jeden freien Denker, auch den bürgerlichen, will er vernichten. Wir waren in den Massenzellen des Polizeipräsidiums nicht nur mit Arbeitern zusammen, die von den Nazis mit Stahlruten, Rizinusöl und Messern gepeinigt worden waren, nicht nur mit den Intellektuellen, die wegen ihrer Bundesgenossenschaft mit der Arbeiterklasse ein solches Schicksal erlitten haben, sondern wir sahen auch mit eigenen Augen, daß es den bürgerlichen Intellektuellen nicht besser ging. Der Vorsitzende der Liga für Menschenrechte wurde in Eisen gelegt, Rechtsanwälte und Stadtärzte wurden mit Füßen getreten, wurden geschlagen. Und auf die Frage, wie lange diese international bekannten Pazifisten und Menschenrechtler in Haft verbleiben, den Mißhandlungen weiter ausgesetzt bleiben sollen, gaben die Analphabeten nur eine Antwort des rohesten, zynischesten Triumphes: „Bis sie wieder Menschen geworden sind."

Freilich, unter dem Druck der allgemeinen Empörung tun die, die gegen Wehrlose Helden und gegen Stärkere Feiglinge sind, so, als ob sie von manchen Maßnahmen abrücken, sie als private Akte hinstellen. „Aber nichts geschieht in der NSDAP ohne meinen Willen", hat Hitler erklärt, und wahrlich, alles, was geschieht, atmet seinen Willen und seinen Geist. Wenn er glaubt, binnen zehn Jahren jegliche Spur des Marxismus aus der Welt schaffen zu können, dann muß er wirklich zur Vertilgung der marxistischen Bibliotheken schreiten. Aber leider genügt das nicht, Herr Hitler! Sie können noch mehr marxistische Bücher noch so opernhaft auf dem Opernplatz verbrennen. Sie könnten sich sogar Ihrer Spezialisten der Brandstiftung, der Herren Göring und van der Lubbe, bedienen, immer noch lebt der Marxismus in Millionen anderen Exemplaren, er lebt in den Köpfen und Herzen des Proletariats, und er wirkt. Er wirkt! Wie es ohne revolutionäre Theorie keine revolutionäre Praxis gibt, so kann es auch, merken Sie sich's, Herr Hitler, auf die Dauer mit einer in den Massen verankerten revolutionären Theorie keine faschistische Praxis geben.

Verbrennen Sie nur ruhig Marx, Engels und Lenin auf Ihren Scheiterhaufen, Herr Hitler! Verbrennen Sie auch andere Werke der menschlichen Kultur, die untrennbar zum Begriff des Marxismus gehören – aus den Flammenzeichen wird auch der sozial unaufgeklärte Geistesarbeiter in seinem Elfenbeintürmchen begreifen

lernen, daß Reaktion und Faschismus so untrennbar zusammengehören wie Kultur und Marxismus. Im Schein der brennenden Kultur wird auch der Nachtblinde der Politik zu sehen beginnen.

Er wird sehen, daß es keinen Platz zwischen den Schlachtlinien gibt, sondern daß jedermann, der für Kultur ist, auch für sie kämpfen muß, und daß ihm sein Kampfplatz an der Seite der revolutionären Arbeiterschaft zugewiesen ist.

„ES GILT HITLER ZU BEGREIFEN"

Der Schriftsteller Rudolf G. Binding antwortet namens Deutschlands auf einen Protest, den Romain Rolland namens der Welt gegen das Gegenwartsgeschehen in Deutschland erhoben hat. Die Antwort Bindings erscheint im Organ der deutschen Außenpolitik, in der „Kölnischen Zeitung", und beginnt mit der Feststellung, daß sich heute niemand von Weltgeltung und Weltbedeutung bereit finden will, vor dem Ausland für das „neue Deutschland" zu stehen, für das „neue Deutschland" zu sprechen.

Rudolf G. Binding erklärt dieses Schweigen nur mit Mangel an Personal: „In der Tat", sagt er, „sind wir Deutschen – heute vielleicht mehr als je – in diesem Betracht schlecht daran. Nicht nur, daß wir nicht viele solcher Stimmen haben, so ist auch mancher zu einem ungewollten Schweigen oder zu ungewohnter Unkenntnis verurteilt. In wirklicher Zufälligkeit oder Schicksalhaftigkeit haben bedeutende und bekannte Männer den Umschwung, der ihr Volk erfaßte, nicht miterlebt ... Andere sind von jeher politische Schweiger und vermögen dieses Vorrecht nicht in einem Augenblick aufzugeben, wo dieser Schritt ihnen falsch ausgelegt wurde."

Mit der Formulierung Bindings, laut welcher der Umschwung nicht, wie sonst ein Umschwung, vom Volk vollzogen wurde, sondern das Volk erfaßte, kann man nur einverstanden sein. Jawohl, er erfaßte das Volk, mehr als das: Er erwischte es, packte es am Kragen, würgte es, mißhandelte es, tötete seine Söhne und schändete die Gräber.

Ob es nun „wirkliche Zufälligkeit" oder ob es „Schicksalhaftigkeit" ist, was die Männer von Bedeutung vor Kerker, Konzentrationslager oder Grab bewahrt hat – jedenfalls schweigen sie, keiner versucht die Scheuel und Greuel zu billigen, niemand legt ein Wort

für das Dritte Reich in dessen leere Waagschale, und Rudolf G. Binding bedauert dies.

So wie Hitler vor dem Murren des Auslands in ein staatsmännisches Gewinsel flüchtete, gegen das die Reden der um dieser Reden willen ermordeten Erzberger und Rathenau wahre Brandreden waren, so wie Hitler in allem Außenpolitischen und Wirtschaftspolitischen zurückweicht, von dessen Verkündung er ein Jahrzehnt lang gelebt hat, so möchte er es auch gerne sehen, wenn ihm heute reuige „Judenknechte" und „Marxistenhelfer" zu Hilfe kämen, sofern sie nur etwas mehr Geltung hätten als die Dichter Ewers und Barthel. Bereitwillig würde man auch ihnen die „Kölnische Zeitung" zur Verfügung stellen, das Auslandsorgan der deutschen Regierung. Doch ach, die Inlandsorgane dieser Regierung haben die Neigungen und Abneigungen dieser Regierung schon allzu deutlich verraten und festgelegt, bevor diese Regierung Regierung war, also der Umschwung das Volk noch nicht so hart erfaßt hatte. Gerhart Hauptmann, Albert Einstein, Thomas Mann und Heinrich Mann standen dort längst auf der Mordliste, Hunderte der besten Köpfe wurden als Bordell-Literaten abgetan. Für den, der solcherart jahrelang mit Arglist, Drohung und Hohn von jedem völkischen Beobachter beobachtet und von jedem abendlichen Angriff angegriffen wurde, für den gäbe es keine Milderungsgründe im Urteil der Welt, wenn er plötzlich seinen Frieden mit all jenen machen wollte, die ja nicht seine persönlichen Feinde waren, sondern seine Feinde als Feinde der Kultur und des Geistes.

Was hätten die Geistigen auch für das Dritte Reich zu besorgen, was wäre ihre Arbeit, wem gälte ihr Werk? Rudolf G. Binding faßt diese Aufgabe zusammen und unterstreicht das erste Wort seines Grundsatzes: „*Führer* gilt es zu begreifen – nicht Spartakisten, meuternde Matrosen, Leute der Straße, politische Hochstapler und Lückenbüßer."

Binding meint Hitler, wenn er „Führer" sagt, nur den einen, erklärt er, nenne die Bewegung so. Adolf Hitler also gilt es zu begreifen. Nun, Dichter haben schon kompliziertere Naturen zu begreifen gewußt.

Im Krieg, auf den Rudolf G. Binding den Hauptakzent des Seins stülpt, im Krieg war Adolf Hitler Meldegänger. Das war die vom Schützengraben gehaßte Gilde der Soldaten, die sich fern vom Gewehrschuß bei den Kommanden herumdrückte und dort Teller-

leckerei betrieb. Bei uns in Österreich hießen diese Meldegänger Ordonnanzen. Eine Zeitlang habe auch ich einen solchen Druckposten bekleidet, es war im Verhältnis zum Schützengraben ein feines Leben. Aber lange hat es bei mir nicht gedauert. Bei meinem Kollegen Hitler hat es fast vier Jahre gedauert.

Vier Jahre lang war er Gefreiter. Jeder alte Soldat, auch Rudolf G. Binding, weiß, daß der (etwas verspottete) Gefreitenrang nur ein kurzes Provisorium ist, nur die Vorstufe zum Unteroffizier. Hunderttausende können Infanteristen sein und es nie zum Gefreiten bringen, aber ein Gefreiter, der es in vier Jahren „Frontdienst" nicht zum Unteroffizier bringt, müßte doch in Bindings Augen eine mehr als verdächtige Spezies sein. Entweder er drückt sich davor, eine Korporalschaft zu kommandieren, oder er ist dazu nicht fähig. Und jetzt befehligt er eine Nation.

Noch grotesker erschiene die Nichtbeförderung dieses ewig unbeförderten Gefreiten, wenn ihm wirklich das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen worden wäre, wovon sich allerdings außer einer in sein Militärbuch gekritzelten Eintragung trotz allem Suchen bisher kein Beleg gefunden hat, weder der Verleihungsantrag noch die Urkunde, noch die Verlautbarung. Hitler rühmt sich sonst in seinen Memoiren recht geschwätzig verschiedener begangener und nicht begangener Heldentaten (drei ihn verhaften wollende Beamte derRäteregierung schlägt er in die Flucht, bei der Schießerei in der Feldherrnhalle rettet er ein Kind usw., usw.). Über das EK I. aber gleitet er hinweg. Er erwähnt die Kriegstat, die ihm den Orden verschafft hat, mit keinem Wort. Er gibt das Datum des Antrags nicht an, er gibt das Datum der Verleihung nicht an. Er behauptet auch gar nicht, daß ihm dieser Orden, der heutzutage eine politische Legitimation, selbst für Juden, darstellt, jemals verliehen worden ist. Er trägt ihn nur.

Ist es das, was es zu begreifen gilt, oder meint Binding die politische Karriere Hitlers? Auch die liegt offen da. Hitler verrät selbst, daß er als Spitzel begann. Nachdem Felddienst und Kaiserreich vorbei waren, trat er zur republikanischen Reichswehr ein. Es war die Zeit, so schreibt er, „da Zentrum und Sozialdemokratie zum eigenen Leidwesen erkennen mußten, daß die Sympathien des Soldaten sich von den revolutionären Parteien der nationalen Bewegung und Wiedererhebung zuzuwenden begannen". Das Zentrum und die SPD mußten scharf achthaben auf die nationale

Bewegung. Befehl an den Spitzel: „Eines Tages erhielt ich von der mir vorgesetzten Dienststelle den Befehl, nachzusehen, was es für eine Bewandtnis habe mit einem anscheinend politischen Verein, der unter dem Namen Deutsche Arbeiterpartei in den nächsten Tagen eine Versammlung abzuhalten beabsichtige und in der ebenfalls Gottfried Feder sprechen sollte; ich müßte hingehen und mir den Verband einmal ansehen und dann Bericht erstatten ... So entschloß ich mich, in die schon erwähnte Versammlung dieser mir bis dahin ebenfalls noch ganz unbekannten Partei zu gehen."

Nun hätten ihm ja Anhänger und Idee der Partei so sehr gefallen können, daß er sich ihr begeistert anschloß. So war es aber keineswegs. Im Gegenteil. Hitler macht sich in seiner Autobiographie ausführlich über die in ihrer Lächerlichkeit erstickenden Teilnehmer der Versammlung lustig.

Eine Woche später (er spielte gerade mit abgerichteten Mäusen) erhielt Hitler eine Postkarte des Inhalts, er sei in die Deutsche Arbeiterpartei aufgenommen. „Ich war über diese Art, Mitglieder zu gewinnen, allerdings mehr als erstaunt und wußte nicht, ob ich mich darüber ärgern oder ob ich dazu lachen sollte ... Dieses Ansinnen kam für mich wirklich nicht in Frage. Schon wollte ich meine Antwort den Herren schriftlich zugehen lassen, als die Neugierde siegte."

Die Neugierde des von der republikanischen Reichswehr zur Neugierde verpflichteten Hitler siegte auch über die neuen Eindrücke der Lächerlichkeit, die ihm der weitere Besuch bei der Partei vermittelte, und außerdem siegte der Wunsch, sich politisch zu betätigen.

Er betätigte sich also politisch in dieser Partei (die später gegen den Willen Hitlers noch das Wort nationalsozialistisch in ihren Namen aufnahm) und wurde ihr Führer. Warum er? Weil in der Organisation eine Lücke klaffte, in dieser Arbeiterpartei kein Arbeiter war. Hitler konnte immerhin als solcher gelten, wenn er auch in seinem Lebensbuch betont, daß er sich durch anständige Kleidung von den anderen Arbeitern auf dem Bau unterschieden, sich von ihnen ferngehalten und ihre Reden mit Ekel angehört hat. Hitlers kurzes Gastspiel als Arbeiter mußte den Herren von der Arbeiterpartei (die zunächst Schriftsteller und Handwerker, später Offiziere, Prinzen und Großindustrielle waren) genügen, ihn vorzuschieben, damit er die Lücke schließe.

Darf Binding den Mann, der im Krieg ein Drückeberger war, im Frieden mit dem Eisernen Kreuz hochstapelte, als Spitzel zur Politik und als Pseudoarbeiter zur Führung einer „Arbeiterpartei" kam, in Gegensatz stellen zu „Leuten der Straße, politischen Hochstaplern und Lückenbüßern"?

Hitlers Partei, eine gelbe Partei, eine arbeiterfeindliche Arbeiterpartei, wurde von Anfang an durch alle Nutznießer des entthronten Regimes unterstützt. Daß zuletzt ein von der Krise furchtbar geschüttelter, unmittelbar in seiner Existenz bedrohter Kapitalismus dieser Unterstützung grandiose Ausmaße verlieh, ist allzu selbstverständlich, als daß es zu einer Auseinandersetzung in der Sphäre des Geistigen, zu einer Polemik mit einem Dichter herangezogen werden müßte.

Jedoch auch der Dichter greift zum Konkretum, ja zum Politikum, denn er muß aussagen, worin er die Bedeutung Hitlers sieht. Wörtlich: „Und nun kommt einer" (gemeint ist Hitler) „und zerbricht ihn" (gemeint ist der Vertrag von Versailles), „zerbricht die seelische Marter, zerbricht die Nichtexistenz" (gemeint ist nicht die des Vertrags, sondern die des Volkes), „zerbricht die Unebenbürtigkeit" (gemeint ist nicht die Hitlers, sondern die Deutschlands) „– durch nichts als durch die Einigung dieses geplagten, wahrhaft vernichteten Volkes zu einem Volksganzen. Der Vertrag von Versailles ist in seinen moralischen Wirkungen zerbrochen."

Dieser Absatz zeigt, wie eine hemmungslose Propaganda der Regierung auch klare Köpfe betäubt, wie sie selbst aus guten Gedächtnissen alles Vorhergegangene auslöscht. Läse ein Ahnungsloser diese Bindingschen Worte, er müßte platterdings glauben, daß bis zum Auftauchen Hitlers ganz Deutschland in heller Begeisterung über das Versailler Diktat geschwommen war.

Aber die Realität war gerade umgekehrt. Alle Politiker in Deutschland haben Versailles entweder als „unverdiente Schmach" oder als das gekennzeichnet, was Versailles wirklich ist: als ein kapitalistisch-nationalistisches Komplott zur Versklavung der deutschen Arbeiterschaft. Kein Staatsmann, einschließlich der Erfüllungspolitiker, der nicht dagegen angekämpft hätte. Sich durch den Vertrag als nicht gebunden erachten – das hätte allerdings nur eine proletarische Revolution gekonnt, die als solche die *Rechtsnachfolge* der vorhergegangenen Regierungen *ablehnt.* Immerhin tat auch die bürgerliche Politik ihre Wirkung bei der Entente. Denn

über jeden Revisionsversuch hinwegzugehen hieß das Gespenst des Kommunismus heraufbeschwören. So war die Vertragslockerung beschlossene Sache. Staatsmänner der Entente traten sogar für die Rückgabe des polnischen Korridors ein, fast ganz Österreich war für den Anschluß an Deutschland – als plötzlich die Staatsmacht an Hitler und seine säbelrasselnde Kumpanei übergeben wurde. „Da seht ihr, wie richtig es war, Deutschland unschädlich zu machen, da seht ihr, wie Chauvinismus und Militarismus von neuem rüsten!" So erklang der Chor der ausländischen Imperialisten.

Darauf ging Hitler ans Rednerpult und verkündete, Deutschland wolle anerkennen und zahlen – kein Wörtlein gegen den Versailler Vertrag. So hat er das geborstene Diktat verlötet und vernietet, mitnichten aber hat er es zerbrochen.

Am allerwenigsten durch – wie sagt doch Rudolf G. Binding – „durch die Einigung dieses geplagten, wahrhaft vernichteten Volkes zu einem Volksganzen". Eine schöne Einigung fürwahr! Sozialisten, Kommunisten, Liberale, Anhänger von Millionenparteien, von Parteien der Volksmehrheit wirft man in Kerkerkammern, Prügelkammern und Leichenkammern, linke Schriftsteller und Pazifisten, dazu Gewerkschaften, Zentrum, Landeskirche, Stahlhelm, Deutschnationale Partei löst man auf oder schaltet sie gleich. Wissenschaftler verjagt man, Bücher verbrennt man, Zeitungen verbietet man, Parlamente schließt man, Juden boykottiert man, Vermögen beschlagnahmt man, und siehe da, vollzogen ist, nach Rudolf G. Binding, „die Einigung dieses geplagten, wahrhaft vernichteten Volkes zu einem Volksganzen".

Rudolf G. Binding drückt sich keineswegs vor dem Eingeständnis, daß im Dritten Reich geschieht, was „furchtbar aussehen und den einzelnen oder viele entscheidend treffen mag". Aber es seien Randerscheinungen, ruft er Romain Rolland zu: „Sie können bei einer souveränen Lebensäußerung eines Volkes, wie es jede wahre Revolution ist, sich nicht aussuchen, was Sie als richtig ansehen wollen, wenn ganz eindeutig dieser Revolution etwas anderes wichtig ist. Sie konnten es bei den Revolutionen Frankreichs auch nicht."

Hier stimmt jedes Wort. Wirklich kann man keine wahre Revolution nach ihren Begleiterscheinungen beurteilen, nur der sentimentale Kleinbürger schreckt davor zurück, daß, um jahrhun-

dertealten Terror zu beseitigen, Terror unvermeidlich ist, daß dort, wo es gilt, Meere von Blut zu dämmen, das Blut des einen oder des anderen verspritzen muß. Auch Unrecht kann geschehen, wo neues Recht wird, und jeder wahren Revolution unterlaufen Exzesse.

Aber ist das, was in Deutschland geschieht, eine wahre Revolution? Unmöglich doch kann man es als eine Revolution, als eine gewaltsame Machtergreifung bezeichnen, wenn das Staatsoberhaupt den Führer einer Partei zu sich beruft, um ihn zu seinem Kanzler zu ernennen. Und wie ist denn die Ernennung der „wahren Revolution" namens Hitler erfolgt? Alle Pourparlers und Kuhhändel um nationalsozialistische Ministerposten waren mißglückt, die NSDAP hatte binnen einem Jahr zwei Millionen Stimmen verloren und war pleite. Da ließ General Schleicher den Osthilfeskandal auffliegen, die größte Korruptionsaffäre, die Deutschland je erlebt – die beiden anderen Riesenschiebungen der letzten Jahre, die Reichswehrkorruption um den Phönixfilm und der nationalsozialistische Nordwolle-Betrug waren nichts dagegen (von den aufgebauschten Judenprozessen Barmat und Sklarek ganz zu schweigen). Die vor der Gefahr einer gegen sie gerichteten Volksbewegung stehenden Junker drängten Hindenburgs Sohn Oskar, den sie kurz vorher durch Schenkung eines Herrenhofs samt vorbereiteter Steuerhinterziehung zu einem der Ihren gemacht hatten, die Kanzlerschaft an Hitler verleihen zu lassen. Der Alte zögerte. Als man ihm aber einredete, Schleicher wolle heute nacht mit Reichswehr gegen ihn zu Felde ziehen, machte er flugs den Gefreiten zum Kanzler, und dieser schwor den Verfassungseid. „Wahre Revolution?"

Mag Hitler als Kanzler auch ganz anders regieren als die Kanzler vor ihm, so ist das noch ebensowenig eine Revolution, wie die Regierung Iwans des Schrecklichen nach dem Tode seines milden Onkels, wie die Regierung des toleranten Kaisers Josef II. nach dem Tode seiner bigotten Mutter Revolutionen zu nennen sind.

Die Französische Revolution schaffte Königtum und Adel ab und stipulierte die Menschenrechte, die achtundvierziger Revolution beseitigte die Leibeigenschaft, in der Kommune von 1871 übernahm das Proletariat für kurze Zeit die Macht, die russische Revolution hat Zarenherrschaft, Adelsherrschaft und Kirchenherrschaft hinweggefegt, hat das Privateigentum an Produktionsmitteln und Verkehrsmitteln aufgehoben, hat Ausbeutung, Arbeitslosigkeit,

Rückständigkeit und Unbildung liquidiert und hat den sozialistischen Staat errichtet.

Welche Änderung in der Klassenschichtung, in den Machtverhältnissen hat sich seit Hitler vollzogen? Absetzung von Akademikern und Beamten, Enteignungen und Beschlagnahme von Vermögen bei mißliebigen Staatsbürgern, Diebstähle, die die SA-Leute bei den Haussuchungen begingen, sind zwar als Änderung von Besitzverhältnissen, aber kaum als solche in staatsrechtlichem Sinn anzusprechen ...

Will Binding das Randerscheinungen einer Revolution nennen, so sind es Randerscheinungen einer Revolution, die keine Kernerscheinungen hat, weil sie eben keine Revolution ist. Alles, was sich heute an mörderischem Sadismus und Raubgier im Dritten Reich austobt (Vorgänge, von denen allerdings der in Deutschland lebende Bürger bestenfalls nur einen Ausschnitt kennt), ist die strikte Erfüllung jener Programmpunkte, die von Anfang an und immer den sonst recht divergierenden Programmatikern dieser Partei gemein waren: „Wenn 's Judenblut vom Messer spritzt ...", „Die Nacht der langen Messer ...", „Köpfe werden rollen ..." Und so geschah's.

Offensichtlich läßt sich Rudolf G. Binding dadurch täuschen, daß die Regierung nicht einfach dekretiert: „Jetzt ist die Nacht der langen Messer angebrochen ..., jetzt darf das Judenblut vom Messer spritzen ..., jetzt müssen die Köpfe rollen ..., so wie wir es seit elf Jahren angekündigt haben." Die Regierung führt all das durch, aber sie gebraucht für die Einlösung ihrer Versprechen jeweils eine Ausrede. Um die Marxisten zu meucheln, begeht man Brandstiftung im Reichstagshaus. Um die Juden auszurotten, erfindet man eine Greuelpropaganda des Auslands. Um die Deutschnationalen von der Krippe zu vertreiben, erklärt man, in ihren Reihen seien Kommunisten. Um die Luft zu durchrüsten, läßt man erfundene Flugzeuge von einer bisher niemals beobachteten Form über dem Regierungsviertel schweben.

Nichts anderes haben die Führer dieser „Revolution" zu bieten. Mit Marschmusik und Morphium, mit Antisemitismus und Analphabetentum, mit Fusel und Fahnen, mit Uniform und U-Boot-Film, mit Ressentiment und Raketen wird extemporiert, man lebt davon, daß man das Gestern verleumdet und das Vorgestern lobt und nicht sagt, wie das Morgen sein wird

Wie aber stellt sich Rudolf G. Binding dieses Morgen vor? Nicht mehr und nicht weniger erhofft er als eine „Religion der Wehrhaftigkeit". Nicht etwa nur eine deutsche, sondern eine Religion der Wehrhaftigkeit aller gegen alle. Diese Forderung sei nicht neu in ihm, sagt Rudolf G. Binding, sie sei in ihm schon zu Beginn des Weltkriegs entstanden, und er zitiert, was er im März 1915 niederschrieb: „Ich würde diese Forderung, eine Religion zu gebären, nicht an die Zeit stellen, wenn ich nicht wüßte, wie groß sie ist."

Die Zeit, von der Binding damals wußte, daß sie groß sei, hat sich seither auch für die, die damals seiner Ansicht waren, als eine recht unselige herausgestellt. Jene große Zeit gebar die, in der wir nun leben und die Rudolf G. Binding abermals für eine große hält. Wir nicht.

ÜBER DIE HINTERGRÜNDE DES REICHSTAGSBRANDES

Ein autokratischer Staatsapparat, ein terroristischer Parteiapparat, der gesamte Justizapparat und ungeheure Mittel der Regie wurden aufgeboten, um den Reichstagsbrandprozeß vorzubereiten. Denn das Ausland beobachtet mit Erregung den Justizmord, den das Dritte Reich aus Staatsräson zu begehen sich anschickt. Es gibt kein Zurück ... So muß denn das Deutsche Reichsgericht das blutige, das schreiende Unrecht mit einer möglichst dichten Form von scheinbarem Recht zu umkleiden versuchen.

Die notwendige Anzahl von Zeugen soll aufmarschieren, um wunschgemäß zu bekunden, daß sie die vier politischen Angeklagten just im Gespräch mit dem Brandstifter Marinus van der Lubbe gesehen haben, und auch für eine sonstige Belastung des deutschen Reichstagsabgeordneten Ernst Torgler und der bulgarischen Politiker Dimitroff, Taneff und Popoff werden Zeugen zur Stelle befohlen sein. Vorbereitete Zweifel an der Schuld der Angeklagten werden geäußert und scheinbar spontane, scheinbar peinliche Zwischenfragen gestellt werden, aber die Zeugen werden nicht in Verlegenheit kommen, sondern ohne nachzudenken die das Gericht durchaus befriedigenden und überzeugenden Antworten geben. Auch Entlastungszeugen will man führen, doch wird sich bei ihrer Vernehmung herausstellen, daß ihre Angaben teils unwesentlich, teils nicht haltbar sind.

Anwälte nehmen auf der Verteidigerbank Platz. Aber welche? An genau siebzehn deutsche Rechtsanwälte haben sich die Familien der Angeklagten gewandt, jeder der siebzehn hat mit der offen ausgesprochenen oder nur angedeuteten Begründung abgelehnt, daß er die Übernahme des Mandats mit Haft oder Tod bezahlen müßte. Zwei deutsche Anwälte, mutiger als diese ihre Kollegen, büßen ihre Bereitwilligkeit zur Übernahme der Verteidigung im Konzentrationslager.

Einunddreißig ausländische Verteidiger wurden selbst für die ausländischen Angeklagten abgelehnt, obwohl nach dem Artikel 138 der Strafprozeßordnung auch ein Ausländer zur Verteidigung vor deutschen Gerichten zuzulassen ist, vorausgesetzt, daß er gemeinsam mit einem Mitglied des deutschen Anwaltsstandes auftritt. Ebenso hat das Reichsgericht die saarländischen und sudetendeutschen Advokaten als ausländisch abgewiesen.

Die drei für die Bulgaren ernannten deutschen Anwälte sind der Öffentlichkeit recht unbekannt, um so mehr lobt sie aber das Reichsgericht. In einem amtlichen Kommuniqué wird ihnen – ein in der Rechtsgeschichte noch nicht dagewesener Kasus – vor Beginn des Prozesses von Amts wegen attestiert, daß sie teils „besonders geeignet erscheinen", teils „als besonders tüchtige Strafverteidiger bekannt" seien: „Nach den Bestimmungen der Strafprozeßordnung ist in Sachen, die vor dem Reichsgericht zu verhandeln sind, einem Angeschuldigten, der noch keinen Verteidiger gewählt hat, ein Verteidiger von Amts wegen zu bestellen. Da die Angeschuldigten bisher noch keinen Wahlverteidiger ..." – Welches Hauptzeitwort folgt jetzt? „Gefunden?" – „Gesucht?" – „Gewählt?" Nein, keines von ihnen, weil jedes eine Verurteilung der Voruntersuchung oder eine zu durchsichtige Unwahrheit wäre. Man hilft sich mit dem Hilfszeitwort. – „... haben und die Zustellung der Anklageschrift, wie bisher gemeldet, unmittelbar bevorsteht, hat ihnen der Präsident des 4. Strafsenats des Reichsgerichts schon jetzt ..." – „Schon jetzt!" Schon ein halbes Jahr nach der Verhaftung, schon jetzt, unmittelbar vor dem Prozeß! – „... schon jetzt Verteidiger von Amts wegen beigeordnet. Mit Rücksicht auf die Bedeutung der Sache hat der Vorsitzende des Gerichts zwei der Verteidiger aus der Zahl der beim Reichsgericht zugelassenen Rechtsanwälte ausgewählt, nämlich die Rechtsanwälte Seuffert und Huber, die infolge ihrer Betätigung in Strafsachen besonders geeignet erscheinen.

Außerdem ist Rechtsanwalt Dr. Teichert bestellt worden, der gleichfalls als besonders tüchtiger Strafverteidiger bekannt ist."

Aus dieser Ankündigung ist zu ersehen, daß die Anwälte nicht – wie es im Dritten Reich bei den Prozessen gegen Marxisten bisher üblich war – gegen ihre Mandanten Stellung nehmen und Strafverschärfung beantragen werden. Im Gegenteil, sie werden, obwohl zwei von ihnen Mitglieder der NSDAP sind, für ihre Klienten eintreten und noch am letzten Verhandlungstag um mildernde Umstände bitten.

Und Dr. Sack, alter Verteidiger der nationalsozialistischen Fememörder, Fliegerkollege Görings vom Weltkrieg her, jetzt Anwalt Torglers, wird gewiß für Torglers Freispruch plädieren.

Daß das alles vergeblich bleiben wird – wer kann dafür?

Mit der Vorbereitung des Prozesses haben sich die im Reichstagsgebäude eingenistete Untersuchungskommission für den Reichstagsbrand, das im Karl-Liebknecht-Haus eingenistete Geheime Staatspolizeiamt und das Reichsgerichtsdezernat ein halbes Jahr lang geplagt. Andauernd wurde ihre Tätigkeit von außen her gestört, und kunstvolle Konstruktionen, die man mühselig aufgerichtet hatte, mußten immer wieder abmontiert und durch neue ersetzt werden.

So waren die Untersuchungsbehörden der Meinung, durch genaue Schilderung von van der Lubbes Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband Hollands und durch eine darauffolgende Darstellung seiner Mitwirkung bei der Brandstifterkolonne diese Tat als Tat von Kommunisten und der Kommunistischen Partei allgemein glaubhaft gemacht zu haben. Da platzten, der Teufel soll es holen, Nachrichten der ausländischen Presse herein, nach denen van der Lubbe kurz nach seinem Eintritt in die Partei diese wieder verlassen mußte und daß er sich seither als fanatischer Kommunistenfeind betätigt hatte. Aus den Versammlungsprotokollen, die nun im „Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror" faksimiliert veröffentlicht sind, geht hervor, wie sehr van der Lubbe im letzten Jahr von dem Gedanken besessen ist, sich an der Kommunistischen Partei zu rächen. Auf sein Auftreten bei einer Streikversammlung der Taxichauffeure im Haag wies ein amtliches preußisches Kommuniqué hin, um darzutun, daß Lubbe ein Referent der Kommunistischen Partei war. Aber jetzt liegt der Bericht

dieser Versammlung vor, dem zufolge er wütend gegen die Kommunisten gehetzt und durch antisemitische Ausfälle seine Sympathien für den Nationalsozialismus bewiesen hat.

Nach seiner ganzen Vergangenheit, die das Reichsgericht der Öffentlichkeit unterschlagen wollte, konnte van der Lubbe bei der Arbeiterschaft kein politisches Vertrauen finden. Sein Geltungstrieb, unverhüllt und lächerlich, hat wiederholt die Presse beschäftigt, er hat den Versuch einer Kanaldurchschwimmung fingiert, eine Weltumwanderung vorgetäuscht, zu der er sich Ansichtskarten mit seinem Bild machen ließ, etc. Dieser Drang wurde durch den Spott seiner Bekannten in der Stadt Leiden krankhaft gesteigert. Mit Freuden mußte er den Auftrag seiner homosexuellen Gönner übernehmen, eine ähnliche Tat zu vollbringen, wie es die Brandstiftung im Diana-Tempel zu Ephesus war, durch die es dem Herostratos gelang, seinen Namen in die Weltgeschichte zu schmuggeln!

Die Enthüllungen des Auslands hatten zur Folge, daß das Reichsgericht neue Protokolle herstellen mußte, um die Beweiskraft der ausländischen Dokumente abzuschwächen oder die Schuldkonstruktion nicht in Widerspruch mit diesen Beweisstücken zu bringen. Bevor das Braunbuch im Buchhandel erhältlich war, wurden die ersten gebundenen und die noch in Rohbogen vorliegenden Exemplare mit einer gefälschten Vollmacht aus der Druckerei abgeholt und im Flugzeug nach Deutschland gebracht. Die bereits sechsmal angesetzte und immer wieder hinausgeschobene Hauptverhandlung wurde vor einer siebenten Verlegung bewahrt.

Alle über den Brand in Deutschland verlautbarten Meldungen und Ministerreden, mit denen allein man das nachgefolgte fürchterliche Martern und Morden als notwendig erscheinen lassen wollte, alle die amtlichen Kommuniqués, mit denen man eine Schuld von Torgler, Dimitroff, Taneff, Popoff und der Kommunistischen Partei Deutschlands konstruiert hatte – alle, alle sind im Ausland als Lügen, als einander widersprechende Lügen entlarvt worden. Deshalb wird keine von den Regierungsmitteilungen in die Anklageschrift aufgenommen. Das Reichsgericht ignoriert sie, läßt sie unter den Tisch fallen, erachtet sie für juristisch unhaltbar. Und das sind sie wahrlich, soweit es sich um die Angeklagten handelt. Keineswegs aber sind sie belanglos, was ihre Urheber betrifft, die

sich durch diese Kundgebungen auch als Urheber des Reichstagsbrandes verrieten.

Gegen Inhaber der Staatsgewalt kann freilich kein Reichsgericht einen Prozeß führen.

Die Vertreter der Auslandspresse beim Leipziger Prozeß werden gut gesiebt sein, die Gesandten Deutschlands haben bereits Beziehungen zu Chefredakteuren angeknüpft, welche sich allenfalls für eine „loyale" Behandlung des Leipziger Prozesses bereit finden könnten. Die Vertreter der Inlandspresse braucht man nicht zu sieben, die sind ohnedies bis in die Nieren gleichgeschaltet. Sollte ein Korrespondent es vorzeitig wagen, die Prozeßkomödie eine Prozeßkomödie zu nennen, so kann er froh sein, wenn er mit der sofortigen Ausweisung davonkommt. Dagegen werden die erkauften günstigen Beurteilungen aus dem Ausland zurücktelegrafiert und in der deutschen Presse veröffentlicht werden. Nun kann der Prozeß steigen, und der in die letzten Finessen von Jurisprudenz, Brandstifterei und Naziführung nicht eingeweihte deutsche Bürger wird beim Lesen der Zeitung und beim Hören der Radioberichte darüber beruhigt sein, daß die Verurteilung von Torgler und den Ausländern nach Gesetz und Recht erfolgt ist.

Mit dem Geständnis des Marinus van der Lubbe, mit dem zehn Minuten nach seiner Festnahme verlautbarten Geständnis begann das Semester der langen Messer, die Epoche der nationalsozialistischen Scheuel und Greuel. Und seither?

Seither hat man nichts von weiteren Geständnissen van der Lubbes gehört, obwohl die Behörden durchaus nicht karg mit der Publizität für ihn waren, seine Vorführung zum Lokaltermin füllte in der „Berliner Illustrierten" so viel Seiten, wie sonst nur den Bildern von Hitlers, Görings oder Hanussens Luxusheimen eingeräumt werden. Es gab sogar eine Art Zeitungspolemik zwischen dem nach Holland entsandten Polizeikommissar und der Justizpressestelle. Auf ängstliche Wahrung des Untersuchungsgeheimnisses ist man demnach im Fall Lubbe keineswegs bedacht.

Man protestiert im Ausland und bestraft im Inland jeden, der da äußert, daß die Brandstiftung eine Regierungsmaßnahme gewesen sei – warum verrät man nicht, wenn Lubbe die Mittäterschaft der anderen bestreitet, daß er sie bestreitet? Darum: weil dadurch das folgenreiche Geständnis am Tatort als nie erfolgt entlarvt wäre.

Es heißt, Lubbe wolle erst bei der Verhandlung seine Komplizen nennen. Kann sein, daß er das will. Nicht aber kann sein, daß er das kann. Denn eine Überraschung könnte für die Veranstalter der Brandstiftung einschließlich des Brandstifterprozesses die Katastrophe bedeuten. Deshalb muß Lubbe zum Schweigen gebracht werden. Ob die kurzgeschlossenen Fesseln zu seiner geistigen Niederringung genügen, ob man ihn mit Prügeln und Nahrungsentzug in die Lethargie treiben oder ob man zur Intoxikation mit Morphium schreiten muß, weiß vielleicht nicht einmal sein sauberer Verteidiger.

Wenn er nur noch soviel Kraft finden wird, um mit einem „ja" das zu bestätigen, was seinerzeit die amtlichen Berichte als seine Geständnisse erlogen haben: daß er im Auftrag der Kommunisten gehandelt habe. Für ein wirkliches öffentliches „Geständnis" hat man ihm selbstverständlich viel versprochen, vor allem das Leben. Halten wird man das Versprechen nicht, und Lubbe kann nichts dagegen tun.

Selbst wenn er auf dem Weg zum Schafott den Wortbruch in die Welt schreien und die Nazigewaltigen als seine Auftraggeber bezeichnen wollte – wer würde ihn hören als eben diese und ihre Prätorianer? Die verstehen keine menschliche Sprache, sie verstehen auch nicht Holländisch.

Aber Marinus wird gar nicht schreien. Er kriegt vorher eine neuerliche Dosis Morphium.

Was die anderen rufen werden, wenn sie unter dem Galgen stehen, braucht weder durch Morphium noch durch die alte Methode des Trommelwirbels erstickt zu werden. Die anderen zum Tod Verurteilten können unter dem Galgen hinsichtlich ihrer Täterschaft nichts anderes verkünden, als was sie während der Untersuchung und während der Verhandlung verkünden konnten: daß sie mit dem Reichstagsbrand nichts, aber auch nichts zu tun hatten.

Ernst Torgler soll der Anstifter, der intellektuelle Urheber der Brandlegung sein! Jeder, der auch nur ein wenig die Prinzipien kommunistischer Politik kennt, mag er zu ihr positiv oder negativ eingestellt sein, wird es hirnverbrannt finden, die Kommunisten eines Attentats gegen ein an sich unwichtiges Gebäude zu bezichtigen.

Im Glauben, es genüge, seine Unbeteiligtheit an dem Brand im Reichstag zweifelsfrei nachzuweisen und so die gegen ihn und seine Partei erhobenen Beschuldigungen und Verleumdungen zu widerlegen, begab er sich zur Polizei. Schon diese Selbststellung – die einzige eines kommunistischen Führers – zeugt für seine Unschuld.

Deshalb hat auch die Naziregierung nicht gemeldet, daß Torgler sich freiwillig gestellt habe, sondern sie verlautbarte, man habe ihn ausgeforscht und verhaftet. Als die Zeitungen vom 1. März dennoch die Selbststellung Torglers mitteilten, versuchte die Regierung diese Nachricht durch folgendes Kommuniqué mit ihrer Lüge in Einklang zu bringen: „Unrichtig ist das Gerücht, nach dem der Abgeordnete Torgler sich der Polizei freiwillig gestellt haben soll. Er hat allerdings durch seinen Rechtsbeistand in dem Augenblick um freies Geleit gebeten, als er erkannte, daß ein Entkommen unmöglich geworden war. Das freie Geleit wurde abgelehnt und der Abgeordnete verhaftet."

Man sieht die dramatische Szene förmlich vor sich. Torgler erkennt mit Entsetzen, daß er umzingelt, ein Entkommen unmöglich ist, und in dem Augenblick beginnt er um freies Geleit zu flehen. Die Polizei – sie steht offenbar hinter den Türen, unter den Fenstern, auf der Treppe – lehnt ab, sie stürzt sich auf ihn und nimmt ihn fest.

Wie aber war es wirklich? Ich – der Autor dieser Broschüre ist Egon Erwin Kisch – habe Torgler etwa eine Stunde nach seinem Erscheinen auf dem Polizeipräsidium gesprochen, da er in unsere Zelle gebracht wurde. Er erzählte, daß in ihm, als er am Morgen seinen Namen im Zusammenhang mit dem Brand in den Zeitungen las, der Entschluß feststand, diese Behauptungen im Keim zu ersticken. „Ich habe mich", sagte Torgler, „mit dem Rechtsanwalt Kurt Rosenfeld in Verbindung gesetzt, und der hat das Polizeipräsidium angerufen, um meinen sofortigen Besuch anzukündigen. Damit wollte ich verhindern, daß mein Erscheinen als zwangsweise Vorführung hingestellt werden könnte. Nachher traf ich mich mit Dr. Rosenfeld vor dem Bahnhof Friedrichstraße und fuhr mit ihm in einem Taxi zum Präsidium, wo wir bei Kriminalrat Heller gegen die unwahren offiziellen Beschuldigungen Verwahrung einlegten. Im Präsidium war man sehr überrascht, daß ein kommunistischer Abgeordneter hier freiwillig erschien."

So also sah das unmöglich gewordene Entkommen, die Umzinglung oder Überrumpelung, die der Amtsbericht so dramatisch meldete, in Wirklichkeit aus! Aber selbst der Beamte, bei dem Torgler unvermutet erschien, nahm ihn nicht gleich in Haft. Torgler erzählte weiter: „Ich habe dem Kriminalrat gesagt, daß ich gestern im Parlament nur einen einzigen Besuch empfangen habe, und zwar den bürgerlichen Journalisten Walter Oehme, der von mir Informationen über die bevorstehende Reichstagswahl verlangt hat. Kriminalrat Heller führte mich in ein anderes Amtszimmer, wo van der Lubbe verhört wurde. Bei meinem Eintritt wurde das Verhör unterbrochen. Ich trat ganz nah an ihn heran, er aber schaute mit einem beinahe irren Lächeln an mir vorbei, ohne mir irgendwelche Beachtung zu schenken. Ich erklärte den Beamten, daß ich den Mann in meinem Leben nicht gesehen habe. Daraufhin kehrte Kriminalrat Heller mit mir in das Zimmer zurück, wo Dr. Rosenfeld wartete, und ließ uns einige Minuten allein – ich nehme an, daß er sich in dieser Zeit mit seinem Vorgesetzten in Verbindung gesetzt hat. Als er uns beide in sein Amtszimmer zurückrief, sagte er zu mir: Herr Torgler, ich muß Sie in Haft nehmen."

Bis Mitte März war ich auch im Spandauer Gefängnis mit Ernst Torgler zusammen, wir gingen wiederholt während der Hofstunde miteinander, unter anderem nach jenem Tag, an dem man ihn nach Berlin zum Verhör gebracht hatte. Torgler war durch den Gang geführt worden, der den Reichstag mit dem Palais des Reichstagspräsidenten verbindet. Er konnte nur angeben, daß ihm das Vorhandensein dieses Ganges bekannt sei, er ihn jedoch zum erstenmal betrete. (Über dieses Verhör wurde, wie ich später erfuhr, im Radio jener Lügenbericht von Goebbels verbreitet, laut welchem Torgler „schuldbewußt schlotternd und winselnd durch den geheimen Korridor, diesen Weg seines Verbrechens, gewankt" sei.)

Torgler hatte den Eindruck, keiner der ihn verhörenden Beamten glaube der widersinnigen Behauptung, daß die Kommunisten auch nur im entferntesten an dem Reichstagsbrand beteiligt seien. Seiner strengen Rechtsauffassung und seinem ausschließlich politischen Interesse während der Haft entspricht die Tatsache, daß er dem Anstaltsdirektor auf dem Hof die Frage stellte, in welcher Weise wir Gefangenen am Sonntag an der Reichstagswahl teilnehmen würden. Der Direktor konnte darüber keine Auskunft geben ...

Die Beweise für Torglers Mittäterschaft bestehen erstens in einer Rede im Staatsrat, in der er darauf aufmerksam gemacht hat, daß die Nationalsozialisten noch vor der Wahl eine Provokation durchführen müssen, um einen Anlaß für das Verbot der Kommunistischen Partei zu schaffen. Zweitens hat sich unter den vielen öffentlichen Funktionen, die er im Laufe seiner parlamentarischen Tätigkeit bekleidete, auch eine im stadträtlichen Feuerlöschdezernat gefunden. Dritter Beweis seiner Schuld: Am Morgen vor dem Reichstagsbrand soll er mit zwei Aktentaschen sehr blaß und aufgeregt sein Haus verlassen haben. Eine Zeugin bekundet das mit voller Sicherheit.

Unter den Tausenden, die im März verhaftet wurden, waren auch drei Bulgaren. Man hatte sie nicht etwa wegen des Verdachts einer Beteiligung am Reichstagsbrand gesucht, sondern sie nur als Kommunisten festgenommen. Da man sie schon einmal hatte, entschloß man sich, sie zur nachträglichen Mittäterschaft zu verwenden.

Bulgarien? Dort war ja die Sache mit der Kathedrale passiert, von der man nach dem Reichstagsbrand so viel sprach. Flugs veröffentlicht man, Dimitroff, Popoff und Taneff, als Reichstagsbrandstifter verhaftet, seien bereits in Sofia wegen des Anschlags auf die Kathedrale zum Tode verurteilt. Schon an diesem Verbrechen sei Lubbe beteiligt gewesen. Später fiel den untersuchenden Beamten ein, daß diese Mitarbeit Lubbes im Jahre 1925 nicht recht glaubhaft sei, weil er damals ein kleiner Junge war; von weiteren Veröffentlichungen darüber wurde aus diesem Grund Abstand genommen.

Schade! Vielleicht hätte man van der Lubbe noch den Chicagoer Polizistenmord von 1886 in die Schuhe geschoben, der ebenso eine Regierungsprovokation war wie der Anschlag auf die Sofioter Kathedrale und die Brandstiftung im Reichstag.

Keiner der drei Bulgaren hat mit dem Attentat von Sofia etwas zu tun. Ihre Gerichtsstrafen beziehen sich auf kommunistische Betätigung. Der Student Blagoj Popoff ist mit Urteil der 4. Strafkammer des Geschworenengerichts in Sofia wegen eines einzigen Delikts schuldig gesprochen worden, nämlich, „im Januar 1931 eine auf Grund des Artikels 1 des Gesetzes für die Verteidigung des Staates verbotene Organisation gegründet und organisiert zu haben, die sich Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Bulgariens nannte".

Dafür wurde er zu zwölfeinhalb Jahren Zwangsarbeit, zur Zahlung von zweihundertfünfundsiebzigtausend Lewa und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für fünfzehn Jahre verurteilt.

Georgi Dimitroff, der von der Bauernschaft und der Arbeiterschaft Bulgariens geradezu vergötterte und von der Regierung Zankoff gefürchtete Abgeordnete Georgi Dimitroff, wurde in einem Prozeß gegen das „Zentrum im Ausland" in contumaciam zum Tode verurteilt. Solche Strafausmaße wegen kommunistischer Gesinnung, wegen des Bekenntnisses zu einer besseren Gesellschaftsordnung kommen nicht nur auf dem Balkan vor. Auch im republikanischen Deutschland wurden ähnliche Urteile gegen Kommunisten gefällt. Aber die von Anbeginn durch Behörden, Kaiserhaus, Generalität, Schwerindustrie und Finanzkapital verhätschelte NSDAP wagt es, die Geschichte ihrer Partei zu einer Martyrologie umzufälschen!

Die in Dimitroffs Wohnung beschlagnahmten Schriftstücke wurden ihm bei einer seiner ersten Vernehmungen vorgelegt, er erkannte sie als sein Eigentum an, worauf sie in seiner Anwesenheit vom Kriminalkommissar Heisig registriert und mit Nummern versehen wurden. Später aber tauchten neue Beweisstücke „aus dem Besitz Dimitroffs" auf, eine Zeitungsnachricht über den Reichstagsbrand, eine Telegrammquittung und Briefe. Nichts davon hatte Dimitroff vorher gesehen, und er verstand nicht einmal den Inhalt der Briefe.

Aber die Untersuchungsbehörden verstehen den Inhalt der Schriftstücke, die sie ihm unterschoben haben. Es hieße ein reaktionäres Terrorregime unterschätzen, wenn man dessen Organen nicht zutraute, Belastungsmaterial und Belastungszeugen jeder gewünschten Art zu produzieren. Unter den fünfhundert in der Voruntersuchung verhörten Zeugen, unter den hundertzwanzig zum Prozeß geladenen Zeugen werden ohne Zweifel solche sein, die Taneff, Popoff und Dimitroff mit Lubbe gesehen haben, womöglich im Reichstag, womöglich am kritischen Abend, womöglich mit Petroleumkannen in der Hand.

In Wirklichkeit kennt keiner von ihnen den Lubbe. Mit Entschiedenheit schreibt Dimitroff in einer Eingabe an den Untersuchungsrichter: „Den Brandstifter habe ich nie gesehen, nie getroffen, nie gesprochen. Eine solche Tat kann nur von geistig und

politisch verrückten Leuten oder von Provokateuren zum Schaden des Kommunismus gemacht werden. Die Behauptung, daß jemand mich mit dem Reichstagsbrandstifter gesehen hat, kann sich nur auf eine Täuschung stützen, ähnlich wie der Fall mit einer Zeugin bei der polizeilichen Vernehmung gewesen war. Wie bekannt ist, hat diese Zeugin ganz kategorisch behauptet, daß sie mich mit van der Lubbe in einem Lokal an der Düsseldorfer Straße am 26. Februar um drei Uhr nachmittags gesehen hat. Nachdem aber festgestellt wurde, daß ich in dieser Zeit gar nicht in Berlin, sondern in München gewesen war, ist die genannte brave Zeugin mit ihrer felsenfesten Behauptung von der Bühne der Untersuchung verschwunden."

Hitler und sein Vogt haben kalkuliert, daß sich um Verurteilung und Hinrichtung dreier Bulgaren, noch dazu dreier kommunistischer Bulgaren, noch dazu dreier kommunistischer und abgestrafter Bulgaren, niemand besonders kümmern würde, Angehörige der Balkanvölker gehören ja – Pg. Dr. Ley hat diesbezüglich in Genf aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht – für die Braunhemden zur Gattung der Untermenschen.

„Balkanische Methoden" sind ein allgemein bekannter Begriff. Nur wenden heute nicht Untermenschen vom Balkan, sondern nordische Nazis die „balkanischen Methoden" an und bauen sie in einer auf dem Balkan nie geahnten Weise aus. Wogegen die „balkanischen Untermenschen", die in Berliner staatlichen Untersuchungsgefängnissen wie wilde Tiere an Ketten gelegt wurden, folgende Sprache sprechen: „Obgleich ich es für eine große Würde halte, ein sowjetrussischer Angestellter oder Funktionär der Kommunistischen Internationale zu sein, bin ich jedoch nicht ein solcher gewesen. Alle meine Kräfte und Fähigkeiten gehören meiner bulgarischen Partei und sind ausschließlich für meine bulgarische Arbeit verwendet worden ... Ich unterstreiche meine kategorische Erklärung vom 20. März, die ich schon bei jeder Gelegenheit mit allem Nachdruck betont habe, daß ich als parteidisziplinierter, verantwortlicher und führender bulgarischer Kommunist weder direkte noch indirekte Verbindungen mit der Reichstagsbrandstiftung haben konnte und tatsächlich nicht gehabt habe. Ich habe selbstverständlich auch nichts zu tun gehabt mit irgendwelchen Plänen oder Tätigkeit in bezug auf einen Aufruhr im Februar zur gewaltsamen Änderung der Verfassung in Deutschland. Von sol-

chen angeblich kommunistischen Plänen habe ich erst bei der Vernehmung gehört. Es ist aber allbekannt, daß auf Grund der ausdrücklichen Beschlüsse der Kommunistischen Internationale und der KPD selbst die ganze kommunistische Politik und Tätigkeit in diesem Moment in Deutschland sich entwickelte auf der Linie der politischen Massenmobilisierung gegen den Faschismus, der Herstellung der Einheitsfront des deutschen Proletariats, dem wirtschaftlichen und politischen Massenkampf zur Verteidigung der Lebensinteressen und der Rechte aller Werktätigen und dadurch der Eroberung der Mehrheit der Arbeiterklasse für den Kommunismus. Diese politische Linie und diese konsequente Orientierung der kommunistischen Politik in Deutschland, festgesetzt durch die für alle kommunistischen Parteimitglieder obligatorischen Beschlüsse, schließen vollständig alle terroristischen Akte und abenteuerlichen und aufrührerischen Pläne von kommunistischer Seite aus. Solche Akte und Pläne sind ausdrücklich und entschieden von der Kommunistischen Internationale und allen kommunistischen Parteien als unzulässig, unsinnig und direkt schädlich für den Kommunismus und das Proletariat verurteilt." (Erklärung Dimitroffs im Kerker.)

Die Verhandlung in Leipzig wird, soviel auch dort gesprochen und beraten werden mag, von dem ihr von oben vorgeschriebenen Weg nicht abweichen. Die Vor-Richter haben ihr Werk getan, und die Nachrichter werden das Ihrige tun. Was dazwischen liegt, ist nur Mohrenwäsche, die schwierigste Mohrenwäsche, zu der jemals die Jurisprudenz mißbraucht worden ist. Denn es gilt Täter weißzuwaschen, die bei ihrem Delikt alle nur möglichen Fehler begangen haben. Nicht abgefeimte Berufsverbrecher haben es durchgeführt, sondern hemmungslose Gelegenheitsverbrecher.

> Ein andres Antlitz, eh sie geschehen,
> Ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.

In den Köpfen der Männer um Hitler und Göring hatte der Gedanke dieser zwei Schillerschen Verszeilen keinen Fassungsraum gefunden. Die Führer und ihre Mannen hofften, im Rummel von Verfassungsaufhebung, Todesdrohungen, Massenverhaftungen und Massenmord werde kein Mensch Zeit finden, die Ursache dieses Terrors zu überprüfen.

Hätte einer der braunen Brandstifter die Tat vor der Tat kritisch

durchgedacht, dann wäre sie nicht so knapp vor der Reichstagswahl begangen worden, als bereits jedermann einen Coup erwartete, den die Nationalsozialisten zur Entfaltung der für sie existenznotwendigen Alleinherrschaft, zur Unterdrückung der kommunistischen und sozialdemokratischen Presse, zum Verbot gegnerischer Wahlpropaganda und zur Verhaftung der oppositionellen Abgeordneten brauchten.

Cui prodest – wem sollte die Tat nützen? Dem, der durch sie seine parlamentarischen Gegner vom Parlament ausschließen, dem, der die kämpfende Arbeiterschaft schwächen, dem, der seinen Anhängern damit das längst versprochene Fest der langen Messer bieten wollte. Dem Nationalsozialismus.

Cui prodest – wem sollte die Tat nützen? Den dreien, die im Reichskabinett „die Gefangenen Hugenbergs", ein Nichts gegenüber der deutschnationalen Ministermehrheit waren und nur durch einen Gewaltstreich die Macht an sich reißen konnten. Den Herren Hitler, Göring und Frick.

Görings blutrünstiger Schießerlaß hatte einige Tage vorher das Entsetzen der Welt entfacht. Die Hilfspolizei war ins Leben gerufen worden (entgegen der offiziellen Erklärung, Schaffung einer Hilfspolizei oder Einstellung von SA-Männern als Polizisten sei nicht beabsichtigt), und die Nazis fürchteten nun ihre Maßregelung durch die Deutschnationalen im Ministerrat sowie das Einschreiten des Völkerbundes wegen Formierung einer neuen militärischen Truppe.

Das war die Situation am Tag des 27. Februar 1933. Aber jetzt, jetzt am Abend brennt das Haus, und man kann wörtlich ausrufen: „Die Notwendigkeit der schon früher eingeleiteten besonderen Maßnahmen (Schießerlaß, Hilfspolizei usw.) ist in vollem Umfang bewiesen."

Cui prodest? Es ist klar, wem die Tat nützen sollte.

Nur hätte man die offiziellen und offiziösen Bulletins über den Reichstagsbrand einige Tage vor dem Brand redigieren sollen. Dann wäre nicht soviel verräterische Wahrheit in die Lügenberichte geschlüpft.

Die Telegrafen-Union meldete mit der Nachricht vom Ausbruch des Brandes, eine ganze Bande von Fackelträgern habe in den verschiedensten Teilen des riesenhaften Gebäudekomplexes Feuer

angelegt; die polizeiliche Untersuchung habe in allen Trakten sorgfältig vorbereitete Brandherde festgestellt, die vom Erdgeschoß bis zur Kuppel beziehungsweise zum Dach reichten. Daß ein Schutzpolizist die Brandstifterkolonne durch eine Fensterscheibe gesehen und auf einen der Fackelträger geschossen habe, stand gleichfalls in der Meldung.

Wohin ist nach dem abgefeuerten Schuß dieser Fackelzug, der zweite Fackelzug des Dritten Reiches, geraten? Genau wollte man beobachtet haben, wie der Abgeordnete Torgler mit einem Herrn um zehn Uhr nachts eilig den Reichstag verließ. Aber niemand hat den ganzen Trupp der Fackelreiter bemerkt, weder als sie kamen, noch als sie gingen.

Zwanzigtausend Mark Belohnung für Spuren der Täter, weit mehr als zwanzigtausend Kommunisten in Haft. Alle mit Marter bedacht, alle vom Tod bedroht – und niemand sollte auch nur einen einzigen der Männer kennen, niemand sollte auch nur einen einzigen der Männer nennen, die das kolossale Zündungsmaterial in den Reichstag geschafft hatten und dort so ansteckten, daß alle Trakte bis zur Turmhöhe sofort eine lodernde Flamme waren?

Diese Nichtermittlung von Komplizen van der Lubbes sagt genug. Sie sagt, daß solche nirgends angegeben werden können. Untersuchungs- und Gerichtsbehörden müssen zu dem verzweifelten Mittel greifen, diese Nichtauffindung auch nur eines einzigen der Tätergruppe so zu erklären: alles habe nur Lubbe getan. Den amtlichen Meldungen von einer genau vorbereiteten Massenaktion genau unterrichteter Personen zum Trotz wird nun behauptet, Lubbe sei mit dem Brandmaterial an der Außenwand des Reichstagsgebäudes hinaufgeklettert, sei durch ein Fenster gekrochen und habe mutterseelenallein den gigantischen Häuserblock in Flammen gesetzt!

Drei Dinge standen fest. Erstens, daß das Reichstagsgebäude gebrannt hatte. Zweitens, daß der verhaftete Marinus van der Lubbe, nur mit einer kommunistischen Parteilegitimation bekleidet, alle Geständnisse mit rasender Eile – sozusagen noch während er die Feuerchen anmachte – zu Protokoll gegeben hatte. Und drittens, daß sich die Fackelträger durch den Gang unterhalb des Reichstagsbaues verflüchtigt hatten. Diese drei Dinge standen fest und wurden von Amts wegen kundgetan.

Aus diesen drei Tatsachen zogen jedoch böswillige Leute peinliche Folgerungen, und deshalb mußte man sie einzeln abzustreiten versuchen. Bei Tatsache Nummer 1 ist es bisher nicht gelungen. Daß der Reichstag gebrannt hatte, ließ sich schwer leugnen.

Bei Punkt 2 begann man zu experimentieren. Drei Tage nach dem Brand entschied man sich plötzlich von Amts wegen dafür, daß van der Lubbe erst nach erheblichem Widerstand verhaftet wurde. Details sind bisher noch nicht bekanntgegeben worden, und beim Leipziger Prozeß werden wohl die Schupos nicht aufmarschieren, denen Marinus die Kehle durchzubeißen versucht hat, bevor er sich (ohne Kenntnis der deutschen Sprache und ohne Dolmetscher) zu jenen Geständnissen entschloß, die zehn Minuten später die Durchführung der vorbereiteten Haftbefehle gegen die Masse der Mitbrandstifter erlaubten.

Punkt 3 war auch nicht von Pappe. Die Presse hatte nämlich, findig, wie sie nun einmal ist, herausgefunden, daß der Reichstagspräsident, zu (und von) dessen Haus der Gang vom (und zum) Reichstag führt, Göring heiße. Und daß dieser Göring mit eben jenem Göring identisch sei, der als Urheber der Brandstiftung in allgemeinem Verdacht stand.

Herrgott, wie konnten wir nur so dumm sein, amtlich zuzugeben, daß die Täter Görings Privatgang benutzt hatten. Aus dieser unterirdischen Scheißgasse müssen wir schnell wieder hinaus. Her mit dem Presseleiter unserer Reichstagsfraktion, er soll einen Vorschlag machen. Der Presseleiter macht ihn, und der „Völkische Beobachter" vom dritten dritten dreiunddreißig veröffentlicht ihn: „Der Presseleiter der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion entdeckte über dem Zimmer des kommunistischen Abgeordneten Torgler im Glasdach eine herausgenommene Scheibe und nach weiterem Suchen darüber eine große Leiter, die unter dem Fenster eines kommunistischen Abgeordnetenzimmers im zweiten Obergeschoß lag. Die Kriminalkommissare stellten sofort eine eingehende Untersuchung an. Hier also müssen die Brandstifter vor der Tat heruntergekommen oder nach der Tat hinausgestiegen sein."

Jetzt ist natürlich alles klar! Die Kohorte der roten Brandstifter hat sich im Reichstag bei Torgler versammelt, ist dann auf einer Leiter in den zweiten Stock hinaufgestiegen, um von dort die Treppe über den ersten Stock ins Erdgeschoß hinunterzugehen und die Feuerherde zu legen. Dann sind die Kerle in den unterirdischen

Gang geraten, den sie zu ihrem Schrecken von der Naziwache des Reichstagspräsidenten besetzt sahen. Zwar hätten sie über die Treppe flüchten können, aber nun schon mal an die Leiter gewöhnt, kletterten sie lieber diese hinauf und legten sie nachher unter das Fenster eines kommunistischen Abgeordnetenzimmers.

Bei der Leipziger Verhandlung werden weder die Presseleiter des Presseleiters noch der entschiedene Widerstand des van der Lubbe auf dem Tisch des Hauses liegen. Solche Beweisstücke brauchte man ja bloß, um die Gemüter in Flammen zu setzen und die Atmosphäre für Massenverhaftungen, Martern und Meuchelmorde zu schaffen.

„Zu der Brandstiftung im Reichstag wird erklärt, es liege der einwandfreie Beweis dafür vor, daß der Vorsitzende der kommunistischen Reichstagsfraktion, Abg. Torgler, sich mit dem Brandstifter mehrere Stunden im Reichstagsgebäude aufgehalten habe und daß er auch mit anderen an der Brandstiftung beteiligten Personen zusammengewesen sei."

Das las man in der Presse vom 1. März. Wie waren denn Lubbe und die anderen an der Brandstiftung beteiligten Personen zu Torgler gekommen? Am 27. Februar 1933 fand keine Plenarsitzung statt, und deshalb waren außer dem Portal 5 am Reichstagsufer alle Tore geschlossen. Eingelassen wird nur, wer einen Abgeordneten besuchen will. Aber auch das geht nicht so einfach. Ein Empfangsbeamter händigt dir einen Anmeldeschein aus, den mußt du ausfüllen, deinen Namen, den Namen des zu Besuchenden, Zweck des Besuchs. Während du unten in dem von einem Zierseil abgetrennten Teil der Halle auf die Rückkehr des Boten wartest, auf den Bescheid, ob der Abgeordnete dich empfangen will, wirst du von den Empfangsbeamten kaum aus den Augen gelassen. Hat der Abgeordnete Zeit oder Lust, dich zu empfangen, so führt dich der Bote zu ihm. Sollte etwa die Kompanie der Brandstifter, womöglich mit Fackeln, Benzineimern, Zündschnüren und Ölkannen in der Hand, auf diese Weise einen kommunistischen Abgeordneten besucht haben?

Die ausgefüllten Anmeldescheine werden aufbewahrt. Man hat die vom 27. Februar nicht veröffentlicht. Angeblich sind sie, gerade sie, verbrannt! (Nebenbei: Ist vielleicht der Ausweis der Kommunistischen Partei, den man bei Lubbe gefunden haben wollte, auch verbrannt?)

Der 27. Februar 1933 ist der 18. Brumaire des Adolf Hitler. Er hat sich für diesen Abend, der ihm die Alleinherrschaft über das deutsche Volk bringen soll, redefrei gemacht und eilt hurtig zur Stelle. Vom Feuerschein beleuchtet, deutet der Kanzler seinem Leib- und Magenjournalisten, dem Korrespondenten des „Daily Express", den Sinn des Abends: „Sie sind Zeuge des Beginns einer großen Epoche in der Geschichte. Dieses Feuer ist der Anfang."

Hitler weiß, daß es der Beginn einer großen Epoche ist, denn die Anweisungen für diese Epoche liegen versandbereit da. Auch die Mitwisser seines brennenden Geheimnisses sind heute in Berlin. Es ist die Woche vor der Wahl. Jeden Abend sprechen Hitler, Göring und Goebbels in einer anderen Stadt, das Repertoire für die nächsten acht Tage war im „Völkischen Beobachter" abgedruckt. Der 27. Februar war frei gehalten ...

Der „Preußische Pressedienst" meldet vom Brandschauplatz: „Diese Brandstiftung ist der bisher ungeheuerlichste Terrorakt des Bolschewismus in Deutschland. Unter den hundert Zentnern Zersetzungsmaterial, das die Polizei bei der Durchsuchung des Karl-Liebknecht-Hauses entdeckt hat, fanden sich die Anweisungen zur Durchführung des kommunistischen Terrors nach bolschewistischem Muster. Hiernach sollen Regierungsgebäude, Museen, Schlösser und lebenswichtige Betriebe in Brand gesteckt werden."

Ei! Man wußte das und hat den Regierungsgebäuden, Museen, Schlössern und lebenswichtigen Betrieben nichts davon mitgeteilt, hat den Schutz des Reichstags nicht nur nicht verstärkt, sondern das Gebäude von Wachen entblößt.

Kommissar Göring, der nun bald Reichsinnenminister und preußischer Ministerpräsident sein wird, begründet seinen blutigen Pogrom gegen links mit politischen Geständnissen des verhafteten Täters. Göring verfügt nicht nur die Verhaftung aller kommunistischen Abgeordneten und Funktionäre, für die bei der letzten Wahl sechs Millionen Wähler votiert haben, er verbietet außer der kommunistischen auch die sozialdemokratische Presse, „da der Brandstifter in seinem Geständnis die Verbindung mit der SPD zugegeben hat. Durch dieses Geständnis ist die kommunistisch-sozialdemokratische Einheitsfront eine offene Tatsache geworden." Staunend vernimmt die Welt, daß die Einigung der Arbeiterklasse, seit Jahren versucht, immer wieder gescheitert und immer wieder von neuem versucht, insgeheim also doch geglückt war. Ein

zwanzigjähriger verkommener Feuerbub hat es ja nächtlicherweile erklärt.

Über alle deutschen Sender schallt Görings Brandrede: „Ich möchte es offen aussprechen, daß wir nicht einen Abwehrkampf führen, sondern auf der ganzen Front zum Angriff übergehen wollen. Es wird meine vornehmste Aufgabe sein, den Kommunismus aus unserem Volke auszurotten. Deshalb haben wir auch diejenigen Kräfte des nationalen Deutschland mobil gemacht, deren Hauptaufgabe es sein muß, den Kommunismus zu überwinden."

Das heißt wahrlich: offen aussprechen. Ein Jahrzehnt lang war die Vernichtung des Marxismus versprochen, das Rollen der Köpfe angekündigt worden – es mußte endlich geschehen. „Deshalb haben wir auch diejenigen Kräfte des nationalen Deutschland mobil gemacht ..." Eine Mobilmachung muß nicht unbedingt durch Druckerschwärze erfolgen. Sie kann auch mit Flammenzeichen proklamiert werden.

Ein gewiegter Staatsverbrecher hätte vielleicht gesagt: Wenn diese Lohe nicht gekommen wäre, wir selbst hätten sie entfachen müssen. Aber Göring, ganz im Bann des Feuerzaubers, ganz im Rausch der Macht, verkündet urbi et orbi, was er mit dem Brand wollte: „zum Angriff übergehen", „mobil machen".

Da noch nicht die ganze Presse in den Händen Hitlers ist, kann eine Dresdner Meldung erscheinen: „Die sozialdemokratischen Abgeordneten machen dem Innenminister Mitteilung davon, daß Marinus van der Lubbe in Brockwitz als Nationalsozialist auftrat und dortselbst mit führenden Nationalsozialisten (die Namen werden aufgezählt) in Fühlung stand."

Weitere Notizen über die frühere Tätigkeit eines Nationalsozialisten namen van der Lubbe in Deutschland erscheinen nicht mehr, trotz den zwanzigtausend Mark, mit denen „zweckdienliche" Mitteilungen belohnt werden sollen. Der neuernannte Propagandaminister hat bereits den Gleichschalter geknipst, die deutsche Presse muß kuschen. Hitler droht, wenn die Gerüchte über die Reichstagsbrandstiftung nicht verstummen, den Lubbe sofort öffentlich aufhängen zu lassen. Dadurch werde bewiesen sein, daß der Verhaftete kein Strohmann der Nationalsozialisten ist. Leider bezeichnet das Ausland diese Hitlersche Anberaumung eines Galgenfestes

als den Versuch, einen Mann ohne Gerichtsverfahren umzubringen, um die Wahrheit zu verschleiern. Daraufhin hört man nichts mehr von diesem Projekt des Kanzlers.

In Berlin erscheint die Wochenschrift „Der Ring". Kein „Marxistenblatt". Organ des vornehmen Herrenklubs und des um seine Position im Kabinett noch gegen die Nazis kämpfenden Herrn von Papen. Im „Ring" wird ein Geheimdienst nach englischem Muster propagiert und über den Reichstagsbrand gesagt: „Sind wir denn wirklich ein Volk von blinden Hühnern? Wo stecken die Urheber dieses Anschlages, dessen Rückwirkung zeigt, wie zielsicher sie gehandelt haben? ... Besäßen wir eine solche Einrichtung (wie den Secret Service), dann würde man heute schon ganz genau wissen, in welcher Richtung die Urheber des Reichstagsbrandes zu suchen wären, ja man würde die eigentlichen Männer schon kennen. Es sind vielleicht Mitglieder der besten deutschen oder internationalen Gesellschaft."

Der besten Gesellschaft? Die, wie die Rückwirkung zeige, zielsicher gehandelt haben? Aber der Herrenklub bezichtigt die Herren Ministerkollegen seines Herrn nicht einfach so, daß auf die Frage eines Inquisitors, wer da gemeint sei, schlankweg mit den Namen Hitler, Göring und Goebbels geantwortet werden müßte. Von der besten internationalen Gesellschaft, das heißt von ausländischen Schwerindustriellen, haben nicht wenige die Hitlerbewegung unterstützt; man rechnet auf Grund der Ausgaben der NSDAP mit Zuwendungen von acht bis zehn Millionen Goldmark jährlich. Diese Spender haben die deutsche Anti-Arbeiter- und Anti-Gewerkschaftsbewegung vor allem deshalb mit Geld versehen, um dem Faschismus auch in ihren Ländern den Weg zu bereiten.

Einer von der internationalen Gesellschaft hatte am Sieg des Nationalsozialismus ein besonderes Firmeninteresse, das wiederholt in der Öffentlichkeit zutage getreten war. Dieser eine Mann, der sowohl in der internationalen Gesellschaft wie im Secret Service eine führende Rolle spielt, ist Henry Deterding, Ölkönig von Holland und Sir von Großbritannien.

Seine Zusammenhänge mit der nationalsozialistischen Bewegung sind gerichtsordnungsgemäß bewiesen, wenn auch Sir Henry nicht höchstselbst auf der Anklagebank Platz nahm, sondern sich dort durch seinen deutschen Bevollmächtigten vertreten ließ. Dieser, ein geölter Diplomat namens Bell, und seine Gruppe waren gemeint,

als die Papensche Zeitschrift von „Mitgliedern der besten deutschen Gesellschaft“ schrieb.

Fast zur gleichen Zeit nannte das französische Sozialistenblatt „Populaire“ den Mittelsmann zwischen Deterding und Göring mit vollem Namen.

Ingenieur Bell hatte seinerzeit die Tscherwonzenfälschung organisiert, mit welcher Deterding (seit anderthalb Jahrzehnten nur von dem Gedanken besessen, die Sowjetunion zu vernichten) einen Aufstand in Südrußland finanzieren und die Sowjetwährung ruinieren wollte. Im Tscherwonzenprozeß waren neben Georgiern und Armeniern auch führende deutsche Nationalsozialisten angeklagt und ein Stahlhelm- und Oberlandführer; als Verteidiger der deutschen Deterding-Agenten fungierte – Dr. Sack.

Bells Rolle als Organisator konterrevolutionärer Erhebungen im Auftrag Deterdings wurde während der Verhandlung weder von ihm noch von seinen Mitangeklagten geleugnet. Aus dem Prozeßbericht:

VORSITZENDER (zum Angeklagten Karumidse): Wie haben Sie Bell kennengelernt?

KARUMIDSE: Drei Monate vor der Reise des Generals Hoffmann zu Deterding.

VORSITZENDER: Was sagte Ihnen Bell?

KARUMIDSE: Daß er und seine Gruppe an der georgischen und ukrainischen Bewegung sehr interessiert seien.

VORSITZENDER: Welcher Gruppe gehörte Bell denn an?

KARUMIDSE: Ich möchte das nicht sagen. Jedenfalls erklärte mir Bell, daß seine Gruppe nicht nur für die Bekämpfung des Bolschewismus in Rußland, sondern auch für die Vernichtung des Kommunismus in Deutschland sich einsetze. Später hat Bell mich ja auch mit Ehrhardt zusammengebracht.

Bell, der fürs Ausland nationalistische Aufstandsgeschäfte tätigt und ein Machtfaktor im „Braunen Haus“ ist, bestreitet, Nationalsozialist zu sein, er ist nur Antibolschewik, im übrigen „demokratisch und sozial“, wie sich's für einen richtigen Kaufmann geziemt.

ANGEKLAGTER BELL: Was die „Rote Fahne“ geschrieben hat, geht zu weit, ich bin kein Ehrhardt-Mann. Eigentlich bin ich Sozialdemokrat. Auch Herr Minister Severing ...

VORSITZENDER (unterbrechend): Das gehört nicht hierher.

Das gehörte nicht hierher, das gehörte in den Prozeß gegen die „Münchner Post“, in Angelegenheit der Röhm-Briefe, der zwei Jahre später zur Verhandlung kam. Hier entpuppte sich Bell als bester Freund der Nazis und deren Mittelsmann zur SPD. Als die kompromittierenden Briefe des Stabschefs der NSDAP in der sozialdemokratischen „Münchner Post“ erschienen waren, reiste Bell nach Berlin. Er intervenierte in der Redaktion des „Vorwärts“, um weitere Veröffentlichungen gegen Röhm, Graf de Moulin-Eckhard und ihn (Bell) zu unterdrücken. Außerdem fuhr Bell nach Magdeburg zum Major Mayr vom Reichsbanner, welcher gleichfalls Material über Röhm besaß. Kurze Zeit darauf trafen sich Röhm und Major Mayr in Berlin zu einer dreieinhalbstündigen Unterredung. Beim Prozeß gegen die „Münchner Post“ trat Mayr als Zeuge auf.

Aus einem dritten Gerichtsverfahren, dem sogenannten Danzeisen-Prozeß, ging hervor, daß Bell am 12. März 1932 ermordet werden sollte, weil er durch seine Kenntnis der homosexuellen Affären Röhms einen erpresserischen Einfluß auf den Stabschef ausübte.

Als der „Populaire“ den Namen Bells nannte und als erstes Blatt den Zusammenhang zwischen Deterding und dem Reichstagsbrand enthüllte, hatten sich Nazitrupps bereits mit eiligem Terror gegen die „Derop“ gewandt, die deutsch-sowjetrussische Erdölgesellschaft, das große Angriffsobjekt Sir Henry Deterdings, die gefährlichste Konkurrenz der Royal-Dutch.

Mit ungläubigem Kopfschütteln hatte man die Nachrichten des „Ring“ und des „Populaire“ gelesen. Es mutete allzu romantisch an, daß Deterding auch hier seine Hand im Spiele haben sollte, und allzu unwahrscheinlich, daß die Nazis Bell zum Mitwisser gemacht hätten. Hatte er doch bereits zweimal über Dinge des Braunen Hauses die sozialdemokratische Presse informiert.

Daß das Dritte Reich mit einer ungeheueren Provokation seine Existenz begonnen – das konnte die Welt allenfalls noch erfahren; daß jedoch diese Untat des deutschen Faschismus nicht nur im Interesse seiner deutschen Gönner, sondern auch im Auftrag des ausländischen Ölimperiums erfolgte – das war ein tödliches Geheimnis.

Da ..., am vierten Tag nach der Veröffentlichung des „Populaire“, trifft eine Nachricht ein, die alle Zweifel über den Haufen

wirft: Bell war nach Kufstein, auf österreichischen Boden geflüchtet, und eine Mordkolonne kam in Autos aus Deutschland, um ihn zu erledigen. Der Mann, der zwischen Deterding, dem großen Landsmann des kleinen van der Lubbe, und Göring vermittelt hat, der einzige Mitwisser, der vielleicht nicht geschwiegen hätte, wird schweigen. Ingenieur Bell ist tot.

Mit dem Prozeß in Leipzig beginnt das zweite Halbjahr der Hitlerherrschaft.

Mit dem Prozeß in Leipzig beginnt das zweite Achtel des Vierjahrplans, mit welchem Hitler den inneren und äußeren Glanz des deutschen Volkes herzustellen versprach.

Bis jetzt hat er nur Haß und Verachtung in den deutschen Nachbarländern, Abscheu und Entsetzen in der ganzen Kulturwelt hervorgebracht, in Deutschland nur Lug und Trug und Massenmord.

Mit der plumpen Brandstiftung im Reichstagsgebäude hat das Dritte Reich begonnen. So wie diese größenwahnsinnigen, ordensgeblähten Bierbankpolitiker geglaubt haben, sie brauchten nur an die Regierung zu kommen, um Deutschlands Macht und Deutschlands Wirtschaft im Nu zu heben, so wie sie geglaubt haben, daß zur Führung eines Staatswesens nichts als Schneidigkeit, Zungenfertigkeit, Revolver, Konzentrationslager und Stahlruten nötig seien, so haben sie auch gedacht, ein Täuschungsmanöver lasse sich leicht begehen.

Sie haben *sich* getäuscht, nicht aber die Welt.

Jetzt muß die deutsche Rechtspflege heran, um die Täuschung zu bewerkstelligen. Es gibt kein Zurück mehr. Zu oft hat man verkündet, daß nur der nationale Zweck – wie ihn „der Führer" versteht – ausschlaggebend, daß Humanität und Gesinnungsfreiheit und Gerechtigkeit Zeichen von Schwäche und Marxismus – die wissenschaftliche Lehre von der Veränderung der Gesellschaft – das todeswürdigste Verbrechen sei.

Die Hitlerregierung fürchtet, daß das Inland einen Freispruch der Angeklagten als Beweis für die Schuld der Nazis auffassen könnte.

Die Hitlerregierung fürchtet, daß das Ausland einen Freispruch der Angeklagten als Zurückweichen vor der Weltmeinung auffassen könnte.

So müssen denn die Nazis aus Feigheit und Prestige zum scheinbaren Rechtsverfahren und zur wirklichen Verurteilung schreiten.

Sie werden Männer wegen einer Tat hinrichten, die sie, die Hinrichter, selbst begangen haben.

Vor dem Kotter, in dem sich die Untiere auf wehrlose Opfer stürzen, steht mit weit aufgerissenen Augen die Welt. Und wehrt nicht dem Greuel. Das Bürgertum der fremden Länder verbietet sich selbst eine Einmischung in „innere Staatsangelegenheiten". Und die Arbeiterschaft, die international ist, ist gespalten in ein kämpferisches und ein reformistisches Lager. Geeint zur revolutionären Front, vermöchten es die Arbeiter, nicht nur die vier Angeklagten den Händen der Henker zu entreißen. Sie vermöchten es, alle zu befreien, die in den Kerkern der Reaktion schmachten, sie vermöchten es, die heroische illegale Tätigkeit gegen die Schreckensherrschaft Hitlers zum Sieg der proletarischen Revolution auszubauen, sie vermöchten es, Befreiung zu bringen dem, dessen Name auf dem Reichstagsgebäude steht: DEM DEUTSCHEN VOLKE!

EIN GESPENST GEHT UM ...

Nicht mehr und nicht weniger sind die nachfolgenden Blätter als der Tätigkeitsbericht des Dritten Reichs über das erste Halbjahr seines Bestandes.

Wohl, die Fälle, die hier für dreißig kleine Druckseiten ausgewählt sind, ließen sich um Tausende anderer Fälle vermehren, um ebenso charakteristische, vielleicht um noch charakteristischere. Sie ergäben einen Folianten, dickleibig und gewichtig. Viele andere Folterszenen sind unbekannt geblieben, an den Mauern der Kerker verhallen die Stimmen jener, die Klage führen könnten.

Und wenn gar die Toten vor der Barre eines Gerichts erschienen, um zu bekunden, was man sie im Keller der Nazikasernen oder im nächtlichen Dunkel an Peinigung und Todesqual erleiden ließ, so wären ihre Protokolle eine Bibliothek solcher Folianten ...

Aber diese Belastungszeugen liegen in plombierten Särgen. Nicht einmal Witwen und Waisen trauen sich auszusagen. Täten sie es, wo fände sich in der Heimat ein Ohr, das ihre Worte zu hören, wo fände sich ein Auge, das ihre Worte zu lesen wagte?

So sieht es aus im Dritten Reich, so wie es auf den dreißig hier nachfolgenden Blättern registriert ist. Und so *muß* es aussehen, wenn sich etwas Revolution nennt, was keine Revolution ist, wenn

sich etwas deutsch nennt, was nicht deutsch ist, wenn sich etwas sozialistisch nennt, was nicht sozialistisch ist. So muß es aussehen, wenn eine angebliche Arbeiterpartei sozial nichts durchführen will, sozial nichts durchführen kann, sozial nichts durchführen darf, weil sie gegen die Arbeiter regiert.

Dann eben sind „circenses", blutige Zirkusspiele mit Raubtierhetze gegen Menschen, das einzige, was man zu bieten vermag. Man tut es in einem noch nie dagewesenen Maß.

Als die ersten Opfer der Greuel und Scheuel ins Ausland kamen und meldeten, was sie in der Haft gesehen und erlebt, glaubte niemand diesen Berichten, außer jenen, die die Hohlheit des Naziprogramms (das heißt der einander diametral widersprechenden Naziprogramme) längst durchschaut und deshalb die Veranstaltung sadistischer Orgien als einzige Maßnahme einer Naziregierung vorausgesehen hatten. Die anderen glaubten, daß wir lügen.

Auch die Nazis verkündeten, die Tatsachen seien Greuelmärchen, und um deren künftige Verbreitung unmöglich zu machen, würden sie nunmehr ... Was würden sie nunmehr? ... Etwa jede Überführung von Gefangenen in eine Nazikaserne verbieten? ... Etwa jede von der SA begangene Mordtat unnachsichtlich bestrafen? ... Etwa dafür sorgen, daß niemand wegen seiner Religion oder Rasse verfolgt werde? Ach nein, nichts von alledem ordneten sie an, sie ordneten an, die „erfundenen" Greuel nunmehr offiziell durchzuführen, der Judenboykott und die Marxistenhatz wurden staatlich organisierte Veranstaltungen. Die Justizbehörden erklärten jedes aus nationalen Gründen begangene Verbrechen für straffrei.

Die Brandreden der höchsten offiziellen Persönlichkeiten und die Aufreizung zu Gewalttätigkeiten bilden die erklärende Fußnote zu allem Geschehen, zu dem, was hier auf dreißig Seiten in knappster Form wiedergegeben ist, zu diesem Tätigkeitsbericht des Dritten Reichs für das erste Halbjahr.

Und das zweite Halbjahr beginnt, so wie das erste geendet hat, und noch grausamer soll's werden. Man hebt Geiseln aus, greise Eltern, unmündige Kinder, entfernte Verwandte derer, denen die Flucht ins Ausland gelang. Briefe aus Deutschland häufen sich, die knapp und stereotyp sagen: „Vater, von dessen Verhaftung ich Dir vorgestern schrieb, ist gestorben. Mutter ist wahnsinnig geworden ..." Göring unterbricht seinen Sommerséjour auf der stillen Nordsee-Insel, um mit dem Justizminister und dem Chef der

Politischen Geheimpolizei, mit den Gruppenführern der SA und SS neue Gewalttaten zu beraten. Als Resultat ergeht die Verfügung: Todesstrafe für jeden Gegner des Regimes, in milden Fällen Zuchthaus nicht unter fünfzehn Jahren, hingegen Straffreiheit für Verbrechen, aus nationalen Gründen oder von Leuten verübt, die sich um die nationale Sache verdient gemacht haben.

Denn zum Sadismus ist nun etwas hinzugekommen: Angst! Angst. Man hat versprochen und nicht gehalten, man hat Verbrechen verübt, und ihre Verschleierung ist nicht gelungen, man hat Freudenfeste veranstaltet, und der Jammer wird größer und größer, und – überall regt sich der Widerstand.

Die man erschlagen hat, sie leben. Die Totgeglaubten stehen auf. Die Kommune lebt. Ein Gespenst geht um in Deutschland, das Gespenst des Kommunismus. Allerorts taucht es auf. Die KPD arbeitet, die Zahl der illegalen Zeitungen und Flugblätter steigt von Tag zu Tag, im Ausland erscheinen antifaschistische Zeitungen, sie gehen in Zehntausenden von Exemplaren nach Deutschland, sie tun ihre Wirkung, und Clara Zetkins letztes Wort, ein Aufruf zum Kampf für die Rote Hilfe, für die politischen Gefangenen, dringt zu denen, die Clara Zetkin lieben.

Was die Nazis im ersten Halbjahr ihrer Herrschaft getan haben – hier in dieser kleinen Broschüre ist es gesagt. Was die Kommunisten an Widerstand leisten, das wird die Geschichte niederschreiben mit goldenen Lettern.

EIN WIRKLICHER ARBEITERFÜHRER UND EINE ANGEBLICHE ARBEITERPARTEI

Man darf sich keinen Illusionen hingeben: *der Prozeß gegen Ernst Thälmann* wird bei den Demokraten auch nicht annähernd das Interesse erwecken, das der Reichstagsprozeß hervorgerufen hat. Beim Reichstagsprozeß hat die geheimnisvolle Brandstiftung und die Tatsache, daß Machthaber eines Staates ihr eigenes Verbrechen anderen aufhalsten und diese Beschuldigung öffentlich zu begründen versuchten, das kriminalistische Interesse einer ganzen Welt hervorgerufen.

Hier, wo es sich darum handelt, dem erklärten Führer der revolutionären Arbeiterschaft Deutschlands zuerst die Ehre und dann

den Kopf abzuschneiden, also „nur“ um einen politischen Prozeß, werden sich auch hier die Humanisten, die Rechtsfreunde, die liberalen Weltorganisationen finden, um den Vor-Richtern und dem Nach-Richter der Nazijustiz in die Arme zu fallen?

Die Anhänger der Demokratie, die Gläubigen des Wahlrechts, die Vertrauensvollen des Parlamentarismus haben sich bisher nicht darum gekümmert, daß Ernst Thälmann, dem Millionen und Abermillionen von Wählern für das Amt des Staatspräsidenten von Deutschland ihre Stimme gaben, *seit einem Jahr* die Qualen der gräßlichen Nazikerker erleidet.

Die Volksabstimmungen, bei denen der deutsche Arbeiter für Ernst Thälmann zur Urne ging, wahrlich, sie waren anderer Art als die, bei der sich Herr Hitler das Vertrauen des von ihm versklavten Volkes votieren ließ. Für Thälmann hat ja außer der kommunistischen Parteipresse keine einzige Zeitung Stellung genommen, von allen anderen Parteien war gegen diese Kandidatur einmütig losgehackt worden. Bei Hitlers betrügerischem Volksentscheid schlug die gleichgeschaltete Presse unausgesetzten Trommelwirbel für ihren Herrn und drohte unverhohlen jedem, der nicht für ihn stimmen wolle, mit den neuen Todesarten. Mit dem erpreßten „Ja“ eines in tiefster Erniedrigung schmachtenden Deutschland ging Herr Hitler krebsen.

Was sagen die, die mit einem achselzuckenden „Immerhin“ das „Vertrauensvotum“ für Hitler zur Kenntnis genommen hatten, was sagen die dagegen, daß man einen, der das wirkliche und freiwillige *Millionenvotum* der Werktätigen Deutschlands besitzt, nun schänden und töten will?

Dem braunen Pack gibt der Widerspruch nicht zu denken, daß sie ihre Befragung des Volkes noch lächerlicher machen, wenn sie den, für den die Millionen aus freien Stücken gestimmt haben, zum Verbrecher stempeln wollen. Das braune Pack, das eine Arbeiterpartei zu sein vorgibt und eine „Revolution“ vollzogen zu haben behauptet, macht sich kein Gewissen daraus, einen deutschen Arbeiter, den Führer der deutschen Arbeiterrevolution zu meucheln.

Die „nationale“ und „soziale“ und „deutsche“ und „Arbeiter“-Partei entblödet sich nicht, Ernst Thälmann dadurch zu verhöhnen, daß sie in ihren bisherigen Veröffentlichungen immer darauf hinweist, aus welch kleinen Verhältnissen, aus dem Ham-

burger Hafenmilieu, dieser Mann abstammt, der eine Führerrolle spielen wollte. Eine schmierige Konjunkturwanze namens Georg Schwarz, Mitglied fast aller Parteien, hat das „Material“ gegen Thälmann in einem Buch „Völker hört die Zentrale“ zusammengetragen. Darin wirft er Thälmann vor, daß er in seiner Hamburger Zeit angeblich viel getrunken habe, daß er noch als Präsidentschaftskandidat die Würdelosigkeit besaß, auf den üblichen Gruß der Hamburger Zimmerleute mit dem gleichfalls üblichen, aber ordinären „Mors, Mors“ zu antworten, und daß in dem Zimmer, in dem man Thälmann verhaftete, ein Punktroller gefunden worden sei. Angeekelt von solchen Zuständen und von ehrlichem Antisemitismus beseelt, will sich Herr Schwarz schon längst von der KPD abgewandt haben und kann nur als Kronzeuge gegen sie dienen. (Wenn ihm beim Prozeß nur niemand die unangenehme Frage stellt, warum er noch vor anderthalb Jahren in der Literaturrubrik des „Simplicissimus“ so begeistert über Kisch geschrieben hat!)

Das sind die Instrumente, mit denen man Ernst Thälmann, einen der ehrlichsten, bescheidensten, gewissenhaftesten und intelligentesten Arbeiterführer, schlachten will.

Im Kampf, diese Greueltaten an dem Mann ihres Vertrauens zu verhindern, müssen sich mit der Arbeiterschaft alle Antifaschisten vereinen. Wenn sie sich in ihrer Aktion der Solidarität nicht von abgetakelten Bonzen und leisetreterischen Ministerkandidaten abhalten lassen, dann wird es ihnen nicht nur gelingen, Ernst Thälmann aus den Klauen der blutlüsternen Bestien zu befreien, sondern mit ihm auch Hunderttausende der besten deutschen Klassenkämpfer.

EIN JAHR „GEGEN-ANGRIFF“

Zum Geburtstag wünsche ich dem „Gegen-Angriff“, daß er bald in Berlin erscheine und Goebbels vergeblich einen Ort suche, wo er den „Gegen-Gegen-Angriff“ herausgeben könnte.

26. April 1934

Anderthalb Jahre lang hat diese Mordtat gedauert. Die Tage und die Nächte von anderthalb Jahren haben seine Meuchler ununterbrochen damit verbracht, das Opfer umzubringen. Stündlich ersannen sie neue Bestialitäten, um den, der schon zerprügelt, ertaubt und erblindet war, auch innerhalb zu beugen. Das ist ihnen nicht gelungen. Gelungen ist ihnen nur das, was Meuchelmördern gelingen kann, gelungen ist ihnen nur der Meuchelmord.

Tot ist Erich Mühsam, der Dichter. Seine Poesie war temperamentvoll und vielgestaltig, bald sang sie von Kampf und Revolution, bald scherzte und spielte sie. So war auch sein Leben. Kamerad Erich hatte zahllose Kameraden, Sankt Petrus Hille war darunter, der deutsche Verlaine, Paul Scheerbart, der Satiriker der Astronomie, die Brüder Hart, die Führer des deutschen Naturalismus, Frank Wedekind, der Sexualrebell, Kamerad Erich war jedermanns Kamerad, der der literarischen Größen und der ärmsten Unbekannten. Sein Temperament erschöpfte sich nicht in seinen Gedichtbänden, nicht in den Heften von „Kain“ und „Fanal“, die er von der ersten bis zur letzten Zeile schrieb, nicht in seinen Dramen vom „Judas“ und von „Sacco und Vanzetti“ – das alles war nur ein Teil. Er brauchte Freunde und Gesellschaft, und oft mochte sich in seinen Kreisen die Frage regen, was Erich Mühsam mehr sei, ein ironischer Bohemien oder ein unerbittlicher Rebell.

Solange er lebte und spöttelte, konnte er manche darüber hinwegtäuschen, daß es ihm blutig, tödlich ernst war um seine Überzeugung und nur um seine Überzeugung. Nun, da er starb wie ein Held, ist kein Zweifel mehr möglich.

Er, der Fin du siècle aus der Lübecker Apotheke in die Literatur entlaufen war, hat es nicht getan, um heilige Salben der reinen Ästhetik zu mischen, und auch reformistische Pillen gedachte er keineswegs zu drehen. Sein Herz zog ihn zu den Ausgebeuteten, sein Charakter zum Rebellentum. Die Sozialdemokratie seiner Zeit plätscherte kleinbürgerlich der Ministerfähigkeit und dem Kriege zu, er, einer, der im Stoßtempo schwimmen wollte, verabscheute das. Daß der Reformismus kein Marxismus war, daß er Verfälschung und Verwässerung, das Gegenteil von Marxismus war, wem war das damals sichtbar in Deutschland? Nur wenige kannten Lenin. Mühsam hatte Gustav Landauer getroffen und wurde Anarchist.

Als nach dem Krieg die marxistische Wahrheit für die Massen klar zutage trat, kam Erich Mühsam zu einer Erkenntnis, die er mannhaft aussprach: „Der Rätegedanke ist Überwindung des Staates, die Räterepublik, wie sie die Bolschewiki in Rußland aufgebaut haben, ist die Form der künftigen Gesellschaft, in der der arbeitende Mensch der allein bestimmende Mensch sein wird."

Und nach einem Treuegelöbnis für die gefallenen Vorkämpfer Liebknecht und Luxemburg, Landauer und Leviné und die vielen hundert anderen, die schon damals der Sache ihr Leben gegeben hatten, erklärte er: „Die Namen Anarchist oder Individualist sind mir nicht mehr wichtig. Ich will, ohne mich einer Partei zu verschreiben, den Weg der Revolution bereiten helfen und ihn mitgehen mit allen, die Kommunisten sind. Dieser Weg führt zur Vereinigung des Weltproletariats in der Dritten Internationale."

Und wirklich marschierten wenige außerhalb der Partei Stehende so treu an der Seite der Partei wie Erich Mühsam. Er rief seine Kameraden auf mitzumarschieren:

Schöpft nur aus allen Quellen Mut!
Ein jedes Kampfsystem ist gut,
Das nicht versagt vor den Gewehren!
Darum, solang kein Feind euch droht,
Verschont einander nicht mit Glossen.
Doch weckt euch einst der Ruf der Not,
Dann weh das einzige Banner Rot
Voran den einigen Genossen.

Wir dürfen auch am Grabe des fürchterlich ermordeten Erich Mühsam nicht verschweigen, daß manches gegen den Sinn dieser Verse einzuwenden ist. Zu gut wissen wir, wie viele subjektiv revolutionäre Gruppen und Parteien es im zaristischen Rußland gab, deren Kampfsystem versagte vor den Gewehren, zu gut wissen wir, wer dort nicht versagt hat vor den Gewehren, sondern gesiegt hat über die Gewehre, zu gut wissen wir aus Deutschland, wer nicht versagt hat vor Gewehren und schlimmeren Todeswerkzeugen. Und ist auch der Anarchist Mühsam unter denen, die nicht versagten, so sind es doch die Massen der marxistisch-leninistisch geschulten Kommunisten, die das Dritte Reich zu Verzweiflungspsychosen und tobsüchtigem Angstschießen zwingen.

Auch die Aufforderung ist anfechtbar, „solang kein Feind euch droht, verschont einander nicht mit Glossen". *Immer droht der*

Feind, und wenn man sich gestern mit „Glossen" gehöhnt, befehdet, verletzt hat, kann man morgen bestenfalls ein Mitkämpfer auf der Barrikade sein, keinesfalls aber ein hundertprozentig vertrauter und hundertprozentig solidarischer Genosse im langen unterirdischen Kampf.

Damit genug des Einwandes gegen ein Gedicht, das in die herrliche Aufforderung einmündet, *daß das einzige Banner Rot den einigen Genossen voranwehen möge*!

Erich Mühsam ging unter diesem Banner und nicht unter dem schwarzrotgoldenen oder blauweißblauen in die bayerische Räterepublik, er ging unter diesem Banner in den Kampf für die Befreiung des Kommunisten Max Hoelz.

Erich Mühsams Lieder singt die revolutionäre Arbeiterschaft. Sie ist es, in deren Gedächtnis ewig das Bild dieses Dichters und Kämpfers stehen wird, den braune Henkersknechte mit Stahlruten und Revolverschüssen zwingen wollten, das Horst-Wessel-Lied zu singen, und der mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte die *Internationale singt.*

WIR ARBEITEN IN EUREM SINN

Ihr könnt Euch nicht denken, wie gerne ich Eurer Einladung Folge geleistet hätte, wie gerne ich nach anderthalb schweren Jahren wieder einmal die Sowjetunion besucht hätte, wie glücklich ich gewesen wäre in einer Welt ohne Faschismus, ohne Reaktion und ohne nationalistische Verblendung, wie glücklich ich mich fühlen würde, für ein paar Wochen im Lande des sozialistischen Aufbaus unter Genossen zu sein.

Leider kann ich es nicht. Die Arbeit des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller verlangt von jedem von uns mehr Anspannung der Kräfte als je, wir bereiten eine Gewerkschaftszeitung der Schriftsteller vor, eine Broschüre für die Thälmann-Kampagne, halten den Kontakt mit den in Deutschland gebliebenen Genossen aufrecht, veranstalten Gedenkaktionen für die getöteten und Hilfsaktionen für die in Haft befindlichen Schriftstellergenossen und arbeiten in der Presse gegen die Bedrohung der Sowjetunion durch den japanischen Imperialismus.

Unter diesen Umständen kann ich leider nicht zu Euch kommen. Aber ich bin im Geiste bei Euch.

Seit eh und je bedurfte der abenteuernde Prätendent der Hilfe von Mystagogen. Sterndeuter, Goldmacher, Horoskopsteller, Wahrsager, Geisterbeschwörer und Hellseher hatten ihm mit ihren gauklerischen Prophezeiungen den Anhang derer zu schaffen, die niemals alle werden.

Hitlers Hellseher hieß Hanussen. Sein Einfluß auf die verwirrten kleinbürgerlichen Schichten war enorm, und dieser Einfluß wuchs noch nach Hitlers Machtergreifung. Hanussen verfügte, wie viele Seiten Bildreportage über seinen neuerrichteten Zaubertempel die illustrierten Zeitschriften bringen müssen, er machte an der Spitze der SA Razzien, um seine Konkurrenten zu mißhandeln und öffentlich zu demütigen, er setzte sich für sein Auftreten in der „Scala" ein noch nicht dagewesenes Honorar fest, er befahl die Entlassung von Redakteuren, die nicht hinreichend über seine Séancen berichteten, und die Gefangenen in den Konzentrationslagern und Gefängnissen bekamen, wenn ihnen die Lektüre von Zeitungen bewilligt wurde, nur den „Völkischen Beobachter" und Hanussens mit dem Hakenkreuz geschmückte Wochenschrift.

Am Tage vor dem Reichstagsbrand hatte Hanussen verkündet, „ich sehe ein großes Haus brennen". Diese Prophezeiung des Gastgebers und Geldgebers von Helldorf und andrer Nazigrößen hatte sich prompt erfüllt. Aber durch die letzte Nummer von „Hanussens Bunter Wochenschau", die uns in die Zelle geschoben wurde, gellte Hohn über seine Gegner von der Zeitung „Berlin am Morgen", die nun durch einen „einzigen Prankenhieb der erwachenden Nation" für immer und ewig mundtot gemacht seien, während sein, Hanussens, Stern sich leuchtend emporschwinge.

Ahnungsloser Hellseher! Während wir in Spandaus Kasematten diesen Ausbruch des Triumphes lasen, bereitete sich des Siegers Untergang vor; bald darauf verweste sein Leichnam im Gestrüpp des Waldes, letzter Freundschaftsbeweis seiner Freunde. Nicht weil er ein Betrüger war, hatte man ihn um die Ecke gebracht, sondern weil er ein Betrüger war, der von ihren Betrügereien zu viel wußte, deshalb brachten ihn seine Spießgesellen und Gläubiger um die Ecke.

Der, den besiegt zu haben die zukunftsverkündende Stimme so jubelnd hinausschrie, schreibt jetzt die grotesk-tragische Geschichte

von Hanussens Gaukler-Laufbahn. Bruno Frei schreibt sie ohne Schadenfreude, ohne Hohn, er schreibt sie nicht gegen Hanussen, er schreibt sie gegen die Lüge, die ewige Bundesgenossin der Reaktion.

Gewiß, Bruno Frei, der in einem jahrelangen publizistischen Kampf gegen Hanussen und dessen Hintermänner stand, läßt aus den Etappen dieses Kampfes Streiflichter aufblitzen, und mit Heiterkeit oder Erregung wird der Leser die Enthüllung von Hanussens Mätzchen beiwohnen. Aber nicht einmal darauf kommt es an, daß diese Methoden und die Frechheit ihrer Anwendung in mehr oder minderem Maß allen Hellsehern und anderen Volksbetrügern gemeinsam sind.

Ja, es kommt nicht einmal darauf an, aus der Darstellung Bruno Freis die wichtige Tatsache zu erkennen, daß ein politisches System, das sich zur Erlangung der Macht solcher Anhänger und deren Anhänger bedient, in den Augen aller ehrlichen und denkenden Menschen für immer gerichtet ist.

Worauf es ankommt, ist dieses: daß nur die Erkenntnis der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, nur das Verständnis vom Klassencharakter der Gesellschaft und die wissenschaftlich erhärtete Notwendigkeit von der revolutionären Lösung aller Probleme den Blick in die Zukunft gewährleistet.

AN DIE INTERNATIONALE ARBEITERHILFE

Amsterdam

Liebe Freunde!

Anläßlich des bevorstehenden 7. Internationalen Solidaritätstages, der besonders in diesem Jahre zu einem machtvollen internationalen Kampftag für die Befreiung aller politischen Gefangenen in Deutschland und für die Unterstützung der Opfer des Faschismus unter Mithilfe aller antifaschistischen Kräfte und aller Organisationen durchgeführt werden muß, möchte ich Euch mitteilen, wie sehr Gerald Griffin, der Delegierte von Neuseeland zum Melbourner Kongreß gegen Krieg und Faschismus, und ich, Delegierter des Weltkomitees zu diesem Kongreß, der Internationalen Arbeiterhilfe Australiens zu Dank verpflichtet sind.

Beiden Delegierten wurde als unerwünschten Ausländern von

der australischen Regierung die Landung verboten, und als sie sich diese erzwangen, wurden sie in Haft genommen und zu sechs Monaten Zwangsarbeit sowie zur Tragung der Kosten verurteilt. Eine ungeheure Bewegung der Arbeiterschaft, übergreifend auf die ganze Bevölkerung, veranlaßte die Regierung zu dem Plan, mich abzuschieben, und zwar auf einem Nazischiff. Dieser Plan, der Mord bedeutet hätte, wurde – dank den Matrosen des Nazischiffes, die die WIR (Workers' International Relief) sofort benachrichtigten – vereitelt. Die Kampagne der Arbeiterschaft endete damit, daß die Regierung die Kosten der viermonatigen Prozeßverhandlungen einschließlich unserer Anwälte bezahlte und uns, entgegen ihren offiziellen Erklärungen und entgegen den Protesten des deutschen Generalkonsulats, in Hunderten von Versammlungen gegen imperialistische Kriegstreiberei, gegen Faschismus und vor allem gegen den Naziterror und für die Freilassung Ernst Thälmanns sowie der anderen Gefangenen öffentlich sprechen lassen mußte.

An diesem Beispiel internationaler Solidarität war die Internationale Arbeiterhilfe, insbesondere in den Bergarbeiterdistrikten, hervorragend beteiligt. Sie arbeitete in wundervoller Weise mit den anderen proletarischen Organisationen Hand in Hand, nirgends gab es Rivalität, nirgends Reibereien, nirgends Kompetenzkonflikte.

Meinen Dank an die australische IAH habe ich dort abgestattet, indem ich auf die Tätigkeit ihrer Weltorganisation gegen den Naziterror, für die Unterstützung der Opfer des Faschismus hinwies, auf die Zeitschriften, Braunbücher, Zeitungen und Broschüren, die übrigens in Australien bekannt sind, ohne daß man aber weiß, daß sie in Massen in Deutschland illegal verbreitet werden.

Was die Einheit der Arbeiterschaft zu leisten vermag, haben Gerald Griffin und ich an uns selbst erfahren, aber daß auch in den großen und entscheidenden Kämpfen der Arbeiterschaft ohne internationale Solidarität kein Sieg erfochten werden kann, dazu bedarf es keiner Illustration. Das muß jedem Marxisten klar sein.

Deshalb brüderliche Grüße zum Internationalen Solidaritätstag.

Euer Egon Erwin Kisch

Gestatten Sie mir, einige Minuten der Skizze oder Reportage zu widmen, jener besonderen Form der Literatur, die alle bürgerlichen Ästheten als nicht vollwertig ansehen.

Um es beim richtigen Namen zu nennen: Die Reporter und Novellisten galten als die niedrigste Gattung der Zeitungsarbeiter, bis die Arbeit von Leuten wie John Reed und Larissa Reisner (ihnen schlossen sich auch die Sowjetschriftsteller Tretjakow und Kolzow an, ferner der deutsche Schriftsteller Holitscher, der Amerikaner Spivak, der Franzose Londres und viele andere) – bis die Arbeit aller dieser Leute zeigte, daß die Skizze, die auf Tatsachenmaterial fußt, nicht nur selbständig, sondern auch eine künstlerische Schöpfung sein kann.

Diese wilden Überfälle der Vestalinnen der bürgerlichen Kritik sind weniger eine Folge der Neuartigkeit als der Gefährlichkeit unseres Genres. Ich möchte ein Beispiel anführen. Vor drei Monaten war ich auf Ceylon. Auf dem Schiff las ich Bücher über diese Insel: die offiziellen Reiseführer und Reklamehefte der verschiedenen Reisebüros, ferner literarische Reisebeschreibungen. Als ich diese ganze Literatur der lebendigen Wirklichkeit gegenüberstellen mußte, wurde ich von Schreck und Ekel gepackt. Ich sah eine Insel, auf der vom Oktober bis zum Januar mindestens dreißigtausend Kinder an Malaria und Unterernährung gestorben waren, wo achtzig Prozent aller Kinder so sehr hungern, daß sie zu schwach sind, zur Schule zu gehen, wo man die Menschen täglich mit Ruten peitscht.

Was aber fand ich in den Reisebeschreibungen? Dort war von der Schönheit der Perleninsel die Rede, vom Brausen der Brandung, vom ewigen Rauschen des Dschungels, von den Trümmern der altertümlichen Kaiserpaläste und von Tausenden ähnlichen Dingen: eine blühende Natur, Überreste der prähistorischen Kultur – und kein Ton von dem abscheulichen, fürchterlichen Alltagsleben.

Wenn wir allerdings versuchen wollten, den Urhebern aller dieser Beschreibungen Vorwürfe zu machen, so würden sie uns nur erklären, daß sie doch nicht lügen, daß alle diese herrlichen altertümlichen Paläste und die wunderbare blühende Natur in Wirklichkeit existieren; mehr noch, sie würden gegen eine solche Verletzung ihrer dichterischen Freiheit protestieren: wie, erdreisten wir uns sogar

schon, ihnen die Thematik vorschreiben zu wollen! Und danach würden sie dann zum Angriff übergehen und erklären, sie seien vor allem Künstler, wir dagegen banale Demagogen, bar jeder Phantasie, trockene Rationalisten und ähnliches.

Wenn aber ein Mensch, der gesellschaftlich denkt, solche Dinge sieht, wie ich sie auf Ceylon sehen mußte, so wird er manchmal in Versuchung geraten, sie einfach zu registrieren, die Schrecken aufzuzählen – das heißt, tatsächlich in Banalität zu verfallen. Nicht weniger stark ist manchmal auch die Versuchung, in Tränen auszubrechen, angesichts des menschlichen Elends aufzuschreien und sich die gerechte Anklage der Demagogie zuzuziehen. Schließlich bleibt noch die Versuchung, diesen Tatsachen die Möglichkeit der unmittelbaren, selbständigen Handlung zu geben, sie, ohne das geringste hinzuzufügen oder fortzulassen, einfach niederzuschreiben – das heißt, sich tatsächlich jeder Phantasie bar zu erweisen.

Es ist schwer, liebe Genossen – viel schwerer, als viele von Ihnen denken –, die Wahrheit genau darzustellen, ohne die künstlerische Form und den Schwung zu verlieren. Skizze oder Reportage – das ist die Schilderung der Arbeit und des Lebens, wir aber wissen, welch graues ungefüges Material sie oft in unseren Tagen darstellen. Der Novellist, der sein Ziel erreicht, ist ein echter Künstler.

Für uns aber sind das Höchste der Mensch und das Leben. Ihnen, ihrem Leben und Bewußtsein muß unsere Literatur dienen.

REPORTAGE ALS KUNSTFORM UND KAMPFFORM

Auszug aus der Rede auf dem Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur

Die doppelte Tätigkeit, die dem sozial bewußten Schriftsteller gestellt ist, die des Kampfes und die der Kunst, würde in ihrer Einheit aufgehoben, sie würde in beiden Teilen wirkungslos und wertlos werden, wenn er in seiner Kunst oder in seinem Kampf zurückwiche. Nicht um formaler Wirkung wegen haben wir uns auferlegt, das Erbe der bürgerlichen Kunst zu verwalten und zu entwickeln. Nicht in der Hoffnung, vor dem Tribunal der herrschenden Ästhetik Gnade zu finden, haben wir zu *verabscheuen* all das, was wirklich banal ist, was wirklich demagogisch ist, was

wirklich plebejisch ist, was wirklich Phantasielosigkeit, was wirklich öder Rationalismus oder starrer Materialismus ist.

Mit allen unseren Kräften haben wir für den Ausdruck unserer Erkenntnis eine Form zu suchen, die allen idealen Gesetzen einer absoluten Ästhetik genügt. Wir sollen das, und wir tun das. Aber tun es auch die, die gegen uns die Vorwürfe erheben? Sie tun es nicht, und es wäre eine verlockende Aufgabe, in einer Literaturgeschichte aufzuzeigen, wie sich ihre hohe Literatur gegen die eignen Paragraphen versündigt, welch üble Phantasielosigkeit sich in ihr breitmacht, wie der Wille nach Karriere, Reichtum und Herrschaft über Frauen, also purer „Materialismus" in ihrem Sinne, die Helden ihrer Romane und demnach auch die Autoren bewegt, wie alles auf Tendenz, einer bewußten oder unbewußten, basiert ist.

Es gibt nicht nur die „hohe Literatur". Es wird nicht nur in der ersten Zeit der sozialistischen Gesellschaft besondere Literaturformen geben, die sich an eilige, noch ungeschulte, noch unentwickelte Leserschichten wenden, aber diese Literaturformen müssen einen Charakter tragen, jenem just entgegengesetzt, den sie heute in fünf Sechsteln der Welt tragen. Lassen Sie mich als Beispiel die Reportage heranziehen, eine besondere Kunstform der Literatur, die von den bürgerlichen Ästhetikern diskreditiert ist und in der Tat von den Schreibern ihrer eignen Welt herabgewürdigt wurde, daß selbst sie mit Geringschätzung auf sie herabsehen.

Der Reporter war als die niedrigste Spezies der Zeitungsschreiber verachtet, bevor die Werke eines John Reed und einer Larissa Reisner (zu ihnen gesellten sich die Russen Tretjakow und Kolzow, der Deutsche Holitscher, der Amerikaner Spivak, der Franzose Londres und viele andere) darüber belehrten, daß der Tatsachenbericht auch unabhängig und künstlerisch abgestattet werden könne. Und wer nicht durch sie darüber belehrt wird, hätte aus der feindseligen gehässigen Haltung der kritischen Tempelhüter darüber belehrt werden können.

Diese Haltung der kritischen Tempelhüter wandte sich nicht nur gegen das Neue, sondern vor allem gegen das Gefährliche. Lassen Sie mich ein Beispiel anführen: Vor etwa einem Vierteljahr war ich in Ceylon; die Bücher, die ich an Bord des Schiffes über dieses Land gelesen hatte, waren teils offiziöse Reiseführer und Propagandaschriften der Reisebüros, teils literarische Reisebücher. Bei der Konfrontation dieser Literatur mit der Wirklichkeit packte mich

helles Entsetzen. Ich sah eine Insel, auf der von Oktober bis Januar nicht weniger als dreißigtausend Kinder an Malaria und Unterernährung gestorben waren, eine Insel, auf der achtzig Prozent der Kinder wegen Unterernährung unfähig zum Schulbesuch sind, wo die Weißen die Prügelstrafe täglich praktizieren, eine Insel, auf der für die Einheimischen keine Arbeitsmöglichkeit besteht, weil man lieber Arbeiter vom indischen Festland importiert, die sich nicht organisieren dürfen, eine Insel, auf der Menschen Baumblätter und Gras knabbern, eine Insel, auf der jedermann auf Schritt und Tritt von Elend und Hungertod angestarrt wird.

Und was stand in den Reisebeschreibungen? Da war die Schönheit des perlenförmigen Eilands besungen, die Brandung des Meeres, das Ewigkeitsrauschen des Dschungels, die Ruinen des alten Kaiserschlosses und tausenderlei anderes von blühender Kultur, aber nichts von dem entsetzlichen, fürchterlichen Alltag.

Wenn wir nun den Autoren solches zum Vorwurf machen wollten, so würden sie nicht nur darauf hinweisen, daß sie nicht gelogen haben, daß alle diese vergangene Schönheit der Paläste und alle diese bestehende Schönheit der Natur wirklich vorhanden ist, sondern sie würden auch dagegen protestieren, daß wir ihre Freiheit zu beschränken wagen, indem wir ihnen die Themen vorschreiben. Und dann würden sie in den Angriff übergehen und sagen, daß sie eben Künstler seien und wir nur „banal", „demagogisch", „phantasielos" und weiß Gott was noch.

Nun liegt es allerdings für einen sozial empfindenden Menschen nahe, solche Tatsachen, wie sie in Ceylon auf uns einstürmten, einfach zu registrieren, die Greuel einfach aufzuzählen, wirklich banal zu sein. Nicht minder nahe liegt die Versuchung, zu schreien angesichts dieses Jammers, also in den Verdacht der Demagogie zu geraten. Nicht minder nahe liegt die Versuchung, diese gehäuften Fakten durch sich selbst wirken zu lassen, also phantasielos zu erscheinen.

Alle diese Versuchungen muß der wahre Schriftsteller, das ist: der Schriftsteller der Wahrheit, vermeiden, er darf die Besinnung seiner Künstlerschaft nicht verlieren, er soll das grauenhafte Modell mit Wahl von Farbe und Perspektive als Kunstwerk, als anklägerisches Kunstwerk gestalten, er muß Vergangenheit und Zukunft in Beziehung zur Gegenwart stellen – das ist logische Phantasie, das ist die Vermeidung der Banalität und der Demagogie. Und bei aller

Künstlerschaft muß er Wahrheit, nichts als Wahrheit geben, denn der Anspruch auf wissenschaftliche, überprüfbare Wahrheit ist es, was die Arbeit des Reporters so gefährlich macht, gefährlich nicht nur für die Nutznießer der Welt, sondern auch für ihn selbst, gefährlicher als die Arbeit des Dichters, der keine Desavouierung und kein Dementi zu fürchten braucht.

Es ist schwer, die Wahrheit präzis hinzustellen, ohne Schwung und Form zu verlieren; Reportage heißt Sichtbarmachung der Arbeit und der Lebensweise – das sind oft spröde, graue Modelle in den heutigen Zeitläufen.

Wahrheit ist das edelste Rohmaterial der Kunst, Präzision ihre beste Behandlungsweise. In den Ländern, in denen die Freiheit darniederliegt und die Tyrannei herrscht, das kann auch der Unpolitische erkennen, dominiert in der Literatur gefühlsbetonte Verschwommenheit, mystisches Schwärmen für Blut und Boden und dergleichen, weil kein Problem des Lebens angeschnitten werden darf.

Uns aber stehen der Mensch und das Leben am höchsten, ihnen, ihrem Sein und Bewußtsein soll unsere Literatur dienen.

ZUM KONGRESS DER SCHRIFTSTELLER

Liebe Freunde!

Das haben wir nicht erwartet!

Wir wußten, daß die geistige Welt mit uns in einer Front steht. Aber wir wußten nicht, daß alle kommen, alle sich so entschieden einsetzen und so entschlossen kämpfen würden, wie sie es in diesen Tagen getan haben. Dieser Kongreß ist von historischer Bedeutung. Alle Teilnehmer werden gestärkt und ermutigt aus ihm hervorgehen, denn sie haben gesehen, wie groß die Front ist, in der sie kämpfen.

DEUTSCHE SCHRIFTSTELLER AUF DEM KONGRESS

Das Gesetzbuch für den Künstler ist die Ästhetik. Er muß erkennen, daß ihn die herrschende Klasse der bürgerlichen Gesellschaft nötigt, an ihrem Überbau mitzuarbeiten und sie zu schützen. Im Zeitalter

der Prosperität wird Künstlern ein gewisser Spielraum gelassen. Ihre Rolle ist es, die Freuden des freudlosen Lebens zu schildern. Der fromme Dichter und der Bohemien stehen in Kurs. Aber unerbittlich und drakonisch sind die ästhetischen Gesetze gegen den Schriftsteller, der zugleich Gesellschaftskritiker ist. Er wird verfemt, sein Werk herabgewürdigt. Um so mehr ist dem sozial bewußten Schriftsteller die Aufgabe gestellt, zugleich Kämpfer und Künstler zu sein.

LIEBER GENOSSE ERNST THÄLMANN

Du sitzt allein in Deiner Marterzelle, und Du weißt nicht, wie viele bei Dir sind.

Laß mich es Dir sagen, wenn Du wohl auch nicht erfährst, was ich Dir sage.

Vor einigen Monaten fuhr ich nach Australien, ich war Delegierter des „Weltkomitees gegen Krieg und Faschismus". Auf Intervention der Nazivertretung wurde mir im ersten Hafen Australiens erklärt, ich dürfe nicht landen, müsse am Schiffe bleiben. Wo immer das Schiff in den Häfen sich zeigte, so weit draußen in den Buchten es auch lagern mochte, war es von Booten umzingelt, welche ihre Sympathie mit den unterdrückten deutschen Arbeitern ausdrückten und die Landung des antifaschistischen Delegierten verlangten.

Was stand auf den Fahnen, die sie schwangen, was stand auf den Bannern, die sich über die Boote spannten? Auf ihnen stand: *„Freiheit für Thälmann!"*

Diese Fahnen waren nicht zum Gruß für den Delegierten, waren nicht für den Protest gegen seine Anhaltung hergestellt worden. Diese Fahnen werden immer geschwungen, wenn sich ein deutsches Schiff in den Gewässern des Pazifik zeigt, kläglich weht der Fetzen mit dem Henkerkreuz der Nazis inmitten dieses stolzen Schwingens von roten Fahnen, auf denen der Name steht: *Ernst Thälmann.*

Du bist *der* deutsche Arbeiter, und deshalb wollen sie Dich morden, die Schutztruppen der Herren Thyssen, Krupp, der Banken und der Junker.

Du bist *der* deutsche Arbeiter, Du bist der Repräsentant des deutschen Proletariats, Du bist der Führer der Antifaschisten, Du bist der Name der Namenlosen, Du bist das Sinnbild der Tausenden,

die zu Tode gepeinigt wurden, und derer, die diesem Schicksal gemartert entgegenharren.

Überall, wohin man in der Welt kommt, in Indien, in Australien, in Ceylon, fragen mich die Arbeiter: *Was wird mit Ernst Thälmann geschehen?*

Obwohl die Nazis schäumten, erzwang die Arbeiterschaft Australiens meine Landung, ich sprach in hundert Versammlungen, in manchen überstieg die Hörerschaft dreißigtausend Menschen. Und überall sprach man von Dir, fragte man nach Dir, Genosse Thälmann.

Als ich Australien verließ, mußte ich noch im letzten Hafen, in Fremantle, eine Versammlung vor den Hafenarbeitern abhalten, und ich sprach nur über Dich, den Hafenarbeiter Ernst Thälmann. Diese Deine fernen Kollegen und Genossen sandten Dir ein Telegramm der Liebe und der Solidarität. Du wirst es nicht bekommen haben, aber Deine Kerkermeister und ihre Herrscher haben es wohl gelesen ...

Auch Matrosen von deutschen Schiffen kamen zu uns und boten uns die Bruderhand. Sie arbeiten für den Sturz der Blutherrschaft in Deutschland, so gefährlich es für sie auch ist. Ein junger Genosse vom Nazischiff erzählte uns über ihre Arbeit, und er schloß seinen Bericht mit den Worten: „Ein Telegramm an Teddy können wir freilich nicht schicken, so gerne wir's auch möchten."

Genosse Ernst Thälmann, in der Zelle, in der Du allein sitzt, sind Millionen mit Dir.

GEIST GEGEN MACHT

Zum Internationalen Schriftstellerkongreß für die Verteidigung der Kultur

„Das alte Europa unterhält sich nicht mit Geistern", stand vor zehn Monaten an dieser Stelle in dem Bericht über den Unionskongreß der Sowjetschriftsteller.

Inzwischen haben der Geist und seine Träger getan, was allein diesen Zustand ändern konnte: Sie haben sich ungefragt zum Wort gemeldet, und sie haben das „alte Europa" zur Diskussion gezwungen, indem sie ihrer Meinung über die Bedrohung der Kultur Ausdruck gaben, wie auch ihrer Überzeugung, daß und mit welchen Mitteln gegen diese Bedrohung angegangen werden kann. Der

internationale Kongreß, der unter der Parole „Für die Verteidigung der Kultur" die Repräsentanten der Literatur, die Repräsentanten von dreißig Literaturen, zu einer fünftägigen und fünfnächtigen Aussprache in Paris vereinigte, hat mit seinem Echo selbst an das finstere Herz Europas, das Dritte Reich, gerührt. Der Kongreß war eine Maßnahme des Geistes gesellschaftlichen Mächten gegenüber, die ihn zunächst als überflüssig behandeln und ihn schließlich in seinen entschiedensten Vertretern vertreiben oder vernichten.

Das Pariser Parlament der Literatur hat die Existenz der Literatur – die nach einem Wort Ehrenburgs nicht notwendig zur bürgerlichen Gesellschaft von heute gehört – dokumentiert. Doch das „Wir sind da" der von der Gesellschaft als überflüssig Erklärten und aus manchen Ländern schon Abgeschafften war nicht etwa ein müdes „Wir sind noch da" solcher, die vom nahen Ende ihres Daseins überzeugt sind. Dieser Ton tragischer Resignation mochte bei einigen aufklingen, die Mehrheit der Schriftsteller legte auf dem Kongreß ein Bekenntnis zur geistigen Existenz ab. Nun aber heißt Sein – Handeln; wer seine Existenz behaupten will, muß die ihr entsprechende Funktion ausüben. Die Ausübung dieser Funktion aber verlangt einen Raum, ein Bewegungsfeld, in dem sie betätigt werden kann. Wenn man sich zur Verteidigung der Kultur stellt, hat man nicht bloß das kulturelle Erbe zu verteidigen, sondern ebenso das in der Gegenwart kulturell zu Schaffende.

Das ist selbstverständlich. Aber die Verwirrung der Zeit hat es mit sich gebracht, daß viele Leute belieben, auf dem Kopf zu gehen und sich über jene zu entrüsten, die auf ihren Beinen einherspazieren. Immerhin durchschauen andere die Gegenwart so weit, daß sie erkennen, wie sehr in ihr der Geist als unerwünschter Gast betrachtet wird oder als lästiger Ausländer. Aber viele von ihnen wissen nicht zu unterscheiden zwischen dem, was an überschattender Gewalt der Vergangenheit dem Geist in der Gegenwart den Platz raubt, und dem, was an Kraft der Zukunft gegen diese überschattete Gegenwart rebelliert. Sie flüchten ins Niemandsland einer sich als soziale Klasse selbständig dünkenden Intelligenz. Zersiebt von den Schüssen, die zwischen hüben und drüben gewechselt werden, reden diejenigen vom Selbstmord der Intelligenz, die sich selbst die Schlinge um den Hals legen, und zwar dadurch, daß sie es ablehnen, einen Raum zu suchen, wo sie ihre Funktion ausüben können.

Der Ernst, die zupackende Menschlichkeit einiger Reden zeigten, daß auf dem Kongreß mancher Schriftsteller war, der all seiner Kraft bedurft hatte, über diesen Punkt hinwegzukommen. Aber damit, daß er auf diesem Kongreß sprach, bekundete er, wie sehr für ihn das Problem in eine neue Lage gerückt war. Wie immer seine Rede Antwort auf die Zeit zu sein sich bemühte – wichtiger als die Antwort war die ihr zugrunde liegende Frage, ob nicht etwa jene Ordnung überflüssig und abschaffenswert sei, deren Aufrechterhaltung die Schriftsteller überflüssig macht, und jene, die sich damit nicht abfinden, abzuschaffen trachtet.

Die Frage war richtig, die Antwort war oft von beruhigender Naivität. Von „beruhigender ..."? Ja. Denn ist es nicht beruhigend, daß der weise Kopf, plötzlich vor sich selbst geschlagen, zwar mit Begriffen operiert, die er noch nicht kennt, die er aber morgen kennenlernen wird?

Aldous Huxley, verehrter Führer einer modernen Literatur, sprach voll Verantwortung: Zu jedem Wort, das er für den Propagandazweck der Literatur in die Waagschale warf, legte er das Gewicht der Zitate aus klassischen Meistern. Und dann sagte er, pessimistisch, fast verzweifelt, daß die gelesensten und erfolgreichsten Bücher unserer Zeit ein Antikriegsbuch von Remarque und ein internationalistisches Buch von Wells seien, und siehe da, nie war der Kriegsgeist stärker als heute, nie der Nationalismus. Sicherlich würde er uns für banal halten, wenn wir ihm entgegneten, daß wir schon vor vielen Jahren aufzeigten, wie wenig Remarque den Krieg traf und wie wenig Wells die Internationalität und den Sozialismus erkannte. Huxleys Theorie war von der Wirkung Voltaires gestört – deshalb erklärte er, Voltaires Wirkung sei in den letzten Jahren seines Lebens im Volke tot gewesen. So tot möchten wir alle sein, wie Voltaire es war ..., ihm folgte 1789. Robert Musil meint, das kulturelle Schaffen sei an das Individuum gebunden. An wen und was das Individuum gebunden sei, wollte er nicht sagen. Statt zu erklären, daß die Bedingungen der persönlichen Schaffenskraft von der Kultur abhängig sind, erklärte er das Gegenteil oder behauptete wenigstens, für das Werden einer Kultur seien die Bedingungen wirksam, denen die persönliche Schöpfungskraft unterworfen ist. „Manche geschichtlich mißbrauchten Begriffe kehren hier in ihrer Ursprünglichkeit, als psychologische, wieder." Man sieht, das soziale Problem ist dem, der bisher ein asozialer Problematiker war,

vollkommen neu. Aber er kann ihm nicht entrinnen. Die Hiebe, mit denen man in deutschen Konzentrationslagern die Haut des Denkers und seine Nieren zerschlägt, müssen nicht nur die psychologischen Begriffe des Gepeinigten ändern, nicht nur seine „persönliche Schaffenskraft", sondern auch die eines jeden, der nicht blind und taub ist.

Viele Antworten waren stockend, zögernd, tastend, aber je mehr sich der Kongreß konsolidierte, desto klarer wurden die Erkenntnisse und Formulierungen. Wer konnte sich der Wirkung entziehen, als plötzlich – sein Auftauchen war von niemandem bemerkt worden – einem Mann mit schwarzer Brille und ohne Namen das Wort erteilt wurde, einem Schriftsteller, der in der Nacht vorher illegal aus Deutschland gekommen war, wo er illegal schreibt und illegal lebt und wohin er illegal zurückkehren wird. Er berichtete, was dort, hinter Stacheldraht und vor dem Mordgerüst, das literarische Wort bedeutet ... Kein Atmen war zu hören in der Halle, auch Franzosen, Engländer, Amerikaner, Spanier, Rumänen verstanden ihn. Als er geendet hatte, übersetzte André Gide seine Worte. Wer fühlte nicht das Symbolische dieser Übersetzung: Der repräsentative Franzose verdolmetscht den namenlosen Deutschen, der sein „individuelles Gesicht" ausgelöscht hat.

Mit einer deutschen Verbeugung nimmt Heinrich Mann eine Demonstration der Solidarität entgegen, die nicht nur ihm, nicht nur den in der Emigration kämpfenden deutschen Schriftstellern gilt, sondern dem wahren Deutschland.

Deutsche Schriftsteller überreichen Henri Barbusse und André Gide ihr neuestes kollektives Werk: eine auf Dünndruckpapier gedruckte Anthologie, „Deutsch für Deutsche", die in Tausenden von Exemplaren in Deutschland illegal verbreitet wird. Auch die Behutsamsten müssen erkennen, welch überzeugende Antwort dies auf die Frage ist, ob sich der Geist zu wehren vermag, ob die Literatur noch Aufgaben hat.

Die Entscheidung lautet: nicht Selbstmord, sondern Behauptung der geistigen Existenz. Es erhöht und erhärtet den Wert dieser Entscheidung, daß der Geist sich bewußt war, durch seine Verteidigung die Existenz der Ordnung zu bedrohen, die seine Existenz bedroht, daß er, seine Funktion ausübend, dem Bestand dieser Ordnung als einem unveränderlichen Zustand entgegenwirkt und über ihn hinaus wirkt.

Die Kraft zu solcher Entscheidung konnte nicht nur aus dem Lebenswillen der Geistigen allein kommen. Den Mut zu ihr zwang die Erkenntnis auf, daß es nicht nur das Erbe der Kultur zu bewahren, nicht nur die geistige Existenz zu verteidigen gilt, sondern daß die Erfüllung der Forderung garantiert werden muß, der Forderung, den Menschen nicht in geist- und geschichtslose Barbarei versinken zu lassen.

Mit der Übernahme solcher Verantwortung findet der via facti als überflüssig erklärte Geist auch wieder seine Funktion. Das brachte überzeugend und unvergeßlich eine Wechselrede zwischen Gide und Malraux zum Ausdruck. Sprach Gide von der Unmöglichkeit für den Schriftsteller, für die bürgerliche Gesellschaft zu schreiben wie für das unterdrückte Proletariat von heute, so durfte Malraux, bedankt vom Beifall der Studenten, Arbeiter und Soldaten auf der Galerie, mit Recht antworten, daß es auch heute eine Möglichkeit der „communion" des Schriftstellers mit dem Volke gäbe, nämlich in der Gemeinsamkeit des revolutionären Willens.

Die Aufgabe des Geistes im Kampf gegen die ihn bedrohenden Mächte konnte klarer nicht ausgedrückt werden. Sie hätte so klar nicht ausgedrückt werden können, wäre nicht die Durchführbarkeit dieser Aufgabe greifbar veranschaulicht worden auf dem Kongreß in dem Beispiel jener Schriftsteller, die nicht als Überflüssige gekommen waren, sondern als Repräsentanten einer Ordnung, in der dem Geist die größten Aufgaben gestellt werden und in der der Schriftsteller nicht nur notwendig, sondern wichtig ist. Der Jubel, mit dem man sie – die Literaturarbeiter der Sowjetunion – begrüßte, war ein anderer als der, der ihnen noch vor wenigen Jahren gegolten hätte. Nicht nur der Sozialismus hatte allen „Unpolitischen" praktisch vor Augen geführt, was er für die Entwicklung der geistig Gewillten bedeutet, sondern mit nicht minderer Deutlichkeit hatte der Faschismus das grauenhafte Gegenbeispiel geliefert.

„Faschismus oder Kommunismus?" So schrien die Titel in den französischen Zeitungen und Zeitschriften den Bericht über den Literatur-Kongreß aus. Diese Formulierung schießt über das Thema des Kongresses hinaus, es war kein eigentlich revolutionäres. Der Kongreß wollte „die Kultur verteidigen", die Defensive des am Leben bedrohten Geistes organisieren, den Humanismus erwecken, freilich keineswegs den eines Petrarca oder eines Erasmus. Aber man

muß der Pressesensation zugute halten, daß der Hieb die beste Verteidigung ist, der Vormarsch die wirkungsvollste Art der Defensive.

Ist der Geist noch stark genug zu diesem Marsch, Unabsehbares fordernd an Kraft, Opfermut und Ausdauer?

Welch ein Ja gab der Kongreß auf diese entscheidende Frage!

BODO UHSE: „SÖLDNER UND SOLDAT“

Wie konnte es sein? Wie konnte es geschehen, daß Germania sich vom blutigen Faschismus Gewalt antun, sich zu dem machen ließ, was sie heute ist? Überall in der Welt stellt man uns die Frage, die wir denn auch beantworten. Aber wenn wir wieder allein sind, stellen wir sie uns selbst: Wie konnte es geschehen ...

Gewiß, wir kennen die ökonomischen Ursachen, die Weltkrise, in Deutschland infolge Krieg und Versailles noch weltkritischer als sonstwo, wir kennen die Massaker, verübt von den Ebert und Noske und anderen führenden Scheidemännern am Proletariat, wir kennen dessen Entwaffnung durch den Zörgiebel der SPD, die Diskreditierung des Marxismus durch die als Marxisten maskierten Regierungs-, Polizei- und Gewerkschaftsbonzen, wir kennen die Geldzuwendungen, die Waffenlieferungen der Kapitalisten an Hitler, den Osthilfeskandal – wir kennen alle Komponenten des stinkenden Mistbeets, auf dem die Saat der Barbarei lebensgroß emporschoß.

Aber von dem, was sich zwischen Saat und Reife vollzog, ist uns wenig bewußt. Da waren junge Menschen, deutsche junge Menschen, zuerst Tausende, dann Zehntausende, dann Hunderttausende, die sich freiwillig zum Drill in Reih und Glied, zu blutigem Söldnertum hergaben. Mit Schlagworten wie „Freude am Soldatenspiel“ oder „Lust am Abenteuer“ oder „Verhetzung durch nationalistische Phrasen“ ist noch nichts oder nicht alles erklärt. Wir möchten wissen, woher sich die Verbände rekrutierten, was sie taten, was sie dachten, was sie fühlten.

Bodo Uhse, einer von jenen, die sich vom nationalistischen Söldnertum frei machten und sich als Soldaten in die Reihen der kämpfenden Arbeiterschaft stellten, gibt uns in einer Chronik Aufschluß über den Troß, der Hitler in den Sattel half, um von ihm

überritten zu werden. In diesem Buch „Söldner und Soldat“ ist mehr von den Söldnern des Kapitals als von den Soldaten des Proletariats die Rede, oder, genauer gesagt, die Söldner sind von einem der ihren, von innen heraus gesehen, während die Arbeiterschaft nur in ihrer Rolle als Gegner der nationalen Verbände und in ihrer Wirkung auf deren uniformierte Söldner gezeigt wird.

Und das ist das Wichtige an diesem Buch: daß es nicht (wie es etwa Remarque tut) vergangene Ereignisse mit einer Einstellung und mit Erkenntnissen darstellt, die erst zehn, fünfzehn Jahre später für die Allgemeinheit zutage traten. Bodo Uhse, das „Ich“ der Chronik, ist in dieser Chronik Mitglied des „Bundes Oberland“, ein ehrliches, überzeugtes Mitglied, und wird Nationalsozialist, wenn auch ein solcher Strasserscher Prägung und gegen Hitler, mit dem er es persönlich zu tun bekommt, ironisch eingestellt. Als „Oberländer“ und nationalsozialistischer Stadtrat und Redakteur versteht er die Feindschaft der Arbeiter gegen die Nazis nicht, er möchte die Arbeiter, die von seinen Kameraden nur verachtet werden, fürs Hakenkreuz gewinnen.

Diese damalige Haltung beschönigt er auch heute nicht, dieweil er uns auf seinen Werdegang führt. Im Gegenteil. Es ist eine Szene da: Bodo Uhse sitzt einer Massenversammlung vor, in der die Kommunisten sich das Wort erzwingen. Er hört die kommunistische Argumentation, sie spricht aus, was, wenn auch wirr und chauvinistisch, einigen seiner Freunde aus dem Strasserkreis vorschwebte und weswegen diese von den Herren des Braunen Hauses gerüffelt wurden, und auch der rote Redner in der Naziversammlung lehnt den Strassersozialismus scharf ab. Aber es ist eine andere Ablehnung als die aus dem Braunen Haus. Pg. Uhse auf dem Podium hört zuerst zähneknirschend zu, dann aufhorchend, dann interessiert. Es dämmert ihm auf, daß die Männer um den Kommunisten Heuk doch etwas anderes sind als Radaubrüder. Er merkt allmählich auch, daß sie ihre Sache mit zwingender Logik zu vertreten verstehen. Nachher beginnt er, ungeheuer erregt, zu begreifen, daß diese Rede recht hat, ja, es wird ihm klar – daß die Kommunisten recht haben. Und wie hat der Nationalsozialist Uhse auf diesen Stoß gegen seine Überzeugung reagiert, wie stellt er uns heute, da er an unserer Seite ficht, dar, in welcher Weise er darauf reagiert hat? Beschönigt er? Nein: „Mein Kopf brannte, mühsam drehte ich mich um zu Rauh, dem SA-Führer, und würgte, während ich ihn in

plötzlicher Wut mit der Faust vor die Brust stieß: ‚Seid ihr denn ein Gesangverein? Haut sie raus, zum Teufel!‘"

Wie viele Tausende, Zehntausende von Nazis mögen in Deutschland das gleiche fühlen und in gleicher Weise handeln. Da wird „einer von der Kommune" vorgeführt, also einer, der seiner Überzeugung gemäß handelte, aller Gefahr zum Trotz, die Nazis umstellen ihn, er wird verhört, gefragt. Er schweigt, obwohl man ihn bespuckt und besudelt, er schweigt, obwohl man ihn auf die Schädeldecke schlägt, ihm die Knochen bricht. Er verrät nichts und keinen, trotz allen Martern. Die Naziproleten fühlen den ungeheuren Heroismus, sie schämen sich ihrer selbst und – schlagen noch wütender zu, „haut sie, zum Teufel", sie hauen, zum Teufel, damit der Held und mit ihm das Gefühl ihrer eigenen Scham verrecke. Sie töten freilich nur den Helden, nicht das, was er vertritt, und nicht das, was sie töten wollen: ihre dämmernde Erkenntnis. Früher oder später werden Hunderttausende den Schritt aus dem braunen Pferch in die rote Welt tun, den Schritt, den der Vorsitzende der Naziversammlung tat, gar nicht lange, nachdem er den Befehl zum Losschlagen gegen die Roten gegeben.

Dieser Schritt Bodo Uhses vom Nazipodium zur Arbeiterklasse war ein schwerer, ein schwerer Schritt, ihn zu motivieren und zu erklären, wie und wo sich Uhse fand, als er den Schritt getan, dazu bedarf es eines neuen Buches.

So ist „Söldner und Soldat" kein Buch, aus dem wir uns selbst kennenlernen können, sondern ein großes und großartig geschriebenes Buch über unseren Gegner, über seine Stärken und Schwächen, und als solches von Wichtigkeit.

EIN BRIEF AN DAS WELTKOMITEE GEGEN KRIEG UND FASCHISMUS

Werte Freunde!

Mit herzbeklemmenden Befürchtungen hatten wir in der Presse die Nachricht von der Erkrankung unseres Henri Barbusse gelesen – und heute kommt die Nachricht ...

An die Stelle der Befürchtung tritt ein tiefer, ein unsagbar tiefer Schmerz.

Welch ein Großer, welch ein Guter, welch ein Unersetzlicher ist

es, dem da in der vordersten Reihe der geistigen Front Waffe und Schild entsanken!

Die Literatur aller Richtungen wird heute seinen Nekrolog schreiben, seine Bücher nennen, „L'Enfer“, „Le Feu“, „Élévation“, „Clarté“, „Jésus“, „Faits divers“, „La terreur sur les Balcans“ und „Stalin“.

Uns aber war er mehr. Es ist wahr, daß „Le Feu“ das größte und beste Kriegsbuch war, erschienen inmitten von Blut und Lüge. Es ist wahr, daß er darin programmatisch und prophetisch den Kriegsschrei des Friedens erhob: Liebknecht!

Es ist wahr, daß dieses Buch eine Tat war, die größte literarische Tat des imperialistischen Krieges. Hunderttausende, Millionen fühlten das mit. Aber da der Krieg zu Ende geschossen war, wo waren sie, die mit Liebknecht und Barbusse gefühlt hatten, wo standen sie, als Liebknecht, der recht behalten hätte, von neuem seine Stimme zum Recht erhob?

Barbusse hatte die Konsequenz gezogen aus dem, was er gesehen und niedergeschrieben, er ging mit Liebknecht, er ging mit ihm über dessen Tod hinaus.

Und das war Henri Barbusses Größe.

Er hat den Nobelpreis des Friedens nicht bekommen, den Preis, den er schon 1916 als einziger verdient hätte und auf den er in den zwanzig Jahren hernach als erster den Anspruch erheben durfte. Er hat ihn nicht bekommen, denn er war kein Minister, sondern ein revolutionärer Kämpfer für den Frieden.

Alle erdenklichen Opfer hat er diesem Kampf gebracht. Das schwerste war, daß er seine Literatur zurückstellen mußte. Als ich vor einigen Monaten aus Australien zurückkam, landete das Schiff an der adriatischen Küste, wo Barbusse zwischen roten Felsen sein Haus hatte. Wir sprachen dort von politischen Aufgaben, von seiner bevorstehenden Reise zum Völkerbund wegen Äthiopiens, vom vorbereiteten Literaturkongreß in Paris, von der Notwendigkeit, alte Feindschaften zu überwinden, um einer Einheitsfront gegen Krieg und Faschismus willen, von der Kampagne zur Rettung Ernst Thälmanns und der tausend anderen in den Marterkammern des Dritten Reichs.

Als aber vor dem Haus das nasse Spiegelbild der untergehenden Sonne violett glitzerte wie eine Glaskugel in einem Garten, begann Henri Barbusse von seinem nächsten Buch zu träumen, einem

synchronistischen Roman, der zeigen sollte, wie sich individuelles Schicksal auf allen Erdteilen zu gleicher Stunde unter gleichen Bedingungen vollzieht. Es war ein altes Projekt. Henri Barbusse holte riesige Blätter hervor, die mit Strichen und winzigen Buchstaben bedeckt waren – der Plan.

Henri Barbusse hat ihn nicht ausführen dürfen. Sein letztes Buch ist das Stalin-Buch, das Werk über den großen Menschen im großen Kollektiv. Von allen Biographien unserer biographienhungrigen Zeit ist es die wichtigste und großartigste, denn sie ist geschaffen aus Solidarität zum Modell und aus Hingabe zur neuen Menschheit.

Ich wagte nicht, Henri Barbusse, dir ins Gesicht zu sagen, wie herrlich dieses Buch ist, an deiner Bahre muß ich es sagen.

„An deiner Bahre ..." Wie fürchterlich sind diese Worte, wie fürchterlich ist es, daß Henri Barbusse, der Mann, der sich in Hingabe verschwendete, im Feuer verzehrte, nicht mehr lebt ...

Es bleibt uns nichts, als ihm Treue zu wahren, den Weg seines Werkes weiterzugehen.

31. August 1935

ÜBER DIE UNIVERSUM-BÜCHEREI

Die Universum-Bücherei hat die Aufgabe, eine Genossenschaftszentrale auf geistigem Gebiet zu sein. Und eine solche ist mehr vonnöten als jede andere. In der bürgerlichen Welt ist das Verlagswesen auf den tiefsten Punkt privater Willkür herabgesunken, das Buch wird nur als Ware nach seinem Geldwert gemessen, unter Unmengen verdummenden Schundes werden nicht selten auch gute Bücher gedruckt, weil sie Anklang bei den Massen versprechen. Es ist für den Leser schwer, zu wählen und zu finden. Nur eine proletarische Buchgemeinschaft kann das in ihrer Produktion konzentrieren, was lebenswichtig und erhaltenswert ist, und die Universum-Bücherei hatte diese Aufgabe in Deutschland großartig in Angriff genommen. Es war ihr Verdienst und der Stolz des intelligenten Arbeiters, insbesondere des Jungarbeiters, daß er in seiner Kammer die gut ausgestatteten Meisterwerke eines Marx, Engels, Lenin und Stalin, aber auch die eines Franz Mehring, eines Gorki, eines Barbusse, eines Upton Sinclair und aller Meister stehen haben

konnte, die für ihn und seine Klasse die Waffe der Feder geführt haben. Wäre ohne den Bildungshunger des deutschen Arbeiters und ohne die Befriedigung, die die proletarischen Verlage und vor allem die Universum-Bücherei diesem Bildungshunger gewährt haben, der geistig fundierte heroische Widerstand möglich, der mit illegaler Propaganda in Deutschland tagtäglich und nachtnächtlich gegen die Nazityrannei geführt wird?

Die Aufrechterhaltung der Universum-Bücherei gehört zu jenen Aufgaben, mit denen wir den Einzug des Sozialismus in Deutschland vorzubereiten haben.

DREI VIERTEL DES VIERJAHRESPLANS

Jemand in Berlin hatte Anfang 1933 ein Zimmer in einer Gegend gemietet, wo er und seine Gesinnung weniger bekannt waren.

Als Hitler zum Kanzler ernannt worden war, fragte der neue Mieter die Hausfrau, ob er am Abend ins Wohnzimmer kommen dürfe, um am Radio die Rede Hitlers zu hören.

Zur nicht sehr angenehmen Überraschung war, als der Mieter eintrat, die ganze Familie vor dem Radio versammelt, nicht nur Hausherr und Hausfrau, sondern auch der Sohn Hans, ein Ingenieur, der beschäftigungslos war und deshalb im Lederwarengeschäft seines Vaters aushalf, die verheiratete Tochter und ihr Mann, ein Arzt, dessen Mensurnarben die jüdischen Gesichtszüge zwar durchstrichen, aber nicht unlesbar machten, und die ledige Tochter Marie-Lore, gleichfalls arbeitslos, aber sie verdiente sich etwas Geld mit dem Abschreiben von Doktorarbeiten und literarischen Manuskripten.

Hitler hielt seine Rede, sie wurde von den im Sportpalast Versammelten durch minutenlanges ekstatisches Beifallsgetöse unterbrochen, und auch die Hörer hier im Zimmer nickten bedeutsam ihre Zustimmung, obwohl vom Redner eigentlich nichts Positives, nichts Programmäßiges geäußert wurde.

Nur eines sprach Hitler deutlich aus, und um dieses eine drehte sich das Gespräch, das begann, nachdem die Rede beendet war und man den Gast freundlich zum Bleiben zwang.

Dieses eine war die Ankündigung eines Vierjahresplans. Vier Jahre verlangte der neue Kanzler, um alle Folgen der Systemregie-

rung beseitigen zu können und die deutsche Volksgemeinschaft herzustellen.

Dem Sohn des Hauses war das nicht ganz recht. Hitler hätte erklären sollen, daß er sofort Gregor Strasser damit betraue, die Nationalisierung der deutschen Wirtschaft, die Beschlagnahme des raffenden Kapitals, die Aufteilung des großen Landbesitzes, die Entlassung der Parteibuchbeamten, die Beseitigung des Erbrechts durchzuführen, damit der Unterschied zwischen arm und reich, so wie es versprochen war, ohne Verzug liquidiert werde.

Na, na, unterbrach der Vater, so schnell gehe das alles nicht, es werde nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird, Hans solle doch nicht vergessen, daß Hugenberg auch noch ein Wörtchen mitzureden habe. Gut Ding wolle Weile haben. Das, was Hitler zuerst tun werde, sei die angekündigte Schließung der Warenhäuser. Morgen oder übermorgen werde sie erfolgen, vielleicht sogar erst am Monatsende, und das werde den Gewerbetreibenden wieder in den Sattel helfen, keine Bange. (Er dachte an sein Lederwarengeschäft nahe beim Warenhaus Karstadt.)

Die Mutter meinte, es sei recht, daß mit Hitler ein Katholik an die Macht komme, er werde die Leute wieder zur Kirche zurückführen, vor allem die Jugend, die für Frömmigkeit nur Spott übrig habe, sie sehe das allsonntäglich, wenn sie für die „Caritas" sammeln gehe.

Das sei alles schön und gut, meinte der Arzt, aber das wichtigste sei die internationale Stellung Deutschlands. Durch den fortwährenden Wechsel der Regierungen sei Deutschlands Weltposition geschwächt, Hitler werde dafür sorgen, daß Deutschland nunmehr neben England und Frankreich die Führung im Völkerbund übernehme, der polnische Korridor, ohnehin eine Ungeheuerlichkeit der Landkarte, könne jetzt ohne Zwischenfall liquidiert, Südtirol diesem neuen Reich nicht mehr verweigert werden.

Alle nickten. Das einzige, was man in dieser Familie, um des nicht-arischen Schwiegersohns willen, gegen Hitler einzuwenden hatte, die Judenfrage nämlich, war in dessen erster Kanzlerrede mit keinem Wort berührt worden. Man konnte zufrieden sein.

Ob die Volksgemeinschaft schon morgen oder erst übermorgen oder erst nach vier Jahren geschaffen, ob die Banken und Warenhäuser schon morgen oder übermorgen oder erst nach vier Jahren geschlossen würden – kam es darauf an? Gewährleistet waren

Wohlstand und Zufriedenheit, ein neuer Aufschwung von Deutschlands Ansehen in der Kulturwelt.

„Hitler wird's schon schaffen", sagte der Wirt dem Mieter zum Abschied.

„Gregor Strasser wird's schaffen", ergänzte ihn der Sohn mit lächelnder Zuversicht.

Was aus ihnen geworden ist? Der Arzt ist seiner Praxis ledig und seine rassenschänderische Ehe kaputt, seine Frau leidet darunter, eine „Judenschickse" zu sein und ihre Kinder als Parias behandelt zu sehen. Hans hat noch keine Anstellung gefunden, und seine sozialen Hoffnungen sind am 30. Juni 1934 ermordet worden. Marie-Lore hat nichts mehr abzuschreiben, nur wenige Studenten verfassen Doktorarbeiten, Studenten exerzieren heute, und Marie-Lores Buchautoren sitzen in der Emigration. Das Vermögen der „Caritas", für die Mutter allsonntäglich sammeln ging, ist „wegen Verdacht des Devisenschmuggels" von den Nazis beschlagnahmt worden, damit Parteibuchbeamte und Parteibuchklerus teure Gelage feiern können. Für Lederwaren gibt's wenig Bedarf, wenn es nicht gerade Koppel und Patronentaschen sind, und wenn doch etwas gebraucht wird, kauft man's im Warenhaus.

Drei Jahre erst sind seit der Programmrede vergangen, erst drei Viertel der geforderten Frist. Der Volksgemeinschaft, die entstand, ist der Haß gegen die Despotie der Bestien gemeinsam. Zu dieser Volksgemeinschaft gehören jene, die illegal arbeiten, jene in den Konzentrationslagern und jene in den Todeszellen der Zuchthäuser und jene in den Prügelkellern der Nazikasernen, jene, die die Faust in der Tasche halten oder nur „meckern". Zu dieser Volksgemeinschaft gehören auch jene, die die Kriegserziehung, die Kriegsvorbereitung, die Kriegsverhetzung mit verzweifelter Besorgnis betrachten; zu dieser Volksgemeinschaft gehören jene, denen es gelang, vor dem Sadismus, dem Konkurrenzneid und der Dummheit ins Ausland zu flüchten; zu dieser Volksgemeinschaft gehören jene, die täglich mit Scham lesen, auf welche Stufe der Verachtung ihr einst so stolzes Heimatland in den Augen der Welt herabgesunken ist.

Und zu dieser Volksgemeinschaft gehören vor allem die, die für den Kampf um Freiheit und Sozialismus zu Tode gebracht wurden und dennoch leben und immerdar leben werden.

Noch ist diese große Volksgemeinschaft nicht kämpferisch geeint.

Es sind ja erst drei Jahre um seit jener Verkündung des Vierjahresplans. Drei Jahre und nicht vier. Erst drei Viertel von Hitlers großem Plan sind vollendet.

DEAR CHARLIE CHAPLIN

Dear Charlie Chaplin,

schrecklich viel Zeit ist vergangen seit unseren Hollywooder Tagen. Damals ließen Sie mir Ihre alten Filme vorführen, soweit ich sie nicht kannte, und forschten in meinen Augen nach dem Urteil – durch den Beifall von Millionen hatten Sie den Zweifel nicht verloren, den der echte Künstler in sein eigenes Können setzt. Wann immer eine besondere Szene begann, legten Sie Ihre Hand auf mein Knie, um mich vorzubereiten, mir zu sagen, wie wichtig Ihnen das nun sich Abspielende sei. Dann zeigten Sie mir, was von „City Lights" schon fertig war, und Ihr Auge verließ das meine nicht, Ihre Hand nicht mein Knie.

Seither ist schrecklich viel Zeit vergangen, schrecklich viel schreckliche Zeit. Ihr kleiner Schnurrbart, Ausdrucksmittel für Kläglichkeit und Lächerlichkeit, ist Führer-reif geworden, und während Sie beim stummen Film blieben, hat Ihr übler Kopist mit seinem schreienden, mißtönenden, endlosen Tonfilm Karriere gemacht ...

Ja, Charlie, es ist zum Kotzen. Bei euch zulande ist es ja bei weitem nicht so schlimm wie in Deutschland, aber auch das Paradies Amerika, über das wir damals diskutierten, hat sich seither gründlich verändert. Und Sie, der Sie damals die Prosperity-Times nicht dorthin rollen sehen wollten, wohin sie unaufhaltsam rollt, Sie, Charlie, sind ein gutes Stück vorwärts gegangen.

Gestern habe ich Ihre „Modern Times" gesehen, und ohne daß Sie mein Knie drückten und ohne daß Ihre Augen nach Kritik forschten, will ich Ihnen mein Urteil sagen, meinen Einwand gegen Ihren Film: zu kurz ist er. Sechsmal, achtmal so lang möchte man atemlos dasitzen, die Atemlosigkeit nur durch das Lächeln und das Weineln des Entzückens unterbrechend.

Ich sehe Sie zufrieden skeptisch nicken und höre Sie die Frage stellen, welcher „Gag" mir am besten gefiel.

Nun, es ist nicht leicht, die Wahl zu treffen. Da ist zum Beispiel

die Fütterungsmaschine, die den Arbeiter, damit er mit dem Essen nicht viel Zeit verbringe, die Bissen in den Schlund schiebt und ihm sogar nach jedem Gang den Mund abwischt. Ein paarmal klappt es nicht, der Suppenteller klatscht Ihnen ins Gesicht, oder statt eines Stücks Fleisch schiebt sich Ihnen ein Maschinenbestandteil in den Mund, aber mit maschineller Sicherheit kommt der Mundabwischhebel und tut sein Werk. Das ist ein guter Gag.

Es ist auch ein guter Gag, wie Sie im stolzen Badeanzug mit kühnem Kopfsprung in den See springen und an der Oberfläche des Wassers liegenbleiben, denn das erweist sich als nur fünf Zentimeter tief. Dennoch hängen Sie nachher den Badeanzug liebevoll zum Trocknen aus, als hätten Sie mit ihm einen weiten See durchschwommen.

Als Kellner vergessen Sie niemals, in den zu servierenden Käse die drei Löcher zu bohren, durch die er zum Emmentaler wird. Die ins Gasthaus kommenden Fußballer nehmen Ihnen eine Ente vom Serviertablett, aber Sie, Charlie, erobern die Ente in einem Wettspiel nach allen Regeln von Rugby wieder. Im fünften Stock eines nächtlichen Warenhauses fahren Sie Rollschuh und ahnen nicht, daß Sie hart am ungeschützten Rand des Lichthofes balancieren – erst da Sie's erfahren, vom Abgrund weggerissen sind, taumeln Sie aus verspätetem Entsetzen wieder an den Rand und stürzen beinahe hinab. Das sind alles Einfälle, die man nicht vergessen wird.

Dann sind Sie als Sänger engagiert und haben den Text des Liedes auf Ihre Manschette geschrieben. O weh, die Manschette fliegt davon! Nur keine Bange, Charlie, in den Modern Times hat der den größten Erfolg, der mit viel Lärm und viel Bewegung sinnloses Zeug redet, und so helfen Sie sich denn mit unverständlichen Worten. Sie begleiten sie mit geheimnisvollen und scheinbar bedeutsamen Gesten, und das Publikum klatscht Beifall, um nicht zu verraten, daß es keinen Deut begriff.

Und weitere Gags?

Nein, bei diesem Film kommt es wirklich nicht auf die Gags an. Bei diesem Film kommt es nicht einmal auf den Helden des Films, auf Charlie Chaplin, an, sondern auf den Titelhelden: die moderne Zeit. Wie haben Sie die gestaltet und entlarvt mit deren eigenen Gags: Rationalisierung und Arbeitslosigkeit.

Ihr Chef ist der Allmächtige, Allgegenwärtige und Allwissende im Direktionszimmer, der durch Television jedes Winkelchen des

Betriebs sehen und durch den Druck auf einen Knopf überall in Bild und Wort auftauchen kann. Als Sie, armer Chaplin, sich auf dem Klosett eine Zigarette anzünden wollen, erscheint groß und fürchterlich der Direktor an der Wand, um Sie anzuschreien.

Was man sonst von der Arbeit des Direktors sieht, ist, daß er sich von einer bildhübschen Sekretärin ein Glas Wasser reichen, daß er sich die Erfindung des Abspeise-Apparats vorführen läßt und von Zeit zu Zeit der Kraftzentrale den Befehl gibt, das Tempo des laufenden Bands zu beschleunigen.

Diesem Herrn der Modern Times stehen andere Untertanen gegenüber, die wie ein Trupp zur Schlachtbank strömender Schafe dem Tor der wahnsinnig rationalisierten Fabrik zueilen. Bald muß der eine ins Irrenhaus gebracht werden, andere werden arbeitslos und hungern, werden aus Hunger zu Einbrechern, werden bei Demonstrationen auseinandergeprügelt, verhaftet oder erschossen.

Über diesem Jammer der modernen Zeit lassen Sie das Fähnchen Ihres Humors flattern, als hätten Sie es zufällig auf der Straße aufgelesen. Gewiß, man lacht, aber man versteht schon ... Es ist ein prachtvoller Film, Charlie, und ein soziales Kunstwerk.

Am Ende aller Ihrer früheren Filme sah man Sie resigniert die Achsel zucken und, Ihr Stöckchen drehend, mutterseelenallein ins Ausweglose von dannen watscheln. Auch diesmal ziehen Sie davon, aber anders als sonst: Ihre Freundin ist es, die verzweifeln wollte, aber Sie haben ihr das ausgeredet, Sie haben ihr Mut zugeredet, Sie haben ihr von der Pflicht zur Zukunft geredet, und mit ihr, also *nicht allein*, gehen Sie den Weg weiter! Das ist der Unterschied. Das nächstemal werden Sie nicht zu zweit sein, wenn wir Sie recht verstanden haben, sondern mit vielen.

Als Ihr Film zu Ende war, fiel beim ersten Schritt aus dem Theater Marigny mein Blick auf das Haus, in dem ein Mann starb, dessen Gedichte Sie mir in Hollywood rezitierten. Hier oben starb er, einer, der auch ein Ritter des Humors und der Gerechtigkeit war. Hier oben starb Heinrich Heine, er starb im Exil, und man hat ihn seither in seiner Heimat oft getötet. Aber er lebt noch immer und wird sein Happy-End erleben wie Sie, Charlie Chaplin, in einem Film künftiger „Modern Times“.

Ich grüße Sie in alter Liebe Ihr

Egon Erwin Kisch.

DER GROSSE LEHRER, DER ZUGLEICH DER TEURE GENOSSE WAR

Maxim Gorki tot – für wen von uns gäbe es ein heftigeres Wort des Schmerzes? Verwaist stehen die proletarischen Schriftsteller an diesem Grabe. Vielleicht ahnen viele in der Sowjetunion nicht, was schon der junge Gorki der Literatur des Westens gegeben hatte; die Enterbten standen plötzlich als Objekte der Kunst, als Helden des Dramas, der Novelle, des Romans vor einer staunenden Generation. Stellt euch Jünglinge vor (ich gehörte zu ihnen), die unmittelbar, nachdem sie Goethes „Hermann und Dorothea" gelesen hatten, Gorkis Novellen in die Hand bekamen. Das war ein Blitz, der einen bisher unsichtbaren Pfad erhellte, den Pfad der sozialistischen Literatur. Und welche Beglückung war es für den Schüler, als er später den Lehrer auch als Genossen ansprechen konnte. Und welcher doppelte Schmerz, da niedersinkt der große Lehrer, der zugleich der teure Genosse war.

UNKASTRIERTE UNTERMENSCHEN

Der Januar, der heißeste Monat des Hochsommers, strahlt heute besonders freudehell den Glanz des Himmels wider, wir schreiben den 26. dieses Monats, Australiens Nationalfeiertag, Anniversary Day. Die Kinder haben schulfrei, über den öffentlichen Gebäuden wehen Fahnen, die Buchten und Badeplätze sind noch menschenvoller und lauter als sonst. Höhepunkt ist die Regatta, sie beherrscht den Sydneyer Hafen den ganzen Nachmittag.

Wenn man nur wüßte, welcher Tag sich heute jährt, worin das historisch wichtige Datum besteht, was das glorreiche Ereignis ist, dessen man gedenkt! Um das herauszukriegen, haben wir, bevor wir uns zur Regatta aufmachten, die heutigen Zeitungen durchgesehen. Die Leitartikel, auf Festtagston gestimmt, tragen Titel wie „Der Tag unserer Gründung" oder schlankweg „Wir gedenken", und sie gedenken des Kapitäns Cook und rühmen mit Recht, was menschlicher Geist und menschliche Kraft auf dem Erdenboden geschaffen, in den Cook seinerzeit die englische Fahne eingepflanzt hat. Solchen Worten muß der Leser entnehmen, heute sei der Jahrestag dieser Fahnenpflanzung Cooks. Das stimmt aber nicht, Cook stieg keineswegs im Januar, sondern im April 1770 in Australien ab.

Versuchen wir, selbst die Tat herauszufinden, deren Angedenken heute begangen wird, weil sie einmal begangen wurde. Man feiert eine für ganz Australien grundlegend wichtige Begebenheit. Das könnte erstens die Entdeckung des Erdteils sein – aber die ist es nicht, wie wir festgestellt haben. Zweitens könnte es der Beginn der Besiedlung dieses schwarzen Erdteils durch weiße Männer sein, durch freie Untertanen des freien Britannien. Warum aber feiert man sie dann heute nicht, nennt sie nicht, verschweigt sie geradezu? Wahrscheinlich sind diese freien Untertanen des freien Britanniens gar nicht rühmenswert.

Nicht rühmenswert? So etwa, daß man sich ihrer gar schämt? Vielleicht nicht einmal freie Untertanen? Jetzt fällt es uns wie Schuppen von den Haaren: Anniversary Day ist der Tag, an dem erstmalig eine Ladung von Kettensträflingen am australischen Ufer gelöscht wurde. Und so ist es. „The first fleet" (Euphemismus für den ersten Sträflingstransport) warf am 26. Januar 1788 in Botany Bay Anker ...

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist es der größte Stolz eines Demokraten oder Republikaners, wenn er seine Ahnentafel bis zu den Passagieren der „Mayflower" hinaufführen kann – von den australienstolzesten Australiern kennt wohl keiner die Schiffe, auf denen der englische Kapitän Arthur Philipp, ein Zeitgenosse Goethes und Maier Amschel Rothschilds und wie sie Sohn eines Frankfurter Bürgers, seine Fracht von Armesündern in den unbekannten Erdteil expedierte.

Diese „Verletzer der Gesetze" konnten hier Gesetzesverletzung à la Astor, Morgan und Vanderbilt nicht begehen, sie hatten sie nur zu erleiden. Lange ehe die „Convicts", die Sträflinge, zu ihrem Martyrium auf dem jungfräulichen Grund zugelassen wurden, nahm das Martyrium seinen Anfang. Es begann auf der Überfahrt. Aneinandergefesselt hockten Australiens künftige Pioniere acht bis zehn Monate lang in der stickigen Tiefe des umhergeworfenen Schiffsrumpfs; hungernd, durstend, schmutzig boten sie dem Skorbut und der Schwindsucht ein widerstandsloses Objekt. Wer eines Murrens, eines empörten Wortes verdächtig war, dem zog oder schlug das Schiffstau die Seele aus dem Leib, je nachdem, ob er an den Topp oder an den Fuß des Mastes gebunden war. Ihrer aller, die infolge Krankheit, Entkräftung, Peinigung, Hinrichtung oder Schiffbruch die Überfahrt nicht überstanden, gedenkt man

ebensowenig wie jener, die landen konnten und daher Anlaß zum heutigen Gedenktag gaben.

Die Regatta ist im Gange, der menschenvolle Hafen fiebert ihr zu. Für Minuten windet sich ein amerikanischer Dampfer zwischen Ufer und Wasserrennbahn hindurch, wütende Entrüstung schallt aus zehntausend Kehlen gegen den Störer der Aussicht. Die Passagiere des Amerikaners achten nicht auf das Gebrüll, sie schauen auf das Rennen. Schräg liegen die Boote, schräg die Segel. Die Mannschaften – sechs Männer per Boot – hängen fast außenbords, sie stemmen sich dem Wind entgegen. Dennoch kann jeden Augenblick ein Fahrzeug umkippen, und jeden Augenblick können zwei der Renner zusammenstoßen, man stelle sich das vor.

Man stelle sich aber auch die Segelschiffe vor, die Sträflinge nach Australien brachten. Begreiflicherweise gab England für den Abtransport einer so wertlosen Fracht nicht seine seetüchtigsten Fahrzeuge her und nicht seine erprobtesten Kapitäne, und so erlitten verhältnismäßig viele der alten Kästen auf der langen stürmischen Fahrt Schiffbruch. Das jedoch war niemals ein Schiffbruch, wie es andere sind, denn die Gefängnisvorschriften wurden strenger gehandhabt als die Rettungsvorschriften. Ein Sträflingsschiff durfte unter keinen Umständen einen fremden Hafen anlaufen, man befürchtete Aufstand und Flucht oder gar gewaltsame Befreiung. (Das Verbot war während der Französischen Revolution ergangen.)

Als die „George III." im Kanal d'Entrecasteaux in Brüche ging und zu sinken begann, es war am 21. April 1835, hatte sie zweihundertzwanzig Sträflinge an Bord, in Käfige eingesperrt. Das Wasser stieg, stieg zu ihren Knien, zu ihren Hüften; es stieg zu ihrer Brust, zu ihren Schultern, es stieg bis zu ihrem Mund. Schmiedeeisern waren die Gitter der Käfige, verwehrten die Flucht aus der würgenden Flut. Die Tobsucht! Das Rütteln am Gestänge! Die Rachedrohungen gegen den Kapitän und die Mannschaft, die das Verlies nicht öffneten! Das Gebrüll überschrie den Sturm. Die an der Verdichtung des Lecks arbeitende Bemannung befiel panische Angst, nicht vor dem Tod in den Wellen, sondern vor der Rache der Gefangenen. Schon, so hieß es, biegen sich die Stäbe, gleich, so hieß es, werden sie brechen. Wirklich war bereits ein Bunker aufgesprengt. Da gab der Kapitän den Befehl, in die Zellen zu schießen, um die Tobenden von den Gittern zu vertreiben. Die Schüsse krachten, während „George III." in die Tiefe fiel. Eine Partie von

sechs aneinandergefesselten Sträflingen wurde lebend von dem vorbeifahrenden Schoner „Luise“ aufgefischt.

Jedes Schiff geriet mehr als einmal in Gefahr, das gleiche Schicksal zu erleiden, selbst die schwerste Schuld der Fahrgäste wider Willen mußte abgebüßt sein, bevor sie in den Hafen einfuhren, der heute von Farben und Fahnen und wetteifernden Segeln funkelt.

Eben hat ein Rennboot bei der Boje von Bradleys Head ein andres gerammt, die Zuschauermassen schreien auf, Motorboote schwirren heran, die Mannschaften werden aus dem Wasser gezogen, pudelnaß sind sie und werden keinen Preis bekommen. „Arme Jungs“, seufzt die Menge, Mädchen und Frauen haben Tränen in den Augen über soviel Unglück. Der Großdampfer „Sussex“ legt auf Circular Quay an, Blumen und Papierschlangen fliegen hinüber, Hüte werden geschwenkt, Mütter heben ihre Kinder hoch, damit sie den Papa sehen, damit der Papa sie sehe, er kommt aus Europa, alle kommen aus Europa, auch die Sträflinge kamen aus Europa, jedoch niemand begrüßte sie, als sie hier eintrafen. Sie haben durch Expeditionen in den mörderischen Urwald und über die Felsenriegel neues Land erschlossen, Convicts haben die Wege geebnet, die Kohle entdeckt, die Wälder gerodet, die Felder urbar gemacht, die Städte gebaut, die Schulen gegründet, das erste Museum, die ersten Bücher und die erste Zeitung geschaffen, sie waren die „menschliche Kraft und der menschliche Geist“, die man heute mit so diskreten Worten feiert.

Die Regatta ist zu Ende. Während auf dem Regierungsschiff die Preisverteilung vorgenommen wird, streben die Boote der Zuschauer dem Ufer zu, von dort geht es mit Straßenbahn, in Lastautos, in Personenautos und zu Fuß nach Hause. Bei St. James Church müssen wir stoppen. St. James ist die älteste und schönste Kirche von Ozeanien, Gedenktafeln tapezieren die Wände in ihrem Innern, Grabsteine für solche Tote, die kein Grab haben, für Männer, die im Meer, im Busch, in der Steinwüste umkamen, für Seefahrer, Entdecker, Offiziere der Besatzungstruppen. Hier ist das Buch der australischen Inseln und Meere aufgeschlagen, auf seinen marmornen Seiten steht, wenn auch beschönigend, wie sich das Vordringen der Weißen vollzog.

Architekt und Baumeister von St. James Church war der Sträfling Francis Greenway, von ihm stammen die besten Bauten Sydneys, und sogar die Hafenbrücke hat er ein Jahrhundert vor ihrer In-

angriffnahme kühn projektiert, er wollte sie an der gleichen Stelle errichten, die hundert Jahre später von modernen Ingenieuren als die geeignetste ermittelt wurde. – Braucht man erst zu sagen, daß unter den zahllosen Erinnerungstafeln im Dom keine dem Dombaumeister gilt? Er war ja Strafgefangener.

Wir haben nach Australien ein ins Französische übersetztes Memoirenwerk mitgebracht, fast so alt wie Australien, die Ausgabe stammt aus dem Jahre VI der Französischen Revolution. Es sind die Erinnerungen des Meisterdiebs George Barrington, der 1790 zur Deportation nach Botany Bay verurteilt wurde. Auf der Überfahrt verrät er den Plan einer angeblichen Sträflingsrevolte, die von ihm angegebenen Schuldigen werden an dem Fockmast der „Scarborough" aufgehängt, und der Verräter wird belohnt, indem man ihn in Freiheit setzt. Über diese Affäre gleitet er in seinen Memoiren schnell hinweg. Mit um so mehr Phantasie verbreitet er sich über eine übernatürliche Erscheinung: beim Kap der Guten Hoffnung schießt eine Fregatte mit prallen Segeln und Gerippen als Bemannung hoch durch die Luft. Vom Bootsmann der „Scarborough" hört Barrington den Namen: „Der fliegende Holländer". Dieses Schiff hat der englische Kolportageschriftsteller Kapitän Marryat, nachdem er Barringtons Memoiren gelesen hatte, als gute Prise erklärt und als Roman aufgetakelt. Aus Marryats „Gespensterschiff" machten zuerst Foucher und Dietsch eine Oper und nach ihnen Richard Wagner, glücklich darüber, die ersehnte niederdeutsche Sage vom Meer gefunden zu haben, und nicht ahnend, daß er den Stoff um den „Fliegenden Holländer" einem australischen Sträfling verdanke.

Barringtons Memoiren als Baedeker zu verwenden, mit ihrer Hilfe die Genesis Sydneys erkennen zu wollen, ist wochentags ein beschwerliches Beginnen. Am Abend des Gedenktages jedoch, da unser Weg auf Schritt und Tritt von heimkehrenden Gruppen blockiert wird, verschwimmt das Straßenbild von heute mit dem von damals. Hinter den flammenden Fassaden scheint sich dunkles Gestrüpp zu ranken, in dem aneinandergeschmiedete Männer aus dem Schlaf stöhnen. Wankt dort nicht eine Gruppe, eben aus der Haft auf sturmgepeitschter See entlassen, in die Haft auf dem Land? Macht sich nicht dort ein trunkener Matrose am Haus eines Siedlers zu schaffen, dessen Frau als Gefangene herüberkam und auf der Überfahrt als Seemannsliebchen dienen mußte? Weht dort nicht ein

Gehängter auf dem Giebel des Gerüsts? Von fernher tönen schrille Schreie; ist das nicht Kriegslärm der Buschmänner?

Nein. Das alles ist vorbei. Sydney ist eine Weltstadt geworden, und Parramatta, der spätere Aufenthaltsort Barringtons, immerhin ein modernes Städtchen. Nach Parramatta, also tiefer ins Land hinein, hatte Gouverneur Philipp seinen Amtssitz während der englisch-französischen Kriege verlegt, weil er eine Überrumpelung durch feindliche Schiffe erwartete. Die kamen nicht, sie fürchteten den Widerstand der starken Männer, mit denen die Kolonie besiedelt war.

Diese starken Männer, die Australien vor dem Versuch einer französischen Okkupation bewahrten, waren die Sträflinge. 27 294 Bewohner zählte die Kolonie am Ende der Napoleonischen Kriege; davon waren vierzig Prozent Sträflinge, fünfundzwanzig Prozent Exsträflinge, dreißig Prozent Frauen und Kinder – und nur fünf Prozent freie Siedler und Wächter. Von 1788 bis 1840 wurden jährlich dreitausend englische Strafgefangene an der Küste von Neusüdwales und Queensland ausgebootet, die Transporte nach Tasmanien dauerten bis 1853, nach Westaustralien bis 1868.

Aber die im Weltkrieg nach Europa gezogenen australischen Soldaten nannten sich „Diggers“, um darzutun, daß sie nicht von der ersten Art der Einwanderer, sondern von der zweiten abstammten, nämlich von den Männern, die im Goldrausch der fünfziger Jahre nach Australien trampten und, o Schrecken, größtenteils nicht einmal britischen Geblüts waren. Von denen herzurühren dünkte ihnen ehrenvoller als von den „Convicts“.

Selbst heute, am 26. Januar, dem Tag, an dem sie landeten und den jahrelangen Kampf gegen alle Unbill aufnahmen, gedenkt der Enkel der Ahnen nicht, die – unsterilisiert und unkastriert – das Beste geschaffen haben, was Ahnen schaffen können: eine gute Nachkommenschaft.

ANDRÉ GIDE MACHT KEHRT

Zum zwanzigjährigen Jubiläum der Sowjetunion sollte im Westen ein rückblickendes Kalendarium erscheinen, zwanzig Seiten (für jedes Jahr eine) und auf jeder Seite zwölf Rubriken (für jeden Monat

eine). Und in jeder sollte das Ereignis verzeichnet stehen, das in jenem Monat als Anlaß für die Hetze gegen die Sowjetunion diente. Nicht etwa bloß für die bewußten Reaktionäre, sondern auch für vermeintliche Anhänger der revolutionären Arbeiterbewegung, für Leute, die sich für unbedingte Anhänger der Sowjetunion halten. Doch gerade dieses eine Ereignis des jeweiligen Monates paßt ihnen nicht, macht ihnen Bedenken, gibt ihnen Anlaß zu Befürchtung und Opposition, und wer nicht ihrer Ansicht ist, steht als „kritiklos", als „Konformist" da. Vorgestern noch bildete das Abtreibungsgesetz den Anlaß zum Meckern, gestern der Prozeß gegen die trotzkistischen Konspirateure, heute ist es das Buch, das André Gide über die Sowjetunion geschrieben hat.

André Gide, der große französische Dichter, war nur ganz kurze Zeit in der Sowjetunion und schreibt auch nur ein ganz kurzes Buch; wenn man seine im Anhang abgedruckten Reden abzieht, ist es sogar nicht mehr als eine kleine Broschüre. Von diesem Büchlein lebt jetzt die ganze Rechtspresse Frankreichs, lebt die ganze Nazipresse Deutschlands, leben die oppositionellen Gruppen. Man müßte demnach meinen, daß André Gide sich nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion hingesetzt hat, um ein Pamphlet gegen dieses Land oder seine gegenwärtigen Verhältnisse zu schreiben. Das ist aber nicht der Fall. Der sechsundsechzigjährige André Gide beginnt mit der Feststellung, daß seine aus der Sowjetunion mitgebrachten Photos ihn immer mit glücklich lachendem Gesicht zeigen, noch nie hat er wohl in seinem sechsundsechzigjährigen Leben so viel und so glücklich gelacht, noch nie war er von so glücklichen und lachenden Menschen umgeben. Begeistert und bewegt schildert er den wirtschaftlichen Zustand des Landes, begeistert die Kinderheime, begeistert die Kulturparks, er sendet Stalin, der zu diesem herrlichen Aufschwung geführt hat, ein Telegramm aus Gori, Stalins Heimatstadt, obwohl es zu einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Stalin und Gide nicht gekommen ist.

Alle Dokumente aus der Zeit von Gides Aufenthalt in der Sowjetunion, die Reden, die Telegramme, die Photos, zeigen ihn restlos entzückt, heimgekehrt aber will er die Restlosigkeit des Entzückens nicht mehr wahrhaben, er fügt seinem Entzücken Einwände ein, gutgemeinte, wie er behauptet, gutgemeinte, wie er auch selbst glaubt. Er fügt sie ein, weil er überzeugt ist, die Sowjetunion

werde bald über die „schweren Irrtümer", die er signalisiert, triumphieren.

Nun, da das Buch erschienen ist und schon nach wenigen Tagen eine Auflage von hundertfünfzigtausend Exemplaren erreicht hat, muß André Gide bestürzt erkennen, welch Kapital die reaktionären Parteien aus seinen vermeintlich geringfügigen Einwänden gegen vermeintliche Fehler schlagen.

Und seine Bestürzung hat genau die gleiche Ursache wie seine Aufdeckung von Fehlern, die teils gar nicht vorhanden, teils gar keine Fehler sind. Die Ursache liegt darin, daß der ungeheuer gebildete Gide vom Marxismus erstaunlicherweise und leider keine blasse Ahnung hat. So hebt er zum Beispiel die Ungleichheit der Löhne mit der Befürchtung hervor, daß sich durch sie eine neue Bourgeoisie, und zwar eine konservative Bourgeoisie, entwickeln könne – er ahnt nicht, daß der Begriff des Bürgertums mit dem Privatbesitz von Produktionsmitteln etwas zu tun hat und die Arbeiterschaft kein „Kleinbürgertum" von der Art jenes bilden kann, das in kapitalistischen Ländern zwischen den Klassen laviert.

Der russische Mensch, so glücklich er sich auch fühlt, ist, nach Gide, jetzt uniformiert. Allesamt bekennen sie sich ja zum Marxismus, allesamt stimmen sie begeistert den Maßregeln der Regierung zu, allesamt lesen sie die „Prawda", und was die Selbstkritik anlangt, so darf sie der Generallinie der Partei nie und nimmer zuwiderlaufen. André Gide ist entsetzt über diesen Konformismus, und sein Entsetzen wird mit besonderer Wollust von den faschistischen Parteien zitiert, die den Völkern in der Tat Zwang und Uniformität aufoktroyieren wollen. Wie André Gide, Nichtmarxist und Individualist, mehr Vielfalt in Kleiderstoffen und im Wandschmuck haben möchte, so möchte er auch mehr Vielfalt in der Politik und in der Philosophie sehen, mehr Parteien oder, wenn schon nicht Parteien, so doch wenigstens Fraktionen und, wenn schon nicht Fraktionen, so doch wenigstens politisch differenzierte Persönlichkeiten, Nichtkonformisten. Daß der Marxismus nur die Mystik und das Irrationale ausschließt und allem, was wissenschaftlich beweisbar ist, den kühnsten Spielraum läßt, daß er in seiner Vereinigung von Philosophie, Wirtschaft und Politik die bunteste Vielfalt zuläßt, ist ihm ebenso unverständlich wie die Tatsache, daß der wahre Revolutionär zu seiner revolutionär erfochtenen Staats-

form, zu seinen revolutionär gewordenen Führern ein Zustimmender, ein unbedingter Konformist ist.

Die zweite Ursache dafür, warum Gides Argumente falsch sind, ist, daß er die Sowjetverhältnisse nolens volens mit denen Frankreichs, des alten Kulturlandes, vergleicht. So scheint ihm der Stolz der Sowjetbürger, ihre „Superiorität", lächerlich und auf Grund einer gezüchteten Unkenntnis fremder Verhältnisse entstanden. Obwohl wahrscheinlich diese Unkenntnis geringer ist als die der Mitteleuropäer über Rußland und noch geringer als die Unkenntnis André Gides von außerfranzösischen Lebensbedingungen. Die berühmte Stelle seines Buches lautet: „Die Fragen, die man euch stellt, sind zuweilen so verblüffend, daß ich zögere, sie zu berichten. Man wird glauben, ich erfinde sie." Und nachdem er sein Zögern und seine Befürchtung, als Erfinder zu gelten, überwunden hat, berichtet er diese Fragen und die Aufnahme, die ihre Beantwortung findet: „Man lächelte skeptisch, als ich sagte, Paris habe auch seine Untergrundbahn. Einer fragte (und das sind nicht mehr Kinder, sondern gebildete Arbeiter), ob wir in Frankreich auch Schulen haben. Ein anderer, etwas gebildeter, zuckt die Achseln: Schulen, ach, ja, die Franzosen haben welche, aber die Kinder werden dort geschlagen, er wisse dies aus sicherer Quelle. Daß alle Arbeiter bei uns sehr unglücklich sind, versteht sich von selbst, weil wir noch nicht die Revolution gemacht haben. Für sie herrscht außerhalb der Sowjetunion nur Nacht, der Rest der Welt steckt in Finsternis."

Gide ist verdutzt über diese Fragen, denn Paris hat eine Untergrundbahn und hat sie länger als Moskau. Daß hundert andere Großstädte sie nicht haben, daß das jahrtausendlange asiatische Moskau sie nie gekannt hätte, wenn nicht das Sowjetregime gekommen wäre, fällt ihm nicht ein.

Unfaßbar ist die Frage eines „gebildeten Arbeiters", ob es in Frankreich auch Schulen gibt. Nie hat ein Rußlandreisender so etwas Dummes aus dem Mund eines europäischen Russen vernommen – entweder hat der Übersetzer falsch übersetzt oder Gide ist auf den Ausnahmefall eines Idioten gestoßen.

Anders ist es schon mit der Behauptung des anderen Arbeiters, in den französischen Schulen werde geprügelt. Davon hat Gide noch nie etwas gehört, es fällt ihm gar nicht ein, daß das stimmen könnte. Es fällt ihm nicht ein, daß es auch andere Länder außer Frankreich gibt, mitteleuropäische, südeuropäische, balkanische, orientalische.

Der russische Arbeiter weiß, wie schwer es war, in den Schulen die Unantastbarkeit des Kindes durchzusetzen, er glaubt nicht, das sei in den Ländern der fünf Weltteile ohne Sozialisierung gelungen. Wer hat recht, er oder Gide, der noch nie etwas von Kindermißhandlungen gelesen hat?

Und die Behauptung, alle Arbeiter außerhalb der Sowjetunion seien unglücklich, scheint Gide grotesk und den Naziblättern, die ihn fett zitieren, noch grotesker. Hat doch Gide oft genug lachende und verliebte Arbeiter im Westen getroffen, sogar Arbeitslose. Daß das noch nichts für das Glück der Arbeiterklasse beweist, nicht eine glückliche Klassenlage bedeutet, versteht der unmarxistische Rußlandfahrer nicht, und er zitiert nur als Kuriosum die wahrste Bemerkung seines ganzen Buches: „Außerhalb der Sowjetunion herrscht die Nacht, weil die anderen Völker noch nicht die Revolution gemacht haben."

EIN NEUER DEUTSCHER ROMAN

Als die deutsche Literatur samt und sonders in die Emigration gejagt worden war, hatte sie sich, von dem Gegenwartsgeschehen wie vor den Kopf geschlagen, bis auf geringe Ausnahmen in den historischen Roman geflüchtet, und nur die Hervorhebung von Analogien verriet manchmal dieses Schaffen als ein Schaffen aus unserem Jetzt. (Die Konzentrationslager-Literatur gehört auf ein anderes Blatt.) Nun erst beginnt ihr Auge, vor dem es schwarz geworden war, die umgebende Wirklichkeit gestaltungsmäßig zu erkennen. F. C. Weiskopf macht den Anfang mit einem Roman aus dem Berlin von 1933, einem Werk, von dem sich jedes Wort in das Bewußtsein des Lesers hämmert – vielleicht sogar der Titel des Buches („Die Versuchung", Verlag Oprecht), der leider abstrakt und uneinprägsam ist.

Es ist ein Liebesroman, ein Roman von der verstümmelten Liebe, denn was kann von der Liebe übrigbleiben, wenn sie sich im Raum von Arbeitslosigkeit, Stellungsjagd und Jammer entfaltet und den Menschen sogar das Gespenst mit Henkerbeil und Hakenkreuz als Erlösergestalt erscheint. Heldin des Buches ist Lissy, Tochter eines aufrechten alten Sozialdemokraten, Angestellte des Automatenrestaurants „Quick" in der Joachimsthaler Straße, vom erotischen

Schicksal zwischen drei Nazis gestellt: ihren Mann, der von der Stellungslosigkeit in die braune Uniform geflüchtet ist, einen Obersturmführer, der sich die schöne Frau als billige Beute erhofft, und einen idealistischen, überzeugten Nazi, der an Hitlers Wunderkräfte glaubt. Mit strenger Gerechtigkeit, fast unparteiisch formt Weiskopf dieses Gegenspiel der Gestalten. Knapp und dicht und lückenlos logisch ergibt sich die Folge der Ereignisse. Großartig und bewundernswert ist die Treffsicherheit in der Wiedergabe von Raum und Zeit, des Berliner Lebens vom Wedding zum Bayrischen Platz, und des Ablaufs der Geschehnisse in den sadistischen Zeitläuften vor und nach dem Reichstagsbrand.

F. C. Weiskopf hat mit diesem Roman von neuem bewiesen, was die bürgerliche Kritik nicht als bewiesen sehen will: daß er nicht nur die größte romanschriftstellerische Begabung des sudetendeutschen Schrifttums darstellt, sondern auch den sozial bewußtesten Romancier der jungen deutschen Literatur überhaupt.

ALEXANDER GRANOWSKI

Seine zweite Emigration konnte die Schmach der ersten nicht wettmachen. Seine erste Emigration war die aus der Sowjetunion nach Deutschland. Alexander Granowski war mit dem Ensemble des Moskauer Jüdischen Kammertheaters, das er während Bürgerkrieg und Not geschaffen hatte, nach Berlin gekommen und sah sich hier von Erfolg umbraust. Westler in seinem Äußern, Westler aus seiner Ghetto-Vergangenheit heraus, unsozialistisch trotz des sozialistischen Milieus, in dem er gestanden, das ihn großgemacht, zur Rolle des Kommandeurs geführt hatte, entschloß er sich, die Liebe seiner opferfreudigen Kompanie und seine historische Stellung im Theaterleben der Sowjetwelt für immer gegen den Glanz der Berliner Rampenlichter einzutauschen. Nicht leicht fiel ihm dieser Entschluß, denn mit seinem Abgang, das schien ihm sicher, mußte sein Moskauer Theater zusammenbrechen, und die Warnung seiner Freunde, der Durchbruch auf die Berliner Bühne werde ihm mißglücken, gab ihm zu denken. Aber er hatte Glück, ein erstaunliches Glück, und dieses erstaunliche, seltene Glück ist die Besonderheit des Falls Granowski: All dieses Glück unterschied das Schicksal des Glückspilzes nur äußerlich von dem Unglück aller

Unglückspilze der Abtrünnigkeit. Reinhardt gab ihm den „Sergeanten Grischa“ zu inszenieren. Granowski inszenierte ihn im Theater am Nollendorfplatz mit großartigen Mitteln. Eine verliebte Mäzenatin schüttete ihm – es war wie im Märchen – Millionen und wieder Millionen in den Schoß. Granowski fabrizierte Filme, die gefielen, denn in ihnen wurde die Wirtschaftskrise nicht durch einen Fünfjahresplan gelöst, sondern durch dreizehn verirrte Koffer eines mysteriösen Fremden. Er konnte den Spießern einen neuen Wunschtraum schenken, den von einem König, der für jeden Tag des Jahres eine andere Frau besitzt, dreihundertfünfundsechzig filmschöne, langbeinige Larven. Als die deutsche Nation umbrochen wurde, um auf dem Gebiet der Filmbranche das Meisterwerk zu vollbringen, vertrottelte Filme durch noch vertrotteltere zu ersetzen, ging Alexander von neuem auf die Wander. Diese zweite Emigration war Paris, und der Emigrant unterschied sich von allen anderen abermals durch sein Glück. Während andre antichambrierten, um in der Komparserie zehn Franken zu verdienen, verdrehte Granowski Millionen zu billigen Filmen. Und wußte, was er da machte. Manchmal heuchelte er Zynismus, manchmal sprach er mit Sehnsucht (und diese Sehnsucht ironisierend) von Moskau. Dort blühte und blüht sein Theater weiter, Michoëls, zu Granowskis Tagen nur ein eindringlich herrlicher Charakterspieler, ist nun ein eindringlich herrlicher Regisseur dazu. Alexander Granowski, siebenundvierzig Jahre alt, starb in dieser Woche zu Paris, höchst unbefriedigt von seiner glücklichen Karriere im Westen.

AM 1. MAI VOR DEN UHREN

In der Altstadt, im Schaufenster des Uhrmachers, steht eine große Uhr. Eigentlich ist es nicht eine Uhr, sondern viele Uhren zu einer einzigen vereinigt. Diese Uhrengruppe stellt die Welt dar, Raum und Zeit in fünf Kontinenten. Jedes Zifferblatt trägt den Namen einer anderen Stadt, und der Zeiger zeigt, welche Stunde dort herrscht, während wir in der Prager Altstadt vor dem Schaufenster des Uhrmachers stehen und seine Uhren-Uhr anschauen. Ein einziges Uhrwerk, ein massiges und gewichtiges metallenes Uhrwerk, bewegt all die vielen Zeiger. Rund um das Zifferblatt Prag sind die anderen angeordnet, und auf jedem Zifferblatt ist eine andere

Tagesstunde oder Stundenminute ausgewiesen. Das Zifferblatt Burgos ist nicht auf der Uhr; damals, als der Uhrmacher sie verfertigte, hatte Burgos noch die gleiche Zeit wie Madrid. Jetzt geht die Uhr von Madrid voraus, die Uhr von Burgos geht zurück.

Vielleicht könnte man, wenn man am 1. Mai das Ohr ans große Uhrglas legt, das Klicken hören, das wie der Marschtakt der Arbeiterbataillone klingt. Vielleicht könnte man sehen, daß die Zeiger rote Fahnen tragen.

Auf allen Zifferblättern ist der 1. Mai. In Prag ist sieben Uhr morgens, der Arbeiter von Ringhoffer schreckt aus dem Schlaf empor, die Sonne hat ihn geweckt, nicht seine Frau hat ihn geweckt, nicht der Wecker. Teufel, ist sein erster Gedanke, ich hab verschlafen. Dann nimmt er den Fluch zurück, denn ihm fällt ein: Heute wird gefeiert; unsere Väter haben sich das erkämpft. Ich kann noch schlafen, zum Aufmarsch ist noch Zeit.

In Berlin fehlen noch vier Minuten zur siebenten Stunde, aber der Werkmeister von Siemensstadt ist schon aufgestanden, und auch er hat dabei geflucht. Aber er nimmt den Fluch nicht zurück, wie sein Kollege von Ringhoffer. Er muß in die Hosen schlüpfen, er muß auf die Sekunde beim Sammelplatz sein, sonst verpetzt ihn der Gruppenführer beim Betriebsführer, und er fliegt aus der Arbeit, vielleicht ins Konzentrationslager, ist er doch als alter Sozialdemokrat schon längst bemakelt.

In Hamburg hat der lange Minutenzeiger sogar noch ganze zwölf Minuten vor sich, bevor er den Zwölfer erreicht, der die siebente Morgenstunde bedeutet. „Wat die heut wieder quatschen werden", brummt Klaus, ein Dreher bei Blohm & Voß, „heut werden uns die Herren Führer vertellen, daß es für unsere Gesundheit besser ist, überhaupt kein Brot zu fressen."

In London dunkelt sich Whitechapel High-Road, und bald ist sie schwarz von Menschen, sie ordnen sich geschlossen, um in den Hydepark zu ziehen; durch das Gittertor von Highgate schreiten Arbeiterdelegationen, sie können die Kränze kaum erschleppen, die Karl Marxens letzte Wohnung schmücken sollen.

In Paris ist eine Million Werktätiger auf jenen Straßen, die in der Richtung zum Père Lachaise verlaufen, zum Grab der Kommune-Kämpfer. Rote Fahnen der FIA, das ist: der Sozialdemokraten, rote Fahnen der PCF, das ist: der Kommunisten, rote Fahnen der CGT, das ist: der Gewerkschaften, rote Fahnen bei allen, die Volksfront

lebt. Herriot und Tausende anderer Radikalsozialisten marschieren mit, grüßen, auch sie, mit geballter Faust, die Volksfront lebt. Der Heerbann der Arbeit defiliert bis zur letzten Stunde der Uhr an den erschossenen Genossen von 1871 vorbei und am Denkmal von Henri Barbusse.

Während der Prager Metallarbeiter sein Haus verläßt, um sich zum Umzug einzustellen, haben seine Kollegen in Sydney und Melbourne ihren Massenumzug schon beendet und strömen dem Meeresstrand zu, dort freuen sie sich mit Frau und Kind der Sonne und der Wellen und des warmen Maitages.

In Shanghai geht heute der Rikschakuli ohne Rikscha durch Nanking Road. Wenn kein Polizist in Sicht ist, verteilt er Flugzettel für die Partei, wenn ein Polizist in Sicht kommt, läuft er davon, schneller, als er liefe, wenn ein Fahrgast ihn noch so heftig anfeuern würde.

In Moskau ist der Milizionär Genosse des Demonstranten. Droben auf den Balkonen des GUM-Hauses, dem Lenin-Mausoleum gegenüber, stehen die russischen Dichter vor dem Mikrophon und schildern, was auf dem Roten Platz geschieht. Aber vermögen sie es zu schildern? Diesen Ozean der Freude, diese Armeen von Armisten und Arbeitern, diesen Jubel der Kinder, diese Banner, und alle grüßen die Partei, der sie ihr Glück verdanken und die, verkörpert durch den lachenden Genossen Stalin, ihren Gruß erwidert.

Leg nun dein Ohr auf das Zifferblatt Madrids, du hörst den gleichen zuversichtlichen Gang des Räderwerks, obwohl Flugzeuge über die Stadt schwirren, um unschuldige Kinder und rote Fahnen mit Bomben zu belegen. Du stehst in der Prager Altstadt vor der Uhr, du hörst den Rhythmus des Räderwerkes und fühlst, daß er mitten im Madrider Bombenkrachen und Maschinengewehrgeknatter der gleiche ist wie der Schlag deines Herzens und wie der Marschschritt allüberall auf den Zifferblättern des marschierenden Mai.

Moskau ist zwei Stunden vor Prag voraus, achteinhalb Stunden vor Chicago, fast zehn Stunden vor den Fordwerken in Detroit, einen ganzen halben Tag vor Hollywood. Aber nicht nur die Längengrade und die Himmelsrichtung entscheiden die Stunde – wenn du die All-Uhr nicht nur mit Auge und Ohr betrachtest, sondern auch mit Hirn und Herz, so merkst du das schon.

Sieh das Uhrwerk! Es ist das gleiche für alle Zifferblätter, *eine* Kraft bewegt die Zeiger, *eine* Kraft bestimmt die Stunde. Und überall wird einmal die gleiche Stunde schlagen.

Uhren aller Länder, vereinigt euch!

NACH DEM MAI IN SHANGHAI

Vor dem 1. Mai des Jahres 1932 hatten sich die oberen Zehntausend Shanghais mehr geängstigt als vor allen Maifeiern der vorhergegangenen Jahre. Man befürchtete eine Abrechnung mit den Fremden, die ruhig zugelassen hatten, daß die japanische Soldateska Tschapei und andere chinesische Stadtviertel Shanghais in Trümmer schoß. Und mehr als das, die Ausländer hatten die japanischen Eindringlinge mit Wort und Waffe unterstützt.

Wochenlang hatte die Polizei des Internationalen Settlements Schutzvorkehrungen getroffen, Massenverhaftungen von Verdächtigen waren vorgenommen worden, Haussuchungen, Beschlagnahmen, Absperrmaßregeln. Neue Plakate wiesen nachdrücklich und drohend auf das Weiterbestehen des Belagerungszustandes hin, der im Januar über die Chinesendistrikte Shanghais verhängt worden war. Revolver in der Hand, Finger am Zügel, patrouillierten tags und nachts die indische Polizei Englands und die anamitische Polizei Frankreichs, und die Abteilungen der Chinesenpolizei trugen auf ihrem Einschüchterungsmarsch durch das Straßengespinst von Nantas zwei blutige Richtschwerter vor sich her.

Vor einigen Tagen, nach Einstellung der chinesisch-japanischen Kampfhandlungen, war der Wall aus Sandsäcken, der alle Zugänge zum Settlement verrammelte, in der Mitte geöffnet worden, um etwas Verkehr, gut kontrollierten natürlich, zuzulassen. Am Vorabend des 1. Mai schloß man die Lücken wieder, und über den Zitadellen aus sandgefüllter Jute erhoben sich herausfordernd die Maschinengewehre.

Trotz alledem war es überall zu mailichen Demonstrationen gekommen. Immer wieder wehten rote Fahnen vom Laternenpfahl, sooft sie auch von der Polizei herabgeholt wurden; immer wieder klebten sozialistische Plakate an Straßeneck und Häuserwand, sooft

sie von den Polizisten heruntergerissen wurden, immer wieder wurden Flugzettel verteilt, sooft auch die Polizei auf die Verteiler losrannte, immer wieder flatterten von den Dachgärten der Warenhäuser politische Aufrufe zur Nanking Road hinab, obwohl die Polizei die Schaffung einer eigenen „Detektivkolonne gegen Dachgarten-Agitation“ verlautbart hatte. Der 1. Mai *wurde* gefeiert.

Tags darauf, 2. Mai 1932, von sechs bis neun Uhr morgens, fuhren in das Gerichtsgebäude des Internationalen Settlements ununterbrochen Polizeiautos ein. Sie kamen aus den zwölf Revieren und waren mit Häftlingen beladen. Die Aussteigenden wurden einige Stufen aufwärtsgestoßen in eine vergitterte Veranda, das Sammelgefängnis.

Junge Chinesen mit zerrissenen Anzügen. Sie müssen beim Aussteigen mit einer Hand (die andere ist an die eines Mitpassagiers gefesselt) die Hose festhalten, damit sie nicht herunterrutsche. Junge Chinesen mit geschwollenen Gesichtern, blutigen Köpfen, angelaufenen Augen, so sind sie geprügelt worden. Die vergitterte Veranda ist gequetscht voll von den Opfern des 1. Mai, und immer neue finden noch Platz. In diesem Kotter müssen sie sich der Stunde entgegensehnen, da das Gericht sie verurteilen wird. Die zum Tode Bestimmten werden dem Chinesengericht übergeben. Während sie knien, die Hände auf dem Rücken gefesselt, zersprengt ihnen aus unmittelbarer Nähe der Henker den Hinterkopf. Ich habe diese entsetzliche Hinrichtungsart gesehen, und von einer grausigen Vision erfüllt, schaue ich auf die jungen Menschen im Kotter, die gestern den 1. Mai gefeiert haben.

Sie haben den 1. Mai gefeiert. In Paris, so steht es in den Morgenblättern, wurde auch der 1. Mai gefeiert, es kam zu blutigen Zusammenstößen auf dem Boulevard Montmartre, es gab Tote und Verwundete. Tote und Verwundete in Mexiko. Tote und Verwundete in Barcelona.

Ich schaue in den Käfig der dem Tode Geweihten. Sie werden den 1. Mai des Völkerfrühlings nicht sehen, sie sterben nur für ihn.

Das war 1932. Heute holt Tschiang Kai-schek die Sozialisten heran – nur sie können China vor der Versklavung durch Japan retten. Heute muß sogar der Terror in Deutschland den dreimal

verfluchten internationalen und internationalistischen Maifeiertag zu einem Feiertag erklären, weil er ihn nicht verbieten kann.

Heute gibt es keine Zusammenstöße mehr in Paris. Im Paris der Volksfront marschiert eine Million mit Flaggen durch die beflaggte Stadt.

In Barcelona, selbst im bedrohten Madrid, demonstrieren nicht nur die Spanier für die Welt der Freiheit, sondern auch die Welt der Freiheit demonstriert mit ihnen. Die Fahnen auf dem Roten Platz in Moskau grüßen die Spanier, wie die Spanier die roten Fahnen Moskaus grüßen.

„Solidarität!", „Solidarität!" ruft der Marsch in allen Straßen der Welt.

PROTOKOLL

Nach wiederholtem und eindringlichem Befragen entschließt sich Inkulpat, folgendes auszusagen:

primo: sei er, laut Angabe vertrauenswürdiger Personen, am 29. April 1885 geboren, habe jahrelang das Gewerbe eines Schriftstellers im Umherziehen ausgeübt und sei am 10. Mai 1933 von Herrn Staatsminister Joseph Goebbels verbrannt worden; des Inkulpaten Bücher, zwanzig an der Zahl, seien dem Abdecker zur Vertilgung übergeben worden, während der Goebbelssche Roman „Michael" in gebührende Achtung gesetzt wurde;

secundo: habe er seine inkriminierte Tätigkeit trotz obiger Bestrafung hartnäckig fortgesetzt und in Amsterdam, Moskau und Paris weitere untermenschliche Stoffe beinhaltende Bücher aus „fünf Kontinenten", „sieben Ghettos" und anderen Plätzen, zu denen der Eintritt verboten ist, zum Druck befördert, und seien selbige Druckwerke, wie er auf ausdrückliche Befragung eingesteht, in fast sämtliche Sprachen übersetzt worden.

Dieserhalb des Inkulpaten eigenhändig gesetzte drei Kreuze:

× × ×

recte Egon Erwin Kisch

Was ich bis jetzt von der Armee gesehen habe, hat mich sehr überrascht. Ich habe niemals an dem Kampfeswillen des spanischen Volkes und seiner internationalen Freunde gezweifelt. Nur hatte ich mir davon eine andere Vorstellung gemacht.

Ich hatte geglaubt, daß ich hier einer improvisierten Armee begegnen würde gleich der der Französischen Revolution von 1792 oder der, welche die Russen 1917 bis 1920 der internationalen Intervention entgegenwarfen.

Die Geschichte lehrt uns, daß solche Armeen siegreich sind, jedoch mit der Zeit schwächer werden. Zu meiner großen Freude habe ich überall eine neue Armee in voller Entwicklung gesehen, mit Disziplin, mit Militärschulen und allen technischen Mitteln ...

Eine neue Ära des Krieges beginnt jetzt: Der Kampf einer ausgebildeten Armee gegen den Faschismus Francos. Das muß uns den Endsieg sichern, selbst wenn Hitler und Mussolini versuchen sollten, ihre Truppen- und Munitionslieferungen zu verstärken.

Ich habe bereits Folgen bemerken können, welche die militärischen Erfolge weit übertreffen. Ich habe nahe einem Etappenlager Felder gesehen, welche früher wild und unbebaut waren. Dort haben unsere Militärformationen Wasserreservoire geschaffen, die mit Motorpumpen ausgerüstet sind und das ganze Land bewässern. Und das Ergebnis ist, daß bereits jetzt auf diesem wilden Boden Mais wächst, Zwiebeln, Tomaten, Paprika und viele andere Gemüse. Auf den neuen Weideplätzen findet man Schafe und Schweine. Diese Veränderung scheint mir ein Gruß des neuen Spanien an die Zukunft zu sein, eines Spanien, welches nicht mehr wie früher zur Hälfte in den Händen des Adels und der Geistlichkeit und zur anderen Hälfte unbebaut sein wird, sondern dessen gute Ernten den Wohlstand des Volkes schaffen werden.

Ein anderes Bild der Zukunft erscheint mir in den Internationalen Brigaden. Diese Männer aus vierzig Nationen, die von allen Enden der Welt herbeigeeilt sind und sich hier getroffen haben wie Brüder, die zusammen für die Freiheit kämpfen, schaffen eine stärkere Bindung zwischen den Völkern, als alle Regierungsbündnisse es vermögen. Es ist nicht möglich, daß diese Vertreter der Nationen, welche begleitet sind von den Gefühlen der Arbeiter ihres Landes,

unbeeinflußt in die Heimat zurückkehren. Sie sind nationale Zeugen eines internationalen Kampfeswillens, für die das Wagnis des Lebens nichts bedeutet, sie werden jedem als die Vorläufer des Völkerfriedens erscheinen. Sie sind wirkliche Freiwillige; auf der anderen Seite befinden sich lediglich „Freiwillige“, die von ihren militärischen Vorgesetzten gezwungen werden, Freiwillige zu sein, seien sie Deutsche oder Italiener. Ich habe mich mit deutschen und italienischen Gefangenen unterhalten; alle haben mir mit Haß von ihren Chefs gesprochen, welche sie nach Abessinien und Spanien geschickt haben, um Henkerarbeit zu leisten. Man kann diese „Freiwilligen“ nicht auf die gleiche Stufe stellen mit unseren Freiwilligen, welche die ganze Welt durchquert haben, um an der Seite des spanischen Volkes gegen den internationalen Faschismus zu kämpfen. Sie mit ihnen auf die gleiche Stufe stellen würde eine Beleidigung für die Helden der Internationalen Brigaden bedeuten und einen Betrug, der bei jedem ehrlichen Menschen, gleich welcher Partei er angehören mag, heftigen Protest hervorriefe.

Die Genossin Pasionaria hat mir während mehr als einer Stunde von den Greueln erzählt, welche die Faschisten an den spanischen Müttern verübt haben. Ihre Meinung ist, daß man an alle Frauen der Welt appellieren muß, um die Mörderhand der Faschisten abzuhalten.

Ich werde diesen leidenschaftlichen Appell an die Welt weitergeben. Das wird meine erste Arbeit sein, und meine zweite wird sein, die heroischen Kämpfe des spanischen Volkes zu beschreiben.

ZUM ZWEITEN INTERNATIONALEN KONGRESS DER SCHRIFTSTELLER

Nichts leistet dem Gegner so wesentliche Helferdienste wie publizistische Moralphantasterei. Nichts Gefährlicheres besteht in unserer gefährlichen Epoche als die Meinung, ewiges Verneinen und Mißtrauen mache die revolutionäre Gesinnung aus! Das Gegenteil ist richtig: Den Schmähungen und Herabsetzungen, die der Feind unaufhörlich durch die Straßen trommelt, hat sich unaufhörlich die bejahende Wahrheit gegenüberzustellen, ist unaufhörlich das Vertrauen in die Kampffront des Fortschritts und ihrer Führung zu stärken. Revolutionärer Nonkonformismus gegenüber dem Rück-

schritt bildet nur eine Hälfte des geistigen Kampfes. Die andere ist der Konformismus mit den revolutionären Kämpfen und Kämpfern, ihre leidenschaftliche Bejahung.

Klarer als alles bietet sich die Lagerung des spanischen Bürgerkriegs dem öffentlichen Blick dar. Mit der simplen Feststellung der Sachlage müßte die Stellungnahme jedes anständigen Menschen gegeben sein, welchem politischen Lager er auch angehört. Auf der einen Seite steht die vom Volk gewählte und, da sie bedroht wurde, vom Volk spontan mit Blut und Leben verteidigte Regierung – auf der anderen Seite stehen ein oder mehrere Generale mit Teilen eines Heeres, das ihnen die Republik anvertraut hatte; diese Generale wollten zunächst durch Staatsstreich und wollen nunmehr durch Bürgerkrieg zur Macht gelangen und eine ihnen und ihren Helfershelfern genehme Herrschaftsform aufrichten.

Kein Euphemismus, so sollte man meinen, könnte für diese Untreue, für diesen Verrat und für diese Meuterei hoher Soldaten gefunden werden, keine anderen Worte als eben: Verrat, Untreue und Meuterei!

Aber der Euphemismus findet sich, so wie sich Waffen und Hilfsarmeen für die reaktionären Meuterer finden: Man nennt den Aufstand gegen die Nation einen „nationalen Aufstand", unbekümmert darum, daß hier gegen die spanische Nation Italiener, Afrikaner und Deutsche ins Feld geführt werden; man nennt diese verräterische Intervention einen „Feldzug für den katholischen Glauben", unbekümmert darum, daß die seltsamen Kreuzfahrer das katholischste Volk, das der Basken, vernichten, daß sie Blutbäder unter katholischen Männern, Frauen und Kindern anrichten, daß sie ohne Bedenken die herrlichen Kathedralen Spaniens in Staub und Asche schießen; man nennt diese Meuterei eine „Maßnahme für Ruhe und Ordnung", unbekümmert darum, daß sie eine Unruhe und Unordnung schafft, wie sie blutiger auf keinem Blatt der Weltgeschichte verzeichnet steht!

Wir Schriftsteller aus aller Welt können heute keine andere Aufgabe haben, als dieser Vernebelung durch den Euphemismus *das klare Wort der Wahrheit gegenüberzustellen.* Wer sich Schriftsteller nennt, muß heute seine ganze Energie, seine ganze Begabung und seinen ganzen Namen in die Waagschale werfen, um seine Leser zur Hilfe für Spanien aufzurufen. Kein gewählter Politiker dürfte es wagen, vor seine Wähler zu treten, wenn er nicht klar und eindeutig

für den Freiheitskampf des spanischen Volkes Stellung nimmt; kein Staatsmann eines demokratischen Landes dürfte sich fernerhin Staatsmann nennen, wenn er die meuternden Generale als kriegführende Macht anerkennt; kein Publizist dürfte Leser finden, wenn er nicht seine schärfsten Worte gegen die Aushungerung der spanischen Republikaner durch die Blockade, gegen die Vernichtung der spanischen Republikaner durch die Bombardierung offener Städte findet!

Wir Schriftsteller müssen werben für das Verständnis. Wir müssen uns einsetzen dafür, daß dem Aufstand der Kriegsschieber die Verachtung aller Gutgesinnten zuteil wird, ihre Lüge und ihre Ideologie zusammenbricht, bevor sie noch die Waffen strecken. Wir Schriftsteller aus aller Welt und aus allen Lagern müssen in unseren Schriften nicht nur für die *Gegenwart* des spanischen Freiheitskampfes eintreten, sondern wir müssen auch dafür sorgen, daß die *Geschichtsschreibung* diesen heldenhaften Widerstand nicht verfälschen kann und ihn als das hinstellen muß, was er wirklich ist: ein Krieg um die Menschenrechte gegen die modernsten Gewaltmethoden der Reaktion, die Methoden des Faschismus!

GRÜSSE VON DER FRONT

„Viva Rusia!" rufen schlotternd vor Angst Francos zwangsrekrutierte Bauernburschen und oft auch seine Moros in dem Augenblick, da sie gefangengenommen werden. „Viva Rusia!" Sie glauben, nur dieser Ruf könne sie vor der schrecklichen Tortur retten, die laut Schilderung ihrer Vorgesetzten die Republikaner an den Gefangenen verüben, sie glauben – bleuten es ihnen die Offiziere doch täglich ein –, dem faschistischen Heere stehe ein sowjetrussisches gegenüber.

Mit dieser grotesken Lüge jagt Franco spanische Soldaten gegen ihre Landsleute, mit dieser grotesken Lüge bestreitet der Söldling Mussolinis und Hitlers seine Propaganda im Ausland.

Wahr aber ist, daß keine europäische Macht, keine Republik und keine Demokratie auch nur ein Tausendstel der materiellen und ideologischen Hilfe geleistet hat, die die Sowjetunion der spanischen Republik, der spanischen Demokratie leistete.

Deshalb verdoppeln die Lautsprecher der Nazis ihre geifernde,

tobende Wut gegen Moskau und eröffnen einen offiziellen Feldzug der Lügen und Beschimpfungen, wie ihn bisher keine Epoche der Geschichte gekannt. Ebenso wird in Italien die Knechtung und Verleumdung des italienischen Volkes, die Hinschlachtung der Abessinier und die Opferung der italienischen Jugend auf den spanischen Schlachtfeldern damit begründet, daß der Faschismus Italien vor dem Schicksal Rußlands „gerettet" hat.

Was aber setzen die freiheitlichen, die fortschrittlichen Menschen, die Gegner Mussolinis, Hitlers, Francos, was setzen sie, die Ziele dieses Hasses, was setzen sie den faschistischen Verleumdungen entgegen? Sehen wir etwa ein einmütiges Bekenntnis zur Wahrheit über die Sowjetunion, eine leidenschaftliche Bejahung dessen, was die Sowjetunion für den Frieden tut, für das, was sie der Kultur, der Wirtschaft und dem Fortschritt der Menschheit gab?

Heute sind die Machtmittel des Kapitalismus und der Reaktion weit großzügiger als vor hundertfünfzig Jahren, die verschiedensten Sorten von Gift werden verwendet, rechtes nach rechts, linkes nach links, und in so geschickten Mischungen, daß die Zwischenhändler meist nicht merken, welches Gift sie verschleißen.

Jedes Buch, das sich gegen die Sowjetunion richtet, findet sofort Verlag und Vertrieb, je gehässiger es ist, in um so größeren Massenauflagen wird es gedruckt, jeder Reisende, der aus irgendeinem privaten Grund enttäuscht ist, jeder, der sich locken, kaufen oder pressen läßt, kann Enthüllungen schreiben, Propagandist werden, Vorträge halten; Telegrafenagenturen und Verbände lebten von der Verbreitung wahnwitziger „Moskauer" Falschmeldungen aus Riga und leben weiter davon, obwohl jetzt die Antikomintern dieses Geschäft mit Staatsmitteln, Parteien und Welten umspannend, en gros betreibt.

Wer aber den Entstellungen und Erfindungen entgegentritt, die Wahrheit zu sagen versucht, der wird rasch zum „Tendenzschriftsteller" gestempelt, zu einem, der sich Potemkinsche Dörfer vorspiegeln ließ oder ein „bezahlter Agent" ist, wenn nichts Schlimmeres.

Hätte die Menschheit einen ungetrübten Überblick über die ungeheure Zahl derer, die verfolgt, eingekerkert, gemartert, getötet werden, weil sie ehrliche Zeugenschaft über die Errungenschaften des Sozialismus ablegen wollen, hätte die Menschheit einen ungetrübten Überblick über all das Herrliche und Ewige, das in der

Sowjetunion binnen zwanzig Jahren geschaffen wurde und Jahrhunderte überflügelte – uneingeschränkt und begeistert müßte dann die Menschheit bejahen mit dem Ruf: „Viva Rusia!"

DIE „DISSIMULANTEN" VON BENICASIM

Nach Schluß der Badesaison wohnte früher nur ein Wächter mit seiner Familie in Benicasim, jetzt leben an tausendsechshundert bis tausendsiebenhundert verwundete Soldaten hier. Unaufhörlich ziehen ihrer Hunderte von dannen, aber niemals sinkt die Bevölkerungszahl. Der Krieg und seine Schlachten sorgen für Nachschub.

In der ersten Eisenbahnstation hinter der Front werden die Verwundeten, soweit sie transportfähig sind, in den Sanitätszug verladen, der, falls er Soldaten der Internationalen Brigaden befördert, in eines ihrer Hospitäler rollt, zum Beispiel nach Benicasim.

Über die Sanitätszüge ist auszusagen, daß sie oft an Ausführung des Mobiliars, der Nickelgestelle, des Operationstisches, der Schränke für Instrumente und Medikamente, des Bade-Abteils und dergleichen jedes hochherrschaftliche Sanatorium in den Schatten stellen. Ist das nicht Luxus, unangebrachter Luxus, fragt mancher kopfschüttelnde Kopf; ist das nötig für eine so kurze Fahrt? Der Frager erhält die Antwort, es sei nicht gerade nötig für die transportierten Kranken, aber es sei dringend nötig für die Arbeiter der Werkstätten, die das hergestellt haben und die unbedingt nur das Schönste und Beste und Teuerste für ihre verwundeten Kameraden herstellen und schenken wollen.

Aus diesem Paradies auf Rädern werden die Passagiere bei ihrer Ankunft im irdischen Benicasim in Sanitätsautos umgeladen und fahren zur Triage, zur Verteilung. Der Verteilungsplatz diente in den grauen Zeiten des Vorkrieges als Garage und war dort angelegt, wo die Landstraße die Strandpromenade streift. Auf der Strandpromenade konnte man nicht gut fahren, der Villenbesitzer ließ das Auto in der Garage und ging die paar Schritte nach Hause.

Die neuen, die jetzigen Bewohner von Benicasim-Las Villas haben keine Privatautos, und so wurde die Garage zu einem Theater umgestaltet mit Bühne, Schnürboden, Garderobe, Kulissen und was

dazugehört. „Teatro Henri Barbusse“ heißt dieses Theater, das einzige mit auswechselbarem Zuschauerraum.

Heute um neun Uhr abends ist eine Vorstellung, wie sooft auch diesmal ein bunter Abend. Ein bessarabischer Arzt singt, eine andalusische Krankenschwester tanzt, zwei deutsche Verwundete agieren ein Schattenspiel, ein amerikanischer Verwundeter spielt Cello, ein Negerchauffeur stept, und mitten im Steptanz kommt Adolphe auf die Bühne, sein Gang ist dem Chaplins ähnlich, aber keineswegs tritt er auf, um dem Negertänzer ein Partner zu sein, sondern er macht nur eine Mitteilung: „Verwundetentransport angekündigt!“

Sofort ist die Bühne leer, das Orchester leer und der Zuschauerraum leer. Das heißt: leer von Publikum. Ein Szenenwechsel, ein Dekorationswechsel vollzieht sich, auch im technisch-modernsten Theater kann er sich nicht schneller vollziehen.

Statt mit Stühlen und Bänken ist die Riesenhalle im Nu mit Betten gefüllt, mit sechzig schneeweiß überzogenen Betten. Statt des kalten Buffets stehen Kessel mit Tee oder Kaffee auf der Theke, belegtes Brot und Kuchen. Auch Zigaretten, die sonst ein rarer Artikel sind, tauchen aus einer Versenkung, die glücklicherweise niemand kennt, plötzlich kistenweise auf; so viel Verwundete avisiert sind – und es können bis zweihundertfünfzig sein –, so viele Zigarettenpäckchen.

Bei der Eingangstür, wo vor der Theatervorstellung der Billeteur stand oder wenigstens hätte stehen können, sind jetzt Tische mit Papieren und Stempeln aufgestellt. Vom Bahnhof rollen die Sanitätswagen heran, in die die Patienten, sofern sie nicht gehen können, vor fünf Minuten aus dem Zug gehoben wurden, jetzt werden sie wieder herausgehoben und schweben auf den starken Händen der Krankenträger durch die Sperre, wo die Papiere kontrolliert werden, ins Theater. Flinke Garderobiere helfen ihnen aus den Kleidern, helfen ihnen in neue Wäsche, und dann erst werden die Schwerverletzten in die schneeweiß überzogenen Betten gelegt, wenn auch nicht für lange Zeit.

Die Ärzte treten in Aktion, sie nehmen die Verbände ab und legen neue an, sie stellen die Diagnose, und nach ihr und nach der Zahl der in der Villa verfügbaren Betten weisen sie jedem der Angekommenen sein künftiges Quartier in Benicasim zu. Es wird gefuttert oder gefüttert – die Schwadron der Pflegerinnen schwe-

stert durch den Saal, der sich allmählich von Menschen leert und schließlich auch von Bazillen, denn im Laufe der Nacht muß alles restlos desinfiziert sein. Am Morgen ist jeder der nachts Angekommenen ein richtiger Benicasimer, das heißt einer, der dem Tag entgegenharrt, da er wieder an die Front gehen kann und das Teatro Henri Barbusse, das sein Empfangsraum war, zu seinem Abschiedsraum wird ...

Alle hier sind von dem Wunsch ...

Nein, so leicht läßt sich dieser Satz nicht beenden. So ohne weiteres läßt sich nicht etwas aussprechen, was allen Lehren vom Selbsterhaltungstrieb widerspricht. Man kann besonders dann die Feststellung nicht einfach als Feststellung schlechtweg hinschreiben, wenn man den Weltkrieg erlebt hat mit seiner Massenverfilzung von Desertiererei, Simuliererei, Selbstverstümmelei und hundert anderen Arten von Drückebergerei. Man kann das Satzfragment nicht so leicht vollenden, wenn man sich nicht in den Verdacht bringen will, zu idealisieren, zu heroisieren.

Bevor dieser Satz vollendet wird, muß gegenwärtig gemacht werden, daß es niemals in einem Krieg Freiwillige von so homogener politischer Schulung und Bildung und Bindung gegeben hat, wie es die Internationalen Brigaden sind, und daß es niemals in einem Krieg Freiwillige gab, denen auf ihrer Fahrt zur Freiwilligkeit solch ungeheuerliche, unmenschliche Schwierigkeiten auferlegt waren.

Endlich war man in Spanien, kam man an die Front. Und nun liegt man – in einem Hospital. Darum die Weltreise über alle Grenzen und durch alle Kerker? Mit diesem Schuß soll meine Pflicht als Antifaschist getan sein? Jetzt soll schon Schluß für mich sein? Nein, es ist nicht Schluß mit meinem Kampf.

Und es ist auch nicht Schluß mit dem oben begonnenen Satz. Er lautet: Alle hier sind von dem Wunsch erfüllt, möglichst rasch an die Front zurückzukehren.

Fragt irgendeinen Arzt auf der republikanischen Seite, was das Spezielle seiner Praxis im Kriege ist, und er wird es euch sagen: „Dissimulation! Jeder der Kerle simuliert Gesundheit, jeder lügt, die Wunde schmerze nicht, sein Stuhlgang sei so in Ordnung wie der eines Prinzgemahls, jeder schwindelt die Fieberkurve hinunter, und wenn es ginge, würden sie auch die Röntgenbilder retuschieren."

Was ist es, das die Ärzte und ihre Helfer dazu veranlaßt, in solchem Ausmaß ihren eigenen Tod zu verachten, um den Tod anderer zu verhindern? Überall an der Front wird man Zeuge ihrer Waghalsigkeit. Oft wäre es barer Selbstmord, über die Böschung zu lugen; wer nicht Dienst an der Scharte hat, duckt sich vor dem Artilleriefeuer tief unten ins Erdloch; mit der Dämmerung setzt das Nachtschießen ein, Aufrichtung eines Schutzwalls aus fliegenden Projektilen. Aber die Krankenträger schwingen sich über den Hügel, bieten ihre volle Figur als Zielscheibe, holen den Verwundeten, der vor der Linie röchelt, und kehren, das geht wahrhaftig nicht schnell, mit ihm zurück.

In dem von Kanonen betrommelten Schützengraben tun Sanitäter ihr Werk, im nicht minder betrommelten Sanitätsauto die Ärzte. In dem von Fliegern bombardierten Feldspital gibt es nach dem Gefecht keine Grenze für menschliche (menschliche!) Arbeitskraft. Den Tag hindurch, die Nacht hindurch wird im Operationsraum und an den Betten gearbeitet. Die Männer und Frauen der Sanität haben kein Gefühl für ihren physischen Zusammenbruch, kein Gesicht für die grelle Jagd der Scheinwerfer auf Bombenflugzeuge, kein Gehör für das Krachen der Einschläge und für die Alarmsirene, die sie ins unterirdische Refugium befehlen will. Unbeirrt ringen sie weiter mit dem Tod um jede Menschenseele.

Wer zwingt diese Männer und Frauen, wer zwingt sie dazu, was zwingt sie dazu? Kein Gold lohnt, kein Ehrenkreuz lockt, kein Avancement winkt. Was ist es, das sie treibt?

Als Teil der Antwort kann ein Gedanke dienen, der sich im motorisierten, mechanisierten Krieg jedem aufdrängt: Der Mensch denkt, die Maschine lenkt. Dein Flugzeug ist umzingelt, wie kannst du es aber verlassen? Dein Tank rollt gegen Explosionsgeschütz, und der Untergang ist dir gewiß, aber kannst du abspringen und ihn preisgeben, du, der du nur ein Teil von ihm bist?

Wie erst, wenn es nicht eine Maschine ist, die bindet, sondern die Menschenpflicht, wenn es die Rettung ist, die du in deinen Händen hältst? Du kannst sie nicht von dir schleudern, nicht von ihr abspringen, sie nicht verlassen und davonlaufen. So wird auf der Seite der Republikaner die ärztliche Pflicht getan, und im Sanitätsdienst der Rebellen kann der Wille zur Hilfe nicht anders sein.

Und doch ist es hüben gründlich anders als drüben. Die aus-

ländischen Ärzte zum Beispiel, die auf der republikanischen Seite tätig sind, erweisen sich, wenn man sie kennenlernt, als „gute Ärzte“ im Geiste jenes vielzitierten Begriffs, der den des „guten Menschen“ einschließt. Empirische Sozialisten oder sozialistische Empiriker, hatten sie schon daheim während ihrer Praxis erkannt, daß der Arme vom Tode nicht zu retten ist, wo für den Reichen Hilfe gefunden werden kann, und sind auf diesem Wege zu dem im ethischen Sinne guten Arzt, zum Antifaschisten, zum Helfer des spanischen Volkes geworden. Man wird hier keinen einzigen finden, der lediglich als Arzt herüberkam, der sich als neutral, unparteiisch oder unpolitisch bezeichnete und nichts anderes tun wolle als seine medizinische Pflicht. Jeder einzelne, von welcher Institution, aus welchem Lande er auch immer kommen mag, wird seine bedingungslose Anhängerschaft zur sozialen Freiheit betonen, um die das spanische Volk kämpft. Nur um dieser Sache zu dienen, gaben diese Männer ihre Praxis, diese Frauen ihre Stellungen auf, um dieser Sache willen wagen und leisten sie hier das Menschenmögliche.

Was für die geschlossen aus dem Ausland gekommenen Equipen gilt, gilt noch mehr für jene einzelnen, erst hier in die Sanitätstruppe Eingereihten, die ohne Geld, ohne Paß, ohne Unterstützung den Weg nach Spanien zurücklegten. Ihr Heldentum begann, wie das aller Soldaten der Internationalen Brigaden, längst bevor der Feind, ja sogar längst bevor die Pyrenäen in Sicht kamen.

Solche Opferwilligkeit bedingt eine andere Auffassung von Humanität als die, die auf faschistischer Seite Geltung hat. Dort ist Humanität ein Schimpf, identisch mit Wehleidigkeit, dort gilt der, der für Führerauslese und Militarismus nicht in Betracht kommt, noch weniger als nichts. Was schiert sie der Krüppel, der keinen Marsch mehr leisten, keinen Schuß mehr feuern kann? Gewiß, sie werden ihn gegebenenfalls als Kriegsopfer ehren, damit andere sich opfern wie er, aber Zeit und Mühe kann der totalitäre Krieg nicht an ihn verschwenden. Schonen sie doch auch Gesunde nicht, nicht Gefangene, nicht Frauen, nicht Kinder, ihr Krieg ist nur Krieg, und nur Macht ist ihr Ziel.

Zu jenen, bei denen solche Maximen die herrschenden sind, rollten keine Sanitätswagen aus allen Teilen der Erde, zumindest keine, zu deren Anschaffung, Ausrüstung und Absendung die Werktätigen aller Länder und Sprachen Pfennig um Pfennig gesammelt haben.

Reiche Unterstützung anderer Art gibt es drüben freilich. In seiner Einleitung zu der vorliegenden Schrift von Gusti Jirku erhebt Doktor Telge, der den Sanitätsdienst der Internationalen Brigaden leitet, die aufsehenerregende Anklage, das Internationale Rote Kreuz habe versagt. Darauf könnte das Internationale Rote Kreuz nur antworten, daß dem Sanitätsdienst der Republikaner die ganze demokratische Welt zu Hilfe geeilt sei, aber dem General Franco und seinen Standesgenossen nur zwei Regierungen, die anderes zu liefern hatten als heilende Medikamente und helfende Instrumente. Das stimmt. Nur handelt es sich drüben nicht um einen kriegführenden Staat, sondern um eine Offiziersrevolte gegen den eigenen Staat. Hat das Rote Kreuz etwa auch den deutschen Arbeitern, die im mitteldeutschen Aufstand fochten, Ambulanzen und Ärzte und Arzneien gesandt? Freilich, das läßt sich nicht gut vergleichen, von ihrer Seite nicht und nicht von unserer ...

Die Denkenden und die Arbeitenden der Welt haben spontan jene Pflicht erfüllt, auf die sich das Internationale Rote Kreuz jahrzehntelang vorbereitete.

Die Denkenden und die Arbeitenden des Erdballs tun viel, sie haben geschickt und werden weiter schicken, was sie schicken können. Hätten sie Flugzeuge und Waffen schicken dürfen, zu Ende wäre das Morden, und Hunderttausende der Verwundungen, um deren Heilung sich zur Stunde die Braven in Spanien bemühen, wären nicht erlitten worden.

AN DIE VERANSTALTER DES VOLKSKULTURTAGES IN REICHENBERG

Die Förderung der Kultur ist eines der wichtigsten Probleme für die Konstituierung einer Nation, von der Kultur der Arbeiterschaft hängt ihr Wille ab zur Erlangung sozialer Gleichberechtigung, wie denn auch durch soziale Errungenschaften die Kultur der Arbeiterschaft und damit die der ganzen Welt gehoben wird. Es ist viel zu tun. Das, was die Nationalsozialisten auf dem Gebiete der Kultur machen, wird von allen Geistigen der Welt auf das tiefste beklagt. Angesichts des Umstandes, daß auf juristischen und philosophischen Kongressen die Delegierten des Dritten Reiches nichts als Lächerlichkeit ernten, und mehr noch angesichts des wirtschaft-

lichen Schadens, den das Dritte Reich dadurch erleidet, daß kein Buch der gleichgeschalteten Literatur in fremde Sprachen übersetzt, kein Werk der bildenden Kunst in den internationalen Ausstellungen des Zeigens wert erachtet werden kann, mußte sogar Goebbels seinen „Dichtern und Denkern" Rüge über Rüge erteilen. Aber es ist nicht Schuld der Künstler, wenn sie nur Mist zu schaffen imstande sind, es ist Schuld der Atmosphäre, in der zu arbeiten sie gezwungen sind.

Auf dieses Niveau will Henlein die reiche sudetendeutsche Kultur umschalten, und man muß zugeben, daß seine Schriftleiter schon seit langem die Vorbereitungen dazu treffen ...

Über Heimatkunst eines Bezirkes in Böhmen oder Mähren zu schreiben und die tschechoslowakischen Dichter des gleichen Gebietes dabei nicht zu behandeln – das bedeutet, dem sudetendeutschen Schrifttum das Wichtigste zu nehmen, das es besitzt: die Anrainerschaft zur slawischen Kultur. Diese Anrainerschaft zu einer Freundschaft und Zusammenarbeit zu gestalten ist eure große Aufgabe, denn eine gegenseitige Befruchtung bringt gegenseitige Bereicherung mit sich.

Ihr müßt auf euren vorgeschobenen Posten die deutsche wie die tschechische Kultur pflegen. Ihr müßt das Kulturerbe der deutschen Klassiker vor dem Zugriff des Chauvinismus und der Barbarei retten. Die Kleinodien der deutschen Kunst und der deutschen Wissenschaft müssen dem ganzen deutschen Volk und damit auch der Menschheit zugute kommen.

EIN BRIEF DER GENOSSIN KRUPSKAJA

Werte Freunde,

In den „Erinnerungen an Lenin" von N. K. Krupskaja ist im Zusammenhang mit Lenins Besuchen im Londoner British Museum davon die Rede, wie sehr sich Lenin in Paris für eine Kollektion von Erinnerungsstücken aus der Pariser Revolution von 1848 interessiert hatte. Die Sammlung war, wie Krupskaja schreibt, „in einem kleinen Zimmerchen – ich glaube, in der Rue des Cordillères – untergebracht. Iljitsch sah sich dort jedes Sächelchen, jede Zeichnung an."

Viele Freunde haben während ihres Aufenthaltes in Paris in der

Rue des Cordillères und, da sie eine solche nicht fanden, in der Rue des Cordiliers nach dem kleinen Museum gesucht. Vergeblich. Nun habe ich mich an Genossin Krupskaja um Auskunft gewandt. Genossin Krupskaja hat mir, unbekümmert um die Tatsache, daß sie nach den Lügenmeldungen der Hitlerpresse bereits seit zwei Jahren „verschwunden" sei, sofort geantwortet. In ihrem Brief teilt sie mir mit ihrer schönen Handschrift und in bestem Deutsch mit, daß die Sammlung, in der Lenin seine Studien gemacht hat, nur eine zeitweilige war und wohl nicht mehr existiert. Dieser Brief lautet: „Wer also die Geschichte der 48er Revolution in Paris studieren will, kann jene Ausstellung, in der Lenin seine Studien machte, nicht mehr besuchen, sondern muß sich mit den Objekten begnügen, die sich im Musée Carnavalet befinden oder in den gleichfalls öffentlich zugänglichen Museumsräumen der ‚Archives Nationales' in der Rue des Francs-Bourgeois."

Ich bitte Euch, mir den Brief von Genossin Krupskaja ja wieder zurückzusenden.

Mit herzlichen Grüßen
Egon Erwin Kisch

ANTWORT AN EINEN ZURÜCKGELASSENEN

Du schreibst mir mit Schreibmaschine, ich Dir mit gedruckten Lettern. Du unterschreibst Dich nicht, und ich setze Deinen Namen nicht auf meine Antwort, der Grund ist klar wie die Zeit.

Du schreibst mit Schreibmaschine und ohne Unterschrift, aber ich erkenne Deine Handschrift und Deinen mir teuren Namen. Du bist – daran zweifle ich nie, obwohl ich weiß, wie schwer das ist – der alte geblieben. „Wir drinnen, wir leben, aber wir sterben", schreibst Du, „Ihr draußen, Ihr sterbt, aber Ihr lebt."

Was soll ich Dir auf diesen Satz antworten? Wenn ich Dir sagen würde, wie sehr und wie weit Du recht hast, klänge das nicht wie Hohn? Wenn ich Deine Formulierung bestritte, klänge es wie Trost.

Unser Leben draußen, das Du ein Sterben nennst, ist ein schweres Leben, aber Du kannst nicht sagen: ein schweres Sterben. Für einen Tod ist es zu hoffnungsvoll, zu rührig. Wir helfen den Spanienkämpfern, Verwundeten und Rückkehrern, wir helfen den Familien der

bei Euch Hingerichteten und Konzentrierten, wir helfen den Freunden, die in der Tschechoslowakei und in Österreich vom Griff des Führers bedroht sind. Wir arbeiten an der Aufklärung der Welt, wir beliefern den Freiheitssender, der in Deutschland Tausende täglicher Hörer hat, wir haben unsere Zeitschriften. Wir leben in der Sprache, die unsere Heimat geblieben ist, wir schaffen an der Literatur, die unser Werk bleibt. Zu unserer Gemeinschaft gehört der Nobelpreisträger der deutschen Literatur, gehört der Präsident der Deutschen Dichterakademie, gehören die Träger der Literaturpreise, gehören die besten deutschen Schriftsteller, kaum ein bewährter Name, ob arisch oder nicht, fehlt in unseren Reihen.

Vielleicht ist das doch kein Sterben, das, was uns vergönnt ist; vielleicht ist es doch kein Leben, das, wozu Ihr verdammt seid. Du klagst, nicht sei es das Schlimmste, daß der Geist nichts gilt, das Schlimmste sei, wie sehr der Ungeist gilt. Er jubelt, er klatscht auf den Globus, daß er sich rasend und in verkehrter Richtung drehe, und siehe da: Der Globus dreht sich rasend und in verkehrter Richtung! Neuer Grund zum Jubel des Ungeistes. Und neue Verzweiflung der Denkenden, die hinter diesem Leben den Tod fühlen.

Aber muß das schon ein Leben sein, weil der Tod dahinter her ist? Kann es nicht ein Pestrausch sein, der vorübergehn wird, wie alle Seuchen der Läufte vorübergingen?

Wir hoffen es und arbeiten dafür. Hilf auch Du, die Hoffnung zu verwirklichen, daß wir nicht im Geiste sterben und Ihr nicht im Ungeist leben müßt.

Auf Wiedersehn, mein Freund!

ZU BALDER OLDENS KERR-KRITIK

Balder Olden, was hast du getan, was hast du getan! Das, was du Alfred Kerr vorwirfst, das hast du selbst getan, du hast dich in Form und Inhalt vergriffen, du hast unrecht getan.

Du wirfst Kerr vor, ihm sitze das Wort zu lose in der Kehle, er formuliere vorschnell, oft habe er etwas geäußert, was sich nicht aufrechterhalten ließ. Und? Ist sonst nichts über Kerr zu sagen? Ich kann gar nicht anfangen mit dem, was sonst über Kerr zu sagen ist. Wer – und wäre er ein Nazi –, wer kann über Literatur und Theater

des letzten halben Jahrhunderts sprechen, ohne zu zitieren oder zu plagiieren oder gegen das zu polemisieren, was Alfred Kerr brillant (und vielleicht allzu brillant), jugendlich (und vielleicht allzu jugendlich), locker (und vielleicht allzu locker), eigenwillig (und vielleicht allzu eigenwillig) darüber geurteilt hat.

Gewiß, das, was in diesem Satz zwischen Klammern gesetzt ist, ist Einschränkung, aber die Klammern sind die Klammern des gesellschaftlichen Seins. Der führende bürgerliche Kritiker des Wilhelminischen Deutschland, des im Krieg begriffenen Deutschland, des Ebert-Scheidemannschen Deutschland konnte nicht mehr und nicht weniger als der führende bürgerliche Kritiker dieser Epoche sein. Wäre er mehr oder weniger gewesen, so hätte er aufgehört, der führende bürgerliche Kritiker zu sein. Versucht hat er auch das, und dafür zielten die Haken der Rechten gegen ihn. „Von Börne bis Kerr" verkündet das Nazi-Edikt, das die Kritik verbietet. Sollte es ihm nicht den Dank der Linken eintragen?

Von den fünfzig Jahren der lückenlosen Kerrschen Arbeit wurden fünf in der Emigration gedient, und es waren, so spät sie in Kerrs Leben kamen, fünf Jahre der Entwicklung. Diese Entwicklung war gut und war Kampf.

Balder, was hast du getan. Du, der du den Brief geschrieben „Mir wäre nicht viel passiert", du greifst den Mann an, der den Abschiedsbrief an Gerhart Hauptmann schrieb. Die beiden Dokumente sollen in unserem künftigen Ehrenbuch nebeneinander stehen — und einer der beiden Autoren soll den anderen ablehnen? Ich kann hier auf diesem Zettelchen nicht polemisieren, ich habe nur so viel Platz, um dir zu sagen, lieber Balder Olden, daß ich Alfred Kerr bewundere.

LIED DER ZEIT

Keine Berufungsinstanz gibt es gegen den Urteilsspruch, den der Sänger fällt; wen er schuldig gesprochen, dessen Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Versunken und vergessen ...

Aber wen des Volkes Lied preist, der lebt ewig, denn das Volk preist nur den, der die Sache des Volkes verficht, die ewige Sache.

Man kann Menschen zu Tausenden füsilieren, zu Hunderttausenden ins Konzentrationslager sperren, weiter klingt das Lied. Dem bestialischen Terror zum Trotz werden der spanische Bauer, der

spanische Arbeiter die Lieder ihres Kampfes singen, die nun verbotenen. Spanische Lieder und die der Internationalen Brigaden.

Französische Arbeiter stimmen bei der Arbeit die „Ballade der Elften“ an; tschechische Spanienkämpfer, nach Deutschland verschleppt, singen vor ahnungslosen Bütteln die Hymne ihrer polnischen Kameraden vom Dombrowski-Bataillon.

Sie können ja nicht vergessen werden, die internationalen Lieder, die im Freiheitskrieg von 1936 bis 1939 die Verbindung, die Verständigung, die Vereinigung so wunderbar hergestellt haben.

Soldaten saßen beisammen und kannten einander nicht. Einmal waren es Rekruten, ein andermal eben angekommene Verwundete, ein drittes Mal Insassen von Transportwagen, die auf die Wiederherstellung einer zerschossenen Brücke warten mußten, ein viertes Mal einsatzbereite Reserven. Die Frage, mit der sich Nachbar an Nachbar wandte, fand keine andere Antwort als ein Achselzucken des Nichtverstehens. Suchende Rufe gingen unter im Lärm. Da schiebt einer die Mundharmonika an die Lippen.

Nach den ersten Takten ordnet sich das Stimmengewirr, das Sprachengewirr zum Rhythmus, und schon schwingt es sich als Melodie empor. Man singt nicht nur, man lauscht auch. Einer hört aus der Ecke den Text des Partisanenliedes in serbischer Sprache; im Nu kennt sich inmitten des vielsprachigen Vokalkonzerts ein serbisches Trio und daneben ein polnisches Quartett. An der Tür haben sich auf die gleiche Weise zwei zusammengefunden, sie sprechen noch nicht miteinander, sie singen und blinzeln sich zu: auch ich bin ein Schwede wie du. Das Nachtquartier und der Weiterweg werden leichter sein.

Und über der privaten Landsmannschaft formiert sich die Landsmannschaft aller, gemeinsam erklingt die gleiche Weise.

In keinem Tornister fehlten die „Canciones de guerra“, das Buch, darin viele Lieder enthalten sind und noch mehr Sprachen. Wie ein Reifen schloß dieses soziale Kanzionale die Lieder eines Volkes zu Liedern aller Völker zusammen, es gab die Geschichte des einzelnen und die Geschichte der Zeit, das Sklavenfeld und die Freiheitssehnsucht.

Wenn Paul Robeson, der amerikanische Negersänger, wenn Ernst Busch, sein weißer Bruder, an der Front oder im Lazarett auf einem rasch improvisierten Podium sangen – aus allen Kehlen und in allen Zungen erscholl der Kehrreim mit.

Von der Brigade der zwanzig Nationen dröhnte den spanischen Faschisten ein zwanzigsprachiger und dennoch einstimmiger Kampfgesang entgegen, der Riego-Marsch und das spielerische „Mamita mia“. Bei Guadalajara hörten die Zwangssoldaten von Mussolinis Interventionsarmee die daheim verbotene „Bandiera rossa“ oder das „Garibaldilied“.

Gegen Francos deutsche Nazis stürmten die Lieder der Bataillone an, die den Namen des lebendig begrabenen Ernst Thälmann, den Namen des gefallenen Hans Beimler, den Namen des hingerichteten Edgar André tragen. Die Freiheit ist ihr Gefährte, es kämpft in ihrem Geist das Bataillon, das kampfbewährte ...

Auch ein Lied aus Nazideutschland wußten die Deutschen der Interbrigaden, das einzige schöne Lied aus Nazideutschland, das einzige wahre Volkslied aus Nazideutschland: „Die Moorsoldaten“. Diesen Chor aus deutschem Konzentrationslager singen jetzt viele Hunderte der Spanienkämpfer in den Camps an den Pyrenäen. Noch ist also der Winter nicht vorbei. Aber je härter die Zeit vorrückt, desto näher rückt die letzte Strophe ihrer Erfüllung zu.

DIE VERLEUMDUNG DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

Mit dem Anbeginn der Großen Französischen Revolution setzt die Konterrevolution ein, wohlverstanden: nicht die Reaktion alten Stils, sondern die Konterrevolution. Angesichts der machtvollen Volkserhebung in Frankreich wagen es die Fürsten nicht, ihre Herrschaft durch die üblichen absolutistischen Gewaltmittel zu festigen oder gar diese Gewaltmittel einfach zu verstärken, vielmehr versuchen sie jetzt, sich zu ihrem Schutz des gleichen Faktors zu bedienen, der eben durch die Französische Revolution als historische Kategorie sichtbar geworden war, nämlich des Volkes.

Wie aber vermögen Tyrannen das Volk herbeizurufen, daß es sie vor dem Volke schütze? Gegen die Wahrheit gibt es nur eins: die Verleumdung, und dieses Mittel wurde in stärksten Dosen verabreicht.

Noch nach dem Thermidor, der Niederwerfung der Revolution, noch nach der Liquidierung der Freiheit durch das Directoire und noch nach der Beseitigung der Republik durch das Konsulat zit-

terten die Landesväter Europas bei dem Gedanken, ihre Landeskinder könnten sich an der Freiheitsidee anstecken. Deshalb stopften sie den Kindern, die ihre Arznei nicht freiwillig nehmen wollten, Gegengifte in immer anderer Oblate in den Mund und erzählten dazu Märchen von Hexen, vom Schwarzen Mann, von Menschenfressern und vom Drachen.

Gruslige Märchen, fürwahr. Jedes Ereignis der Jahre 1789 bis 1794 ward begeifert und entstellt, Schwarz wurde mit Weiß übertüncht, Weiß mit Schwarz bestrichen, und damit auch nicht ein Schimmerchen der Grundfarbe durchscheine, wurde immer wieder eine neue Schicht von Deckfarbe aufgelegt. Zu dieser großen Anstreicherei zog jeder Tyrann alle Arbeitskräfte heran; Historiker, Philosophen, Theologen, Dichter, Politiker, Zeitungsschreiber und Bänkelsänger vereinigten bewußt oder unbewußt ihre Tätigkeit mit der des sie besoldenden Anstreichers.

Welch eine Sintflut von Lüge, Hohn und Schimpf wälzte sich über jedes geschichtliche Datum. Der Bastillensturm – „ach, die Bastille, das älteste und architektonisch imposanteste Baudenkmal von Paris, ewig schade darum!" – „wie dumm, die Bastille zu stürmen, sie war ja fast leer" – „mit der Erstürmung hat das Volk nur die Geschäfte seiner aristokratischen Unterdrücker besorgt, denn die Bastille war ein Kerker für Adlige" – „die Bastille war das humanste Gefängnis, die Häftlinge konnten sich dort Diener und Lakaien halten" ...

Bei der Abholung des Königs aus Versailles wird das Volk von Paris mit den „Damen der Halle" und diese mit Megären und Furien gleichgesetzt und behauptet, daß aufgespießte Köpfe ermordeter Garden neben dem Wagen der Königsfamilie getragen wurden.

So geht's von Ereignis zu Ereignis. „Lyon n'est plus", kein Stein der Stadt Lyon stehe mehr auf dem anderen. Seltsamerweise aber besitzt Lyon heute noch alle seine Gebäude aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Auch in Toulon dementierten die unversehrten Bauten mit den Renaissance-Toren, die Pugetschen Karyatiden und die barocken Brunnen die Lüge von „Toulon n'est plus". Fast jedoch würde es wirklich nicht mehr existieren, denn in dem Augenblick, als die Revolutionsarmee das aufständische Toulon wiedereroberte und sich zum Einzug anschickte, sperrten die reaktionären Offiziere noch rasch vor ihrer Flucht die Kerkertüren des Bagnos auf und gaben den Sträflingen Pechfackeln, auf

daß sie Stadt und Hafen in Brand stecken. Die Sträflinge aber löschten die beginnende Feuersbrunst.

Am weitesten öffnet sich der Schlund der Verleumdung gegen das Revolutionstribunal. In den dreizehn Monaten, genannt „la terreur", standen die Armeen des Feindes im Land, vor den Toren von Paris, und innerhalb von Paris zählte die „Fünfte Kolonne" nach Tausenden: Angehörige des Hofs, des hohen Adels und des hohen Klerus, Lakaien und Lieferanten dieser privilegierten Schichten, also Anhänger des Ancien régime, Agenten von Pitt und Kaunitz und des Herzogs von Braunschweig, Spekulanten, Assignatenfälscher, Spione, Provokateure, die Kapitulanten von Verdun und Attentäter.

Die meisten waren von vornherein überführt, auf frischer Tat betreten, und bekannten sich mit einem „Vive le roi" vor Gericht oder auf dem Schafott zu ihrer feindlichen Tätigkeit. Jedoch selbst diese offenen Geständnisse hinderten die Verleumder des Pariser Revolutionstribunals nicht, von blutiger Justizkomödie, falschen Zeugenaussagen und Infamien des Verhörs zu sprechen und die Geständnisse als erpreßt erscheinen zu lassen. Noch im bewiesensten Tatbestand nahm der pedantisch gewissenhafte öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville Einvernahme auf Einvernahme vor, häufte Akt auf Akt und Recherche auf Recherche, bevor er zur Verhandlung und zu seinem Antrag schritt – eine Taktik, die wiederholt zu Fluchtversuchen und Durchstechereien der Angeklagten führte und die Jakobiner zu jener Schnelljustiz trieb, der man den Namen „Septembermorde" zu geben sich beeilte.

Ein besonderes Argument gegen die ausländischen Freunde der Revolution war der Anschluß von Savoyen und Nizza an die Republik. Seht her, schrie die Konterrevolution auf die Sympathisierenden ein (und unter denen, die auf dieses Argument hereinfielen, müssen wir leider auch Klopstock nennen), seht her, wie die Revolution ihre Prinzipien verrät, kosmopolitisch hat sie begonnen, und jetzt entlarvt sie sich als nationalfranzösisch und annektiert fremde Fürstentümer.

Wie gegen die Ereignisse galt gegen die Personen der Revolution die Taktik, alles ins Gegenteil zu verkehren. Wohltäter des Volkes wurden zu käuflichen Heuchlern gestempelt und Helden zu Feiglingen. Jeden Überläufer ernannte man zu einem wahren Revolutionär, niemals hat einer die Revolution verraten, sondern immer

die Revolution ihn. Solange einer in den Linien der Revolution kämpfte, sei es als Abgeordneter, sei es als Heerführer, wurde er als kadavergehorsamer Knecht des Diktators Robespierre oder der populace verunglimpft, die durch ihre Deputationen in der Nationalversammlung die Gesetzgeber zu Sklaven mache. Desertierte jedoch einer der bisher Verhaßten zum Feind oder verfiel er dem Urteilsspruch des Volksgerichts – im gleichen Augenblick entfachte man über seinem Haupt die Gloriole des Märtyrers und pries ihn als den einzigen, der es seit eh und je ehrlich gemeint.

Wie kann es sein, hieß es, daß die erste Mannschaft, die gegen die Macht von König, Hof und Adel anstürmte, nun samt und sonders außer Spiel gesetzt wird, wie kann es sein, daß der Herzog von Orléans, Philippe Égalité, der die ersten Broschüren der Erhebung drucken ließ, wie kann es sein, daß Mirabeau, der mit seinen Riesenarmen an den Säulen des Königtums gerüttelt, wie kann es sein, daß Dumouriez, der die revolutionäre Armee aus dem Nichts geschaffen und den Feind bei Valmy und Jemappes geschlagen, wie kann es sein, daß sie ihrer Idee untreu geworden sind? Und die Antwort des Fragestellers auf seine Frage lautete: Es kann nicht sein – untreu geworden ist die Idee.

Diese Antwort wurde verbreitet, unbeschadet darum, daß bei der Erstürmung des Tuilerienpalastes Mirabeaus Quittungen für die barbezahlten Dienste gefunden wurden, unbeschadet darum, daß beim Prozeß gegen Philippe Égalité hervorging, durch welche Mittel er König werden wollte, und unbeschadet darum, daß Dumouriez mit den österreichischen Generalen verhandelt hatte und den Kriegsminister Beurnonville und die Kommissare des Konvents dem Feind auslieferte, als er überlief; im Ausland verfaßte dieser „Gründer der Revolutionsarmee" mit brillanter Feder seine Schriften gegen – oh, nicht gegen die Revolution, nicht gegen die Republik, sondern nur gegen ihre bösen Führer.

Umgefälscht, umgefälscht alles. Charlotte Corday, ein weiblicher van der Lubbe, wird als Racheengel gemalt, Marie Antoinette, die bei allen Höfen Europas die militärische Intervention gegen Frankreich ausgesprochen hatte, wird als harmloses unschuldiges Opfer hingestellt, alle Verurteilten sind harmlose unschuldige Opfer.

So will es die reaktionäre Geschichtsschreibung, und sie versucht, in Verleumdung oder Vergessenheit zu begraben die Treuen und Incorruptiblen und Heldenhaften, deren Name Legion ist.

Aber so groß die Arbeit des Verscharrens, Entstellens, Verleumdens war und ist, noch größer ist die Glorie der erhabenen Erhebung, noch immer lebt und wirkt der Gedanke der Menschenrechte. Deshalb sieht der Faschismus in der Französischen Revolution seinen Todfeind und haßt und bekämpft sie in ihren Einzelheiten und als Ganzes, ebenso wie alle Freunde der Freiheit sie begeistert verteidigen.

1941–1947

KARL MAY, MEXIKO UND DIE NAZIS

Als Karl May seinen Roman „Waldröschen" schrieb, war er noch jung und unerfahren. Um auf der Hintertreppe Massenabsatz zu erzielen, hielt er es für nötig, ihr tüchtige Portionen von Pornographie anzubieten. Später hat ihm dieses Jugendwerk viel Ungemach bereitet, seine Gegner kramten es aus der Bodenkammer hervor, um zu beweisen, daß dieser Karl May seit eh und je ein Verderber der Jugend gewesen.

Nun ist der Reise- und Abenteuerphantast schon lange tot. Unter seinen anderen Büchern, die die Bibliothek Adolf Hitlers bilden, steht auch das „Waldröschen", aller Sexualität entkleidet und neu betitelt, auf daß nichts an seine Jugendsünden erinnere.

Aber noch immer ist es geeignet, Anstoß zu erregen, und zwar diesmal politischen. Denn Karl May vertritt in diesem Roman, dessen fünf Bände zwischen einem Schloß am Rhein und den grusligen Verliesen einer Hacienda in Mexiko, zwischen einem Trapper Geierschnabel und dem zum Tode verurteilten Kaiser Maximilian von Habsburg dahinjagen, eine Tendenz, die nimmermehr die der Nazis sein kann.

Karl May wurde nicht verbrannt

Mildernde Umstände schützen jedoch Karl May vor einer Bücherverbrennung. Es war die Ära nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71, in der er in seiner Phantasie Mexiko aufsuchte, und so wogte sein Franzosenhaß mit jener Heftigkeit, die späterhin den Lesern des Buches „Mein Kampf" als nationale Pflicht gepredigt ward. Nur ging Karl May in seinem Hohn gegen die Intervention Napoleons III. in Mexiko zu weit, nämlich so weit, sich bedingungslos auf die Seite der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung und ihres indianischen Führers Benito Juárez zu stellen.

So etwas aber läuft den Weltherrschaftsplänen des Faschismus strikt zuwider. Die Welt besteht aus Nazis und Untermenschen,

Hitlers Soldat hat die Welt zu erobern und Hitlers Literat diese Eroberung im vorhinein zu begründen.

Was Mexiko anbelangt, läßt die ideologische Vorbereitung qualitativ viel zu wünschen übrig. Da hat die Deutsch-Mexikanische Humboldtgesellschaft gemeinsam mit dem Deutschen Auslands-Institut in Stuttgart ein Werk herausgegeben (Wilhelm Pferdekamp, „Deutsche im frühen Mexico", D. V. A. Stuttgart), das zur Begründung eines Herrschaftsanspruchs kaum ausreicht. Weiß Gott, der Autor trägt keine Schuld. Die Zahl und Bedeutung der einwandfrei als Deutsche feststellbaren Siedler einschließlich der Jesuiten bleiben hinter denen anderer Völker weit zurück.

Die ersten Juden in Mexiko

„Das Betätigungsfeld der Inquisition war unermeßlich: Zahllose Juden, aus Spanien vertrieben, waren über Portugal nach Mexiko gekommen", sagt Pferdekamp selbst, aber dann tut er so, als wären die aus der Judengemeinde Geldern oder die Steinschneider aus Mähren, als wären die Angeklagten mit jüdischen Namen unanzweifelbare Arier und Lutheraner. Gleich vom ersten Opfer der Inquisition schreibt er: „Andreas lebte zur gleichen Zeit wie die Brüder Kuhn in der Stadt Mexiko. Er stammte aus der Stadt Brünn in Mähren und nannte sich deshalb in Mexiko Andreas Morab Aleman. Von Beruf war er Steinschneider und Bildhauer..." Und ebenso wie er den Steinschneider Andreas Deutsch aus Brünn (Morab Mährer auch die kryptogame Zusammenziehung des jüdischen Titels „Moreno Raw") unbesehen als Deutschen bezeichnet, zählt er alle Hostinskys, Fanecks und andere Personen, denen die Worte „Aus Böhmen" zugesellt werden, als Deutsche auf.

Petőfi ist nicht Petőfi

Unter den belletristischen Erzeugnissen der Naziliteratur behandelt eines (Paul Renovanz, „Kronen und Rebellen", Verlag Max Möhring, Leipzig) die gleiche Zeit, die Karl May behandelt, jedoch Renovanz verfällt nicht in Karl Mays Abweichungen. Die Rebellen seines Buchtitels sind die Mexikaner, Rebellen gegen den angestammten Kaiser, der aus Wien importiert wurde. Sie sind ein Haufen von Niedrigkeit und Niedertracht, Halbwilde, feig, ver-

räterisch und was noch, am widerlichsten aber ist Benito Juárez. Zwei Statisten der Handlung sind Ungarn und heißen demgemäß Szechenyi und Petőfi – welcher ausländische Autor käme auf die Idee, zwei deutsche Soldaten „Bismarck" und „Hölderlin" zu nennen? Wiener Dialekt sieht bei Renovanz so aus: „Schaun s' doch die Schufterln an, was für verwogene." Die Handlung besteht darin, daß ein österreichischer Schiffsleutnant (ein Schiffsleutnant ist durchschnittlich dreißig Jahre alt) namens Sir George Miller (wie kommt ein britischer Sir in die österreichische Kriegsmarine?) den zum Tod verurteilten Kaiser retten will, der sein Vater ist und ihm ähnlich sieht. Zum Unglück für Renovanz litt Maximilian nicht nur an angeborener Impotenz, sondern starb auch im Alter von fünfunddreißig Jahren, so daß er – poetische Lizenz in allen Ehren – keinen englischen Sir und österreichischen Schiffsleutnant zum Sohn haben konnte. Das ist, nebenbei bemerkt, nur einer der zahllosen Schnitzer.

Nazi-Reporter über Mexiko

Nein, mit solchen Büchern ist kein Staat zu machen, das heißt kein Staat zu unterwerfen. Deshalb wurden die flinkesten der Nazi-Reportage-Beamten über Mexiko abgeworfen. Colin Ross hielt dabei selbstverständlich „Kind und Kegel" unter dem Fallschirm („Der Balkan Amerikas – mit Kind und Kegel durch Mexiko zum Panamakanal", Verlag Brockhaus, Leipzig), und Josef Maria Frank („Mexiko ist anders", Verlag Universitas, Berlin) nimmt das knorke Analphabetentum der „Nachtausgabe" auf seine „Stippvisite" mit. Gemeinsame Sprache dieser Kolumnisten ist telegrafiertes Zackig. Daß sie von der deutschen Literatur über Mexiko nichts wissen und nichts wissen dürfen, geht aus jeder Zeile hervor. Keiner von ihnen hat Alexander von Humboldt, den wissenschaftlichen Entdecker Mexikos, gelesen, keiner die „Weißen Götter" von Eduard Stucken, das gigantisch angelegte Epos vom Zusammenstoß der Konquistadoren mit den Azteken, oder wenigstens Gerhart Hauptmanns Theatralisierung des weißen Heilands Cortez. Von Heinrich Heines Flug „nach der Neuwelt schönem Lande, welches Mexiko geheißen" ist selbstverständlich diesen befohlenen Touristen keine Erwähnung erlaubt, nicht erlaubt ist ihnen, den geheimnisvollen Deutschen Traven zu nennen, der seinem Gastlande den sozialen Roman schenkte, oder ein Wort von den brillanten Analysen zu

verwenden, durch die Alfons Goldschmidt Deutschland mit den modernen Umwälzungen in Mexiko bekannt machte.

Den Auftraggebern kommt es nur auf den Poststempel an; der Nazistandpunkt über Mexiko soll von Mexiko aus als Ergebnis des Lokalaugenscheins dargestellt werden.

Alle Macht – wem?

Wir sagten, daß ihre Tendenz der des alten Karl May entgegengesetzt ist. Gestehen also die Nazis etwa ein, daß sie gegen die Unabhängigkeit des Landes sind? Nein, so etwas gestehen sie niemals ein, im Gegenteil, sie behaupten immer das Gegenteil. Sie beteuern unisono, daß sie für die Unabhängigkeit des Landes sind. Aber wovon und von wem wollen sie Mexiko unabhängig sehen? Hier wird durch Schläue nachgeholt, was an Wissen und Form fehlt. Das edle Mexiko müsse sich von seinen englischen und amerikanischen Unterdrückern frei machen, aber sich in gleicher Weise frei machen auch von denen, die für diese Freimachung eintreten: den „Pseudomarxisten". (Dieser Ausdruck kehrt in der Naziliteratur häufig wieder und ist wahrscheinlich als Steigerung des Schimpfs gedacht, der im Wort Marxismus liegt. Oder ...?) Das edle Mexiko müsse sich frei machen von den Mestizen und Kreolen; die stehen im Dienste anglo-amerikanischer Interessen und seien nicht reinrassig. Alle Macht den reinrassigen Indios, die zwar physisch, aber nicht psychisch rot seien: „... roten Menschen, die für Raum und Rasse, für Blut und Boden kämpfen, reden weiße Agitatoren ein, sie seien internationale Kommunisten." Deshalb warnen die Nazis – etwa nicht weiße Agitatoren? – vor weißen Agitatoren, unter deren Führung die Indios für Raum und Rasse und für Blut und Boden (abgekürzt „Raura und Blubo") kämpfen. Deshalb warnen die Nazis vor den Gewerkschaften und wettern gegen die pseudomarxistische Landaufteilung, gegen die pseudomarxistischen Indioschulen und überhaupt gegen alles, was an Reformen versucht wird. Sie sind für den guten Indio, aber nur unter faschistischer, nazistischer Führung.

Leider läßt sich in dickleibigen und kurzlebigen Büchern nicht immer verhehlen, von welcher Art die soziale und indiofreundliche Gesinnung der Verfasser und ihrer Informatoren ist. „Die Indianer hockten am Bach und wuschen sich die Füße. Neben sich hatten sie die Tragstellen liegen, auf denen sie die jungen Kaffeepflanzen in die Cafetales (Kaffeepflanzungen) hoch oben in den Bergen hinaufgetragen hatten. Sie waren um zwei Uhr morgens aufgebrochen, ein paarmal hin- und hergetrottet und jetzt für den Rest des Tages fertig!"

Also erst um zwei Uhr morgens aus den warmen Federn gekrochen, mit der angenehmen Last (man muß gesehen haben, was diesen unterernährten Gestalten aufgepackt wird) zur Pflanzung hoch oben in den Bergen (man muß diese Steigungen und Pfade kennen) hinaufspaziert, „ein paarmal hin- und hergetrottet" – und schon waschen sie sich die Füße, Feierabend.

Aber noch Schlimmeres treiben diese Faulpelze: „Obgleich kaum einer lesen und schreiben kann, sind alle Arbeiter gewerkschaftlich organisiert. Die achtstündige Arbeitszeit wird genau eingehalten." Da müßte mal einer scharf dreinfahren. „Einstellungen und Entlassungen unterstehen nicht dem Belieben (sic!) des Arbeitgebers, sondern dem Ermessen der Gewerkschaft. Alle paar Wochen kommt irgendein Beamter, Gewerkschaftssekretär oder Vertrauensmann der Partido Nacional Revolucionario, um die Arbeitsbedingungen und Arbeiterwohnungen zu kontrollieren. Modernste sozialistische Arbeiterorganisation im Urwald unter Indianern, die vor einer Generation noch reine Wilde waren!"

Das Ausrufungszeichen bedeutet auf nazisch soviel wie „Schweinerei". Aber zum Glück gibt's in Mexiko außer der Schweinerei, daß Indios, die vor einer Generation noch reine Wilde waren und sich heute schon nach achtstündiger Schlepparbeit die Füße waschen, zum Glück gibt es auch Edelmenschen, die deutschen Kaffeezüchter-Millionäre. Colin Ross läßt ein besonderes Prachtexemplar dieser Rasse ins Tal deuten: „Sehen Sie, da unten habe ich schon eine Gruppe Agraristas sitzen, landfremde Indios und Mestizen, die sich einfach auf meinem Grund und Boden einnisteten. Ich kann sie nicht wegjagen." Das ist der Zungenschlag ... So viel Phantasie hatte Karl May nicht, als er einst von Mexiko schrieb,

ohne dagewesen zu sein, so viel Phantasie hatte er nicht, um von den Ureinwohnern des Landes als „landfremden Indios" zu sprechen. Erst der neudeutsche Herrenmensch neudeutscher Herrenmoral spricht es mit Selbstverständlichkeit aus.

Und spricht damit aus, welches Schicksal der Faschismus dem in Mexiko „landfremden" Volk der Mexikaner bereiten möchte.

EIN GRUSS UND EINE ANTWORT

> Das Erscheinen Ihrer Monatszeitschrift habe ich mit Freuden begrüßt! Warum nur einmal im Monat? So etwas kann nicht oft genug erscheinen!
>
> *Albert Bassermann*

Hochverehrter!

Die Redaktion des „Freien Deutschland" hat mich beauftragt, Ihnen zu verdolmetschen, was wir bei Erhalt Ihrer ebenso kurzen wie vielsagenden Zuschrift empfanden.

Wir empfanden sie als eine Aufmunterung von der berufensten Seite. Sie, Meister Albert, waren es, der dem Theaterbetrieb des Nazitums das Todesurteil gesprochen hat, als Sie die deutsche Bühne und das deutsche Land verließen. Und als die Nazis gegen dieses von Ihnen verhängte Todesurteil appellierten, Ihnen Glanz und Ehre versprachen, wenn Sie es widerrufen wollten, da haben Sie diese Zumutung mit nobler Verachtung verworfen.

Sie haben aus dem Empfinden eines wahren Edelmanns, als Gefährte einer bedeutenden Frau, als Repräsentant der Kunst so gehandelt, wie Ihnen Ihr Gewissen befahl. Sie haben sich mit Abscheu abgewandt von der Gangsterherrschaft und ihrem Banausentum, die jene gern hinter Ihrer Kunst verdeckt hätten.

Sie, Meister Albert, haben den Glanz gegen das Schicksal der Emigration eingetauscht. Und auch Ihnen ging es schlecht, bevor Sie eine kleine Filmrolle in einer Ihnen fremden Sprache bekamen. Aber man muß erlebt haben, wie das Publikum ergriffen wurde von diesem Schauspieler, wie alle eine ungewohnte Menschlichkeit herausfühlten, magischer als die magischen Kugeln, um die das Filmspiel ging. Und dieser Mann hat Nazideutschland verlassen, fragte man sich. Es ist verlassen.

Das, Meister Albert, empfanden wir, als wir lasen, daß Sie unsere

Zeitschrift mit Freuden begrüßen. Sie schreiben uns, so etwas könnte nicht oft genug erscheinen, Sie fragen uns: Warum nur einmal im Monat?

Diese Frage ist nicht an uns gerichtet. Wir, Meister Albert, tun, was wir können. Ohne andere Mittel als denen unserer Begeisterung und Arbeitskraft haben wir begonnen, und unsere Wirkung ist bedeutender, als wir dachten. Mancher Deutsche hat durch uns erfahren, daß er nicht allein dasteht in seiner Verachtung der Nazibewegung, und Hunderte wagen es nun endlich, sich zu dieser Ablehnung zu bekennen. Unsere spanische Wochenausgabe „Alemania Libre" zerstört bei Tausenden von Lateinamerikanern die Illusion, daß im Nazitum irgendein wertvoller Punkt stecken könne.

Gewiß, es könnte mehr getan werden, und es müßte mehr getan werden. Dazu müßte es weniger Trägheit des Herzens geben im Kreis der Emigration.

Aber ein Brief wie Ihrer, Meister Albert, ist uns eine große, große Hilfe, und deshalb danken wir Ihnen mit solcher Wärme.

Egon Erwin Kisch

EIN HELD UNSERER ZEIT

In der mexikanischen Presse stand zu lesen, daß zum Antifaschistischen Kongreß der „Acción Democrática Internacional" in Mexiko der deutsche Schriftsteller Gustav Regler nicht zugelassen worden sei. Dieser Name wird im Zusammenhang mit jener linksgetarnten Fünften Kolonne genannt, die das Bündnis der Sowjetunion mit Nordamerika als Verrat am Sozialismus hinstellt.

Eine Gruppe nordamerikanischer Journalisten hat sich daraufhin zugunsten des Führers dieser Kolonne, Victor Serge (identisch mit dem 1909 im Prozeß der Bonnotschen Apachenbande zu Paris verurteilten Kibaltschitsch), und auch zugunsten Reglers ausgesprochen. Andererseits hat sich die „Liga pro Cultura Alemana en México" von ihrem Vorstandsmitglied Regler in einer öffentlichen Erklärung distanziert, indem sie seine Politik als der Spaltung dienend charakterisierte und seine angekündigte öffentliche Vorlesung absagte. Eine Gruppe deutscher Antifaschisten hat mit ihren Unterschriften bezeugt, daß sich Regler im Konzentrationslager der Denunziation und der Beihilfe zur Denunziation in einem Maße

schuldig gemacht hat, daß die Freilassung führender deutscher Hitlergegner erschwert oder verhindert wurde.

Die Tatsache, daß ein deutscher Schriftsteller in solchen Zusammenhängen genannt wird, zwingt uns, so peinlich das auch sein mag, zu einer Darlegung des Sachverhalts.

Im Oktober 1939 wurde Regler mit vierhundertfünfzig Hitlergegnern verschiedener Nationalität in das südfranzösische Konzentrationslager Vernet gebracht. Die Lagerleitung war durch ihre Croix-de-Feu-Gesinnung, durch ihren Antisemitismus, ihre Korruption und vor allem durch ihre Brutalität gegen die ihr ausgelieferten Antifaschisten für ihre bevorstehende Tätigkeit als Helfershelfer Hitlers deutlich vorgezeichnet. Den Wachdienst versorgte die wegen ihrer Roheit beim französischen Volk verhaßte Garde mobile. Gemeinsam übten Lagerleitung und Wache ein Terrorregime aus, über das heute bereits eine ganze Literatur existiert.

Selbstverständlich wurde unter den damaligen Umständen kein antinazischer Internierter von der Lagerleitung zum Barackenchef ernannt. Nur wer sich als spitzelbereit erwies oder gar ein eingeschriebenes Mitglied der deutschen Nazipartei war (Armand Schömer, Scherbaum und andere), wurde mit dieser Funktion betraut, die der eines Oberkalfaktors in den Zuchthäusern Deutschlands gleichkommt. Gustav Regler wurde am Tage seiner Ankunft in Vernet, am 12. Oktober 1939, zum Barackenchef ernannt, und zwar im Quartier C, Baraque 33.

Niemals durfte in jener Zeit ein antinazischer Gefangener das mit Stacheldraht umzäunte Quartier verlassen, es sei denn im Ausmarsch zu den Zwangsarbeiten. Regler ging ungehindert ein und aus, saß im Büro des Informationsoffiziers, sprach mit ihm, schrieb und bekam nichtfranzösische Zeitungen zu lesen. Über das, was er in jenen Räumen erfuhr, verweigerte Regler seinen Mitgefangenen jede Auskunft. Aber genug wurde bekannt. So zum Beispiel hatte der Naziagent Werner Popp einen Brief in deutscher Sprache an das Informationsbüro des Lagers gerichtet, in dem ein Dutzend Hitlergegner denunziert wurde. Gustav Regler scheute sich nicht, diese verleumderischen Anklagen gegen seine bisherigen Gesinnungsgenossen und jetzigen Mitgefangenen dem Kapitän des Informationsdienstes ins Französische zu übersetzen und zu bestätigen. Das Resultat war, daß die in dem Brief genannten Antifaschisten in das Quartier B überführt wurden, von wo ihre Freilassung unterbunden

war, während für die Internierten des Quartiers C damals eine gewisse Aussicht auf Entlassung oder Überführung in ein weniger strenges Lager bestand. In der von den deutschen Antifaschisten und Insassen des Lagers Vernet Georg Stibi, Paul Krautter, Rudolf Feistmann und Paul Hartmann unterzeichneten öffentlichen Erklärung heißt es wörtlich: „Die ehemaligen Reichstagsabgeordneten und hervorragenden Führer des antinazistischen Kampfes Franz Dahlem und Siegfried Rädel wurden von Regler gleichfalls denunziert. Sie wurden vor einigen Monaten aus Vernet in das Gefängnis von Castres überführt und schweben in Lebensgefahr, denn Hitler verlangt ihre Auslieferung an die deutsche Gestapo."

Nach und nach sprach im Lager kein anständiger Mensch mehr mit Regler. Er war nur von düstern Erscheinungen umgeben, von Leuten, die aus irgendeinem Grunde, der mit Politik nichts zu tun hatte, von ihren politischen Organisationen ausgeschlossen worden waren.

Die ehemaligen Freunde Reglers, soweit sie noch in Freiheit waren, wußten nichts von seiner Haltung. Sie bewogen eine bekannte Persönlichkeit Frankreichs (jetzt in Amerika), sich für seine Freilassung einzusetzen. Diese Persönlichkeit erklärte nach einigen Tagen, sie lehne die Intervention ab, da aus dem Dossier ersichtlich sei, daß Reglers Informationen gegen seine Kameraden ausgewertet werden.

Von den Schriftstellern, die in den Lagern interniert waren, wurde eine Erklärung verlangt, daß sie im Falle ihrer Freilassung und Ausreise keine Kampagne gegen die Zustände in den französischen Lagern führen würden. Alle Schriftsteller lehnten eine solche entwürdigende Verpflichtung ab. Sie lehnten es ab, weil dies eine Sympathie-Erklärung für Chamberlain und Daladier bedeutet hätte. Die Schriftsteller lehnten ab, weil sie die „drôle de guerre", dieses München mit anderen Mitteln, als die Vorbereitung der Kapitulation erkannten, die sich in Beschuldigungen gegen die vergangene Regierung Blum und in der Verhaftung von Gewerkschaftlern und sozialistischen Arbeitern äußerte. Die Schriftsteller verweigerten ihre Unterschrift und verblieben in Hunger, Erniedrigung, Frost und ständiger Gefahr der Auslieferung an die Gestapo. Kein einziger deutscher internierter Antinazi kroch zu Kreuze, kein einziger Hitlergegner ist in der Zeit zwischen Oktober 1939 und Februar 1940 aus Vernet entlassen worden. Aber Regler unter-

schrieb und wurde entlassen. Er durfte in den Hafen von Le Havre fahren und brüstet sich, daß er dort von den englischen Offizieren als „Colonel" tituliert und behandelt worden sei.

In Amerika ließ Regler, um seinen Verrat vor seiner Frau zu rechtfertigen, diese glauben, daß ihr Vater, der berühmte Maler Heinrich Vogeler-Worpswede, in der Sowjetunion hingerichtet worden sei. Selbstverständlich wußte Regler ganz genau, daß es keine Basis für dieses Gerücht gab. Vogeler-Worpswede arbeitet, geachtet und geehrt, in der Sowjetunion weiter.

Reglers in Amerika erschienener Roman hat seinen gefallenen Kommandanten und die Soldaten einer Internationalen Brigade zu Helden, aber er ist nicht in ihrem Geiste geschrieben. Sie haben mit Waffen gekämpft, die die Sowjetunion ihnen gab. Regler greift in diesem Buche die Sowjetunion an. Regler erkaufte sich damit günstige Kritiken mit dem Bild des Autors auf der Titelseite der Literaturbeilage. Freilich hat es dem Verkauf des Buches nicht viel genutzt, denn Regler ist eben – ach, wie selten fällt einem eine so erschöpfende Formulierung ein – „der Autor, der sich von seinen Büchern dadurch unterscheidet, daß diese nicht verkäuflich sind". Regler hat, als man sein Verhalten in Vernet noch nicht kannte, noch kurz nach seiner Ankunft in Mexiko geäußert, daß er nie gegen seine ehemaligen Freunde auftreten werde, daß er als spanischer Staatsbürger nur innerhalb der spanischen republikanischen Bewegung wirken wolle. Aber er hat sein Versprechen von Vernet treu gehalten, er sagte und schrieb kein Wort gegen die Zustände im Lager von Vernet.

Vor sechs Wochen, als der Flüchtlingsdampfer „Serpa Pinto" ankam, war Regler in Veracruz. Man zerbrach sich den Kopf darüber, warum er an den Landungsplatz gekommen sei, wo er viele einstige Freunde treffen mußte, die jetzt seine Verächter sind. Bald aber tauchte eine teilweise Erklärung dafür auf, was er in Veracruz gemacht hat. Diese aus Veracruz datierte Erklärung erschien in der New-Yorker Zeitschrift „New Republic", und ihr Anlaß ist eine Debatte über die Bildung einer deutschen Auslandsregierung, für die Regler sich dem P. T. Publikum in Erinnerung bringen will. Er, der sich durch Abschwörung seiner Gesinnung und durch Hilfsdienste im Informationsbüro seine Entlassung aus dem Lager erkauft hat, beschimpft nun die, die sich nicht verkauft haben. Daß er in dem Augenblick, da Stalin und seine Rote Armee an der

russischen Front und Demokraten, Kommunisten und Freiheitsfreunde aller Richtungen gemeinsam in den Fabriken Frankreichs und in den Bergen Serbiens todesmutig gegen die Nazis kämpfen, von „Stalinisten mit Disziplin und ohne Hirn und Herz“ spricht, ist Dienst für den Feind. Unter jener verächtlichen Disziplin versteht Regler vor allem die Tatsache, daß seine ehemaligen Gefährten schon seinerzeit die Bedeutung der Moskauer Prozesse gegen die Fünfte Kolonne erkannten. Heute gestehen selbst die schärfsten seinerzeitigen Kritiker einschließlich des amerikanischen Botschafters in Moskau, Davies, daß das Sowjetreich gerade den Prozessen einen großen Teil seiner ungestörten Wehrfähigkeit verdankt. Damals las man's freilich anders. Regler aber, der in Moskau die deutschsprachigen Prozeßberichte mit redigierte, bekämpfte nach seiner Rückkehr von dort jeden, der es als eine Überschätzung der Auslandspresse ansah, wenn man von ihr angesichts einer öffentlichen Verhandlung, ungehemmter Verteidigungsmöglichkeiten und ausführlicher und rückhaltloser Geständnisse erwartete, sie werde die Verleumdung der Sowjetjustiz eindämmen.

In seiner Zuschrift an die „New Republic“ subsumiert Regler unter diese „Stalinisten ohne Hirn und Herz“ unseren Freund André Simone, einen Publizisten, der unermüdlich, energisch und wirkungsvoll den Kampf gegen das Nazitum, gegen die Feinde des republikanischen Spanien, gegen die Fünfte Kolonne in Europa und in Amerika, gegen alle Arten und Abarten des Faschismus und der Hitlerhelfer führt. André Simone ohne Hirn und Herz! Es ist noch nicht lange her, daß Regler dieses Hirn bewundert und in diesem Herzen ein Plätzchen gesucht hat und in den von André Simone redigierten Büchern „Braunbuch“ und „Braunes Netz“ die Mitarbeit angestrebt und gefunden hat. In einer neu erscheinenden trotzkistischen Zeitschrift in Mexiko schrieb ein als „El Observator d'Artagnan“ getarnter Anonymus ein „Porträt“ André Simones – es macht den Eindruck, als türme der Autor absichtlich Hügel von Dünger und Lüge auf, um sich dahinter zu verstecken. In keinem Kreis der gesitteten Welt wird es toleriert, daß jemand gegen einen Gegner mit anonymen Briefen zu Felde zieht, keine literarische Gemeinschaft duldet einen Meuchelschreiber in ihrer Mitte. Der Name des Meuchlers, der den Artikel gegen den Antifaschisten André Simone schrieb und der in diesem Artikel auffordert, Simone zu erschlagen – ist Gustav Regler.

Alexander von Humboldt ist als wissenschaftlicher Entdecker weiter Bezirke Lateinamerikas, vor allem Mexikos und Kubas, sowie als ideologischer Begründer und Fürsprecher ihrer Unabhängigkeitsbestrebungen in diesen Ländern bis zur Heiligkeit verehrt. Und er war es, der hier dem deutschen Namen weitreichendes Ansehen verschafft hat.

Deshalb ist es gleichermaßen ein Akt der Dankbarkeit wie der Klugheit, daß sich die Auslandsdeutschen dieser Hemisphäre seit Menschenaltern unter den Schutz seines Andenkens gestellt haben. Wie Kaiser Wilhelm der Stadt México ein marmornes Humboldtdenkmal schickte, so schickte Hitler ein lebendiges Humboldtdenkmal hierher, einen Nachfahr Wilhelm von Humboldts, der nun mit dem großen Namen die Geschäfte der I. G.-Farben-Industrie und der Nazikolonie zu decken hat.

Zur Kolonie gehören Humboldtgesellschaften, Humboldthäuser, Humboldtvillen. Jedermann ist befugt, sich seinen Schutzpatron zu wählen, sich einzureihen unter die Führerschaft, die er sich wünscht. Aber jedermann, sofern er kein Landsknecht und kein Leibeigener, sondern frei ist, muß wissen, in wessen Reihe er sich stellt.

Alexander von Humboldt hat es immer und immer wieder ausgesprochen, wofür er kämpfte, was der Sinn seiner Lehre war. Er, der wie kein anderer seiner Zeit die Länder, die Sprachen und die Völker des Erdenrunds kannte, zog aus dieser Kenntnis eine Folgerung, die als Proklamation gedacht war und es heute mehr ist denn je: „Indem wir die Einheit des Menschengeschlechts behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt, zur Freiheit, welche in roheren Zuständen dem einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesamtheit als Berechtigung zukommt." (Kosmos, I. Bd.; Naturgemälde, Tellurischer Teil, Abschnitt i.)

Man denke jedoch nicht, daß diese Ansichten eine landläufige Selbstverständlichkeit ausdrücken – nein, auch noch nach der Epoche der Aufklärung machte sich der kleinbürgerliche und

pseudowissenschaftliche Rassendünkel allenthalben breit. Deshalb betont Alexander von Humboldt in einer der Fußnoten, die sonst nur als Hinweise und Nachweise zu dienen pflegen, den polemischen und protestierenden Charakter seiner Feststellung und schilt gegen „das Unerfreulichste und in späteren Zeiten so oft Wiederholte über die ungleiche Berechtigung der Menschen zur Freiheit und über Sklaverei als eine naturgemäße Einrichtung".

Zur weiteren Unterstreichung zitiert Alexander von Humboldt die von seinem Bruder Wilhelm formulierte Idee der Humanität: „... die gesamte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als *einen* großen, nahe verbündeten Stamm, als ein zur Erreichung *eines* Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft bestehendes Ganzes zu behandeln."

Wo aber gedeiht der Rassendünkel? Auch diesen völkerpsychologischen Ort stellt der Geograph und Ethnograph fest, und zwar im Kapitel „Kreolen und Europäer" seines Mexiko-Buches: „Überall, wo die Zivilisation erst wenig vorgerückt oder schon rückgängig ist, künsteln die Menschen gern in Prärogativen der Rasse und Abstammung."

Zu jenen zwar nicht höheren oder edleren (weil es keine höheren oder edleren gibt), wohl aber bildsameren, höher gebildeten und durch geistige Kultur veredelten Volksstämmen rechnet Alexander von Humboldt die Juden. Die Sympathie für sie stammte aus der Kindheit und wurde von Wilhelm geteilt. Über diese früh geformte Ansicht beider Brüder gibt es ein Dokument: den Brief, den Wilhelm von Humboldt aus dem Wiener Kongreß an seine Frau Karoline richtete: „... Seit dem Anfang des Kongresses suchten die Juden bestimmte bürgerliche Rechte in Deutschland zu erhalten. Ich bin dieser Sache immer geneigt gewesen. Ich weiß zwar, daß Du anders denkst, süßes Herz, aber ich habe viel in verschiedenen Zeiten darüber nachgedacht und bleibe meiner alten Meinung getreu. Es ist überdies eine Jugendidee bei mir: denn Alexander und ich wurden noch, wie wir Kinder waren, für Schutzwehre des Judentums gehalten."

Da die beiden knabenhaften „Schutzwehre des Judentums" zu Jünglingen heranwachsen, kommen sie nach Berlin, in ein Berlin, das kurz vor und erst recht nach dem Tode Friedrichs II. ins Stadium des Verfalls, in platte Abgeschmacktheit, rohe Frivolität und zy-

nische Witzelei herabgesunken ist. Inmitten dieser Wüste blinkt eine Oase, in der sich jene zusammenfinden, die aus der Schule Lessings, Herders, Kants und George Forsters hervorgegangen sind. Den Kern dieser Schar bilden jüdische Geister.

Geistiger Herbergsvater ist der Kantianer Markus Herz, vielmehr seine Gattin, denn es sind vornehmlich die Frauen, die diese Gesellschaft zu einem Brennpunkt kulturellen Schaffens machen, wie es ihn in der deutschen Literaturgeschichte weder vorher noch nachher gab. An der Seite von Rahel Levin, der späteren Rahel Varnhagen von Ense, wirkten Dorothea, die Tochter Moses Mendelssohns, die die Frau Friedrichs von Schlegel werden wird, und Henriette Herz, deren Vater der sephardische Arzt Benjamin de Lemos in Hamburg ist.

In diesem Zirkel finden nebst anderen Denkern und Dichtern, wie Wilhelm und Friedrich Schlegel, Nicolai, Schleiermacher, Gentz, Brentano und Mirabeau, auch die Brüder Humboldt Aufnahme. Empfohlen und eingeführt werden sie von David Friedländer, der nach Moses Mendelssohns Tode die Bewegung der jüdischen Emanzipation, Reform und Assimilation weiterführt.

Henriette Herz macht auf Wilhelm von Humboldt tiefen Eindruck, jahrelang richtet er Briefe ekstatischer Huldigung an sie, aber auch Alexander ist (soweit er entflammbar ist) von ihr entflammt. Das Zusammentreffen mit einer anderen weiblichen Berühmtheit jener Zeit, mit Elisa von der Recke, benützt er nur dazu, um sie mit Henriette Herz zu vergleichen: „Frau von der Recke ist lange nicht so klug wie die Herz in Berlin, die – weil sie zu edel und zu bescheiden, weil sie nicht Herzogin, sondern gar Jüdin ist – viel zu wenig geschätzt wird."

Von Henriette Herz empfängt Alexander von Humboldt Unterricht in jüdischer Kurrentschrift, deren er sich später zu vertraulichen Mitteilungen an jüdische Freunde bedient. Kurios ist eine solche hebräisch-deutsch geschriebene Briefstelle, kurios deshalb, weil er ein Freigeist war und den Kirchenbesuch, wie die Anekdotenerzähler zu wissen behaupten, „nur als Weg ins Himmelreich einer irdischen Karriere" wertete. „Leben Sie wohl", schreibt Alexander von Humboldt mit hebräischen Lettern an David Friedländer, „und schließen Sie mich in das Gebet Hillels ein", den Segensspruch, den die Juden für Andersgläubige beten.

Die beiden Brüder stehen im Zenit ihres Ruhms, als David

Friedländer stirbt. Offen legen sie Rechnung darüber ab, was sie ihm schulden.

„Der Verewigte“, schreibt Alexander, „gehört zu denen, die wohltätig auf meine Bildung, auf die Richtung meiner Ideen und Gefühle gewirkt haben ... Kenntnis des Altertums, Liebe zur spekulativen Philosophie, ein feines und sicheres Gefühl für poetische Schönheit, Fähigkeit, durch die hohe Bildsamkeit unserer vaterländischen Sprache das schwierigste Problem der Übertragungen aus dem heiligen Orient kraftvoll zu lösen, alle diese Gaben der Intelligenz waren in ihm mit den freiesten Ansichten über die Weltbegebenheiten, die wir mit ihm verlebt, mit der wärmsten und edelsten Anhänglichkeit an seinen unterdrückten Volksstamm gepaart ...“

Von diesem Einfluß David Friedländers auf sie beide spricht auch Wilhelm von Humboldt, und nicht minder dankbar: „... Uns wird gewiß immer unvergeßlich bleiben, wie er bildend auf uns beide eingewirkt hat. Durch das große Wohlwollen, das er uns schon in der frühesten Zeit schenkte, war er aufmunternd und anregend sowie durch seinen hellen Verstand, seine fast nie unterbrochene Heiterkeit und seine beständige Richtung auf eine innere oder äußere nützliche Tätigkeit unterhaltend und belehrend für uns. Über mehrere wichtige Punkte des Lebens und der Gesellschaft führte er uns früh auf die richtigen, damals bei weitem noch nicht allgemein geteilten Ansichten ...“

Waren Moses Mendelssohn, David Friedländer und Markus Herz die Lehrer Alexander von Humboldts gewesen, so wurden der Komponist Giacomo Meyerbeer, der abenteuernde Arzt David Ferdinand Koreff, der Dichter Michaël Beer, Nathan und Joseph Mendelssohn und Simon Veit zu treuen Freunden Alexanders. Wie nachhaltig diese Freundschaften waren, geht aus einer Episode hervor, die in den Briefen Alexander von Humboldts an den französischen Physiker François Arago belegt ist: Eines Tages kündigt der Berliner Branntweinbrenner George, Besitzer des Hauses Oranienburger Straße Nr. 67, darin Alexander von Humboldt seit langen Jahren wohnte, den Mietsvertrag. Der Gedanke, seine enormen Sammlungen, seine Archive und seine Bibliothek zu übersiedeln, erfüllt Humboldt mit Schrecken. Allen Freunden klagt er sein Leid, darunter einmal auch Joseph Mendelssohn, der, seit sie sich im Herzschen Hause kennengelernt hatten, sein Berater und

Helfer in Finanznöten ist. Am Abend des gleichen Tages erhält Humboldt ein Billett Mendelssohns, er könne ungestört in der alten Wohnung bleiben, sein Hauswirt werde ihm niemals kündigen. „Der Hauswirt ist nämlich seit heute Ihr herzlich ergebener (gez.) J. Mendelssohn."

Andererseits hat Alexander von Humboldt niemals die Anregungen vergessen, die er in den Gesprächen mit seinen Jugendfreunden empfangen, und er betätigt sie in allen Phasen seines Lebens. So sehr betätigt er sie, daß, wie der anonyme Biograph der Cottaschen Gesamtausgabe konstatiert, „nach des großen Forschers Ableben der Nachweis gewagt worden ist, daß Alexander von Humboldts sittliche und geistige Größe auf dem tiefen Grunde des Judentums sich emporrichtet, kurz, daß Humboldt ein innerlicher Jude war".

Mit Recht weist der Biograph diese Formulierung in ihre Schranken. Denn Humboldt schätzt den Menschen um seiner menschlichen Inhalte, den Geist um des Geistes willen, und es ist ihm gleich, in welcher Nation, Religion oder Farbe er den Menschen findet. Allerdings gegen Unterdrückung der Juden tritt er bedingungslos auf. Daß dabei sein Movens nicht seine Sympathie für die Juden, sondern seine Antipathie gegen jedwede Unterdrückung ist, geht aus einer Stelle seiner Werke hervor, in der sich Humboldt gegen Ausbeutung der Juden durch – Juden ausspricht. Diese Stelle steht merkwürdigerweise in seinem Mexiko-Buch, dem „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne", und wendet sich im Hauptsatz gegen die Kaziken, die Angehörigen der indianischen Adelskaste, die von ihren Landsleuten Summen zum eigenen Vorteil erpressen – schlimmer als die Weißen. „Die Kaziken drücken sehr schwer auf die tributären Indianer, gerade wie in verschiedenen Teilen von Europa, wo die Juden noch kein Bürgerrecht genießen, die Rabbiner den Gemeinden, welche ihnen anvertraut sind, zur Last werden."

Die gleichen Triebkräfte, die ihn zum europäischen Benjamin Franklin machen, zum deutschen Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, bewegen jedes öffentliche Auftreten Humboldts für die Juden. Der Cottasche Biograph, der ihn davon reinwaschen will, daß er ein „innerlicher Jude" gewesen sei, formuliert die politische Linie Humboldts mit folgenden Worten: „Von echter, tiefster Humanität erfüllt, erhob denn auch Humboldt wie alle edlen Geister sein

Wort für die Gleichberechtigung der Juden in Staat und Gesellschaft, und darum lebt auch sein Angedenken fort in der dankbaren Verehrung der Juden.“ (Von der übrigens heutzutage nichts zu merken ist.)

Es war Alexander von Humboldts schwierig errungenes Werk, daß 1842 in die Berliner Akademie der Wissenschaften zum erstenmal ein Jude als Mitglied einziehen durfte, der Mathematiker und Physiker Peter Theophil Rieß. Froh berichtet Humboldt am 7. April 1842 an Varnhagen, er habe es heute unterlassen, zum König nach Potsdam zu fahren, er sei lieber ins pleno der Akademie gegangen, um die Wahl dieses Gelehrten betreiben zu können. „Sie ist für die Akademie sehr ehrenvoll ausgefallen: nur drei schwarze Kugeln“, triumphierte er. Und daß diesmal der König nicht, wie es nach der Wahl Moses Mendelssohns geschehen war, die Bestätigung versage, dafür trägt Alexander von Humboldt erfolgreich Sorge. Das Leben Humboldts hat vielfach zu der Betrachtung Anlaß gegeben, daß er, der sich in Dingen der Allgemeinheit so mutig und aufopferungsvoll zeigte, sich eigentlich für niemanden persönlich erwärmte, nie eine Frau leidenschaftlich liebte und selbst zu seinem Bruder mehr in einer intellektuellen als brüderlichen Beziehung stand. Auf diesen Einwand antworten die Biographen mit dem Hinweis auf Humboldts herzliche und persönliche Sympathie für den jüdischen Mathematiker Gotthold Eisenstein, dem Humboldt trotz der Knappheit seiner eigenen Mittel immer beistand.

Humboldt ist es auch, der dem Astronomen und Redakteur der ersten hebräischen Zeitung „Hazefirah“, Chajim Selig Slonimski aus Warschau, eine Einladung zu Friedrich Wilhelm IV. verschafft. Als Humboldt Slonimski zur Audienz abholt, findet er ihn im Frack, den er sich zu diesem Zweck für teures Geld – genauer gesagt: für sein letztes Geld – hatte nähen lassen. Humboldt zwingt Slonimski, den Frack auszuziehen und in seiner gewohnten Kleidung, in Kaftan und hohen Stiefeln, beim König zu erscheinen, damit General Gerlach und die anderen Frömmler im Schloß lernen, die Juden zu achten.

Aber es scheint, daß die Judentracht am Königshof nicht den Eindruck machte, den Alexander von Humboldt gewünscht. Jedenfalls planen die Schranzen des „Romantikers auf dem Thron“ ein Judengesetz, das das aus den Freiheitskriegen stammende und von

Hardenberg 1812 verfaßte Edikt in den wichtigsten Punkten aufheben soll. Der Gesetzentwurf enthielt sicherlich nicht ein Tausendstel von der Roheit und nichts von dem Mördergeist, der die heute in Geltung stehenden Nürnberger Gesetze erfüllt. Jedoch dem dreiundsiebzigjährigen Alexander von Humboldt genügt schon jener Entwurf, um sein Blut in Wallung zu bringen. Kaum hat er im „Journal des Débats" vom 10. März 1842 die erste Nachricht von diesem legislatorischen Attentat auf die Menschenwürde gelesen, als er die Zeitung dem Minister Graf Wernigerode zuschickt und dazu einen Brief schreibt, der wahrlich mehr als ein Brief ist: „... Ich habe, teuerster Graf, mit einem Schmerze, dessen Motive und Richtung Sie mit mir teilen, die Anlage, die gestern angekommen, gelesen. Ich hoffe, daß vieles sehr falsch und hämisch abgefaßt ist; wäre dem nicht so, so halte ich die beabsichtigte Neuerung nach meiner innigsten Überzeugung für höchst aufregend, mit allen Grundsätzen der Staatsklugheit streitend, zu den bösartigsten Interpretationen der Motive veranlassend, Rechte raubend, die durch ein menschlicheres Gesetz des Vaters bereits erworben sind, und der Milde unseres jetzigen Monarchen entgegen. Es ist eine gefahrvolle Anmaßung der schwachen Menschheit, die alten Gesetze Gottes auslegen zu wollen. Die Geschichte finsterer Jahrhunderte lehrt, zu welchen Abwegen solche Deutungen den Mut geben. Die Besorgnis, mir zu schaden, muß Sie ja nicht abhalten, von diesen Zeilen Gebrauch zu machen: Man muß vor allen Dingen den Mut haben, seine Meinung zu sagen!"

Mit der Abfassung und der Absendung des Protestes ist Alexander von Humboldts Empörung über das „scheußliche Judengesetz" nicht beschwichtigt. Er verschickt die Kopie an andere einflußreiche Männer. An seinen Freund Varnhagen von Ense schreibt er dazu: „... Im letzten gekommenen ‚Journal des Débats' steht ein scharfer, sehr guter Artikel über das scheußliche Judengesetz, das man androht und über welches ich bereits sehr eindringende Worte habe hören lassen ..." Der Entwurf erlangt nicht Gesetzeskraft, noch hat der von Lessing so mutig erfochtene Sinn für Toleranz, noch hat der von Herder erhobene Ruf zum Humanismus den Wert in Deutschland nicht eingebüßt.

Von Humboldts Stellungnahme zu diesem Problem wissen wir aber nicht nur aus seinem privaten Leben und aus seinem politischen

Eingreifen, sondern auch aus seinem Gelehrtenwerk. Im „Kosmos", zu Beginn des zweiten Bandes, erinnert Humboldt an eine Beobachtung Schillers, daß die antike Welt mit so wenig Herzensanteil an die Schilderung der Natur herantrat. In dieser Äußerung findet Humboldt viel Richtiges, aber nur dann, wenn man unter dem Begriff „Altertum" ausschließlich Hellas und Rom verstehe. Eine erstaunlich verständnisreiche und intensive Einfühlung in die Erscheinungen des Weltalls ließe sich in der Antike entdecken, wollte man sie bei den Stämmen semitischer Abkunft suchen. Und nun spricht Humboldt auf vielen, den schönsten Seiten deutscher wissenschaftlicher Prosa von den Dichtungen, die heute von den Nazis als Urgrund und Urquell des Untermenschentums verlästert, in den Handschriften verbrannt und deren Erforscher erschlagen werden.

So ist es wohl das demonstrativste Symbol der symbolisch und demonstrativ gedachten Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 und wohl das tragischste Detail in der Biographie Alexander von Humboldts, daß gerade vor seinem Berliner Monument Bücher überhaupt und vornehmlich jene Bücher verbrannt wurden, die seinen Geist der Universalität und Menschenverbrüderung atmeten ...

Selbst das Alte Testament warf Goebbels auf den Scheiterhaufen. Jedoch der steinerne Mann hinter ihm dachte anders über Juda und dessen Schriftwerke: „Die semitischen und aramäischen Nationen zeigen uns in den ältesten und ehrwürdigsten Denkmälern ihrer dichterischen Gemütsart und schaffenden Phantasie Beweise eines tiefen Naturgefühls. Der Ausdruck desselben offenbart sich großartig und belebend in Hirtensagen, wie in der Seher- und Prophetenschule, deren hohe Begeisterung ahnungsvoll auf die Zukunft gerichtet ist. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer schon ihrem Inhalte nach großartig und von feierlichem Ernst."

Aber Humboldt wäre nicht der große Kosmograph, ließe er sich

bei der Beurteilung der Poesie nur von ästhetischen Grundsätzen leiten. Ihn interessiert nicht minder das, was sie an realen Angaben enthält, die verwertbar für Forschung und Lehre erscheinen. Um solchen Inhalts willen verzeiht er wiederholt ästhetische Entgleisungen, so zum Beispiel dem arabischen Poeten Abduhllah Wassaf, der den Anbruch der Nacht „geschmackloserweise als umgestürzte Tintenflasche des Himmels“ bezeichnet, aber sich dadurch verdient gemacht hat, daß er die Sternwarte von Meragha als erster beschrieb. An Hand der „vorzüglichen Psalmen-Übertragung des edlen Moses Mendelssohn“ prüft Humboldt die Poesie der Hebräer auf ihren Wahrheitsgehalt. Sein Urteil begleitet er mit Hunderten enthusiastischen Lobesworten, deren jedes einzelne im heutigen Deutschland genügend Grund böte, den Verfasser durch SS-Leute mit Stahlruten totprügeln oder mit dem Beil hinrichten zu lassen. In einem einzigen Psalm, dem 101., sieht Humboldt bewundernd fast sein ganzes Lehrgebäude vorgeahnt, Universum, Himmel und Erde mitsamt der Menschen mühevollem Treiben.

Das Buch Hiob, das sonst nur als das Hohelied menschlichen Leidens und als Aufschrei gegen soziale Ungerechtigkeit gewertet wird, beurteilt Humboldt als einen Gipfelpunkt wissenschaftlicher Naturbeschreibung. Schon allein das 37. Kapitel des Buches Hiob ist für ihn eine gewaltige Ansicht alles Kosmischen: „Die meteorologischen Prozesse, welche in der Wolkendecke vorgehen, die Formbildung und Auflösung der Dünste bei verschiedener Windrichtung, ihr Farbenspiel, die Erzeugung des Hagels und des rollenden Donners werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben; auch viele Fragen vorgelegt, die unsere heutige Physik in wissenschaftlichen Ausdrücken zu formulieren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag. Das Buch Hiob ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage der ganzen didaktischen Komposition.“

Nach einer materialistisch begründeten Literaturerklärung, weshalb gerade Palästina solche Beobachtungskraft hervorrufen mußte, kehrt Humboldt wieder zur ästhetischen Wertung zurück und endet mit einem Superlativ, den selbst er vielleicht nicht wagen würde, wenn er sich nicht auf einen anderen, den Größten berufen könnte: „Während von Josua bis Samuel die Poesie der Hebräer eine kriegerische Begeisterung atmet, bietet das kleine Buch der ährenlesenden Ruth ein Naturgemälde dar von der naivsten Ein-

fachheit und vom unaussprechlichen Reize. Goethe in der Epoche seines Enthusiasmus für das Morgenland nennt es das ‚Lieblichste, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist'."

Ebenso zustimmend steht Humboldt, der in der Epoche zwischen Goethe und Marx die Universalität des Jahrhunderts und die Blüte des deutschen Humanismus verkörpert, zur Renaissance des alttestamentarischen Geistes im Mittelalter, zu den „edlen Nachklängen im elften Jahrhundert, vor allem zu den Hymnen des spanischen Synagogendichters Salomon Ben Jehudah Gabirol" sowie zu den „dem Naturleben entnommenen, in Kraft und Größe erstrahlenden Zügen bei Mose ben Jakob ben Esra." Und die gleiche Anerkennung zollt er den Juden im modernen Kulturleben einschließlich des um dreißig Jahre jüngeren Heinrich Heine, für den er sich mit Nachdruck einsetzt.

Vielleicht kommen die hier zitierten Urteile und Bekenntnisse Alexander von Humboldts einem oder dem Mitglied der Gesellschaften zu Gesicht, die Humboldts Namen auf dem Firmenschild oder Humboldts Bildnis an den Wänden tragen. Manche von ihnen mögen bisher gedacht haben, daß Humboldt ein unpolitischer Naturforscher war. Beim Lesen dieser Äußerungen muß aber jeder erkennen, welch ein Volksbetrug und welch eine Leichenschändung verübt wird, wenn man sich des Namens Alexander von Humboldt bedient, um sich im Geiste Julius Streichers zu versammeln.

Vielleicht finden sich Denkende und Ehrliche, die aus dieser Erkenntnis die Konsequenz ziehen. Eine Konsequenz im Sinne dessen, der die „Besorgnis, mir zu schaden", als eine unwürdige Besorgnis, als Feigheit von sich wies und in die Worte ausbrach: „Man muß vor allen Dingen den Mut haben, seine Meinung zu sagen!"

AUF DEN TOD ROBERT MUSILS

Im Land Exil, das zur Heimat der deutschen Kultur geworden ist, starb der deutsche Schriftsteller Robert Musil. Der Hügel fremder Erde, der über ihm aufgeschüttet wird, ist das Denkmal für die konsequenteste Persönlichkeit der zeitgenössischen Prosa. Dieser Enkel eines mährischen Dörflers, dieser Sohn eines österreichischen Theoretikers der Hebemaschinen, dieser Vetter eines tschechischen

Forschungsreisenden war von einer mädchenhaften Sensibilität, von dichterischer Konzessionslosigkeit, die sein Leben zu einer Martyrologie machte, und von beispiellosem Verantwortungsgefühl für die deutsche Sprache.

Musils Arbeitszimmer (das in den letzten Jahren mit seiner Wohnung identisch war) glich einer Werkstatt. Technische Zeichnungen, Pläne, Grundrisse und Aufrisse des Buches, das er eben baute, hingen an der Wand, und auf dem Tisch lag ein von ihm angelegtes Wörterbuch für die Sprache seiner Figuren und ein Index für die Gedanken und Beobachtungen, die noch zu formulieren und einzufügen waren. Schwerblütig, schwerfällig und unpsychologisch, wie er im Alltag war, bemühte sich Robert Musil, die mikroskopisch dünnen Zwischenprobleme der Psychologie zu erfassen, und er ruhte nicht, bis es ihm gelang. Eine Manuskriptseite – sie beschrieb ein Fliegenpapier und hieß „Römischer Sommer" – nahm die Tag- und Nachtarbeit von zwei Monaten in Anspruch, ihre Versionen hätten ausgereicht, *ein* Buch zu füllen.

Musils äußerer Erfolg liegt mehr als ein Menschenalter zurück. Der Roman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß" hatte diesen Erfolg gebracht, die Geschichte eines Knaben, der im Erziehungsheim durch einen Diebstahl zum Sklaven seiner Kameraden wird und der sadistischen Instinkte ihrer Pubertät. Die geistige Jugend vor dem Weltkrieg sah in den Verirrungen und Qualen dieses Knaben ihre eigenen, und das Buch wurde zu ihrer Bibel.

Die späteren Werke Musils wurden immer dunkler und schwerer zugänglich, und wenn die Stadt Wien ihm vor ein paar Jahren ihren Literaturpreis verlieh, so bedeutete das nicht die übliche Ehrung für einen berühmten Mitbürger, sondern den Trostpreis für einen erfolglos, das heißt publikumserfolglos Bemühten. Aber diese Erfolglosigkeit war eine zeitgebundene, und es darf kein Zweifel darüber aufkommen, daß sein Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" in einer anderen Ära die literarische Erweckung erleben wird.

Robert Musil nannte sich unpolitisch und war gleichermaßen tolerant gegenüber jeder politischen Richtung (der Unterzeichnete, dessen Vorgesetzter Hauptmann Robert Musil im Kriege war, hat Ursache, ihm Dankbarkeit zu bewahren), aber er hörte auf, unpolitisch und tolerant zu sein, als ein Hitler zur Macht kommen konnte. Musil emigrierte ohne Zögern und nahm an dem Pariser

antifaschistischen Literaturkongreß von 1935 teil, wo er eine edel durchdachte und eindeutige Rede hielt. Er war zweiundsechzig Jahre alt, als er den Tod in einem Schweizer Kanton des Exils fand.

DIE WISSENSCHAFTLICHE KONQUISTA

In Mexiko! Nun ist er also hier angelangt, unser Freund. Mexiko war das Ziel seiner Sehnsucht gewesen, als er in Madrid und Aranjuez antichambriert, im spanischen Hafen auf günstigen Wind und auf Lockerung der englischen Blockade gewartet hatte. Mexiko! Das war ihm damals das Synonym für den zwar entdeckten, aber nicht erforschten Erdteil, die Identität mit dem Begriff Exotik, mit der Reise ins Unbekannte. Aber seither ...

Die Fahrt, die er von Spanien aus direkt nach Mexiko angetreten, hatte ihn mitnichten direkt nach Mexiko geführt. Durch eine Epidemie an Bord sah sich die Korvette gezwungen, Venezuela anzulaufen, und so war es dort, wo er begann, den Weltteil abzutasten. Seither sind vier Jahre vergangen. Monatelang war er mit seinem Gefährten Bonpland auf den Wassernetzen zwischen Orinoco und Amazonas herumgeirrt, getrennt von aller Menschheit. Dann hatte er mit blutendem Mund und blutlosen Augen den Chimborasso erklommen, als erster den damals höchsten Berg der Erde. Reißende Flüsse durchwatete er und stapfte über pflanzenlose Kordilleren, durch weglose Savannen und auf wasserlosen Steppen, er ließ sich in die Krater der Vulkane hinab, wurde auf elenden löchrigen Booten durch Stromschnellen geschnellt und über Wasserfälle geschleudert, er schwamm an schnappenden Krokodilen vorbei, ertrug Durst, Tropenglut, böse Insekten, schwarzes Fieber und andere Krankheiten, mit denen vielleicht der Keim zu seiner späteren Epilepsie in seinen Körper eindrang, einmal war er vom reißenden Tiger und einmal von der Boa constrictor bedroht, einmal von entsprungenen Sträflingen und ein andermal von einem wahnsinnig gewordenen Neger überfallen worden – kurzum, eine unglaubwürdig heroische Zeit lag hinter ihm.

Und eine wissenschaftlich erfolgreiche, nicht zu übertreffende. Hatte er doch Volksstämme der Kariben und ihre Sprache erforscht, den Zusammenhang zwischen den beiden Stromsystemen Südamerikas entdeckt, die Hieroglyphen indianischer Handschrif-

ten entziffert, das Pfeilgift Kurare analysiert und den Dünger Guano, einem erstaunlichen Kampf von Zitteraalen mit Pferden beigewohnt, an einer Schildkrötenjagd teilgenommen, Hunderte von geologischen, pflanzengeographischen und klimatologischen Feststellungen gemacht.

Nach alledem landet er in Mexiko, wo er vor vier Jahren mit geschwellten Gefühlen, mit jungfräulicher Aufnahmelust gelandet war. Jetzt hat er anderes im Sinn. Die mitgebrachten und die heimgesandten Sammlungen brennen auf Bearbeitung, die Notizen verlangen ihre Veröffentlichung, am Ufer Europas harrt seiner die Ruhmesgöttin. So will er denn das Land Mexiko so schnell wie möglich durchqueren, rasch die atlantische See erreichen, die ihn nach Hause tragen soll, zur Ernte und zum Erntefest.

Aber es müßte anders heißen, um es nicht anders kommen zu lassen. Dabei kann er an diesem späten Märztag von 1803, an dem er mexikanischen Boden betritt, nicht ahnen, „welch einen Kontrast dieses Land Mexiko zu allen andern dem Szepter des Königs von Spanien unterworfenen Kolonien bildet", welchen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Werten er hier begegnen wird. Fürwahr, um so weniger kann er es ahnen, als der Landungshafen keineswegs einladend ist. Acapulco nennt sich das Nest, und er nennt es entgegen seiner sonstigen Höflichkeit „erbärmlich", denn selbst ein Mann wie er kann die Zukunft dieses Ortes als fashionable Badestadt nicht voraussehen. Immerhin tut er dieser erbärmlichen Örtlichkeit die Ehre an, sie der geographischen Länge und Breite nach zu diagnostizieren und ihre klimatischen Verhältnisse zu messen. Hier und damit beginnt die wissenschaftliche Konquista Mexikos. Sie dauert ein Jahr und wird vier weitere Jahre später ihren Niederschlag finden im „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne".

Gegen dieses Buch wird von seinen Biographen und von den Historikern Mexikos einmütig der Einwand erhoben, es lasse sich darin keine Spur von der Reiseroute des Autors, nichts Tagebuchartiges, kein Datum der Exkursionen, ja nicht einmal das von Ankunft und Abreise des Autors finden. Der aber hat diese Technik wohlbedacht gewählt, sie gehört zu seinem System, wie dazu gehört, daß er keinen seiner dreitausend jährlichen Briefe datiert und das testamentarische Verbot erließ, biographische Details aus seiner Werkstatt herauszukramen. Mit der Zurückhaltung im Autobio-

graphischen beabsichtigte er vor allem dieses: nicht als Kompilator dazustehen. Was er gelesen hat oder was ihm mitgeteilt wurde, setzt er sachlich und objektiv an die zugehörige Stelle, aber zu dem, was er selbst gesehen, macht er eine persönliche Bemerkung, wodurch der Eindruck erweckt wird, daß alles ein Ergebnis seiner persönlichen Beobachtung oder wenigstens durch eigenen Augenschein überprüft sei.

Wie gut ihm die Beschränkung zum Zwecke der Verstärkung gelang, kann man in Europa beobachten, wo sich manche Stadt rühmt, von ihm als einer der drei schönsten Plätze der Welt klassifiziert worden zu sein, wiewohl er gar nicht in jener Stadt war und niemals ein solches Urteil abgegeben hat. In Mexiko ist eine wahre Humboldt-Mythologie erstanden. Das in Durango gefundene meteorische Nickeleisen, das er nach Europa mitbrachte, heißt dort wie in Mexiko und dessen Provinz Durango „Humboldt-Eisen", obschon Humboldt niemals Durango betreten hat und das Mineral von einem Kollegen erhielt. Es gibt kaum eine Erwähnung der Palastruinen von Mitla und der Baumriesen daselbst, Taxodium distichum, die nicht auf Humboldts Beschreibung der Säulen von Mitla und seine botanische Bestimmung dieser patriarchalischen Bäume Bezug nehmen würde. Aber weder war er in Mitla noch überhaupt im Staat Oaxaca. Daß Humboldt den Popocatepetl bestiegen hat, weiß jedermann, auch Bismarck wußte es und machte sich, wie Sekretär Moriz Busch protokolliert, über die Erzählungen Humboldts von seiner Besteigung des Popocatepetl lustig. In Wirklichkeit hat Humboldt den Popocatepetl nicht bestiegen, sondern die Gipfelhöhe nur auf trigonometrischem Wege bestimmt.

Insbesondere in Mexiko, das kein südamerikanischer Urwald, das ein zivilisiertes und durchkolonisiertes Land voll wissenschaftlichen Treibens war, ein Land mit Hochschulen, Gelehrten, Bibliotheken, Sammlungen, Verlagen und Zeitschriften, hütet er sich, anzugeben, welchen Prozentsatz seiner Feststellungen er der Autopsie verdanke. Hat er doch außer seiner Fahrt vom Hafen bei der Ankunft und seiner Fahrt zum Hafen bei der Abreise eigentlich nur zwei größere Reisen von der Hauptstadt aus unternommen.

Allerdings, die Fahrten von anno dazumal gingen nicht so leicht vonstatten. Gleich nach der Landung muß er den Río Papagayo und den Río Balsas überqueren auf einem aus Schilfrohr und hohlen Kürbissen gefertigten Floß, das zwei schwimmende Indios stützen,

vorwärts stoßen und steuern. Gerammelt voll von Lasttieren, Treibern und Trägern ist der Weg, auf dem Humboldt vorwärts zu kommen versucht. Er denkt darüber, wie ein solch rückständiger Transport den Warenpreis erhöht, und träumt einen kühnen Zukunftstraum: Frachtwagen, mit Pferden bespannt, werden dereinst die siebzigtausend Maultiere ersetzen, deren man sich jetzt zur Versendung der Frachten nach der Hauptstadt bedient: Der asiatische Handel von Acapulco wird dadurch dem europäischen Handel von Veracruz gleichsam näher gerückt werden. Diese Utopie von 1803 ist durch die Realität von 1942 beträchtlich überflügelt: Die täglich verkehrenden Autobusse „Estrella de Oro" fahren von Acapulco nach Mexiko-Stadt in zehn Stunden, die Privatautos nur sieben. Humboldt braucht zweieinhalb Wochen für diese Strecke. Freilich nimmt er allerorts Messungen vor.

In Taxco macht er Aufenthalt, denn dort gibt's bergtechnisch viel zu sehen. Hier haben die Azteken Silber gefördert, das sie „weiße Götterscheiße" nannten (zum Unterschied vom Gold, der „gelben"), und Cortez hat hier sein erstes Bergwerk in Betrieb gesetzt. Humboldt steigt in die Stollen, und das Haus, in dem er nächtigt, kann sehr wohl dasjenige sein, das heute „Casa Humboldt" genannt wird. Es ist ein wundervoller Palacio mit Loggia und einem den steilen Fels hinabfallenden Garten. Als Herr dieses Hauses begrüßt heute ein Kunsthistoriker namens Dr. von Wuthenau den Gast, der zufällig ein Reporter ist und daher bald feststellt, daß Herr von Wuthenau ein richtiger Neffe des Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich ist, des ersten Opfers und Anlasses von 1914. Und obwohl wiederum Franz Ferdinand ein richtiger Neffe des Kaisers Maximilian von Mexiko war, erhebt Herr von Wuthenau keinerlei Ansprüche auf Erb- und Thronfolge, denn er versichert dem Reporter (den er seinerseits nicht zu erkennen scheint), dieser sei der erste Mensch in Mexiko, der die Verwandtschaft konstatierte.

Um aber auf Humboldt zurückzukommen, sei erwähnt, daß er eine Vorahnung von einem Schicksal à la Kaiser Maximilian hatte, sechzig Jahre, bevor es einen Kaiser Maximilian in Mexiko gab. Kategorisch erklärte Humboldt, daß jeder Versuch eines Ausländers, in Mexiko nach der Macht zu streben, zu katastrophalem Scheitern verurteilt sei. „Man würde ihm in einer großen Revolutionsbewegung nie verzeihen, daß er kein Amerikaner ist", sagt Humboldt voraus.

Vorläufig ist er aber noch nicht zu solchen Erkenntnissen gelangt, er ist erst auf der Fahrt vom Hafen zur Hauptstadt, hat sich im Humboldthaus ausgeschlafen und reist weiter, über Cuernavaca, wo ein getürmtes Schloß des Hernán Cortez das Tal regiert. Dann erreicht er das Cruz del Marqués, den Grenzstein der Cortezschen Latifundien. Hier schaut er auf sein Reiseziel hinab. In dem von Bergen umrandeten See nimmt die Hauptstadt Amerikas ihr Bad, das sagenhafte Tenochtitlán des Moctezuma, das von kriegerischen Aventiuren umwebte Mexiko des Cortez. Rings um den See leuchten Dörfer, Weiler und Wälder, dahinter schneebedeckte Gipfel. Das erinnert Humboldt an die schönsten Partien dieser Art in der Schweiz – drei Menschenalter später wird Friedrich Nietzsche die schönsten Partien dieser Art in der Schweiz mit denen Mexikos vergleichen, die er niemals gesehen.

In México, der Stadt, gibt es für Humboldt viel Arbeit; allem wird der Puls gefühlt und alles verzeichnet, Sonnenhöhe, Klima, Luft, Meereshöhe und sogar die Maße der Stadt werden auskultiert, sein Theodolit und sein Sextant stehen bald auf dem Turm der Kathedrale, bald auf dem Felsen von Chapultepec, Hygrometer und Zyanometer pilgern vom Wallfahrtsfelsen der Muttergottes in Guadalupe zum Peñón de los baños, dem Karlsbader Sprudel Mexikos, und zu den schwimmenden Gärten von Xochimilco. Außerdem besucht er Sammlungen, studiert indianische Handschriften und Skulpturen, trifft seinen Freiberger Freund del Río und verkehrt viel in Gesellschaft. Dabei lernt er die schöne Rodríguez de Velasco kennen und rühmt ihre Tugend – wie sollte er, der sich nie für Frauen interessiert hat, die Grande Cocotte in der mexikanischen Geschichte, die Geliebte des späteren Kaisers Itúrbide und des Kanonikus Beistein, so unfehlbar klassifizieren können wie seine Naturalien! Aber wenn sich die schöne Rodríguez in hohem Alter zu einer Interviewerin der Liebe Humboldts rühmt, so renommiert sie nur. Auch für den Vizekönig hat er lobende Worte, jenen Iturrigaray, der bald wegen Korruption verhaftet und einer der Ursachen der mexikanischen Unabhängigkeitsbewegung werden wird. Mit Vizekönig Iturrigaray besucht er das Entwässerungswerk des Sees, fährt nach Pachuca und nach Guanajuato zu Mineralien und Springquellen und auf den Vulkan von Toluca. Auf dem Jorulla, dem jüngsten Berg der Erde, findet er die Lava noch heiß vor, die den Berg hervorgebracht hat. Seine letzte Reise ist die Abreise.

Auch sie noch Forschungsreise. Bei Cholula zeichnet er ein Bild der Pyramide und unternimmt die nicht unternommene Besteigung des Popocatepetl, indem er dessen Höhe von Llano de Tetimba trigonometrisch nachkontrolliert. Ein Jahr nach seiner Landung erreicht er den Abfahrtshafen. In Veracruz, wo einst der militärische Führer der Konquista für immer seinen Fuß auf das Land gesetzt hat, verläßt der wissenschaftliche Konquistador für immer das mexikanische Land.

Erste Ernte seiner Mexikoreise ist der „Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne", das Buch, das neben den „Ansichten vom Niederrhein" seines Lehrers George Forster in der Literatur als erstes modernes Reisewerk dasteht und sich bis zum heutigen Tage als unveraltet erweist.

Man wird diese Behauptung paradox finden, und in der Tat, an den äußeren Angaben, an statistischen Ziffern und politischen Einteilungen kann nach hundertvierzig Jahren nur wenig stimmen. Neuspanien ist nicht mehr Neuspanien, sondern Mexiko, das Royaume ist kein Royaume, sondern eine Republik, Pazifik und Atlantik verkehren miteinander per Auto und Telegraf, der Norden mit dem Süden über den Panamerica Highway und mit Flugzeug. Die Hauptstadt zählt nicht mehr vierzehn mal zehntausend Einwohner, sondern vierzehnmal soviel, sie liegt nicht mehr mitten im See, denn dieser ist aus dem Weichbild der Stadt vertrieben, die Straßenbeleuchtung, „bestehend aus Spiegellaternen mit platten Dochten in Bänderform", hat in Stadt und Land der Glühbirne Platz gemacht. Überall stehen Fabriken, wenn sie auch zumeist ausländischer Besitz sind. Kalifornien und Texas im Norden und Guatemala im Süden gehören nicht mehr zu Mexiko, und das kleine mexikanische Missionsdorf San Francisco, das Humboldt just nur erwähnte, wuchs inzwischen zu einer Weltstadt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas heran. Der Hauptausfuhrartikel, die Purpurlaus Kochinille, deren Zucht er minutiöses Studium widmet, ist seit der Erfindung des Anilins weder Ausfuhrmittel noch Gegenstand der Zucht mehr, sondern nur eine Laus. Andere Waren beherrschen den Export. Auf die Idee konnte Humboldt nicht kommen, daß dereinst zivilisierte Nachbarn im Norden sich in Gummi-Kauboys verwandeln und das Harz der Chicle-Wälder zum wichtigen Ausfuhrprodukt Mexikos machen werden. So genau Humboldt alle im mexikanischen Boden ruhenden Schätze unter-

suchte, einem schenkte er keine Beachtung: dem Petroleum. Aber wir wollen ihm Absolution erteilen. Verkündete doch hundert Jahre nach Humboldts Mexikofahrt die British Encyclopaedia, mit der allgemeinen Einführung der elektrischen Beleuchtung werde das Petroleumlicht verlöschen und daher die Förderung von Erdöl ihr definitives Ende finden.

Solche Angaben und Unterlassungen machen dem, der mit historischem Auge und dialektischem Hirn zu lesen versteht, die Lektüre noch ergiebiger, denn sie zeigen das Wandelbare im Spiegel des Ewigen. Ewig ist die Landschaft Mexikos, die Humboldts Griffel uns zeichnet, ewig die Phasen des Himmels und die Bedingungen, die sie dem Getier, dem Gewächs, dem Gestein und dem Wetter auferlegten, und ewig ihr Einfluß auf viele Lebensäußerungen des Menschen. Solche Äußerungen fand Humboldt im Tanz der Indios, in ihrer Musik, in ihrem Kunstgewerbe und ihrer Heilkunst so vor, wie sie in Moctezumas Tagen gewesen waren, und wir finden sie heute so, wie Humboldt sie fand.

Unvergänglich aber und unveränderlich sind vor allem die humanistischen Ideen, die er auf Mexiko anwendet und in denen er sich eindeutig für das mexikanische Volk erklärt. Er stellt sich gegen die Ausbeutung der Indios durch den spanischen Adel, den römischen Klerus und die indianischen Kaziken, und er, unbedingter und unerschütterbarer Anhänger der Französischen Revolution, weiß auch die einzige Abhilfe. Zwar drückt er sie in diplomatischer Sprache aus mit Worten wie „grundlegende Änderung der Verfassung" oder „staatliche Umwälzung", jedoch die spanische Krone, die ihm die Reise bewilligt hatte, und die herrschende Klasse der Kolonisten, die ihm überall behilflich war, verstehen gar wohl, was er für Mexiko als einzige Lösung ansieht.

Tief ging die politische und wirtschaftliche Wirkung der Humboldtschen Reisewerke. Aber sie war zwiespältig. Hauptsächlich lenkten diese Publikationen die Begierde des beginnenden Kolonialimperialismus auf sich. Wie? Es gibt noch solch ungeheure Gebiete mit unentwickelter Wirtschaft und mit fabelhaften Bodenschätzen, mit so widerstandlosen, so genügsamen Arbeitskräften? Auf, laßt uns dort unsere Hütten bauen (Eisenhütten und Silberhütten, wohlverstanden!), laßt uns dort unsere Kapitalien investieren, unsere Methoden der Exploitation entfalten. Auf Grund der Humboldtschen Beschreibung von Guianajuta kam es

zu Börsenbooms, wie zur Gründung der Real Monte Company in London und anderer Unternehmungen, die Humboldts Buch als Prospekt verwendeten und ihn selbst als Direktor nach Mexiko schicken wollten. Auch die Anleihen, die die Großstaaten an Mexiko gewährten, und, ihnen folgend, die militärischen Interventionen suchten in Humboldts Ausführungen nach Entschuldigung und Begründung. Und schließlich lieferte Porfirio Díaz sein Land dieser Kolonialpolitik aus, damit – mit Hilfe fremder Kapitalien – die Humboldtschen Reformvorschläge zur Verwirklichung gelangen könnten.

Aber auch die wahren Freunde des Volkes, von Simón Bolívar in Südamerika bis zu Benito Juárez in Mexiko, fanden für ihre Programme bei Humboldt die wissenschaftlichen Unterlagen, und sie vermochten mit Hilfe ihrer Völker mehr davon zu verwirklichen, als es der despotische Fronvogt des Auslands, Porfirio Díaz, und seine Nachbeter je vermocht.

So hatte das frei gewordene, das republikanische Mexiko Anlaß, dem Manne Dankbarkeit zu erweisen, der sein Werk dem spanischen König gewidmet hatte. Als die Nachricht von Humboldts Tod in Mexiko eintraf, verfügte Benito Juárez, der Befreier-Präsident, daß Alexander von Humboldt in der Verfassung zum „Benemérito de la Patria" erklärt wurde. Eine Stadt des Namens „Humboldt" sollte auf dem Isthmus von Tehuantepec, an der Wasserscheide zwischen Atlantischem und Pazifischem Ozean errichtet werden; mit der finanziellen Durchführung dieser Städtegründung wurde jedoch die unheilvolle Schweizer Firma Jecker & Co. beauftragt, die, statt um die Errichtung der Stadt Humboldt sich zu bekümmern, die Franzosen zur Invasion in Mexiko aufstachelte.

Zuletzt haben sich die Nazis hinter den Rücken Humboldts, des Todfeindes ihrer Lehren, verkrochen. In lateinamerikanischen Häfen und Städten entfalten sie als Humboldtvereine ihre Zersetzungsarbeit, Hetzkampagnen und Spionagetätigkeit, und ihre Firmen, gleichfalls im Dienste dieses Menschenhasses, tarnten sich mit dem Namen des deutschen Menschenfreundes.

So haben sie es vollbracht, daß der Name Humboldt, wenn auch nur der der Firmenschilder, auf den schwarzen Listen, dem Verzeichnis der Volksfeinde und Volksverräter, vorkommt. In Mexiko.

Ja, ja, meine Kinder und Enkelkinder, schaut nicht so ungläubig drein, ich bin wirklich schon bei der Gründung der Zeitschrift „Freies Deutschland" in México dabeigewesen. Das war – laßt mich einen Augenblick nachdenken –, das war 1941, also im neunten Jahr der Naziherrschaft. Wir waren unserer eine Handvoll von Emigranten und wollten eine deutsche Zeitschrift zum Kampf gegen Hitler gründen, ohne konfessionelle oder parteimäßige Bindung, ein Organ für alle antifaschistischen Emigranten und Auslandsdeutschen. Aber während wir das besprachen, wußten wir auch, daß wir eine Utopie besprachen. Hatte sich doch einst die Deutsche Kolonie in México, unterstützt von der Deutschen Gesandtschaft, eine Druckerei angeschafft und Setzmaschine und Setzer aus Deutschland kommen lassen müssen, um ihre Zeitung zu machen, die jetzt zu einem regelrechten Nazi-Moniteur geworden war. Wir hatten keine Druckerei und keine Setzmaschine, geschweige denn eine mit deutschen Lettern, wir hatten keinen Setzer, geschweige denn einen, der deutsch verstand. Und was wir vor allem nicht hatten, war Geld. Vorsichtige Fachleute aus dem Pressewesen waren sich darüber einig, daß man nicht beginnen könne, ohne das Kapital für Druck und Papier und Porto eines Jahrgangs beisammen zu haben, also 10 000 Pesos. Vorläufig hatten wir summa summarum keinen Centavo und keinen Pfennig.

Im Oktober 1941 veranstalteten wir Vorträge, die 500 Pesos an Eintrittsgeldern einbrachten. Nun war von einer zweiseitigen Zeitschrift kleinen Formats, wie wir sie projektiert hatten, keine Rede mehr. Mit einem Monsterkapital von 500 Pesos (d. i. 100 Dollar) denkt man nicht an ein so popliges Unternehmen. Wir machten Vorarbeiten für eine Zeitschrift von zweiunddreißig dreispaltigen Seiten großen Formats, ein Blatt also im Ausmaß der „Nation" in New York oder des „New Statesman" in London; bestes Papier, bester Druck und so viele anerkannte Mitarbeiter, wie sie keine deutsche Zeitschrift der Friedenszeit je besessen. „Aber wenn uns das Geld ausgeht, bevor Nummer eins draußen ist?" – „Nun, dann decken wir's aus den einlangenden Abonnementsbeiträgen; wenn jeder von uns seine Freunde und Bekannten bearbeitet, müßte es mit dem Teufel zugehen, bekämen wir nicht hundert Abonnenten. Wie? Na schön, also sagen wir fünfzig." – „Können wir denn die

einlangenden Jahresabonnements für eine einzige Nummer verausgaben?" – „Nun, so machen wir wieder einen Vortragsabend in englischer Sprache für die amerikanische Kolonie." – „Und dann?" – „Dann wird Gott schon weiterhelfen oder unsere Leser."

Wir saßen in einem Laden, der aus einer uralten Linotype und einem spanischen Setzer bestand. Unsere Manuskripte waren einschließlich der kleinsten nachträglichen Korrekturen mit Schreibmaschine geschrieben. Ihr neues Farbband mußte unsere erste größere Investition sein, damit statt einem „Haus" nicht ein „Hans" gedruckt werde und statt einem „Buch" ein „Bach". Ein ausländischer Setzer hat viel Möglichkeiten, ein Wort abzuteilen, schon beim unteilbaren Wort „und" steht ihm zur Wahl, den Buchstaben „u" oder die Buchstaben „un" auf die eine Zeile zu setzen. Deshalb mußten (und müssen noch immer) alle Manuskripte von der Redaktion silbengeteilt sein, bevor sie in Satz gehen. Deshalb sahen (und sehen noch immer) alle Manuskripte wie Sanskrit aus.

Wenn eine Spalte gesetzt war, band unser Chefredakteur den Bleisatz fest zusammen, verpackte ihn und lief damit – Straßenbahnspesen hätten uns gerade noch gefehlt – in die Druckerei. Noch rascher mußte er mit dem Blei zurückjagen, wenn der Druck beendet war. Denn in der Setzerei standen nämlich der Setzer und die Setzmaschine ohne Blei. Als das Blatt umbrochen war, war an seinen Mitarbeitern nichts mehr zu umbrechen. Als sie nach vier Wochen endlich schlafen gehen konnten, trat eine neue Schicht, zumeist Frauenarbeit und Kinderarbeit, an ihre Stelle, um das Blatt zu falten, einen Umschlag darumzuwickeln, Adressen zu schreiben, Briefmarken zu kleben und zur Post zu gehen.

Ja, ja, meine Kinder und Enkel, so war's am Anfang, und das Weitere habt ihr ja gelernt. In euren Schulbüchern stehen auch die Briefe der Zustimmung und Begeisterung wieder abgedruckt, die wir damals in México bekommen haben. Ihr wißt, daß die Zeitschrift damals das erste Organ der Antihitler-Einheit, der Ansatz zum kulturellen Zusammenschluß der Emigration war. Ihr wißt auch, daß ihre Auflage bald nach Tausenden zählte, ihre Artikel im Londoner und Moskauer Radio verbreitet und in der Sowjetunion den Kriegsgefangenen zugänglich gemacht wurden, daß das Blatt zur Sprengung der nazistischen Deutschen Volksgemeinschaft in México, zur Einstellung ihrer Zeitung und zur Entlarvung ihrer Spione und Agenten beitrug und in einer spanisch geschriebenen

Ausgabe die Lateinamerikaner über das Wesen des Nazifaschismus aufklärte.

Was ihr aber nicht wißt, meine Kinder und Enkelkinder, ist das, daß die Zeitschrift in immer größere Schwierigkeiten geriet, je mehr sie an Absatz und Verbreitung gewann. Die deutschen antifaschistischen Organisationen in den Vereinigten Staaten, die Tausende von Exemplaren bestellten, rechneten erst nach Monaten ab, die Rabatte der Verschleißer betrugen mehr als die Kosten, die Geldüberweisung aus den lateinamerikanischen Ländern nahm Monate in Anspruch, und so hatten wir allmonatlich zu debattieren, ob wir das Blatt noch weiter erscheinen lassen können. Wenn wir fünfhundert Dollar oder tausend feste Abonnenten mehr hätten, wären wir gesichert – so wurde oft geseufzt.

Aber plötzlich, meine lieben Kinder und Enkel, trat ein Umschwung ein. Am Ende des ersten Jahrgangs, just im zwölften Heft, als die Not am höchsten war, erschien eine Reminiszenz an die Gründung der Zeitschrift. Die Leser, die die Bedeutung des „Freien Deutschland" verstanden, verstanden auch den Sinn der Notiz und begannen, uns nach Maßgabe ihrer Kräfte zu helfen.

DEM DICHTER RUDOLF LEONHARD

Mit den Führern der deutschen Arbeiterbewegung, mit Franz Dahlem, Heiner Rau, Siegfried Rädel und den anderen Volksvertretern fortschrittlicher Prägung, ist auch ein deutscher Dichter über das Lager Vernet in die Todeszelle Castres und von dort auf das Schafott Deutschland geschleppt worden. Wir wissen nicht, ob der Henker schon Zeit gefunden hat, an den Vertretern edler Gesinnung und an dem Dichter Rudolf Leonhard sein bluttriefendes Werk zu tun. Hoffen wir (heißt das „Hoffnung"?), daß sie noch leben (heißt es „leben", wenn man Jahr und Tag, Minute und Sekunde erwartet, vom Henker geholt zu werden?).

Wir wollen hoffen, daß Rudolf Leonhard noch immer in dieser Erwartung des Todes schwebt. Wenn sein Körper noch nicht den letzten aller Tode starb, so sind auch sein Geist und seine Gesinnung ungebrochen. Denn Rudolf Leonhard ist – das wissen wir – des Sieges sicher, er sieht – um den Titel seines Dramas zu verwenden – des Sieges „Segel am Horizont".

Rudolf Leonhards Werk steht in fast vierzig Bänden, die Poesie sind. Die meisten handeln vom Ich und von der Liebe, und um des Ichs und der Liebe willen hat er, schon vor Hitler, seine deutsche Heimat mit dem Land vertauscht, dessen Bürger sich im Schutz des Subjektivismus und des Eros sicher fühlten. Wie hat er dieses Land Frankreich geliebt, das alsbald Schergen ausschickte, um ihn, den Freund, hinter Stacheldraht zu stecken und schließlich dem Feind auszuliefern. Dem Usurpator, gegen den Rudolf Leonhard bis zu seiner Verhaftung durch den Äther.das deutsche Volk zum Kampf aufgerufen hatte.

Denn mit der Geburtsstunde der Hitlermacht hatte Rudolf Leonhard aufgehört, ein Ich zu sein und von der Liebe zu singen. Die Schöpfungen seiner letzten zehn Jahre – oh, mögen es nicht seine letzten sein! – waren nicht mehr mit seiner alten Lyrik zu vergleichen. Sie waren zu Aufrufen geworden für die Gemeinsamkeit des Kampfes gegen Ungeist und Greuel, zu Werbungen für das kämpfende Spanien und zu Protesten gegen München, das er in vielen München sich fortsetzen sah.

Jedem Emigranten wollte er helfen und konnte vielen helfen, denn er war Pariser geworden, und in allen Ämtern, in denen er intervenierte, begrüßten ihn Bekannte. Rudolf Leonhard war Präsident des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller in Paris. Das war mehr als ein literarischer Zirkel, mehr noch als ein Berufsverband und bedeutete nicht nur den Kollegen etwas, die durch diese Organisation aus Deutschland gerettet und im Ausland betreut wurden. Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Paris war die Sammelstelle der Exilierten, die sich über politische Gegensätze hinweg an geistigen Werten erfreuen wollten. Wer wird diese Montagabende vergessen! Man wartete im Schatten der Kirche von Saint-Germain, bis die „Société de l'Encouragement" ihr Tor öffnete, man saß gedrängt im großen Saal und vergaß für einige Stunden all die Unkultur von drüben. Robert Musil las, Ernst Toller sprach, Arthur Holitscher, Max Herrmann-Neiße, Joseph Roth, Walter Hasenclever, Stefan Zweig, Professor Walter Berendsohn, Eugen Mewes, Walter Benjamin, all die, die seither Hitler zum Opfer gefallen sind, und jene, die noch leben, französische, russische, spanische Kollegen und fast alle deutschen.

Und Rudolf Leonhard führte den Vorsitz. Ein silberhaariger und doch knabenhafter père noble, begrüßte er höflich die franzö-

sischen Gäste, leitete herzlich die deutschen Kollegen ein und beschwichtigte die aufgeregten Oppositionen, da er zu einem Mann der Einheit aller Antifaschisten geworden war.

Jetzt steht er auf einem anderen Podium, auf dem Blutgerüst. Vielleicht in diesem Augenblick sieht er den Scharfrichter die Treppen emporsteigen ... Wir winken dir, Rudolf Leonhard, und es ist uns, als sähest du unseren Gruß.

Deine Kollegen

WETTKAMPF DER INDUSTRIEN

In diesem Kriege steht nicht nur der soziale Fortschrittsgedanke der faschistischen Rückschrittsideologie entgegen, sondern es messen sich auch zwei oder drei Fünfjahrespläne mit der kapitalistischen Produktionsweise von anderthalb Jahrhunderten. Die altberühmte deutsche Montanindustrie, in mehr als einem ihrer Produkte von der englischen und amerikanischen vergeblich nachzuahmen versucht, die deutsche Chemie mit ihren Meisterwerken des synthetischen Treibstoffes und Sprengstoffes, die deutsche Optik, deren Jenaer Industrie in der Welt dominierte, der weltumspannende Absolutismus der deutschen Kanonendynastie, die Riesenstädte von Werften und Arsenalen an Ostsee und Nordsee, die mächtigen Automobil-, Tank- und Flugzeugwesen, die Motorenfabrikation und der ganze fast konkurrenzlose Maschinenbau der Rheingebiete, die preußische Militärgeographie und ihre erstaunliche Kartographie von Leipzig und Gotha sowie das seit Fridericus Rex von strategischen Gesichtspunkten gelenkte Transportwesen fielen in die Sowjetunion ein. Und diese Giganten marschierten nicht allein. Schneider-Creuzot aus Frankreich, die Škoda-Werke aus der Tschechoslowakei, die Schiffswerften von Norwegen, die Stahlplatten-Fabriken aus Belgien, die alten Industrien von ganz Europa, durch Sklavenarbeit zu ungeheuerlichen Leistungen hochgepeitscht, mußten mit ins Feld gegen die Sowjetunion.

Gegen russisches Land und russisches Volk also, die noch vor weniger als einem Menschenalter von all diesen Dingen nichts geahnt haben und für die das Auto „Maschine" hieß, das heißt, die Maschine an sich war; wo gestern noch der Zar, der Wodka, die Schwarzen Hundertschaften, der Aberglaube, die Ochrana, der Pogrom und der Geist Oblomows regierten.

Aber in den Fünfjahresplänen Stalins wurde an Stelle dieser Dumpfheiten eine Wirtschaftswelt geschaffen, die den Menschen nicht nur Glück, Kultur und Befriedigung, sondern auch die Kraft gab, der jahrhundertealten und von Kopf bis Fuß auf Militarismus eingestellten Monster-Technologie des europäischen Kontinents den gloriosesten Widerstand zu leisten.

Der Sowjetbürger setzt in diesem Kriege nicht nur sein Leben für die Befreiung der Menschheit ein, er setzt auch siegreich das Werk ein, das er im Frieden und für den Frieden geschaffen.

MORD, MORD UND WIEDERUM MORD, ZEHN JAHRE LANG

Die Menschheit „feiert" heute ein Jubiläum wie keines zuvor: zehn Jahre Mörderherrschaft und Mordsystem.

So lang schon sind die an der Macht, die ihre Macht nur dann als Macht zu empfinden imstande sind, wenn sie sich als Herren über Leben und Tod austoben an Wehrlosen. Sie nennen es Geschichte machen, wenn sie alles Geschichtliche zerstören, und sie nennen es „unwiderrufliche Tatsachen schaffen", wenn sie alles Menschliche töten, und sind stolz darauf. Die Rache des Unmenschen am Menschen tobt sich, unhemmbar und unstrafbar, erlaubt, ja sogar von Staats wegen gefördert, also als Akt rohester Feigheit, nach Lust und Laune aus.

Mord, Mord und wiederum Mord, bereits zehn Jahre lang, zehn Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Junge deutsche Menschen, die edelste, lernbegierigste Schicht der deutschen Arbeiterschaft wurde zu Tode gepeitscht oder von Nazistiefeln zu Tode gestampft im Columbiahaus oder im Prinz-Albrecht-Palais und deren folgsamen Zweigstellen in tausend deutschen Städten. Für deutsche Männer, fortschrittliche, sozial fühlende und bekennerisch mutige, wurde das Handbeil eingeführt. Deutsche Soldaten des Weltkriegs, Priester und Professoren, Deutschnationale, Zentrumsparteiler und Demokraten wühlten in den Abfalleimern der dreihundert deutschen Konzentrationslager nach einem Stückchen Essen, um dann doch dem Hungertod oder dem Prügeltod anheimzufallen. Deutsche Greise und Greisinnen, deutsche Veteranen und Großmütter, deutsche Kranke wurden in den

Altersheimen und Spitälern gemeinsam giftvergast oder zu Tode injiziert.

Und der Rest? Die deutschen Jünglinge, die sich das Nazitum zu fangen gewußt hat, sind wenigstens sie die Erben der Ermordeten, die Nutznießer des Massenmords? Nein. Zu Millionen, vollzählig fast, blutete, fror, verblutete und erfror ihr zerfetzter Leib in der Schneewüste und im Kotmeer vor Leningrad, vor Moskau, vor Stalingrad oder im Sande Ägyptens. Dort, wo die deutsche Jugend den ihr versprochenen Lebensraum finden sollte, fand sie ihren Todesraum, und kein Hegehof kann sie dem deutschen Volk wiederschaffen.

Massenmord an Millionen von Juden, weil sie Juden sind. „Die Juden sind schuld an unserem Unglück!", so steht's angeschrieben. An welchem Unglück? Am Unglück, daß Hitler kam? Am Unglück, daß die Nazis alles Geld und alle Banken und Profitunternehmungen an sich rissen? Am Unglück, daß der irre Marktschreier einen friedlichen Staat nach dem andern zu überfallen und auszuplündern befahl? Am Unglück seiner gewonnenen und seiner verlorenen Schlachten, am Unglück, daß aus Engeland nichts wurde? Am Unglück des Blutbads von Röhms Stab? Am Unglück der plötzlich gestorbenen Generale? Am Unglück, daß die dummen Russen sich 1941 noch wehrten, obwohl sie schon tot waren allesamt? Am Unglück von Afrika, von Toulon, vom Kaukasus?

Die Juden sind „schuld", weil sie keine Nazis sein können. Daher verdächtigt sie der Nazi, Menschen zu sein, wie er die „reinrassigen" deutschen Demokraten, Katholiken, Protestanten, Sozialisten und Kommunisten, die er hinrichtet oder totmartert, der gleichen Schuld verdächtigt.

Mit Mord, Mord und wiederum Mord, zehn Jahre lang, glaubten die braunen Schinderknechte die Welt zu ändern und ihr eine neue Ordnung zu geben. Sie wissen nicht, was die Welt ist und die Weltordnung, und sie wissen nicht, was das Menschenleben bedeutet. Seit der Urzeit diente der Mensch dem Menschen, seit es Wissenschaft und Kunst gibt, gab es sie im Dienste des Menschenlebens. Über die Heilung eines kleinen Gebrests forschten die Ärzte seit Asklepios, über das Ausmaß der Strafe für das kleinste Vergehen stritten schon die Rechtsgelehrten der vorbiblischen Zeit, über Fragen der Lebensverschönerung ereiferten sich die Philosophen, die Priester und die Bildner des klassischen Altertums, und selbst

die Wilden strebten nach Erhöhung der Lebensfreude und nach Geistigkeit.

Staat, Gemeinschaft, Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit – der Nazi weiß nichts dergleichen, ihm ist Recht nur, was dem deutschen Volk schadet, schadet in den eigenen Reihen und in den Reihen aller anderen Völker. Er benedeit den Tod und predigt nur Mord, Mord und wiederum Mord und übt diese Lehre des halbgebildeten Tobsüchtlings seit zehn Jahren ungehemmt aus.

Ungehemmt? Nein, nicht mehr ungehemmt. Endlich hat die Welt zu hemmen begonnen. Und so pessimistisch auch der Pessimistischeste denken mag – das wagt er doch nicht auszudenken, daß noch einmal zehn solch entsetzlich schmachvolle Jahre kommen könnten voll Mord, Mord und wiederum Mord.

ZUR LITERATURGESCHICHTE DES LETZTEN VIERTELJAHRHUNDERTS

Der hitlerische Janhagel benützte für sein Drängen zur Macht, für sein Beharren an der Macht und schließlich für die Rettung seiner Macht einen ideologischen Überbau, dessen Stützpfeiler die Sowjethetze ist. An der Aufrichtung dieses Stützpfeilers haben – lange vor Hitler – viele mitgearbeitet, die dem Bau zum Opfer fallen sollten. Viele Schriftsteller, und unter ihnen auch fortschrittliche, liehen den Absichten der bewußten, materiell interessierten Sowjetgegner die Flügel der Propaganda, solcherart oft unbewußt der Reaktion und schließlich dem Faschismus helfend. Gegen jeden, der sich der Hetze widersetzte, wurde gehetzt.

Schon als die ermordeten Spartakisten zur Leichenschau standen, fiel dem „sozialistischen" Poeten kein anderes Bedauern ein als das, daß Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg nicht dabei seien:

> Viel hundert Tote in einer Reih ...
> Rosa und Karl und Kumpanei?
> Ist keiner dabei, ist keiner dabei!

Am nächsten Tag waren auch sie dabei. Da jubilierte es vom Parnaß herab. Liebknecht habe endlich den Tod gefunden,

> ... den Tod, den er so manchesmal
> Vom Vorwärts-Haus geschickt in Tal.

Und so klang's die sogenannten vierzehn Jahre der Schmach lang und die Jahre der wirklichen Schmach hernach. Nicht nur in deutschen Landen, sondern allüberall in der literarischen Welt. Vom niedrigsten Essad Bey bis zum höchsten André Gide, vom reaktionären Henri Béraud zum Reformsozialisten Hendrik de Man, vom Glücksritter Ossendowski bis zum alten Karl Kautsky, vom Wiener Kaffeehaus-Bohemien Sami Ginsberg (Pseudonym „General Kriwitzki") bis zum Ozeanflieger Charles Lindbergh wurden Aufrufe zum Kampf gegen die Sowjets bändeweise verfaßt. Der geniale, aber leider geldgierige Rumäne Panait Istrati wies aus seinem persönlichen Wohnungsstreit in Moskau die Unhaltbarkeit des Sowjetregimes nach, und der arrogante Italiener Ignazio Silone spielte sich als Lehrer einer antisowjetischen „Schule der Diktatoren" auf.

So sahen die Lehrbücher für die Massen aus: In der Schweiz und in Deutschland hielt der preisgekrönte Kitsch einer Rachmanowa, „Studenten, Tscheka, Liebe und Tod", die Führung am Büchermarkt, in Frankreich bekamen die „Faux Passeports" des Renegaten Plisnier den Prix Goncourt, und schließlich erntete in Amerika der offiziell von der amerikanischen Regierung als Nazi-Agent festgestellte Valtin-Krebs mit dem Lügenwälzer „Out of the Night" einen phantastischen Bestseller-Erfolg – knapp bevor Amerika an der Seite der Sowjetunion in den Krieg eintrat.

Hoch stand der Warenpreis, und die Erzeuger drängten sich zum Markt. Einer, der über Hitlerkerker genug gehört haben muß und die Kerker Franco-Spaniens aus eigener Erfahrung kannte, hielt es für gängig, ein Greuelbuch über russische Kerker zu erdichten, ein anderer verfaßte prompt (und dennoch nicht prompt genug) ein Manuskript, für das er Terrorszenen der GPU in – Spanien ersann, ein satirischer Chansondichter wurde pathetisch, um seinen Haß-Song gegen Stalin auszugießen, und ein Überlebender der berühmten Bonnotschen Automobil- und Mordbande fand die Politik der Sowjetunion zu kompromißlerisch, weshalb er kompromißlos Räubergeschichten über die Auslands-GPU für den gruselnden Pariser Kleinbürger fabrizierte.

Für die Verdienste im Kampf gegen die Wahrheit wurden Schreiber en masse zu Schriftstellern geschlagen. Jeder Spezialist, der aus der Sowjetunion entfernt, jeder, der aus einem sowjetfreundlichen Verbande ausgeschlossen wurde, produzierte Pläne der Komintern, geheime Anweisungen des Kreml und was noch. Ein

ungetreuer Beamter der Pariser Sowjetbotschaft veröffentlichte Enthüllungen (nie hätten die französischen Behörden eine solche Publikation über das Konsulat von Monaco oder Liberia zugelassen) und gestand den Interviewern: „Der Traum meines Lebens ist erfüllt: Ich bin Schriftsteller geworden. Eben bietet mir ein englischer Verlag zweihundert Pfund für ein Buch!"

Es gab auch Schriftsteller, die gegen den Strom schwammen. John Reed zum Beispiel. John Reed erkannte 1917, mitten in den zehn Tagen, die die Welt erschütterten, was diese zehn Tage für die Entwicklung des Menschengeschlechts bedeuten werden, und büßte diese Erkenntnis mit tödlicher Verfolgung. Andere, die die Wahrheit zu verlauten wagten – wie schnell versuchte man, sie zum mindesten literarisch zu erledigen. Selbst vom fünfundsiebzigsten Geburtstag Romain Rollands und von den großen Romain-Rolland-Feiern der sozialistischen Gemeinden nahm die französische Presse keine Notiz. Die Leser der Literatur-Rubriken erfuhren erst aus den Nekrologen für Henri Barbusse, daß dieser Henri Barbusse auch nach „Le Feu" literarisch weitergearbeitet hatte. Einstimmig war er als der Führer der Nachkriegsliteratur anerkannt gewesen, bevor er sich „von den Sowjets einfangen ließ". Dann war es aus.

Ähnlich erging es manchen. Sie hatten sich Erfolg und Anerkennung errungen, bevor die literarischen Gralshüter des Wirtschaftslebens erkannten, daß hinter den Leistungen eine Gesinnung stecke. Rasch wurde die Anerkennung abgebaut.

Selbstverständlich wurde fast niemals die Gesinnung als Grund für die Ablehnung oder Totschweigung angegeben. Sondern – und hier unterscheidet sich der Antisowjetkampf innerhalb der Literatur vom Antisowjetkampf in der Politik und in der Presse – die Gründe waren fast immer „ausschließlich ästhetischer Natur".

Nur weil Maxim Gorki „kein großer Schriftsteller" war, bekam er den Nobelpreis niemals, aber es bekam ihn für die russische Literatur der klägliche Weißgardist Iwan Bunin, weil er „ein großer Schriftsteller" war. „Nur aus ästhetischen Gründen" wurde der Nobelpreis nicht an Theodore Dreiser, Martin Andersen Nexö, an Henri Barbusse, an Upton Sinclair oder an Michail Scholochow verliehen, sondern oft genug an Figuren, deren Namen man erst durch die Zuerkennung des Preises erfuhr und bei der Übergabe des Preises schon vergessen hatte.

Oh, nur aus ästhetischen Gründen wurde den deutschen Dichtern Johannes R. Becher und Bertolt Brecht die Mitgliedschaft der deutschen Dichterakademie verwehrt, fanden Romanciers, wie Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig, Theodor Plivier, Anna Seghers, Oskar Maria Graf, Ludwig Renn, Dramatiker, wie Ernst Toller und Friedrich Wolf, oder Publizisten, wie Carl von Ossietzky, keinen Einlaß in diesen von Walter von Molo beforsteten Dichterwald, wo man den „Wald vor Astlöchern" nicht sah. Die glorreiche Académie Française war politisch freilich noch schlimmer als die deutsche, die immerhin einige fortschrittliche Mitglieder zählte; die Pariser Akademie nahm ausschließlich die provokativ reaktionären Größen auf, Croix-de-Feu, Hitlerbewunderer, Mussolini-Bedichter – oh, nur aus ästhetischen Gründen! Oh, nur aus rein ästhetischen Gründen schloß sich die Kritik zur Stummheits-Phalanx gegen Arbeitertheater, Arbeiterverlage und Arbeiterliteratur zusammen. Oh, nur aus literarischer Überzeugung verloren die angesehensten Zeitschriften und Kritiker Deutschlands ihre vornehme Zurückhaltung, wenn sie vom Leder zogen gegen die Russendramen oder gegen alles, aus dem ein Glaube an den fünfzackigen Stern im Osten zu schimmern schien. Aber keiner der Ablehner zitierte diesmal den „Faust", eingestehend, daß ihm das Pentagramma Pein mache.

Er gab als Urteilsbegründung für sein Verdikt zumeist nur an, daß ihm Stoff und Stil der Sache nicht gefalle. Ein Urteil also rein subjektiver Natur, nicht etwa mit dem des Wilhelminischen „Die ganze Richtung paßt mir nicht" zu verwechseln. Seltsamerweise aber war dieser individuelle Geschmack bei allen gleich. Konservative wie liberale Verleger, klassische wie „entfesselte" Theaterdirektoren, wohlabwägende wie radikale Rezensenten, alle diese durchaus einzigartig und durchaus voneinander verschieden sein wollenden Individualitäten marschierten uniform zum Takt des „Mir rein persönlich gefällt das eben nicht" in Reih und Glied.

Der anerkannteste Maler Deutschlands verschanzte sich nicht hinter ästhetischen Einwänden. Er hatte den Witz, es auszusprechen, daß er auf das künstlerische Erlebnis verzichte, wenn es seine großbürgerliche Klassenruhe stören könne. „Nee, meine Herren", sagte Max Liebermann zu der Deputation, die ihn zu einer Ausstellung von Sowjetgraphik einlud, „nee-nee, dort jeh ick nich hin. Et könnte mir da neemlich etwas jefallen."

Es muß unterstellt werden, daß ein Großteil der an der Diskriminierung der Sowjetunion beteiligten Schriftsteller aus innerlicher Überzeugung im Interesse von Freiheit und Fortschritt zu schreiben glaubte. Auf welche Weise ihnen ihr guter Glaube eingeflößt, in wessen Interessen ihre innerliche Überzeugung geschmiedet und mit welchen Methoden die „Fehler" von Lenin und später von Stalin zum Angriffsziel gemacht wurden, konnte nicht jeder Poet wissen. Da er noch nie von gesellschaftlichem Auftrag gehört und Auftraggeber nie gesehen hat, würde er beschwören, immer aus eigenem Antrieb und niemals bewußt in fremdem Auftrag gedichtet und verfaßt, niemals wissentlich einen Vorteil von seinen sowjetfeindlichen Äußerungen gehabt zu haben, und so habe er nichts zurückzunehmen, nichts zu bedauern. Nun, es fanden sich Männer, die bedauerten und zurücknahmen. Sie hießen Masaryk, Vandervelde und andere, und es gibt kaum einen demokratischen Staatsmann, der heute über die Dinge nicht anders denkt als damals, als es nicht so leicht war, darüber anders zu denken. Auch Schriftsteller, wie Shaw, Wells, Undset, Liam O'Flaherty, haben sich revidiert.

Aber ein Kollege – und das ist der äußere Anlaß unseres Artikels – schrieb uns neulich: „Wenn es auch wahr ist, daß es ohne den deutsch-russischen Pakt zur Verewigung des Münchner Bündnisses Hitler-Chamberlain-Daladier-Mussolini gekommen und damit der europäische Kontinent an Hitler ausgeliefert worden wäre, so halte ich dennoch nach wie vor den Pakt für unverzeihlich."

Ein solches Beharren in der vorgefaßten Meinung soll das Selbstvertrauen des Dichters schützen, ihn vor sich selbst von dem Vorwurf reinigen, er habe sich irreführen lassen. In diesem Beharren liegt aber die Gefahr, von neuem irregeleitet zu werden. Denn von neuem geht die Zeit schwanger mit Tendenzlügen. Je schlimmer es den Nazis unter den Hieben der Roten Armee geht, desto eindringlicher warnen sie (mit oder ohne Hitler) die ganze Welt vor der roten Gefahr.

Täuschen wir uns nicht, dieser Schrei wird gerne gehört und weitergegeben, ebenso von den Klugen, die Hitlers Auftraggeber waren und nunmehr neue Beauftragte suchen, wie von den Dummen, die zittern vor einer Welt, von der ihnen so viel Schlechtes so gut vorerzählt wurde. Eine neue Hetze ist im Gange, eine Antisowjethetze, die von wirtschaftlichen Interessen veranlaßt ist und verbreitet wird mit den „geistigen Mitteln" der anscheinend wohl-

meinenden Kritik, der phantasievollen Erfindung, der dichterischen Übertreibung und schließlich dem ekstatischen Haßgesang.

Diese ideologische Kampagne mobilisiert von neuem, und der Schriftsteller sei auf der Hut, ihren Werbern nicht ins Zelt zu geraten.

HUNDERT KILOMETER VOR MOSKAU

Johannes R. Bechers Drama in Mexiko

Johannes R. Becher, Deutschlands revolutionärer Dichter, Sohn eines bayrischen Oberstaatsanwalts, hat ein Drama geschaffen, dessen junger Held auf seinem Schicksalsweg vom Nazitum hinweg seinem Vater entgegentritt, dem heimtückischen Präsidenten Hörder des nazistischen Volksgerichtshofs. Aber keineswegs stellt Becher damit ein Privatschicksal ins Rampenlicht, sondern unsere Zeit spielt die tragende Rolle. Auch Ort der Handlung ist unsere Zeit: an der Wegtafel „Nach Moskau hundert Kilometer", nur zwei, drei Tagesmärsche vom deutschen Endsieg 1941 entfernt. Dieses Marschziel jedoch wird nicht erreicht trotz einem Wellensturm deutscher Tanks, trotz Hekatomben deutscher Soldaten, trotz einem von deutschen Fliegern verdunkelten Firmament und obwohl ein Orkan von Goebbels-Lügen den Äther durchgellte. Solche Projizierung weltumspannenden Zeitgeschehens auf das Quadrat einer Schußdistanz und auf eine einzige Woche zeigt Johannes R. Bechers neue Begabung, die dramatische. Auch tritt hier zum erstenmal die Terminologie der Naziwaffen, der Nazischulung und des Nazidenkens einschließlich einer humoristisch akzentuierten „Sklavensprache" der Andersdenkenden in bühnenmäßige Erscheinung.

Bechers großes Dokument, wenn auch in gekürzter Form, darstellerisch zu gestalten hat als erste auf dem amerikanischen Kontinent die Kulturorganisation der deutschsprachigen Emigranten in Mexiko, der Heinrich-Heine-Klub, zu unternehmen gewagt. Diesem Mut und dazu einer mühseligen Sorgfalt in der Vorbereitung und einer kollektiven Begeisterung der Darsteller ist es zu danken, daß Mexiko einen deutschen Theaterabend erlebte wie kaum je zuvor.

Das volle Haus, in dem sich der Vertreter der Sowjetbotschaft

in Mexiko, Nicolas N. Yatzkewich, mit seiner Gattin befand, wurde von Dr. Paul Mayer begrüßt, der den Anlaß des Abends hervorhob: zweiter Jahrestag des Kriegsbeginns gegen die Sowjetunion. Er unterstrich hauptsächlich, wie die todesopferwillige Einmütigkeit der Russen den Menschen des Erdballs den Glauben daran wiedergab, daß brutaler Ungeist nicht unbesiegbar sei. Nach Dr. Mayer sagte der frühere mexikanische Unterrichtsminister Dr. Enrique Arreguín für die Sociedad de Amigos de la URSS den Dank der Völker an das Sowjetreich und vergaß nicht zu betonen, wie das fortschrittliche Mexiko den antifaschistisch kämpfenden Emigranten in Freundschaft zugetan sei. „Die Schlacht in Rußland und die Invasion Europas" hieß das Thema der begeisterten Ansprache von Alexander Abusch. Es gelang ihm, die politische Weltlage in der Form von Einzelschicksalen und Einzeltaten, also menschlich erfaßbar, darzulegen und mit ehrlichem Optimismus zu beweisen, wie der Sieg eine Gewißheit ist, wenn eine ernsthaft durchgeführte Landung Amerikas und Englands auf dem europäischen Festland den russischen Linien und Partisanen die Entlastung bringt.

Dann hob sich der Vorhang zu Bechers Drama. Den Richter des nationalsozialistischen Volksgerichtshofs spielte Albrecht Viktor Blum, der mit Aufopferung und Meisterschaft die Regie des Abends führte. Mit seiner schauspielerischen Leistung entlarvte er all die Feigheit und Kläglichkeit, die hinter der „ehernen Energie" der hitlerischen Gewalthaber steckt. Steffanie Spira war seine Frau, sie war das Erwachen einer Mutter zur Wahrheit, sie war das Erwachen zum Haß gegen Nazitum und gegen ihren Gatten, sie war das Erwachen zur Tat; ihre Leistung bot mehr als den Höhepunkt des Abends, sie schenkte Unverlierbares.

„Zum Kotzen ähnlich" (so sagte Max Liebermann einmal über sein Porträt eines Unsympants) stand der Typ des nazistischen Edelgangsters da, mit betonter Jovialität nach unten und eklem Speichelleckertum nach oben, der Gestapo-Major von Rundstedt, in den sich Günter Ruschins Intellekt auf der Szene einlebte. Als sein Adjutant stand Peter Seghers in eifrigem Dienst.

Zentrale Person ist der Gefreite Hörder. Ihn stellte Klaus Bodek dar. Sein Knabengesicht schien zu sagen, daß der Weg, den die heutige deutsche Jugend vom gedankenlosen Knecht des Nazismus zum bewußten und aktiven Antifaschismus zu gehen hat, weniger der Weg einer individuellen Entscheidung ist als eine kollektive

Notwendigkeit; Bodeks Debüt brachte ihm einen Erfolg, der kaum hinter dem Steffanie Spiras zurückblieb.

Der bewußte Antifaschist Nohl, der Hörder zum Denken bringt, wurde knapp und unbeugsam von Marcel Rubin wirksam gemacht. Nohls Frau – in einer von den beiden Szenen, die im Hinterland spielen – gab Hilda Maddalena, frisch, unbefangen, rechtschaffen denkend, so natürlich, daß man das Spiel vergaß. Zwei groteske Figuren, der Kriegsberichterstatter von Goebbels Gnaden, der mitsamt seinem Mikrophon für die Eroberung Moskaus bei Kilometer 100 bereitsteht, und der ordengeschmückte russische Großfürst, der sich zum Einzug auf seine Güter rüstet – brillante karikaturistische Leistungen von Dr. Bruno Strauß und Kurt Stern.

Direkt aus einer Panzerschlacht stürzt ein deutscher Tankleutnant auf die Szene, blutend, stammelnd, verschmutzt, fiebernd und aus dem halben Wahnsinn zu der Vernunft erwachend, daß der grandiosen deutschen Disziplin etwas noch Grandioseres gegenübersteht, etwas Unverständliches, etwas Unbenennbares, „vielleicht der Mensch von morgen"; dieses erregende Solo gestaltete Hein Hollender. Den shakespeareschen Narren, der, in deutscher Uniform, getarnte Wahrheiten zu äußern vermag, verdanken wir Paul Krautter. Da er mit zweien seiner Kumpels (gut verkörpert von Albert Gromulat und Josef Wolyn) zu den Russen übergeht, sehen sich die drei vor einem Kommandanten der Roten Armee. Ludwig Renn war würdig, dessen Worte, die Schlußworte des Dramas zu sprechen, das Schlacht von Moskau heißt.

ZU THEODOR BALKS ROMAN „DAS VERLORENE MANUSKRIPT"

Das Fesselnde an dieser fesselnden Schöpfung ist ihr Wahrheitsgehalt. Er beträgt hundert Prozent. In jeder Zeile, in jedem Wort fühlt man die Realität, innerhalb der sich die Schicksale der Romangestalten so vollziehen, wie sie sich in der heutigen Zeit vollziehen müssen. Höchstens, daß sich durch einen windigen Zufall oder durch die Laune eines Konsulatsschreibers das Schicksal ändern kann: entweder nach der Seite der Freiheit hin oder zur Preisgabe an die heulende Nazimeute.

Vor dieser Alternative steht der Held des Buches ununterbrochen,

aber das hindert ihn nicht daran, das Leben der anderen mitzufühlen, der Liebe in keiner Situation zu vergessen, dem Humor seine Existenzberechtigung zu bewilligen (welch ein skeptisch-vornehmer Humor ist der Humor Theodor Balks) und, wie gesagt, immer die Wahrheit auszusagen. Die ist keine private, sie ist die Wahrheit unserer Zeit und für unsere Zeit, und deshalb muß das Manuskript, das sie enthält, immer wieder verlorengehen – etwa so wie ein Dokument, nach dem die Detektive des Detektivromans jagen.

Aber in Balks Nicht-Detektivroman verschwindet es nicht durch die Schläue eines Gangsters, sondern durch die Gewalten einer vergangsterten Zeit. Denn die Manuskripte enthalten zuviel Belastungsmaterial. Sie enthüllen zum Beispiel die Kriegsvorbereitungen des Leuna-Werks und die Tricks, mit denen die Gestapo ihr Wild an die Grenze und über die Grenze lockt. Für die sudetendeutschen Fememörder, die mit Theodor Balk eine Zelle im Brüxer Gefängnis teilen, bedeutet die Haft nur eine kurze Unterbrechung ihrer Tätigkeit für die Auslieferung der Tschechoslowakei an Hitler. Mondhell sind die Nächte von Memel und des polnischen Korridors und Eupen-Malmedys, in denen der Hochverrat ausgebrütet wird. Tageshelle leuchtete über die Büros und Redaktionen der NSDAP in Danzig und anderen Städten der Randstaaten, ohne daß die Behörden davon wissen wollen. Die Bewachungsoffiziere der französischen Konzentrationslager haben nichts gegen Hitler und haben alles gegen die Spanienkämpfer und gegen Antifaschisten überhaupt. Paris ist voll von Selbstmordplänen und Fluchtplänen der Emigranten. Es gibt lächerliche Paßformalitäten, die über Tod oder Leben von Tausenden von Familien entscheiden, und für den, dem alles geglückt scheint, gibt es noch die Spannungen einer Fahrt über den von deutschen Unterseebooten und verbündeten Reisevorschriften besäten Ozean.

Zwischen Tod und Tod windet sich das Leben. Es lehrt die Mitlebenden und künftige Geschlechter, die Symptome und Begleiterscheinungen solcher Zeitläufte rechtzeitig zu erkennen und was zu tun sei, damit niemand mehr Romane mit solchem Hintergrund zu erleben habe, und wäre es auch nur in einem so schön zu lesenden Roman, wie es dieser ist. Dein Manuskript ist nicht verloren, lieber Theodor Balk!

AUF DEN TOD ROMAIN ROLLANDS

Durch die Presse geht eine DNB-Meldung von dem Tod Romain Rollands

Er war ein Humanist, der letzte dieses Titels. Aber kein Humanist schlechthin, keiner, wie es Erasmus von Rotterdam war, dessen Leben seinem Werk nicht gerecht wurde, der zurückwich vor Entscheidungen. Romain Rolland war ein streitbarer Humanist.

Er, Dichter der Jugend und Deuter der Musik, erkannte bald, daß es des Kampfes bedürfe, um der Menschenliebe eine Gasse zu bahnen. Heroisch trat er 1914 gegen den Krieg auf und zog den Haß der entfesselten Hasser auf sich. Das offizielle Frankreich hat ihm, dem Nobelpreisträger der französischen Literatur, die antikriegerische Haltung nie verziehen, und noch lange Jahre nach dem Krieg wurde er ein Bundesgenosse des Feindes genannt, das heißt ein Bundesgenosse Deutschlands. Das war er in einem anderen Sinne, als ihm die Chauvinisten vorwarfen. Wie er seine Stimme erhob gegen reaktionäre Maßnahmen in allen Ländern, so unterstützte er jene fortschrittlichen Deutschen, die gegen die Vorbereitungen des Faschismus auftraten. Unglaubwürdig klang der Welt, was Romain Rolland für den Fall eines faschistischen Sieges prophezeite.

Auch das hatte er schon während des ersten Weltkriegs vorausgesehen: daß der Sozialismus in Rußland eine neue, gerechtere Welt aufbauen werde. Ein Vierteljahrhundert lang warf sich Romain Rolland immer wieder den Fluten der Antisowjethetze entgegen, und sein Bekenntnis zu Stalin, dem tiefen Denker und edlen Herzen, entfesselte das einmütige Wutgeheul derer, die diesen Lügen glaubten.

Romain Rolland, der schon der anbrechenden Hitlerherrschaft seinen Abscheu und Haß ins Gesicht gespien, blieb immer der unversöhnliche Feind des Faschismus, erbarmungslos, wie ein Humanist sein muß gegen den Antihumanismus, der Mensch gegen die Unmenschlichkeit.

Die Unmenschlichkeit hatte die Feigheit gewagt, Romain Rolland in den von ihr erfundenen Kotter, ins Konzentrationslager zu sperren, um ihn zu töten.

So starb der Menschliche an der Zeit der Unmenschlichkeit. Aber in der Zeit der Menschlichkeit wird er leben.

Als Maler, als Mensch und als Verkörperer der Kunstentwicklung eines halben Jahrhunderts wird in der Sowjetunion, wo er seit fünfzehn Jahren lebt, der deutsche Maler Heinrich Vogeler anläßlich seines siebzigsten Geburtstages gefeiert. Seine künstlerischen Anfänge fallen ins Fin de siècle, in die Zeit, da Oscar Wildes „Dorian Gray“, Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke“ und Rilkes „Malte Laurids Brigge“ das literarische Denken ausfüllen und Vogeler mit Gemälden, Graphiken, Illustrationen und Randleisten dieser Richtung das malerische Element bot. Er lebte nahe seiner Heimatstadt Bremen in dem Dorf Worpswede, das durch ihn und durch die (später von den Nazis als „entartet“ abgelehnte) Malerin Paula Modersohn-Becker sowie durch Fritz Overbeck, Mackensen, Ende und nicht zuletzt durch Rilke zur deutschen Malerkolonie wurde, dem „deutschen Barbizon“.

Nach dem Weltkrieg wurde solche Isolierung der Kunst anachronistisch, die Worpsweder waren teils verstorben, teils verzogen, und so schenkte Vogeler, der seit dem Kriege zu starkem sozialem Bewußtsein erwacht war, seine Besitzung „Barkenhoff“ dem Verband „Rote Hilfe“ für die Kinder der politischen Gefangenen. Als er später mit dem Kuratorium in Konflikt geriet, fuhr er sofort nach Moskau, um durch Mitarbeit am Aufbauwerk des sozialistischen Landes zu beweisen, daß diese Differenzen an seiner Einstellung nichts geändert hatten.

In der Sowjetunion hat Heinrich Vogeler mit jugendlicher Kraft und frohem Wollen in den unzugänglichsten Gegenden, insbesondere unter den Holzfällern des Nordens, eine intensive Tätigkeit für die Verschönerung ihres Lebens und für ihre Beziehung zur Kunst entfaltet. Die Wandmalereien, die er zwischen seinem sechzigsten und siebzigsten Lebensjahr geschaffen hat, haben mit seinen impressionistischen und verspielten Jugendwerken nichts zu tun, sie sind weit bildhafter, energisch und revolutionär, und haben ihm den unbestrittenen Rang des größten Freskenmalers in der Sowjetunion verschafft.

Jetzt macht er Aufklärungsarbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen, und die Sowjetpresse betont, wie sehr das Auftreten eines so durchaus deutschen Meisters mithilft, die Wirkung der Goebbelslügen zu zerstören.

Eine schöne Ehrung für Romain Rolland, dessen Verhaftung und Tod durch die Nazis die Presse meldete, veranstaltete der Heinrich-Heine-Klub. In seiner Einleitungsrede gab Dr. Leo Deutsch eine durchdachte Analyse des Ethikers Romain Rolland und stellte ihn jenen Dichtern gegenüber, die ein beschauliches Abseitsstehen für Humanismus halten. Nach ihm las Steffanie Spira in fraulichem Ton, der dem Stil von Anna Seghers adäquat war, die Botschaft, die unsere noch immer nicht ganz hergestellte Dichterin zu diesem Abend sandte.

Im Jahre 1933 hatte die „Kölnische Zeitung" an Romain Rolland die Aufforderung gerichtet, dem Naziregime „Verständnis entgegenzubringen". Der Dichter ließ mit seiner Antwort nicht warten. Sie war ein Nein, ein logisches, seherisches und uneingeschränktes Nein. Diese Antwort – wie ergreifend wirkt sie zehn Jahre später! – las Günter Ruschin mit Schärfe und Sachlichkeit.

Bewegt erzählte Jeanne Stern in französischer Sprache, was sie und die Nachkriegsjugend Frankreichs der geistigen und physischen Landschaft verdanken, der Romain Rolland entstammt und der er in seinen Werken den poetisch-politischen Ausdruck verliehen hat.

Von kritischer Bewunderung war der Essay erfüllt, den Bodo Uhse über die Grundgedanken des Romans „Jean-Christoph" gab, den Roman vom Vorabend der deutschen Katastrophe, der seelischen Halbheit und der ethischen Misere im deutschen Land. Wie aus dieser Vergangenheit des Unbehagens eine Rettung durch Kampf um Freiheit und Sinn für Schönheit entstehen könnte, sprach Uhse mit seinen eigenen Worten und denen Romain Rollands dem atemlosen Lauschen des Saales zu.

Der Abend war von Musik Beethovens untermalt, die Professor Carl Alwin spielte. Er war als Gast gekommen, sprang aber ohne Zögern ein, als die angesagte Virtuosin plötzlich erkrankte. Sein Verhalten ist als eine edle Pflichterfüllung im Kulturkampf gegen das Nazitum zu werten.

DIE DREIGROSCHENOPER IN MEXIKO

Kritik und Gegenkritik

Fakten: Eine deutsche Aufführung in Mexiko, achthundert Zuschauer im Saal, sechsundzwanzig Darsteller und Sänger auf der Bühne, ganz zu schweigen vom Orchester und seinen beiden Dirigenten, ganz zu schweigen vom Bühnenmaler, dem Kostümmeister, dem technischen Personal.

Und alles bereitwillige, uneigennützige Arbeitsleistung.

Konklusion: Wenn das Emigranten zuwege brachten, ohne einen Pfennig Zuschuß, ohne behördliche Unterstützung – was hätte die selige Deutsche Volksgemeinschaft mit ihren Millionären unter der Mitgliedschaft, mit der Macht der Deutschen Gesandtschaft zusammenbringen müssen? Ein ständiges Theater (allenfalls im Deutschen Haus), mindestens wöchentliche Vorstellung, Ensemble. Nun, die Nazis haben programmgemäß und ihrer Anlage nach kein Interesse an Kultur. Aber hat da nicht auch die deutsche Republik unter den Auslandsdeutschen ebensoviel versäumt, wie sie zu Hause versäumte?

Urteil über die Gesamtleistung: Es war nicht nur eine Schau über die geistig Interessierten und nicht nur eine neue Glanzleistung des Heinrich-Heine-Klubs, der dem in Deutschland verbotenen Geist ein Zentrum schuf. Sondern vor allem war es eine Tat des kollektiven Optimismus, vollbracht von allen denen, die sich von Hitler ihre Freude an der Kultur nicht rauben lassen. Auch wenn das Unternehmen keinen Erfolg gehabt hätte, wäre es ein Erfolg gewesen. Aber es war auch ein äußerer, jubelnder Erfolg.

Ehrenliste: Von Einzelpersonen steht an der Spitze Frau Steffanie Spira, Regisseurin der hundert Proben, Darstellerin der Mrs. Peachum, Einheimserin langer Ovationen. Musikalische Leitung: Dr. Ernst Römer und Dr. Egon Neumann; sie haben schon in Berlin dirigiert und gespielt, dort mag die Anerkennung weitreichender und klingender gewesen sein – herzlicher aber konnte sie nicht gewesen sein. Der große mexikanische Freskenmaler Xavier Guerrero hatte das Bühnenbild geschaffen; wir laden ihn hiermit ein, bald in Berlin gleiche Werke zu tun.

Katalog der männlichen Darsteller (stark gekürzt): Günter Ruschin, ein durchgeistigter Mackie Messer, mehr mit dem Intellekt als mit den üblichen Mitteln des Frauenverführers zum Gauleiter

der Londoner Mädchen geworden. Über Ernst Rooners Haupt glänzte die Krone des Bettlerkönigs, um seinen Mund schwebten Bibelsprüche, und in seinen Augen funkelte die Rache des betrogenen Vaters; ob er die Verse Brechts sprach oder die Melodien Kurt Weills sang, er hielt sein Volk (und das Publikum) in Bann. Diesen Granden der Unterwelt steht der Polizeichef Tiger Brown zur Seite: Paul Hartmann, jeder Zoll ein Lord. Im Offizierskorps und in den Mannschaften des Trios war jeder ein Typ, der eine Klasse repräsentierte: Utz Kunewalder, der heruntergekommene Sohn aus gutem Hause, Robert Schwarz, ein auch äußerlich aus der Gesellschaft gerutschter Langfinger, Hein Hollender, ein grotesker Knockabout der Unterwelt, Albert Gromulat, der Hüne, der wegen Hünenhaftigkeit Geldschrankknacker werden muß, Paul Krautter, der immer humorvolle Penner vom Londoner Alexanderplatz, und Oscar Margon, der salbungsvolle Seelsorger der Banditen. Auch unter ihren Verfolgern, den Konstablern, gab es gute Chargen, insbesondere die Herren Ernst Berger und Klaus Bodek.

Der Damenflor, der dieser Herrengesellschaft gegenübersteht, war dementsprechend. Auf Liebreiz gestellt, begabt bis in die Fingerspitzen war Lisa Tabakovitz als Polly, die von der Tochter des Bettlerkönigs zur Gattin des Gangsterfürsten wird. Aber ach, nicht zur einzigen Gattin. Hauptrivalin ist Lucy, hingelegt von Rosi Volk mit Bravour, Stimme und Pracht. Eine andere, die in ihrer Liebe bis zum Verrat geht, gab Brigitte Chatel, eine Meisterin eindringlicher Charakterisierung. Und am Schluß senkte sich in Gestalt von Fräulein Ruth Stavenhagen aus den Gefilden der Engel die Gnade der Königin von England auf Mackie Messer nieder.

Damit scheint dem Referenten zwar nicht alles, aber das meiste ausgesagt über diesen unvergeßlichen Theaterabend in der Stadt México.

DEUTSCHE SCHRIFTSTELLER IN DER UDSSR

Den deutschen Schriftstellern, die nach der Sowjetunion emigriert sind, weihte sich ein Abend des Heinrich-Heine-Klubs in México. Es war nicht bloß ein Akt der Solidarität, sondern ein Schritt zur kulturellen Einigung der Emigrationen, die physisch über die Welt verstreut sind. Deshalb war's, daß die Einleitung von Bodo Uhse nicht nur über das deutsche Schrifttum in Rußland sprach, sondern

aufzeigte, welchen Weg die verjagte Literatur in allen Ländern durchlaufen mußte, wie sie da und dort zur Selbsterhaltung und zum Widerstand zu ralliieren versuchte. Bodo Uhse sprach von den „Neuen Deutschen Blättern“ in Prag, von Wieland Herzfeldes dortiger Fortsetzung des Malik-Verlags, vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Paris und seinem Vorsitzenden Rudolf Leonhard, sprach von den Verlagen Querido und Allert de Lange in Amsterdam, von Thomas Manns Zeitschrift „Maß und Wert“ in der Schweiz, vom großen Weltkongreß der Schriftsteller zu Paris. Von all den Phasen des Exils, da man immerhin noch reisen und einander schreiben konnte, die Mitglieder der literarischen Gemeinschaft noch voneinander wußten.

Dann sprach Uhse über die Sowjetunion, die deutschen Werke, die sogar während Flucht und Belagerung erschienenen Dichtungen, Theaterstücke, literaturgeschichtlichen Arbeiten. Und von den Autoren, welche die theoretischen Debatten über Wert und Unwert von Tendenz damit beendeten, daß sie die Identität von Feder und Waffe erwiesen.

Die Dichtungen Friedrich Wolfs, Willi Bredels, Adam Scharrers, Theodor Pliviers, Johannes R. Bechers, Julius Hays und Erich Weinerts, die von Steffanie Spira, Brigitte Chatel und Günter Ruschin mit der ganzen Würde des Entstehungsraumes vorgelesen wurden, hatten etwas Neues gemeinsam: den Willen des Autors, zurückzutreten hinter die Wahrheit und Wirklichkeit der Entstehung. Was Erich Weinert, doch sonst ein schmetternder Sänger, von der Stalingrader Front heimbrachte, sind ungeschminkte Protokolle mit deutschen Kriegsgefangenen-Aussagen. Sie sagen mehr aus als Leitartikel.

THEODOR WOLFF

Über London erreicht uns die Nachricht vom Tode Theodor Wolffs, des Mannes, der im ersten Drittel unseres Jahrhunderts die repräsentativste Gestalt der deutschen Tagespublizistik darstellte.

Seine literarischen Anfänge lagen in der Zeit des aufkommenden Naturalismus, im Freundeskreis von Otto Brahm, S. Fischer und Gerhart Hauptmann, und aus jener Epoche stammen Dramen und Novellen aus seiner Feder. Bald machte Rudolf Mosse, Besitzer des „Berliner Tageblatt“, seinen schöngeistigen Neffen Theodor Wolff

zum Pariser Korrespondenten, was von den Tagen Heines und Börnes an bis zu denen Max Nordaus und Paul Lindaus das Sprungbrett für die journalistische Karriere darstellte. Es war das Amt, das Wolff mit den politischen und künstlerischen Führern Europas zusammenführte, es war seine Persönlichkeit, die ihm deren Vertrauen gewann (so blieb Georges Clemenceau lebenslang sein Freund), und es war seine Begabung, die seinen Berichten und seinem Buch „Pariser Tagebuch" bedeutende Erfolge verschaffte. Nicht mehr die Tatsache, ein Neffe zu sein, machte ihn nach dem Tode Lewinsohns zum Chefredakteur der größten deutschen Zeitung.

Ein Menschenalter lang hat er das „Berliner Tageblatt" in demokratischem Sinne geleitet, sich im Kriege als Gegner der deutschen Annexionspläne und nach dem Kriege als mutiger Feind des Faschismus erwiesen, woran die Tatsache nichts änderte, daß Mussolini mit verschiedenen Machtmitteln erzwang, von Theodor Wolff interviewt zu werden.

An Angriffen gegen Theodor Wolffs Politik fehlte es an keinem Tage, gegen die Person Theodor Wolffs gab es solche niemals. Er war ein vollendeter Ehrenmann, integer, gewissenhaft, bescheiden, liebenswürdig, gefällig, zu jeder Stunde für jedermann zu sprechen, und achtete die Meinung seiner Gegner – mit Ausnahme derjenigen der Nazis.

Vor ihnen flüchtete er nach Nizza, wo er seine Erinnerungsbücher an die Wilhelminische Ära schrieb, brillant geschliffene Essays, voll von psychologischen Beobachtungen über politische, diplomatische und militärische Figuren, die er als wichtig für die Gestaltung des Zeitgeschehens ansah.

Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée gelegentlich das „Berliner Tageblatt" und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. „Nach dem 30. Juni 1934", so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, „kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten der ersten Seite mit den größten Lettern die Überschrift: ‚Durchgegriffen!' Seither habe ich das ‚Berliner Tageblatt' nie mehr in die Hand genommen."

MEXIKANISCHER ABEND IM HEINE-KLUB

Die mexikanischen Abende des Heinrich-Heine-Klubs sind mehr als pure Freude an der Kultur, sie sind didaktisch; denn sie lehren dich das Land zu genießen, in dem du bist. Der diesmalige war dem Volksgesang und dem Volkstanz gewidmet, das heißt der Musik und den Festlichkeiten des indianischen Menschen. So erklangen denn Texte in den versteckt lebenden Indiosprachen und Melodien aus den fast ausgestorbenen Instrumenten, so bewegte sich Fuß und Leib und das Tuch „Rebozo" zur Gestaltung eines heute kaum mehr erklärbaren Mythos. Was historisch und musikhistorisch erforscht ist, wurde von Professor Nabor Hurtado, Chef der Misión Cultural des Unterrichtsministeriums, erklärt; er führte selbst einige Instrumente vor, die vergangen sind, aber keineswegs ihr Ton. Manuel Romero Parra und Jesús Ramirez Deloya sangen, von ihren Gitarren begleitet, Lieder aus der Huasteca, Olga Falcón tanzte ein Potpourri nach Musiken der Indiostämme, Professor Manuel Solis, ein alter Herr, ging in seiner Werbung für die Folklore Yucatáns so weit, mit seiner Tochter die Reigen der Mayas so temperamentvoll zu tanzen, daß manch Jüngerer neidisch wurde. Amalia Millan und Concha Michel, in der Pracht echter Trachten, sangen Lieder der Stämme und erweckten mit den nie gehörten Melodien und uns nicht verständlichen Urwaldworten die Ergriffenheit aller Hörer. Sie begannen zu verstehen und mußten bestätigen, was Marcel Rubin einleitend über die soziale Bedeutung der mexikanischen Musik gesagt hatte.

DIE ANFÄNGE DER INQUISITION IN MEXIKO

Schon die Mönche, die gleichzeitig mit der Konquista oder unmittelbar nach ihr in Mexiko eintrafen, übten hier ihre Funktionen genauso aus und schufen die gleichen Institutionen, wie sie in Kastilien und Aragon bestanden, einschließlich der geistlichen Gerichtsbarkeit. Sie waren die Inquisitoren dieser Glaubensgerichte, verurteilten sogar zum Verbrennungstod. Unmittelbar nach dem Satz, aus dem Frau Dr. Volk zitiert, steht bei Teja Zabre der folgende: „In Mexiko versahen die frühesten Mönche das Amt der Inquisitoren, und Bischof Zumárraga befahl, daß ein Enkel

Netzahualpillis lebendig verbrannt werde ..." Der Prozeß gegen Andreas Morab Aleman, den Frau Dr. Volk anscheinend für meine Erfindung hält, fand 1536 unter dem Vorsitz des inzwischen zum Erzbischof gewordenen Zumárraga statt. Dieser Prozeß ist nicht nur in den historischen Werken über Mexiko, sondern auch in jenen über die Inquisition ausführlich behandelt; er war nämlich in der Neuen Welt der erste, der gegen einen Anhänger der Reformation geführt wurde. Das Werk „The Inquisition in the Spanish Dependencies" von Henry Ch. Lea nennt diesen Prozeß (p. 196) ein Autodafé. Mit typischer Halbbildung behandelt die Nazi-Publikation „Deutsche im frühen Mexiko" von Wilhelm Pferdekamp (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1938) den Fall Morab. Einerseits möchte Pferdekamp den Angeklagten als Deutschen hinstellen („Tatsächlich war dieser Deutsche, der Steinschneider Andreas, das erste Opfer der Inquisition in Mexiko ...", p. 39 ff.), andererseits druckt er das Verhör ab, das Zumárraga mit Morab anstellte, aus dem hervorgeht, daß Andreas Morab ein Mährer war und eben deshalb der Ketzerei besonders verdächtig. Von „böhmischer Abkunft" war er nicht (Frau Dr. Volk hat sich hier wohl verschrieben), sondern zu seinem Glück nur einmal in Böhmen, dem „Ketzerland", gewesen.

Gegen den Vorwurf von Skrupellosigkeit und sein zynisches „No me diga" kann auch der Allerfrömmste, wenn er die Geschichte Mexikos kennt, Zumárraga nicht in Schutz nehmen, weil selbst seine Amtsbrüder von der Kanzel herab scharf gegen ihn auftraten und ebenso die vorgesetzten Kirchenbehörden in Spanien. Die öffentliche Verbrennung des Kaziken von Texcoco war der Anlaß, daß im Jahre 1543 der General-Inquisitor Tavera den Erzbischof Zumárraga als Inquisitor absetzte; an seiner Stelle wurde der Inquisitor von Toledo, Tello de Sandoval, für Mexiko ernannt. Diese Bestallung ermächtigte Tello de Sandoval, alle „von vorhergegangenen Inquisitoren" begonnenen Verfahren zu Ende zu führen! (Lea, p. 197.)

Fünfzig Jahre lang wütete in Mexiko diese geistliche Gerichtsbarkeit (die es nach Frau Dr. Volk damals ebensowenig wie eine inquisitorische Tätigkeit Zumárragas gegeben haben kann) und war eine schreckenerregende Drohung nicht nur für die Europäer, sondern auch für die neugetauften, aber noch nicht völlig gleichgeschalteten Indios. Im Jahre 1571 wurde das „Sanctum Officium",

die Inquisition, als selbständiges Amt für Neu-Spanien offiziell eingeführt und brachte eine Reihe von Milderungen, darunter die, daß Indios ihr nicht mehr unterstanden. Zumárraga starb 1548 und kann also, wie Frau Dr. Volk richtig bemerkt, nach der Gerichtsreform von 1571 nichts mehr mit der Inquisition zu tun gehabt haben.

EIN GEDICHTBAND AUS DEM EXIL

Ein Buch der Lyrik, im Exil geschrieben, im Exil gedruckt, mit dem Wort „Exil" als Titel.

Daheim im Land der Dichter, wo jeder Knabe und jedes Mädchen in der Pubertät Reime schmiedeten, gab's in meiner Generation kaum eine Handvoll Dichter. Einer davon war Paul Mayer. Er galt vielen als der formenreichste und gefühlvollste. Manche seiner Verse bewahrte ich im Gedächtnis. Hier in Mexiko hat sich meine Hochschätzung für ihren Autor, einen Menschen von geradezu anachronistischer Noblesse, verstärkt, und seine Entwicklung zur Gemeinschaft und zur Verantwortung konnte mir nicht entgehen. Da ich aber seinen Band in die Hand nehme, lächle ich ein bitteres Lächeln. Lyrische Gedichte! Was sollen sie uns angesichts ... Was hilft uns Lyrik angesichts ...

Beim Aufschlagen finde ich diese meine Frage vom Dichter selbst gestellt: „Ist es erlaubt, daß ich die alten Spiele noch immer treibe, ziemlich ungestört?" Er fragt es die Helden und die Opfer unserer Zeit, die Toten der antifaschistischen Kämpfe, und verlangt ihre Zustimmung, indem er sich begründet:

> Ihr gabt Euch selbst! Was kann der Dichter geben,
> Dem durch sein Amt des Wirkens Feld versagt?
> Er kann Euch in das Licht der Zukunft heben,
> Euch, deren Leib der Würmer Fleiß zernagt,
> Kann Eure Namen ins Gedächtnis weben
> Den Kommenden, für die Ihr es gewagt.
> Und wenn je einer träumt und dichtet,
> Er soll es wissen, daß er Euch verpflichtet.

Mein Lächeln schwindet nach dem ersten Lied. Ich lausche den Tönen des Requiems, ich bete mit das Gebet, das der Dichter am Tage der Invasion anstimmt. Ich singe mit die Choräle für die

gemarterten Städte und Dörfer von Spanien, Holland, Böhmen, Polen. Ich erleide mit den Tod der Menschen: der Kämpfer, der Kinder, der Juden. Ich fühle mit das Verlöschen des deutschen Geistes, den Todesschrei der Kultur.

Wie weit ist das Gefühlsgebiet, das Paul Mayers Symphonie umspannt! Auch in der Landschaft des Galgens blüht die Natur, auch über den Stacheldraht dringt die Liebe, und selbst der Galgenhumor treibt sein freches, tröstendes Spiel. In Mexiko umfängt den Exilierten eine neue, liebenswerte Landschaft mit neuen, liebenswerten Menschen. Paul Mayer ist der erste deutsche Lyriker, der von Mexiko singt.

Hitler wollte jedweden Geist, der sich dem Nazitum widersetzt, bis zur Spurlosigkeit vernichten. Schon deshalb ist es Pflicht jedes Hitlerfeinds, soviel er vermag von diesem Geist der Freiheit für die Zukunft zu retten. Hier ist ein wertvolles Stück dieses Geistes. Paul Mayer hat es gedichtet, der Verlag „El Libro Libre“ hat es gedruckt, und jedermann sollte sechs Pesos haben, um das Buch zu kaufen, zu lesen und als schönen und wichtigen Band aufzubewahren. Dereinst werden die Kinder des Exils aus diesen Versen lernen, was ihre Eltern bewußt und sie selbst unbewußt erlebt haben. Wird das Exil dem „Exil“ einen Erfolg bereiten? Ich lächle wieder bitter, wie in dem Augenblick, da ich das Buch Paul Mayers in die Hand nahm.

EIN HUMORISTISCHES BUCH LUDWIG RENNS

Ludwig Renn, der sein Leben an allen Fronten der ernsten Aktualität in die Schanzen geschlagen hat, veröffentlicht nun in Mexiko ein Buch der unernstesten Unaktualität. Er hätte es „Vorkrieg“ nennen können, denn es spielt vor seinem „Krieg“, aber er nannte es – weil es nur ein Teil des Vorkriegs ausschneidet – „Adel im Untergang“. Es spielt am sächsischen Königshof und, wie gesagt, außerhalb unserer fürchterlichen Aktualität. Aber wenn man Ludwig Renn liest, liest man immer das Zeitgeschehen. Denn aus den knappen Sätzen dieses wahrheitsgetreuen Chronisten und in den Episoden, auch den groteskesten, fühlt jedermann, daß sie im Zusammenhang stehen mit dem, was geschah und was eben geschieht.

Der *perfekte* Gardekavalier springt von der Höhe in seine weiße

Hose, damit sie prall anliege, und läßt die Nähte auftrennen, wenn er sie auszieht. Der König bekennt offen, daß er nur eine Musik liebt: die des Paukenakrobaten. Die Darstellung des Konzerts ist ein Meisterwerk von Renns sachlichem Humor. Der Respektrummel, die Brutalität gegen die Untergebenen, der Ordensfimmel – all das ist das Vorbild für den deutschen Untertanen gewesen, es war sein Ideal, ebenso pralle Tracht zu tragen, ebenso zackige Kunst zu genießen, ebenso schnauzen, näseln und piesacken zu können.

Die Hofclique, erfüllt mit Zeremoniell und Uniform, mit Sekt und Hasardspiel, ist zu dem Zeitpunkt, da Ludwig Renn alle ihre Äußerungen für sein späteres Protokoll in sich aufnahm, bereits im Untergang. Aber dieser Untergang ist nicht vollendet. In der Weimarer Republik wird er, anders als in der Französischen Revolution, nur gestoppt; die wenigen unter den Aristokraten, die sich gegen die Reaktion betätigten, flogen aus der Reichswehr oder kamen gar, wie Ludwig Renn, ins Gefängnis. In der Hitler-Ära werden die imbezilen Sprossen mittelalterlicher Raubritter, Mätressen, Kriegsgewinnler und Hofschranzen nicht nur kopiert, sondern man zieht sie auch zum Aufputz heran. Als Leibadjutanten und Lakaien der zur Macht aufgerückten braunen Knechte tun viele Aristokraten ihren Vorzimmerdienst weiter. Sie – aber nein, wir wollen das brillante Buch, das Renn aus seiner Erinnerung in heiterer Wehmut geschrieben hat, nicht zum Anlaß für einen politischen Essay mißbrauchen. Lest es als ein lustiges, an Anekdoten und meisterhaften Szenen reiches, zum Lachen reizendes Buch. Freut euch damit, aber vergeßt nicht, während ihr es lest, die Tatsache, daß diese Adelsclique in ihren verdienten Untergang auch ganz Europa mitriß.

DIE MISSION DES „AUFBAU“

Ich möchte die verspätete Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Ihnen meinen Glückwunsch zu schicken als einer, der, wie Sie wissen, von Anfang an zu den Anhängern des „Aufbau“ gehört. Ich erinnere mich, wie wir [Zeile fehlt] in Paris die ersten Nummern des „Aufbau“ bekamen und selbstverständlich diskutierten. Alle freuten sich, daß der gute Kollege Manfred George in Amerika ein Betätigungsfeld gefunden habe, aber ebenso einig war man sich

darüber, daß sein Blatt eine Art Vereinsorgan ... sei. Ich war anderer Ansicht, denn ich rechnete damit, daß die unterwegs befindliche Massenemigration drüben dringend ein gutes Organ brauchen würde. Und daß der „Aufbau" ein gutes Organ werden würde, wußte ich, denn ich kannte Manfred George von seinen Jugendwerken an, die er weniger schätzt als ich.

Der „Aufbau" ist noch besser geworden, als ich es erhoffte. Denn ich konnte es mir nicht vorstellen, daß die Unterschiede der Meinungen und Niveaus, die in einer nicht politischen Emigration bestehen müssen, so brillant überbrückt werden könnten. Insbesondere der politische Teil trägt – und oft mit großem Mut – der Notwendigkeit einer Einigung aller antihitlerschen Anschauungen Rechnung – einer Einigung, zu der sich bedingungslos zu bekennen die wichtigste Aufgabe dieser Zeitläufte ist.

DREI EINAKTER VON COURTELINE

Vorstellung des Heinrich-Heine-Klubs im Teatro de los Electricistas

Wenn ich einmal – nach dem Muster der „Hamburgischen Dramaturgie" – die Geschichte des deutschen Emigrantentheaters in México schreiben sollte, so will ich darin den Courteline-Abend als den angenehmsten und graziösesten hervorheben. Mitsamt einem besonders respektvollen Lorbeerkranz für Herrn Charles Rooner, welcher als Regisseur, Schauspieler und Dramaturg ganze Arbeit geleistet hat. In der Szene „Le commissaire est bon enfant" mischte er die zwei sonst unverträglichen Eigenschaftsworte grotesk und anmutig zu einem Singspiel. Wieweit die fröhliche Musik von Marcel Rubin an dem Gelingen ihren Anteil hat, das zu entscheiden überlasse ich meinen Kollegen von der musikhistorischen Fakultät.

Der Polizeikommissär ist in der Tat „bon enfant", das heißt nur so lange, als er sich mit der musikalischen Ausbildung seiner Mannschaft beschäftigen kann, den Sergeanten Gromulat, Rothenberg, Schwarz und Bodek. Kommt man aber in polizeilichen Angelegenheiten zu ihm, da wird Kommissär Rooner wütend. Und wäre es auch nur ein tattriger Lebemann, der eine Uhr gefunden hat, der liebenswerte Monsieur A. V. Blum. Der hat, je mehr das Publikum lacht, wahrlich nichts zu lachen. Nach ihm kommt einer,

bei dem der Kommissär nichts zu lachen hat, denn dieser Besucher ist kein anderer als Monsieur Günter Ruschin. Oh, hätte der Kommissär der Frau dieses gefährlichen Monsieur Ruschin Gehör geschenkt, der Madame Steffi Spira, welche den Kommissär vorher vor ihrem Gatten gewarnt hatte! Steffanie Spira (die beiden f in ihrem Taufnamen bedeuten nur, daß sie das Theater aus dem Effeff versteht) kam auch in den beiden anderen Einaktern des Abends vor, in einem nur als Regisseurin, im anderen als Schauspielerin und Regisseurin zugleich. Sie war glänzend. In meiner zukünftigen mexikanisch-deutschen Dramaturgie werden viele Seiten über sie stehen und nicht minder viele über die gescheite Charakterisierungskünstlerin Brigitte Chatel. Eine Naive von Gottes Gnaden: Ileana Crespo; ihrer Steigerung des Wortes „Papa" widme ich das Wort „unvergeßlich". Kurt Berci schuf ein Bühnenbild, das mit satirischen Akzenten sprach. Kurt Stern stand als Übersetzer auf dem Theaterzettel, aber das ist zu wenig gesagt; ich prophezeie, daß er einst mehr Geld und Ruhm ernten wird, als ihm dieser – ich wiederhole es – bezaubernde Abend des Heinrich-Heine-Klubs eingebracht hat.

ARNE LAURIN

Ein Telegramm aus New York bringt die Nachricht, daß dort Arne Laurin gestorben ist. Als Arne Laurin aus dem tschechischen Dorf Kopidlno bei Jitschin nach Prag kam, um hier Chemie zu studieren, trug er Verehrung für zwei Persönlichkeiten in seinem Herzen: zu dem Professor Thomas G. Masaryk und zu dem großen Menschheitsdarsteller des Nationaltheaters Eduard Vojan. Es war das Lebensglück Laurins, daß diese beiden Ideale, von seiner ehrlichen Wärme ergriffen, ihm ihr Vertrauen und sogar ihre Freundschaft schenkten. Nachdem Masaryk aus dem Exil des Weltkriegs in die Heimat zurückgekehrt war, machte er seinen Jünger Laurin zum Chefredakteur des neugeschaffenen deutschen Regierungsorgans „Prager Presse" und zum Leiter des Verlags „Orbis". Arne Laurin hat diese Stellungen mit publizistischer Unermüdlichkeit in den Dienst eines internationalen Humanitätsgedankens gestellt und mit einzigartigem persönlichem Mut und glühender Leidenschaft gegen Hitler und dessen sudetendeutschen Quisling, den Turnlehrer Henlein, angekämpft. So stand das tschechoslowakische Regie-

rungsblatt im Kampf gegen das Nazitum an erster und vorderster Stelle in Europa. Als die Emigranten nach Prag fluteten, fanden sie in Arne Laurin ihren großzügigsten und wärmsten Helfer. Laurins vieltausendbändige Bibliothek des Journalismus war, bevor sie die Nazis zerstampften, ein Wallfahrtsort für jeden an diesem Gebiet Interessierten.

Dem Unterzeichneten hat sich Arne Laurin vierzig Jahre lang als der treueste Freund erwiesen.

BRUNO FRANK

Briefe aus Europa enthalten heute Todesnachrichten, von einzelnen und ganzen Gruppen. Jeder Tag bringt neue Kunde von Familien, die durch die braunen Meuchelmörder in den Jahren ihrer Macht ausgerottet wurden. Allüberall herrscht privater Schmerz.

Dennoch ergreift mancher Einzeltod, der nicht gewaltsam erfolgte, auch die vielen. So derjenige Bruno Franks, den wir in unserer vorigen Nummer registrierten. Bruno Frank war ein Schriftsteller, dessen Werke von allen Volksschichten gelesen wurden. Uns war er mehr.

Aus angesehenem Stuttgarter Bürgerhaus war er gekommen, aus feststehenden Prinzipien, zu denen die Anerkennung verschiedener Primate gehörte: Friedrich der Große hatte das Ziel aller Verehrung zu sein (zumindest neben Goethe), und die Gesetze der Ästhetik und der Kunst waren die höchsten Gesetze der Lebensführung. Spuren dieser Herkunft sah man in Bruno Franks Äußerem (er sah wie ein hünenhafter Major von Gardekürassieren aus) und in den Stoffen mancher seiner Gedichte, Novellen, Dramen und Romane. Jung suchte er die Jüngerschaft von Thomas Mann, der damals der Repräsentant eines konservativen Bürgertums und seiner geistigen Interessen war. Bruno Frank erreichte mehr als Jüngerschaft, er wurde Thomas Manns Freund und ging später mit ihm den Weg in das Exil, in den aktiven Antifaschismus, in den Kampf. Aber keinesfalls war es so, daß Freundschaft oder Führerschaft ihn auf diesen Weg geleitet hätten. Schon in Deutschland gehörte ein besonderer Kameradschaftsgeist, eine warme Hilfsbereitschaft und eine seltene Vorurteilslosigkeit zum Wesen Bruno Franks.

Er betätigte diese Qualitäten immer in großem Maße und konnte

es, denn er war erfolgreich. Als Lyriker wurde ihm von maßgebender Seite bestätigt, daß er „das Erbe Mörikes in guter, junger Hand hält“ (Klabund). Seine Romane „Trenck“, die „Tage des Königs“, „Die Fürstin“, „Der Reisepaß“, „Sechzehntausend Francs“ (die Geschichte eines Deutschen, der im ersten Weltkrieg einem toten Franzosen diesen Betrag abgenommen hat und den Erben sucht), die „Politische Novelle“ und sein wunderbar geschriebener „Cervantes“ fanden im Buch und in Zeitschriften schnell den Weg zum Publikum. Seine Dramen „Sturm im Wasserglas“, „Nina“ und andere waren Repertoirestücke aller Bühnen.

Als die Barbarei über Deutschland hereinbrach, trennte sich Bruno Frank von den Stätten seiner Ernten, um ins unsichere Land der Emigration zu gehen, und half auch dort den anderen heimatlos Gewordenen, wobei seine Lisl, die Tochter von Fritzi Massary, ihm von ganzem Herzen zur Seite stand.

Wir in Mexiko verdanken Bruno Frank unter anderem eine treue Mitarbeit am „Freien Deutschland“ und den – wie Thomas Mann schreibt – „in den Rang eines Meisterwerks reichenden Roman von der ‚Tochter‘ mit dem zärtlichen Bildnis seiner Frau“. Und wir verdanken ihm ein warmes Verständnis vom Anfang unserer Arbeit an. Bruno Frank wird beim Wiederaufbau eines kulturellen Europas fehlen.

AUF DEN TOD FRANZ WERFELS

Knapp vor Franz Werfels fünfundfünfzigstem Geburtstag hat der Tod mit jäher Hand einer Laufbahn Halt geboten, die meteorhaft über den literarischen Himmel unserer Zeit gezogen war. Schon von seinen Mitschülern auf dem Prager Stefansgymnasium, von denen viele späterhin zu weiter Geltung kamen (Ernst Deutsch als Schauspieler, Willy Haas als Herausgeber der „Literarischen Welt“, Paul Kornfeld als Dramatiker, Hanns Janowitz mit der Filmdichtung „Das Kabinett des Doktor Caligari“, usw.), war Werfel als Dichter der Zukunft gepriesen worden, und dieses Urteil wurde zum allgemeinen, als die Wiener Zeitschrift „Die Fackel“ und etwa gleichzeitig der Berliner Axel Juncker Verlag die ersten Gedichte Werfels herausbrachten. Sie bekannten sich zu Kindheitseindrücken („Tschibuk-Türke auf dem Ladenschild, / Warum grüßt mich dein verflossenes Bild? ...“) und warben dithyrambisch um die Freund-

schaft der Welt („Mein einziger Wunsch ist, dir, o Mensch, verwandt zu sein!“).

Franz Werfel wurde zum Bannerträger des Expressionismus und der „O-Mensch“-Dichtung, und sein Erfolg war größer, als es seit langem einem Lyriker beschieden gewesen war. Dem ersten Weltkrieg stellte sich Werfel in höhnischen Versen entgegen, und als sie konfisziert wurden, verhielt er sich stumm. Bei Kriegsende betätigte er sich an der Seite der aufständischen Arbeiterschaft Wiens, zog sich aber, als er anläßlich einer Demonstration in der Presse angegriffen wurde, mit öffentlichen, fast reuigen Erklärungen und einer Gerichtsklage aus der Politik zurück.

Gleichzeitig vollzog er seinen Übergang zur Frömmigkeit und von der Poesie zur Prosa. Im Drama („Bocksgesang“, „Der Spiegelmensch“) und auch später in den Dramatisierungen der biblischen Geschichte und im Mexiko-Stück „Juárez und Maximilian“ hatte er keine bleibenden Wirkungen zu verzeichnen, und auch sein Romanversuch „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ war keiner, den man als geglückt bezeichnen kann. Die Serie der Meisterwerke begann mit „Verdi. Roman der Oper“, mit „Barbara oder Die Frömmigkeit“, einem Roman des ersten Weltkriegs und der Wiener Revolution von 1918, mit dem „Abiturientag“ und fand ihren Höhepunkt in dem Roman der türkischen Armeniergreuel „Die vierzig Tage des Musa Dagh“. Ebenso kann man die „Geschwister von Neapel“ eine der stärksten deutschen Novellen nennen. Später folgten „Der veruntreute Himmel“, „Jacobowsky und der Oberst“ und schließlich „Das Lied von Bernadette“, das ihm Beifall und Ruhm auch in Klöstern und Kinos einbrachte.

Das, was die Allgemeinheit seiner Erfolge mit bedingte, war sein Zweifel, der milde dem Einerseits wie dem Andrerseits recht gab, und seine Unparteilichkeit, aus der er nur mit dem Staatsoberhaupt (Schuschnigg) Freundschaft pflegen konnte. Beim Februar-Aufstand 1934 fand es der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg symbolisch, daß Kanonen zur Beschießung der Wiener Arbeiterschaft in der Villa des Weltfreundes Werfel aufgefahren waren.

Als sich jedoch das Grausen der Hitlerzeit über den Erdball senkte, stellte sich Franz Werfel in die Reihe derer, die sich diesem Übel widersetzten – und es gab manche Aktion der Antifaschisten, der er den Schwung seiner meisterhaften Feder lieh.

GRABSCHRIFT FÜR KÄTHE KOLLWITZ

In Berlin kam ich eines Tages in eine von der Roten Hilfe veranstaltete Versammlung. Sie hatte bereits begonnen, der Saal war gestopft voll, und im Vorraum standen dichtgedrängt Leute, die keinen Einlaß gefunden hatten und wenigstens durch die offene Tür etwas zu vernehmen hofften. Unter diesen bemerkte ich plötzlich Käthe Kollwitz. Ich stieß mich zu ihr vor und erfuhr von ihr, sie habe den Ehrenvorsitz der Versammlung übernommen, könne aber wegen des Andrangs nicht in den Saal. „Platz für Käthe Kollwitz!" rief ich, und im Augenblick bildete sich eine Gasse, durch die, von Ovationen begrüßt, noch schüchterner als sonst, die Malerin der Armen aufs Podium ging.

Diese Episode charakterisiert Käthe Kollwitz: Niemals hätte sie sich auf ihren berühmten Namen berufen, um aus der Masse der Harrenden herauszutreten. Und charakteristisch ist in dieser Episode auch der Respekt, den das Arbeiterpublikum in dem Augenblick bezeugte, da der Name Käthe Kollwitz genannt wurde.

Nun ist sie am 22. September in Berlin gestorben.

Katharina Schmidt, das war ihr Mädchenname, kam am 8. Juli 1867 in Königsberg zur Welt. Ihre Familie blickte auf eine lange freiheitskämpferische Tradition zurück. Ihr Großvater war Pfarrer Rupp, Anhänger Spinozas und Gründer der freireligiösen Gemeinde in Königsberg, in welcher urkommunistische Gedankengänge vorwalteten und die deshalb als staatsgefährlich galt. Der Vater von Käthe Kollwitz, Dr. Karl Schmidt, legte, als sich mit dem Jahr 1849 die Gerichtspflege zur Mätresse des Rückschritts machte, sein Amt als Referendar ostentativ nieder und begann als Maurer zu arbeiten. Später wurde auch er Prediger der Freireligiösen und konnte seinen Kindern eine geistige Erziehung geben. Eine der beiden Schmidtschen Töchter heiratete den nachmaligen AEG-Direktor Stern und wurde Mutter der Schauspielerin Johanna Hofer (Gattin Fritz Kortners), der Tänzerin Katta Sterna und der Filmschauspielerin Maria Solveig (Gattin Ernst Matrays). Die zweite Tochter Karl Schmidts ging einen anderen Weg: Sie, unsere Malerin, heiratete den Berliner Armenarzt Dr. Kollwitz und lebte mit ihm und ihrem Sohn Peter, der gleichfalls Armenarzt wurde, inmitten ihrer Patienten und Modelle im Norden Berlins.

Käthe hatte die Malerei zunächst bei einem Königsberger Freund und Kupferstecher begonnen und später in Berlin bei Stauffer-Bern fortgesetzt. Am meisten hat sie von Max Klinger gelernt, aber zum Glück nur das Technische; vor allem widersprachen ihrem Wesen die Klingerschen Effekte und Symbolismen. Im Gegensatz zu Klinger war es der soziale Inhalt, der ihr ganzes, in sechzig Jahren geschaffenes Werk erfüllte, und ebensolange ist um dieses Inhalts willen der bedeutendsten deutschen Graphikerin Widerstand entgegengesetzt worden. Selbstverständlich wurde dieser reaktionäre Grund nicht offen eingestanden, sondern immer nur ästhetische Motive ins Treffen geführt. „Agitator sein und Künstler sein sind unvereinbar; jedes allein fordert die ganze Kraft eines Menschen heraus, und je mehr Käthe Kollwitz uns zu einer Ansicht zu bekehren suchte, um so mehr Mißtrauen hat sie gegen ihr Kunstwerk heraufbeschworen." (H. W. Singer „Die moderne Graphik", Leipzig 1922).

Ein sozialdemokratischer Kunstkritiker (Alfred Kühn in „Graphik der Gegenwart", Berlin 1929) nennt Käthe Kollwitz „heute veraltet. Sie gehört der verflossenen Generation an. Sie ist naturalistisch. Sie hält sich an die Gestalten und Formen der Umwelt und gibt nur das Sichtbare."

Und der gleiche Kritiker charakterisiert die Frauen, welche auf dem Blatt „Carmagnole" die Beseitigung ihrer Peiniger verlangen, als Megären. Das aber heißt Käthe Kollwitz selbst eine Megäre nennen, denn sie identifiziert sich mit den Arbeitenden und Leidenden in solchem Maße, daß alle Frauengestalten ihres Werks der Autorin ähnlich sehen, sozusagen Selbstporträts sind.

Ein Argument, das ständig gegen sie erhoben wurde, war, daß ihre Tendenz das Ziel verfehle. „Seht euch doch das Publikum der Käthe-Kollwitz-Ausstellungen an – lauter Damen und Herren der feinen Gesellschaft. Wer sind denn die Käufer ihrer Zeichnungen? Die reichen Mäzene ..."

Diesen Vorwurf hat einmal ein anderer und andersartiger Zeichner des Proletariats, Heinrich Zille, als Selbstvorwurf gegen sich verwandt. Er erzählt, wie er sich schämte, als ihm ein feister Kommerzialrat die Hand drückte: „Ich danke Ihnen, Meister Zille, Sie haben uns mit Ihren Bildern von den armen Leuten immer so viel Vergnügen gemacht."

In der Tat konnte ein geschultes Sammlerpublikum die Monumentalität der Kollwitzschen Nadelführung besser schätzen als der Laie und sich in Zeiten stabilisierter Wirtschaft unbedenklich eine Lithographie von Hungernden ins Speisezimmer hängen. Die Arbeiterfamilie aber wollte begreiflicherweise etwas anderes an ihrer Wand sehen als Genrebilder aus ihrem grauen Alltagsleben und wären es auch solche der geliebten „Genossin Käthe".

Manche Kritiker, welche ihr bewundernd gegenüberstanden, suchten sie und sich damit zu entschuldigen, daß sie Käthe Kollwitz einen Apostel des Mitleids nannten. Das war sie wohl. Aber ihr Mitleid war nicht von der Art üblicher Wohltätigkeit und frommer Almosensammlerei, sondern es rief die Bemitleidenswerten zur Selbsthilfe auf. Deshalb behandeln ihre Zyklen den deutschen Bauernkrieg, den Aufstand der schlesischen Weber, die Kohlenarbeiter aus Zolas Roman „Germinal" und den Tod Karl Liebknechts.

Die Nazihäscher haben es nicht gewagt, Käthe Kollwitz aus dem Berliner Arbeiterbezirk heraus zu verhaften, wo alle Menschen sie vergötterten. So starb Käthe Kollwitz erst in der Zeit, da sich verwirklichte, was sie schon bei Anbruch der Hitlerherrschaft als das Ende der Hitlerherrschaft prophezeit hatte.

BEETHOVENFEIER IM HEINE-KLUB

Da sich 1945 dem Ende zuneigt, das Jahr des Sieges der Menschheit über die Vertiertheit, konnte das kulturelle Zentrum der Emigration in Mexiko, der Heinrich-Heine-Klub, keinen besseren Namen als Schutzheiligen seiner Dezember-Veranstaltung wählen als den Beethovens. Der einhundertfünfundsiebzigste Jahrestag der Geburt des Meisters bot den willkommenen Anlaß.

Es war ein Abend von besonderer Weihe. Der Vizepräsident des Heine-Klubs, Dr. Leo Deutsch, leitete ihn mit Worten ein, die verrieten, daß der Vortragende sein Leben lang ein glühender Anbeter Beethovens gewesen ist, dessen menschliche und künstlerische Größe er in eindrucksvoller Weise darzustellen verstand. Dann sang Bruni Falcon drei Lieder, darunter die „Adelaïde"; als ihre warme

und volle Stimme verstummte, löste sich die feierliche Stille in brausenden Beifall auf, der auch dem harmonievollen Begleiter galt, dem Maestro Ernst Römer, dem zugleich die musikalische Gestaltung des Abends zu danken war. Mit Virtuosität und Herz spielte Frau Elisabeth Cöman die Frühlingssonate für Violine (Opus 24); herzliche und verdiente Ovationen dankten ihr wie dem sie begleitenden Wiener Komponisten Marcel Rubin. Den Beschluß des musikalischen Teils bildete die vorzügliche Aufführung des Septetts Opus 20 – eine Stunde, in der die Hörer in andachtsvoller Stille lauschten. Der Primgeiger Aurelio Fuentes gehört ohne Zweifel zu den großen Violinisten unserer Zeit.

Das Material des Rahmens, der das Konzert umspannte, war aus dem Gold zweier klassischer Stücke der Prosa geschmiedet: dem Heiligenstädter Testament Beethovens – in dem der Meister der Töne die Mitmenschen um Mitleid anfleht, weil er, ertaubt, diese Töne nicht selbst zu hören vermag – und der Grabrede, die der damals junge Grillparzer mit den Worten tiefster Gebrochenheit und leidenschaftlichster Werbung am offenen Grabe Beethovens hielt. Schönere Worte über den Genius der Tonkunst als diese Rede und dieses Testament sind seither kaum gesagt worden, und selten hört man sie mit der sprecherischen Natürlichkeit und Kraft vorgetragen, mit der Charles Rooner sie an diesem schönen und würdigen Abend des Heine-Klubs wiedergab.

LEOPOLD JESSNER

Leopold Jessner, ehemals Direktor des Berliner Staatstheaters, ist in Hollywood plötzlich gestorben. Bevor er in der Weimarer Republik berufen wurde, das „Berliner Burgtheater“ zu leiten, war er in seiner Heimatstadt Königsberg Direktor des Theaters gewesen, an dem der junge Richard Rosenhain (sein späterer Nachfolger) als Regisseur wirkte und der junge Erwin Piscator (sein späterer Rivale) als Schauspieler. Außerhalb Ostpreußens war der Name Jessner wenig bekannt, aber er wurde es um so mehr, als er die große Entfaltungsmöglichkeit erhielt. Im Nu hörte das Staatliche Schauspielhaus auf, das „Berliner Burgtheater“, will sagen, ein konservatives Deklamationstheater zu sein mit erbeingesessenem spärlichem Publikum, mit hergebrachten Kulissen und Kostümen und

dem Repertoire der abgespieltesten Klassiker. Wohl, Jessner spielte die gleichen Klassiker, aber es waren nicht mehr die gleichen, Jessner hatte sie, ohne das Wort zu vergewaltigen, zu brennend aktuellen Äußerungen gemacht, die Träger der Handlung waren nicht mehr die ehrwürdigen Rezitatoren von einst, sondern die jüngsten und stärksten Bühnenbegabungen Deutschlands. Selbst der Guckkasten, in dessen Innern das Publikum die Figuren agieren gesehen, wurde durch Jessner die vielgerühmte und vielverspottete Jessnersche Treppe zu einem freien, gegliederten und bewegten Raum. Die Nazis, unter ihnen viele Schüler Jessners, mit denen er sich so viel Mühe gegeben, hatten ihn ins Exil getrieben.

EINE TAT DES KOLLEKTIVEN OPTIMISMUS

„Eine deutsche Aufführung in Mexiko, achthundert Zuschauer im Saal, sechsundzwanzig Darsteller und Sänger auf der Bühne, ganz zu schweigen vom Bühnenmaler, dem Kostümmeister, dem technischen Personal ... Es war nicht nur eine Schau über die geistig Interessierten und nicht nur eine neue Glanzleistung des Heine-Klubs, der dem in Deutschland verbotenen Geist ein Zentrum schuf. Sondern vor allem war es eine Tat des kollektiven Optimismus, vollbracht von allen denen, die sich von Hitler ihre Freude an der Kultur nicht rauben lassen. Auch wenn das Unternehmen keinen Erfolg gehabt hätte, wäre es ein Erfolg gewesen. Aber es war auch ein äußerer, ein jubelnder Erfolg ..."

Das schrieb ich über einen der Theaterabende des Heine-Klubs. Im gleichen Sinne kann man und möchte ich von der Gesamtleistung des Heine-Klubs sagen: eine Tat des kollektiven Optimismus, ein Erfolg.

Falls in der von Goebbels aufgestellten Behauptung, die Emigranten hätten den Haß der Welt gegen das Dritte Reich entfesselt, ein Körnchen Wahrheit steckt, so darf der Heinrich-Heine-Klub für sich in Anspruch nehmen, ein Atom dieses Körnchens gewesen zu sein. Auf einem fernen und kleinen Frontabschnitt hat er seine Pflicht erfüllt, allen Schwierigkeiten, vielem Unverstand und mancher Bosheit im Lager der Mit-Emigranten zum Trotz.

NACHWORT ZU LOUIS FÜRNBERG, „DER BRUDER NAMENLOS"

Eines Tages las ich von ihm, den ich als Lyriker kannte und schätzte, ein Gedicht, das mich besonders bewegte. Es bewegte mich, weil es ein Erlebnis behandelte, aus dem sich eine Erkenntnis, eine Entscheidung, eine Wandlung ergab. Eine Ballade also. Dem am Radio sitzenden Dichter gerät zufällig (er will eigentlich Nachrichten hören) eine Hungerdemonstration von Duxer Kohlenarbeitern ins Gehör und mit ihr die Schüsse der Gendarmen:

> Daß du an diesem Nachmittag am Radio nach Nachrichten
> drehtest,
> Und wir kamen auf einmal, Salve um Salve, zu dir ...

Die Schüsse treffen den Hörer mitten ins Herz, und er weiß, sie treffen ihn rechtens. Denn er stand bislang in der mordenden Schützenkette der Gendarmen, wie alle dort standen, die sich ihrer Pflicht zur Menschlichkeit entzogen haben. Der Dichter hat sich dieser Pflicht durch ausschließlich ästhetische und romantische Interessen entzogen, durch Liebe zu Seraphim und Fittichen, zu Rittern im Harnisch, zu Madonnen aus Elfenbein.

Ohne Zweifel war Louis Fürnberg ein Schüler Rilkes gewesen, bis ihn jäh jene Schüsse weckten, die sich aus der Wirklichkeit unversehens auf die Bühne des Hörspiels verirrt hatten.

Seither ist Louis Fürnberg an vielen Fronten anzutreffen. Im Kriege ist er vor allem an der, die seine bedrohte, verleumdete, unterworfene, versklavte und gedemütigte böhmische Heimat wieder befreien will. Hat er lange vorher nur die böhmische Landschaft mit ihren Forsten, Burgen, Wässern und Liedern umschlungen und nur das Prag der Alchimisten, der Barockkirchen und des Golems angebetet, so liebt er jetzt den böhmischen Menschen, den arbeitenden, trotzigen und unzerbrechlichen.

Wie weit liegen Louis Fürnbergs Altersgenossen, Dichterkollegen und Landsleute aus Böhmens Grenzgebieten hinter ihm zurück. Ihr Bestreben, avantgardistisch und modern zu sein, schützt sie nicht vor Rückfällen in die nationalistischen und antisozialen Vorurteile des Altliberalismus, die im vorigen Jahrhundert als Losungen ausgegeben worden waren. Bis zu Hitler und oft über Hitler hinaus ist

diese altersmüde Jugend erfüllt von schlotternder Angst – nicht so sehr vor dem Faschismus wie vor der Sowjetunion.

In diametral entgegengesetzter Richtung ging und geht Louis Fürnberg. Er marschiert und singt in der Kolonne, deren Marschziel die Zukunft ist, er kämpft in dem Aufgebot derer, die begriffen haben, daß jedes gegen die Sowjetunion gesprochene Wort eine von der Reaktion ausgeheckte oder wenigstens von ihr lancierte Zersetzungsbombe ist. Er geht mit den Arbeitern und den antifaschistischen, sozial gesinnten Intellektuellen und ist ihr Barde. Wir lieben ihn, weil er in Gegenständlichkeit und Wahrhaftigkeit keinen Gegensatz zu Lyrik und Phantasie sieht, weil er nicht glaubt, daß Tendenz etwas Schimpfliches sei, und weil er die schlaue Maxime der herrschenden Klasse ablehnt, ein Dichter dürfe nicht anderswo in Reih und Glied stehen als dort, wohin sie ihn stellt.

Er ist ein Dichter. Im „Bruder Namenlos" gestaltet er seinen Weg in die Zeit, den Weg vom Traum zur Tat. Daß diese Dichtung in einer Auseinandersetzung mit den Grundfragen der Ästhetik gipfeln mußte, ist selbstverständlich. Das Reich der Schönheit, wie es seine unwissende Jugend sah, erwies sich als Kulisse vor einem ebenso grauenhaften wie chaotischen Hintergrund. Louis Fürnberg erkennt diese Kulisse als Lüge, als verhängnisvoll.

Aber auf die Schönheit darf nicht verzichtet werden. Im Gegenteil. Es gilt für eine Welt einzutreten, in der die Schönheit aufhört, *nur* Illusion zu sein. Die Verkleidung, der Aufputz – mochten sie Weltflucht oder Skepsis bedeuten – haben immer nur den Herrschenden und ihrer Menschenfeindschaft gedient, und die Passivität der Künstler hat – ihnen bewußt oder unbewußt – in die Ausweglosigkeit geführt.

In dem Moment nun, da der Künstler aus diesem Zustand der Lethargie erweckt wird, geht er in die Opposition, allerdings in eine „opposition pour l'opposition", in eine anarchistische. Sie vermag ihn weder zu befriedigen noch seiner Revolte Sinn zu geben. Er muß fragen und Antwort fordern. Indem er sie erhält, indem er sich des gesellschaftlichen Charakters der Kunst klar wird, stößt er auch zur Ästh-Ethik in ihrer wirklichen, ihrer ursprünglichen Bedeutung vor. Nun aber ist sie sittlich im wahrsten Sinne des Wortes, von der Humanität des sozialistischen Realismus erfüllt, ein Spiegel, den die Wahrheit der Wirklichkeit vorhält, ein Spiegel im Dienste der Erkenntnis. Diese wissenschaftliche, sozialistische Ästhetik hat das

kulturelle Erbe schlackenlos der Gegenwart zu überliefern. Ihre Aufgabe ist es, die Privilegien und ihre Ideologien niederzureißen und eine Brücke zu bauen, auf der sich die guten Geister begegnen müßten. Sie richtet ihren Blick auf das zukünftige Leben und die lebendige Zukunft. Sie – Wahrheit und Wirklichkeit – ist die entscheidungsbringende Waffe im Kriege für eine Welt der Gerechtigkeit.

So hat Louis Fürnberg, der Lyriker, die Aufgabe der Literatur erfaßt. Er hat sich selbst in Reih und Glied gestellt zum Kampf für das, was er als wahr und wirklich erkannte.

DIE PFLICHT JEDES SITTLICHEN

Prag, 27. Oktober 1947

Die Oktoberrevolution und ihr Werk – die Sowjetunion – haben die Menschheit in zwei Fronten aufgeteilt: die der Wahrheit und die der Lüge. Die Sowjetgegner entfalteten eine Propaganda, die enorm, fast lückenlos war und ihre Wirkung auf Millionen und Abermillionen nicht verfehlte. Das dokumentierte Buch darüber, wie die Reaktion jede Wahrheit über und jede Stellungnahme für die Oktoberrevolution und Sowjetunion zu unterdrücken versuchte, wird noch zu schreiben sein.

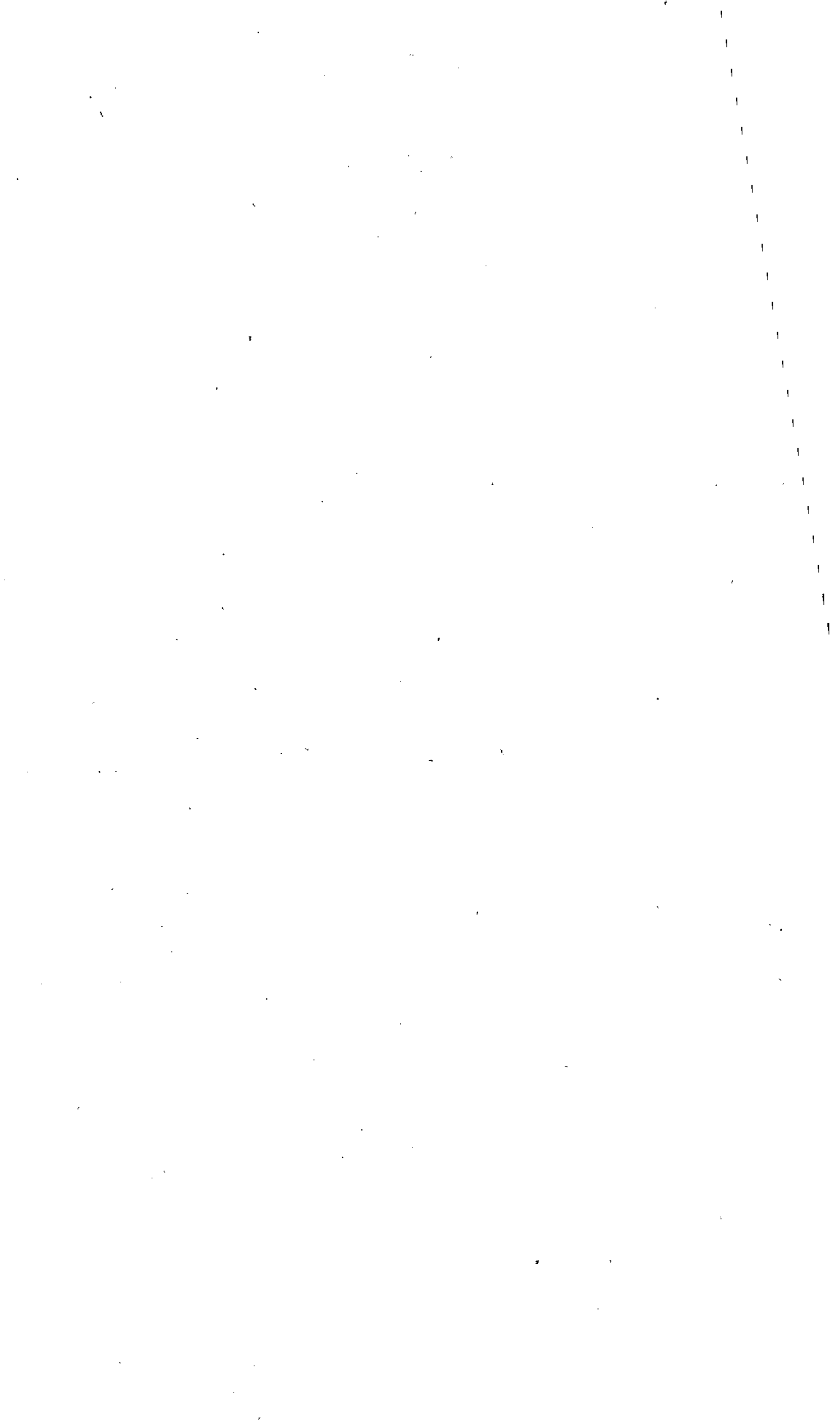
Noch ist der dreißigjährige Krieg unserer Zeit nicht beendet. All das, was der vorfaschistische Kapitalismus zur Rettung seiner Machtposition an Verleumdungen gegen die Sowjetunion ausgeheckt hatte, diente nachher dem Faschismus als Vorwand und Erlaubnis, die gesamte fortschrittliche Menschheit zu überrumpeln, Männer, Frauen, Kinder und Säuglinge, Städte und Länder zu vernichten und Kultur und Zivilisation auszurotten. Noch nicht ausgerottet ist die Lüge. Selbst inmitten aller Verwüstung, die sie anrichteten, hätte den Millionen von Hitlersoldaten im Sowjetland klarwerden müssen, welchen Aufschwung das russische Volk wirtschaftlich, kulturell und sozial genommen hatte, mit welcher Dankbarkeit und Liebe es an seinen Befreiern vom Zarenjoch hing, wie einmütig das Volk sein Land und die Errungenschaften der Revolution verteidigte. Nichts von solcher Erkenntnis und Einsicht drang aus der einen Front in die andere. Und den ahnungslosen Zeitungslesern, vermeintlichen Nazigegnern unter ihnen, erschien

die Tatsache, daß die Nazis die den Bolschewiken angedichteten Greuel eingestandenermaßen und sich brüstend verwirklichten, als ein Beweis für eine Identität beider Regime.

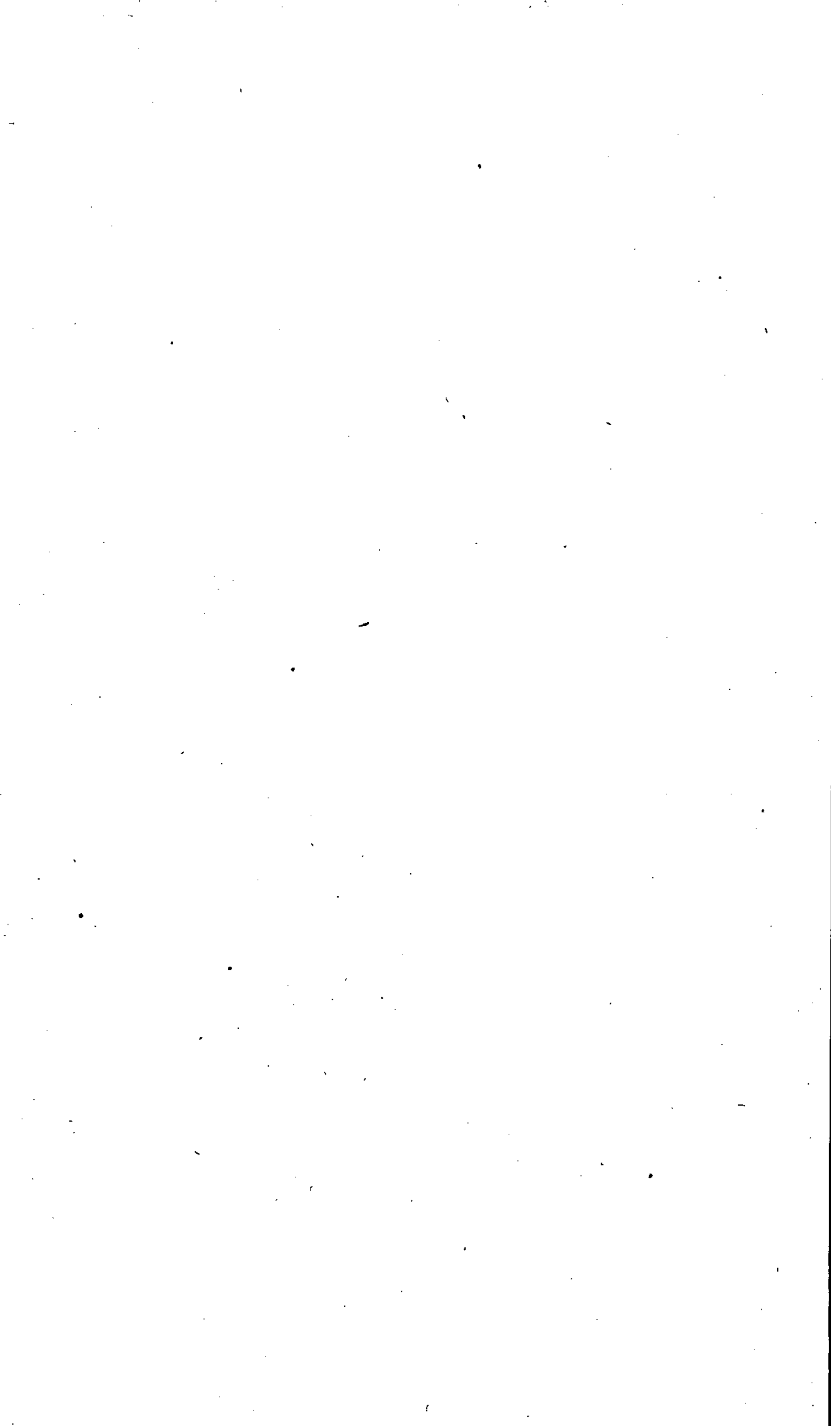
Wer im Westen gegen diese verhängnisvolle Massenverdummung seine Stimme erhob, wurde augenblicks zum Zielpunkt behördlicher Schikanen, publizistischer Angriffe und wirtschaftlichen Boykotts. Als Lion Feuchtwanger richtig formulierte: „Wer gegen Stalin ist, ist für Hitler", ging eine Kampagne gegen ihn los, die nicht von Goebbels organisiert war, aber von Goebbels hätte organisiert sein können. Der Krieg mit dem „armen Finnland" kam. Die Weltpresse begann ein Wehklagen über das arme kleine demokratische und nun von den „roten Imperialisten" überfallene Finnland. Täglich tischten sie ihren Lesern Nachrichten darüber auf, wie die Finnen die Reste des bereits völlig geschlagenen russischen Heeres nach Moskau jagten. Dann brach der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion los – ein Krieg, der laut einstimmiger Voraussage der amerikanischen Radiokommentatoren (ich habe ihre Round-table-Konferenz selbst abgehört) binnen einem Monat mit dem katastrophalen Zusammenbruch, mit der Liquidierung der Sowjetunion enden müsse.

In Stalingrad war der Triumph der Russen noch nicht vollendet, als sie bereits über die Hemisphäre vorwärts drangen, die sieggewohnte deutsche Wehrmacht in Stücke schlugen, und das waren nicht nur militärische Siege, sondern auch die Beweise für die bisher bestrittene organisatorische Kraft der Sowjetarmee und die hohe Moral der Truppe. Schon wurde in den Straßen Berlins gekämpft, aber noch immer schrie Goebbels ins Mikrophon: Der deutsche Endsieg steht unmittelbar bevor. Mitten im hastigsten, kampferfüllten Vormarsch vergaßen die roten Kolonnen nicht, die nazistischen Konzentrationslager zu öffnen, und Hunderttausende schauerlich gepeinigter Menschen empfingen von ihnen das, was sie nie mehr zu hoffen gewagt hatten: Leben und Freiheit.

Ganze Völkerschaften gewannen Leben und Freiheit aus der Hand der Sowjetunion, über die sie, die nun Geretteten, seit 1917 nur Verleumdungen gelesen und – geglaubt hatten. Jedoch – wir sehen es nicht nur in Amerika – die Fronten existieren noch immer. Wahrheit und Lüge stehen einander so geschlossen und erbittert gegenüber wie vor dreißig Jahren, und es ist die Pflicht jedes Sittlichen, sich auf seiten der Wahrheit einzureihen.



ANHANG



NACHBEMERKUNG

Mit Band IX der Gesammelten Werke wird die mit Band VIII begonnene chronologische Folge journalistischer Texte Egon Erwin Kischs fortgeführt. Es wurden alle heute bekannten und zugänglichen Beiträge aus den Jahren 1926 bis 1947 herangezogen, die der Autor entweder gar nicht oder nur wesentlich verändert in seine Reportagenbände übernommen hat. Bei der Beschaffung und Zusammenstellung der Berichte, Aufsätze, Rezensionen usw. lag ein von Josef Poláček erarbeitetes bibliographisches Verzeichnis zugrunde. Vollständigkeit bei der Erfassung der Texte wurde zwar angestrebt, konnte aber bei der Vielzahl der Zeitungen und Zeitschriften, an denen Kisch mitgearbeitet hat, nicht erreicht werden. Für Hinweise auf fehlende Beiträge von Egon Erwin Kisch sind die Herausgeber dankbar.

Die Jahre 1925/26 bilden eine wichtige Zäsur im Leben und im Werk Egon Erwin Kischs. Ende 1925 reiste der Schriftsteller zum erstenmal in die Sowjetunion. Die literarische Reportage, schreibt er 1930, gewann erst während dieser ersten Rußlandreise ihren Sinn und Inhalt. Jetzt entstanden die „ersten richtigen Reportagen", mit denen Kisch die Serie seiner großen Reisebücher über die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten, China, Australien und Mexiko eröffnete. Viele der in unserem Band vereinigten Berichte und Aufsätze sind aus dem Umkreis dieser Reisen und Aufenthalte hervorgegangen und vermitteln zusätzliche Einblicke und Informationen. Egon Erwin Kisch trat immer entschiedener auch als politischer Schriftsteller hervor, der vor allem im Kampf gegen die Klassenjustiz in der Weimarer Republik, gegen Faschismus und Naziterror seine Stimme erhob.

Wiederholungen einzelner Textpassagen, besonders im Zusammenhang mit den publizistischen Aktivitäten Kischs zur Befreiung von Max Hoelz, den Äußerungen über Reichstagsbrand und Hitlerterror und den Veröffentlichungen aus Anlaß des Pariser Kongresses für die Verteidigung der Kultur von 1935, ließen sich nicht vermeiden. Gerade hier schien es notwendig, das politische Engagement Kischs annähernd vollständig zu dokumentieren.

Bei verschiedenen Beiträgen, vor allem aus der Zeit nach 1933, war es nicht immer möglich, auf die zahlreichen Nachdrucke hinzuweisen; es konnten nur einige wichtige verzeichnet werden. Überarbeiteten Texten wurde nach Möglichkeit die letzte Fassung zugrunde gelegt. Eine Reihe von Exilzeitungen, die verschiedene Druckorte haben, standen nur in einer bestimmten Ausgabe zur Verfügung; die Veröffentlichungen konnten nicht mit anderen Ausgaben verglichen werden.

Vielen Beiträgen Egon Erwin Kischs, vor allem in Zeitungen und Zeitschriften, wie der „Literarischen Welt", der „Roten Fahne", dem „Roten Helfer" und der „Arbeiter-Illustrierten Zeitung", sind Zeichnungen, Photos oder Faksimiles beigegeben. Die Illustrationen konnten in die Ausgabe der Gesammelten Werke nicht übernommen werden. Das beeinträchtigt die Aussage der Berichte vor allem aus der „A-I-Z", wo Text und Bild streng

aufeinander eingestimmt sind und wo lediglich durch eine photomechanische Wiedergabe das Dokumentarische dieser Reportagen gewahrt bliebe.

Aufgenommen wurden nur Texte, die eindeutig als Arbeiten Egon Erwin Kischs erkennbar und mit seinem vollen Namen oder mit E. E. Kisch, E. E. K. oder e. e. k. gezeichnet sind. Außerdem wurden die Beiträge einbezogen, die Kisch in Mexiko unter dem Pseudonym Mathias Brunhauser (Matthias Brunhauser, Mat. Br., M. B.) veröffentlichte. Die nicht gezeichneten Aufsätze „Dem Dichter Rudolf Leonhard" („Freies Deutschland", 2. Jg., Nr. 1, México, November/Dezember 1942, S. 2) und „Mord, Mord und wiederum Mord, zehn Jahre lang" („Freies Deutschland", 2. Jg., Nr. 3, México, Februar 1943, S. 2) stammen zweifelsfrei von Egon Erwin Kisch und wurden auch hier berücksichtigt.

Verschiedene kürzere Texte, vor allem Briefe, Erklärungen, Antworten auf Umfragen, Selbstanzeigen usw., tragen keine oder lediglich von den Redaktionen formulierte Überschriften. Die Titel dafür wurden entweder aus den Zeitungen und Zeitschriften übernommen oder von den Herausgebern eingefügt; sie sind in den bibliographischen Hinweisen durch Sternchen gekennzeichnet.

Einzelne Beiträge waren erst nach Abschluß der Manuskriptarbeiten zugänglich; wir bringen sie im Band X der Ausgabe. Außerdem wird der letzte Band der Gesammelten Werke Texte aus dem Nachlaß, Arbeiten Kischs, die lediglich in Übersetzungen vorliegen, Interviews und eine Auswahl jener Beiträge enthalten, die nicht gezeichnet sind und die wahrscheinlich aus der Feder Egon Erwin Kischs stammen.

Wir waren bemüht, Orthographie und Interpunktion des Textes behutsam dem heutigen Gebrauch anzupassen. Austriazismen und Eigenheiten der Prager deutschen Sprache sind beibehalten worden. Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert. Gebräuchliche Abkürzungen sind, in Angleichung an die anderen Bände der Ausgabe, zum Teil aufgelöst worden. Häufige Hervorhebungen im Text, vor allem von Namen, wie sie im Zeitungsdruck üblich sind, wurden nicht übernommen.

Bei der Bereitstellung der Texte wurden wir unterstützt vom Literarischen Archiv des Museums für tschechische Literatur, Prag, vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin, von der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik, Sektion Literatur und Sprachpflege, Abteilung Geschichte der sozialistischen Literatur, Leipzig, von der Deutschen Bücherei, Leipzig, und der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main. Ihnen gilt unser Dank. Für Hilfe bei der Suche nach Kisch-Texten und ihrer Beschaffung danken die Herausgeber außerdem den Herren Dr. Werner Berthold (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Jürgen Born (Düsseldorf), Dr. Murray G. Hall (Wien), Dr. Hans Hautmann (Linz), Dr. Hans Kronberger (Wien), Dr. Emanuel Macek (Prag), Dr. Ernst Rutkowski (Wien) und Prof. Dr. Dieter Schlenstedt (Berlin). Für Auskünfte und Hinweise bei der Abfassung der Anmerkungen sind die Herausgeber den Herren Friedrich Baadke, Dr. Irmfried Hiebel, Dr. Kurt Krolop, Horst Schulz und Klaus Täubert zu Dank verpflichtet.

BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE

5 *Der König der Zeitungsreporter* – Die Literarische Welt, 2. Jg., Nr. 1, Berlin, 1. Januar 1926, S. 1–2.

9 *Soziale Aufgaben der Reportage* – Die Neue Bücherschau, 6. Jahr, 4. Folge, 4. Schrift, Berlin [August] 1926, S. 163–166.

12 *Weg mit dem Schmutz- und Schundgesetz!** – In: Weg mit dem Schmutz- und Schundgesetz! Herausgegeben von der Vereinigung linksgerichteter Verleger, Berlin 1926, S. 18–20. Die Vereinigung veranstaltete am 10. September 1926 im Plenarsaal des ehemaligen Herrenhauses, Berlin, Leipziger Straße 3, eine Protestkundgebung gegen den Gesetzentwurf zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften. Auf der Veranstaltung sprachen fünfzehn Redner, u. a. Egon Erwin Kisch, Wieland Herzfelde, Arthur Holitscher und Julius Bab.

14 *Verbrechen und Literatur* – Die Literarische Welt, 2. Jg., Nr. 38, Berlin, 17. September 1926, S. 1. Der Bericht über die Berliner Polizei-Ausstellung wurde, in veränderter Version, mehrfach nachgedruckt, so in der Zeitschrift „Der Rote Helfer", 2. Jg., Nr. 10, Berlin, Oktober 1926, S. 3–4, unter dem Titel „Wer weitergeht, wird erschossen!". Eine überarbeitete, ausführlichere Fassung der Reportage unter dem Titel „Die Polizei und ihre Beute" übernahm Kisch in die Sammlung „Wagnisse in aller Welt" (vgl. „Gesammelte Werke", Band V, Berlin und Weimar 1972, S. 612–621).

17 *Wo der Bubikopf fünfhundert Jahre alt ist* – B. Z. am Mittag, 49. Jg., Nr. 256, Berlin, 20. September 1926, Erstes Beiblatt. Die Reportage ist Teil einer Artikelserie von Kisch, die die „B. Z. am Mittag" unter dem Titel „Entdeckungsfahrt durch Holland" im September und Oktober 1926 veröffentlichte. Am 14. September 1926 erschien der erste Bericht, „I. Huis ten Doorn", am 16. September folgte „II. Die Reeperbahn von Amsterdam", am 20. September „III. Wo der Bubikopf fünfhundert Jahre alt ist", am 22. September „IV. Alkmaar, ein Weltzentrum für Käse" und am 21. Oktober ein nicht numerierter Beitrag, der vom Ghetto in Amsterdam, von der Portugiesischen Synagoge und von den Diamantenschleifern berichtet. Bereits am 2. September 1926 druckte die Zeitung, ohne den späteren Serientitel, den Bericht „Der Einbruch in die Amsterdamer Diamantenbörse" ab. Einzelne Reportagen, zum Teil verändert und erweitert, wurden aufgenommen in die Sammlungen „Wagnisse in aller Welt" („Auf der Reeperbahn von Rotterdam", „Käsemarkt von Alkmaar" und „Wer mag wohl in diesem Schlosse wohnen"), „Kriminalistisches Reisebuch" („Der Einbruch in die Amsterdamer Diamantenbörse") und „Geschichten aus sieben Ghettos" („Auswanderer, derzeit Amsterdam").

20 *Entdeckungsfahrt durch Holland* – B. Z. am Mittag, 49. Jg., Nr. 287, Berlin, 21. Oktober 1926, S. 3. Kisch übernahm die Reportage, über-

arbeitet und stark erweitert, unter dem Titel „Auswanderer, derzeit Amsterdam“ in die Sammlung „Geschichten aus sieben Ghettos“ von 1934 (vgl. „Gesammelte Werke“, Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 7–17).

24 *Karl Mays Kriminalverbrechen* – Die Literarische Welt, 2. Jg., Nr. 47, Berlin, 19. November 1926, S. 7.

26 *Die besten Bücher des Jahres 1926** – Das Tagebuch, 7. Jg., Heft 50, Berlin, 11. Dezember 1926, S. 1892.
Yvette Guilbert als Marthe Schwerdtlein – Internationale Filmschau, 8. Jg., Nr. 19, Prag, 25. Dezember 1926, S. 15.

27 *Eines von tausend Worten Französisch* – Das Tagebuch, 8. Jg., Heft 12, Berlin, 19. März 1927, S. 476–477.

29 *Wie soll Ihr Nekrolog aussehen?** – Die Literarische Welt, 3. Jg., Nr. 15/16, Berlin, 15. April 1927, S. 3. Auf die von Hans Tasiemka veranstaltete Umfrage antworteten neben Egon Erwin Kisch Egon Friedell, Anton Kuh, Walter Mehring, Hans Siemsen, Alfred Polgar, Kurt Tucholsky und Carl Zuckmayer.

30 *Was ist die Rote Hilfe – und wie stehen Sie zu ihr?** – Der Rote Helfer, 3. Jg., Nr. 4, Berlin, April 1927, S. 7. Auf die Anfrage der Roten Hilfe Deutschlands antworteten neben Egon Erwin Kisch Erich Mühsam, Kurt Hiller, Ignaz Wrobel und Meta Kraus-Fessel.

31 *Leiden einer Prager Jugend* – Prager Presse, 7. Jg., Nr. 133, 15. Mai 1927, Beilage Nr. 20, S. 2.

33 *Der Bergmann Erich Friehe* – A-I-Z, 6. Jg., Nr. 22, Berlin, 5. Juni 1927, S. 11.

35 *Berlin bei der Arbeit* – A-I-Z, 6. Jg., Nr. 25, Berlin, 26. Juni 1927, S. 8–9.

38 *Alfred Beierle vor den Arbeitern* – Die Rote Fahne, 10. Jg., Nr. 187, Berlin, 11. August 1927, S. 7.
Wie sie dem Kerker entflohen – A-I-Z, 6. Jg., Nr. 33, Berlin, 17. August 1927, S. 6.

41 *Der rasende Reporter in Rußland** – Prager Presse, 7. Jg., Nr. 236, 28. August 1927, S. 6. Kisch antwortet auf ein offenes Schreiben von Prof. J. Polívka, das die „Prager Presse“ am 21. August 1927 veröffentlichte. Dem Antwortschreiben Egon Erwin Kischs ist die folgende Anmerkung der Redaktion beigefügt: „Obzwar wir grundsätzlich Polemiken auszuschalten pflegen, erschien uns die (in der ‚Prager Presse‘ vom 21. d. M. veröffentlichte) Erörterung über das Buch ‚Zaren, Popen, Bolschewiken‘ von Egon Erwin Kisch (Verlag Erich Reiß, Berlin 1927) soweit wichtig, daß wir uns schon im Hinblick auf die Bedeutung Prof. Polívkas innerhalb der slawischen Welt von diesem Prinzip entfernten. Es ist aber auch selbstverständlich, daß wir einem Schriftsteller vom Range Egon Erwin Kischs für seine Erwiderung gleichfalls Raum schaffen, wenngleich wir uns mit seinen Ausführungen nur teilweise identifizieren.“ Der Brief Kischs wurde nachgedruckt unter dem Titel „Die Freiheit in Rußland – und anderswo“ in der Zeitschrift „Das neue Rußland“, 4. Jg., Heft 9/10, Berlin, November 1927, S. 98–99. Dem Text ist folgende Bemerkung vorangestellt:

„In der ‚Prager Presse', dem Organ der tschechoslowakischen Regierung, erschien unlängst ein Angriff gegen das Buch ‚Zaren, Popen, Bolschewiken' in Form eines offenen Briefes von Professor J. Polívka an Egon Erwin Kisch, der an der gleichen Stelle in nachstehendem Brief sehr treffend erwiderte. Die Ausführungen Kischs haben für die oft erhobenen Einwände gegen Sowjetrußland besondere Bedeutung."

44 *Falsche Prinzen* – A-I-Z, 6. Jg., Nr. 35, Berlin, 31. August 1927, S. 6.

47 *Das giftige Königreich am Rhein* – Die Rote Fahne, 10. Jg., Nr. 208, Berlin, 4. September 1927, 1. Beilage.

52 *Der mauschelnde Trompeter von Säckingen* – Das Tagebuch, 8. Jg., Heft 37, Berlin, 10. September 1927, S. 1490–1491.

55 *Die sozialistischen Typen des Reporters Emile Zola* – Die Neue Bücherschau, 7. Jahr, 5. Folge, 3. Schrift, Berlin, September 1927, S. 102–109.

64 *Ganz nobel: Viermal 50 Pfennig* – Die Literarische Welt, 3. Jg., Nr. 42, Berlin, 21. Oktober 1927, S. 3. Der Beitrag steht unter der Überschrift: „Als wir uns noch 50 Pfennig pumpten. Eine Sammlung autobiographischer Skizzen". Auf die Umfrage antworteten außerdem Yvan Goll und Carl Zuckmayer.

Ausgrabungen aus der Bronzezeit bei Berlin – Antiquitäten-Rundschau, 25. Jg., Nr. 23, Eisenach, 15. November 1927, S. 257 bis 258.

69 *Heraus mit Max Hoelz!* – Die Rote Fahne, 10. Jg., Nr. 280, Berlin, 29. November 1927, Beilage. Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Nachstehend bringen wir einen Teil der Rede von Egon Erwin Kisch anläßlich der Amnestiekundgebung für Genossen Max Hoelz am Sonntag."

71 *Räuberhauptleute* – A-I-Z, 6. Jg., Nr. 49, Berlin, 7. Dezember 1927, S. 6.

74 *Das Ochsenfurter Männerquartett* – Die Rote Fahne, 10. Jg., Nr. 297, Berlin, 18. Dezember 1927, 5. Beilage.

76 *Konstantin Fedin: Städte und Jahre* – Die Rote Fahne, 10. Jg., Nr. 306, Berlin, 30. Dezember 1927, Beilage.

79 *Mit dem Galeerensträfling in der Astoriabar* – Internationale Filmschau, 9. Jg., Nr. 14/15, Prag, 31. Dezember 1927, S. 12.

80 *Vorrede zu Max Hoelz, „Briefe aus dem Zuchthaus"** – In: Max Hoelz, Briefe aus dem Zuchthaus. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Erwin Kisch, Erich Reiß Verlag, Berlin 1927, S. 7–8.

Der Gefangene Max Hoelz – In: Max Hoelz, Briefe aus dem Zuchthaus. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Erwin Kisch, Erich Reiß Verlag, Berlin 1927, S. 97–115.

91 *John Reed, ein Reporter auf der Barrikade* – In: John Reed, Zehn Tage, die die Welt erschütterten. Mit einem Vorwort von Egon Erwin Kisch, Verlag für Literatur und Politik, Wien–Berlin 1927, S. V–XXIII.

105 *Die „Knebelung" des russischen Schrifttums* – Der Schriftsteller, 15. Jg., Heft 1, Berlin, Januar 1928, S. 4–6. Am Ende des Beitrags von

Kisch steht der Nachsatz: „Die Redaktion hielt es für ihre Pflicht, diese Antwort ebenso zu bringen wie den Aufruf, den sie veranlaßt hatte. Damit dürfte die Diskussion wohl als geschlossen gelten können." Der Aufsatz wurde ebenfalls abgedruckt von der „Roten Fahne", 11. Jg., Nr. 14, Berlin, 17. Januar 1928, und von der Zeitschrift „Das neue Rußland", 5. Jg., Nr. 1, Berlin 1928, S. 44–45. Dem Abdruck in der „Roten Fahne" steht die Bemerkung voran: „In dem Organ der deutschen Schriftstellergewerkschaft (Schutzverband deutscher Schriftsteller) wurde vor kurzem einem üblen Machwerk Abdruck gewährt, worin eine Organisation von weißgardistischen und menschewistischen Emigranten aus Rußland die deutsche Literaturgemeinde zur Hilfe aufrief für die angeblich geknebelte russische Literatur und für die angeblich verfolgten russischen Dichter. In der Januarnummer des Verbandsorgans ‚Der Schriftsteller' erfährt nun dieses Phrasengeklingel eine glänzende Abfuhr durch Egon Erwin Kisch, der den Aufschwung der Literatur in der Sowjetunion begeistert konstatiert und die Zensurverhältnisse sehr richtig darstellt." Die Zeitschrift „Das neue Rußland" schreibt einleitend: „Die Zeitschrift ‚Der Schriftsteller', das offizielle Organ des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, hat vor einigen Wochen einen ‚Aufruf' veröffentlicht, den angeblich eine Gruppe russischer Schriftsteller auf geheimem Wege ins Ausland gelangen ließ und den ein ‚Verband russischer Journalisten und Schriftsteller in Deutschland' längst zu verbreiten suchte. Auf die durchweg falschen Behauptungen dieses Machwerks hat Egon Erwin Kisch, der während seines Aufenthaltes in der Sowjetunion die dortigen Literaturverhältnisse eingehend studiert hat, in nachfolgenden Ausführungen die richtige Antwort gegeben."

107 *Chaplin vor dem Capitol und im Zirkus* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 35, Berlin, 10. Februar 1928, Beilage.

109 *Über die Rote Hilfe** – Internationale Presse-Korrespondenz, 8. Jg., Nr. 22 (Sondernummer 5), Berlin, 1. März 1928, S. 444. Die Meinungsäußerungen stehen unter der Überschrift: „Stimmen von Intellektuellen über die Rote Hilfe. Ihre Teilnahme am Kampfe gegen den weißen Terror und gegen die Klassenjustiz". Neben Kisch äußerten sich u. a. Kurt Hiller, Ignaz Wrobel, Heinrich Mann, Heinrich Zille und Hans Baluschek.

Überall singen Galgenvögel – Blätter der Piscatorbühne, „Amerika, du hast es besser...!", Berlin, März 1928, S. 3–4. Unter dem Titel „Auch in Deutschland singen die ‚Galgenvögel'" erschien der Aufsatz auch in der „Roten Fahne", 11. Jg., Nr. 53, Berlin, 2. März 1928, Beilage. Dem Beitrag ist die Bemerkung vorangestellt: „Upton Sinclairs Drama ‚Singende Galgenvögel', das die Piscatorbühne eben im Lessingtheater zur Aufführung bringt, behandelt die Leiden der Klassenkämpfer in den Kerkern Kaliforniens. Trotz aller Mißhandlungen, trotzdem man sie damit verhöhnt, daß viele vermeintliche Genossen Spitzel seien, trotzdem man die Luken verschließt, so daß sie dem Erstickungstod preisgegeben sind, singen der rote Adams, der rote Pfarrer und die anderen Häftlinge revolutionäre Lieder, und die noch

in Freiheit befindlichen Proletarier antworten von außen gleichfalls durch Gesang – eine Bekundung der Solidarität zwischen den Arbeitern und ihren gefangenen Brüdern. Im Programmheft der Piscatorbühne hebt Egon Erwin Kisch hervor, daß diese Kerkergreuel Gemeingut der kapitalistischen Staaten sind, insbesondere Deutschlands." Der Aufsatz wurde auch abgedruckt in der Zeitschrift „Der Rote Helfer", 4. Jg., Nr. 4, Berlin, April 1928, S. 2.

111 *Bekanntschaft mit Maxim Gorki* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 70, Berlin, 22. März 1928, Beilage.

114 *Was Reporter verschweigen müssen* – Die Literarische Welt, 4. Jg., Nr. 12, Berlin, 23. März 1928, S. 4. Neben Kisch äußerten sich Joseph Roth, Leo Lania, Heinz Pol, Sling, Manfred Georg und andere. Die „Bekenntnisse und Anekdoten" waren zusammengestellt von Hans Tasiemka.

116 *Zum alten Eisen!* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 110, Berlin, 11. Mai 1928, Beilage.

120 *Charleroi am Sonntag und Montag* – Die Welt am Abend, 6. Jg., Nr. 121, Berlin, 25. Mai 1928, 2. Beilage.

124 *Der russische Pavillon auf der Pressa* – Die Welt am Abend, 6. Jg., Nr. 123, Berlin, 29. Mai 1928, Beilage. Eine gekürzte Fassung des Berichts unter dem Titel „Pressa III: Der russische Pavillon" erschien in der „A-I-Z", 7. Jg., Nr. 25, Berlin 1928, S. 7.

128 *Der erste Detektiv-Trick in der Weltliteratur* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 126, Berlin, 31. Mai 1928, Beilage.

131 *Hinckeldey, Liquidator der achtundvierziger Revolution* – Der Rote Helfer, 4. Jg., Nr. 5, Berlin, Mai 1928, S. 3. Der Aufsatz erschien unter dem Serientitel „Galerie der Henker".

135 *Harden als Kritiker der Gerichte* – Die Neue Bücherschau, 6. Jg., Heft 5, Berlin, Mai 1928, S. 229–230.

137 *Berliner Schlächterläden* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 129, Berlin, 3. Juni 1928, Beilage.

140 *Wie man Johannes Hus marterte und verbrannte* – Der Rote Helfer, 4. Jg., Nr. 6, Berlin, Juni 1928, S. 7. Der Beitrag erschien unter dem Serientitel „Galerie der Henker". Eine ausführlichere Fassung des Textes unter dem Titel „Im letzten Kerker des Magisters" übernahm Kisch in die Sammlung „Prager Pitaval" (vgl. „Gesammelte Werke", Band II/2, Berlin und Weimar 1969, S. 45–48).

143 *Über Alfons Paquet* – Die Neue Bücherschau, 6. Jg., Heft 6, Berlin, Juni 1928, S. 285–288.

146 *Kachetiner Rotwein* – Die Weltbühne, 24. Jg., Nr. 29, Berlin, 17. Juli 1928, S. 97–102. Es handelt sich um eine überarbeitete und erweiterte Fassung des Berichts „Der kleine Bruder des Alexej Uljanow", veröffentlicht in der „Roten Fahne", 11. Jg., Nr. 102, Berlin, 1. Mai 1928, 6. Beilage. Die Reportage wurde nachgedruckt in der „Prager Presse", 8. Jg., Nr. 209, 29. Juli 1928, Beilage „Dichtung und Welt", Nr. 31.

152 *Sieben Jahre Justizskandal Max Hoelz* – Die Broschüre erschien im Mopr Verlag, Berlin 1928.

170 *Die letzten Stunden in Sonnenburg* – Die Welt am Abend, 6. Jg., Nr. 167, Berlin, 19. Juli 1928, S. 1. Über der Reportage standen folgende Schlagzeilen: „Max Hoelz in Berlin – Heute abend 8 Uhr große Kundgebung im Lustgarten – Die letzten Stunden in Sonnenburg – Hoelz wollte die nichtamnestierten Kameraden nicht allein zurücklassen."

173 *Vom Zuchthaus in den Lustgarten* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 169, Berlin, 20. Juli 1928, 1. Beilage.

175 *Vorbemerkung zu Max Hoelz: „Meine Erlebnisse in Mitteldeutschland"** – Die Welt am Abend, 6. Jg., Nr. 170, Berlin, 23. Juli 1928, Beilage. Der Text ist dem Bericht „Meine Erlebnisse in Mitteldeutschland" von Max Hoelz vorangestellt, den die „Welt am Abend" vom 23. bis 28. Juli 1928 abdruckte.

177 *Ein Sagenwinkel bedroht!* – Vossische Zeitung, Nr. 357, Berlin, 31. Juli 1928, Morgen-Ausgabe, Erste Beilage.

180 *Die erste Brandfackel gegen die Bastille* – Der Rote Helfer, 4. Jg., Nr. 7, Berlin, Juli 1928, S. 6.

182 *Der Pfarrer Weidig* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 186, Berlin, 9. August 1928, Beilage.

186 *Quadern und Blöcke eines Steinbruchs* – Die Weltbühne, 24. Jg., Nr. 33, Berlin, 14. August 1928, S. 250–253. Es handelt sich um eine überarbeitete und erweiterte Fassung der Reportage „Blöcke aus einem Steinbruch", abgedruckt in der „Roten Fahne", 11. Jg., Nr. 136, Berlin, 12. Juni 1928, Beilage.

190 *Journalisten-Anekdoten* – Das Tagebuch, 9. Jg., Heft 33, Berlin, 18. August 1928, S. 1388.

191 *Professor Liepmann* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 202, Berlin, 28. August 1928, Beilage.

192 *Our own correspondent John Reed* – Die Neue Bücherschau, 6. Jg., Doppelheft 7/8, Berlin, Juli/August 1928, S. 374–375.

193 *Ruhig Blut** – Das Tagebuch, 9. Jg., Heft 35, Berlin, 1. September 1928, S. 1472.

194 *Reportage in Kiel* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 213, Berlin, 9. September 1928, Beilage.

201 *Tolstoi und die Gegenwart* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 214, Berlin, 11. September 1928, Beilage. Die Rede wurde auch von der Zeitschrift „Das neue Rußland", 5. Jg., Heft 9/10, Berlin, Oktober 1928, S. 24 bis 26, abgedruckt. Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Die ‚Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland' veranstaltete am 10. September eine Tolstoi-Feier im Berliner ‚Zentral-Theater'. Vor der Aufführung des Dramas ‚Macht der Finsternis' (Regie Dr. Ilja Motileff) sprach Egon Erwin Kisch nachstehende Gedenkworte."

205 *Der Menschenfeind als Lebensretter* – Die Weltbühne, 24. Jg., Nr. 37, Berlin, 11. September 1928, S. 414–417.

210 *Mein Leben für die Zeitung* – Schünemanns Monatshefte, Jg. 1928, Heft 9, Berlin, September 1928, S. 922–926.

216 *Razzia auf der Spree* – Die Rote Fahne, 11. Jg., Nr. 273, Berlin, 18. November 1928, Beilage.

219 *Gibt es eine proletarische Kunst?* – Die Neue Bücherschau, 6. Jg., Heft 11, Berlin, November 1928, S. 585. Kisch antwortet auf die Enquete, die von „Monde" und der „Neuen Bücherschau" gemeinsam veranstaltet wurde. Neben Kisch äußerten sich Bernard von Brentano, Arthur Holitscher und Camille Huysmanns.

221 *Über die Möglichkeit folgender Nachrichten* – Die Weltbrille, Nr. 7, Berlin, November 1928, S. 36–37. Die Glosse war bereits von der „Literarischen Welt", 2. Jg., Nr. 31, Berlin, 30. Juli 1926, S. 7, veröffentlicht worden, jedoch ohne den Absatz über Karl Kraus.

223 *Der Sportsmann als Schiedsrichter seiner selbst* – In: Willy Meisl, Der Sport am Scheidewege. Mit einem Vorwort von Egon Erwin Kisch und Beiträgen von Frank Thieß, Arnolt Bronnen, Bert Brecht, Heinz Landmann, Carl Diem. Iris Verlag, Heidelberg 1928, S. 7–18.

233 *Hollywood ohne Schminke* – A-I-Z, 8. Jg., Nr. 21, Berlin 1929, S. 7. Einzelne Partien der Reportage sind in den Reisebericht „Paradies Amerika" eingegangen (vgl. die Kapitel „Hollywoods Natur, Kultur und Skulptur", „Menschenhandel in Hollywood" und „Arbeit mit Charlie Chaplin").

236 *Der Archivar von Eger* – Prager Tagblatt, 54. Jg., Nr. 163, 14. Juli 1929, S. 3.

240 *Die „Liebe" im Krieg* – A-I-Z, 8. Jg., Nr. 31, Berlin 1929, S. 9.

242 *Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit** – Die Neue Bücherschau, 7. Jg., Nr. 10, Berlin, Oktober 1929, S. 535–538. Die Kontroverse wurde ausgelöst durch einen Aufsatz von Max Herrmann-Neiße, „Gottfried Benns Prosa", in der „Neuen Bücherschau", 7. Jg., Heft 7, Berlin, Juli 1929, S. 376–380. Daraufhin erklärten Johannes R. Becher und Egon Erwin Kisch ihren Austritt aus dem Redaktionskollegium der Zeitschrift. Auf die Erklärungen von Becher und Kisch antwortete Gerhart Pohl mit dem Aufsatz „Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit. Brief an Johannes R. Becher und E. E. Kisch" in der „Neuen Bücherschau", 7. Jg., Heft 9, Berlin, September 1929. Zu Beginn seiner Ausführungen zitiert Pohl die Schreiben von Becher und Kisch: „Freunde, Ihr beide habt – plötzlich und überraschend für uns – Euren Austritt aus dem Redaktionskomitee erklärt, dem Ihr vier Jahre angehört habt. Becher schreibt uns: ‚... Bei dieser Gelegenheit erkläre ich meinen Austritt aus dem Redaktionskomitee. Die »Bücherschau« hat in letzter Zeit meiner Auffassung nach eine Richtung eingeschlagen, für die ich nicht verantwortlich zeichnen kann. Der Aufsatz Max Herrmanns über »Benns Prosa«, diese Bekenntnisse einer schönen Seele, vertreten Auffassungen, die wir jahrelang bekämpft haben, und die nun auf einmal von neuem propagiert werden. Auf diesen Seiten tobt sich der Literatendünkel wirklich in seinen widerwärtigsten Formen aus, ich glaube, es ist unnötig, so schmockhafte Formulierungen zu wiederholen, die nicht nur geschrieben, sondern auch unterschrieben werden, wie »er rechnet mit Jahrtausenden Putschen usw.«. Bis hierher konnte ich mitgehen, trotz, trotz, trotz – und leider habe ich auch nicht die Möglichkeit noch die Zeit, in Redaktionssitzungen dagegen aufzutreten.' Und Du, lieber Kisch,

erklärst – drei Tage nach Bechers Austritt – u. a. folgendes: „... Max Herrmann-Neiße lobt nicht nur die widerliche Aristokratie, die aus jeder Zeile des Bennschen Prosabuches stinkt, er zitiert sogar zustimmend die Wehklagen, daß »Fürsten im Rinnstein und Landstreicher Diktatoren sind« (wo liegen Fürsten im Rinnstein? Und wenn schon!) und daß sich die Zeit mit der Lächerlichkeit eines »Kampfes um eine Stundenlohn-Erhöhung von 2 Pfennigen« abgibt. Am meisten aber hat mich der Einleitungssatz geärgert, worin sich Herrmann-Neiße gegen den »literarischen Lieferanten politischen Propagandamaterials« wendet. Wer kann das sein? Barbusse? Sinclair? Becher? Wen er auch immer meint, für uns hat der literarische Lieferant politischen Propaganda-Materials turmhoch über dem überlegenen Weltdichter zu stehen, über allen Benns und Stefan Georges. Es wäre Sache der Redaktion gewesen, Max Herrmann-Neiße auf eine klarere Formulierung aufmerksam zu machen.'" Den Briefen von Gottfried Benn und Egon Erwin Kisch in Heft 10 war folgende Bemerkung der Redaktion vorangestellt: „Das vorige Heft (VII/9) brachte einen Brief von Gerhart Pohl an Becher und Kisch, die – wegen eines Aufsatzes von Max Herrmann-Neiße über Gottfried Benn – aus dem Redaktionskomitee ausgeschieden waren. Der Brief hat zu einer Diskussion geführt, an der sich Zeitungen, Zeitschriften und viele Persönlichkeiten – durch Zuschriften an uns – beteiligt haben. Wenn wir heute zunächst nur die Briefe publizieren, die Gottfried Benn und E. E. Kisch an den Herausgeber gerichtet haben, so leitet uns die Erwägung, daß ihre Ansichten das stärkste Interesse unserer Leser beanspruchen dürfen. Johannes R. Becher will später in einem Leitaufsatz ‚Dichter und Zeit' seinen Standpunkt präzisieren."

247 *Selbstanzeige: „Paradies Amerika"** – Das Tagebuch, 10. Jg., Heft 47, Berlin, 23. November 1929, S. 2000–2001.

248 *Bankett in Hollywood* – Prager Tagblatt, 54. Jg., Nr. 275, 24. November 1929, S. 3. Dem Beitrag ist die Bemerkung vorangestellt: „Von Egon Erwin Kisch, der Dienstag in der ‚Lucerna' liest und von hier aus eine Vortragsreise durch die Tschechoslowakei antreten wird, die ihn über Preßburg (28.) nach Wien führt."

251 *Fußball in Amerika* – A-I-Z, 8. Jg., Nr. 47, Berlin 1929, S. 10–11. Der Text stimmt zum Teil überein mit der Reportage „Und das nennt sich Fußball!" in „Paradies Amerika" (vgl. „Gesammelte Werke", Band IV, Berlin 1962, S. 273–280).

252 *Wir gehen ins Café, weil ...** – Hamburger Illustrierte Zeitung, Nr. 11, 15. März 1930, S. 5. Das Resultat der Umfrage ist überschrieben: „Äußerungen prominenter Kaffeehausbesucher, eingeholt von unserem Mitarbeiter Romani Bernhardt." Unserem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.

253 *Über „Berlin am Morgen"** – Berlin am Morgen, 2. Jg., 16. März 1930. Unserem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde.
Tagbau im Falkenhauer Revier – Die Rote Fahne, 13. Jg., Nr. 81, Berlin, 5. April 1930, Beilage.

257 *Sprecherlaubnis* – Die Weltbühne, 26. Jg., Nr. 20, Berlin, 13. Mai 1930, S. 737–738.

259 *Ein Abend in St. Pauli* – Das Tagebuch, 11. Jg., Nr. 31, Berlin, 2. August 1930, S. 1233–1237. Die Reportage wurde, mit kleineren stilistischen Korrekturen, in der „Welt am Abend" vom 4. Februar 1931 nachgedruckt. Einzelne Korrekturen wurden in unseren Text übernommen.

263 *Das paradiesische Amerika* – A-I-Z, 9. Jg., Nr. 36, Berlin 1930, S. 704–705.

266 *Wallfahrt ums Brot* – A-I-Z, 9. Jg., Nr. 38, Berlin 1930, S. 744 bis 745.

Verbrecherjagd in Amerika – A-I-Z, 9. Jg., Nr. 41, Berlin 1930, S. 804–805.

267 *Wir funken rot* – Arbeiter-Sender, 3. Jg., Nr. 40, Berlin, 2. November 1930, S. 576.

268 *Welche neuen Gestaltungsmöglichkeiten geben Ihnen die neuen Inhalte, das außerliterarische Ziel der proletarischen Literatur?** – Moskauer Rundschau, 2. Jg., Nr. 47 (81), Moskau, 23. November 1930, S. 4. Antworten auf diese Enquete wurden außerdem von Ernst Glaeser, Ludwig Renn, F. C. Weiskopf, Louis Aragon und Georges Sadoul veröffentlicht. Den Äußerungen steht die redaktionelle Bemerkung voran: „Die Antworten auf diese Rundfrage, die wir an einige der bekanntesten Schriftsteller unter den Teilnehmern der Internationalen Konferenz gerichtet haben, beweisen, wie groß für jeden einzelnen Künstler die neuen Möglichkeiten sind, die sich im Zusammenhang mit der ungeheuren Aufgabe, in deren Dienst er sich stellt, für seine literarische Tätigkeit ergeben."

269 *Wie verhalte ich mich, wenn die Imperialisten die Sowjetunion überfallen?** – Internationale Presse-Korrespondenz, 10. Jg., Nr. 103, Berlin, 2. Dezember 1930, S. 2540. Die Antworten auf die Umfrage erschienen unter der Überschrift „Schriftsteller verteidigen die Sowjetunion". Die Frage war vom Moskauer Büro der internationalen Vereinigung revolutionärer Schriftsteller an eine Anzahl Schriftsteller gerichtet worden, u. a. an Jean-Richard Bloch, Theodore Dreiser, Martin Andersen Nexö, George Bernard Shaw, Romain Rolland, Herbert George Wells und Stefan Zweig. Auszüge aus den Antworten veröffentlichte bereits die Zeitschrift „Das neue Rußland", 7. Jg., Doppelheft 5/6, Berlin, Oktober 1930.

270 *Burian debütiert in Berlin* – Internationale Filmschau, 12. Jg., Nr. 12, Prag, 31. Dezember 1930, S. 16.

Der Charkower Schriftsteller-Kongreß – Magazin für Alle, 6. Jg., Heft 1, Berlin, Januar 1931, S. 19–20.

272 *Juden ohne Geld* – Die Welt am Abend, 9. Jg., Nr. 36, Berlin, 12. Februar 1931, 1. Beilage. Michael Golds Roman „Juden ohne Geld" wurde vom 16. Februar bis 28. März 1931 in der „Welt am Abend" abgedruckt.

274 *Die Mitbürger Napoleons* – Frankfurter Zeitung, 75. Jg., Nr. 236, 29. März 1931, Erstes Morgenblatt, S. 1–2.

282 *„Weg ins Leben"* – Die Welt am Abend, 9. Jg., Nr. 126, Berlin, 3. Juni 1931, 1. Beilage. Dem Bericht ist die Bemerkung vorangestellt: „‚Weg ins Leben' heißt der neue große sowjetrussische Film, den unser Moskauer Korrespondent bereits eingehend gewürdigt hat. Alle, die den Film gesehen haben, sind der Bewunderung voll. Egon Erwin Kisch, der bekanntlich in Moskau weilt, schildert seine Eindrücke in einem Schreiben, das wir im folgenden veröffentlichen."

283 *Jungarbeiter auf den technischen Hochschulen in der Sowjetunion* – Internationale Presse-Korrespondenz, 11. Jg., Nr. 87, Berlin, 8. September 1931, S. 1961–1962. Hinter dem Namen des Verfassers folgt in Klammern: Moskau. Der Aufsatz wurde unter dem Titel „Wie sieht es auf den technischen Hochschulen in der Sowjetunion aus?" in der Zeitschrift „Das neue Rußland", 8. Jg., Heft 8/9, Berlin, November 1931, S. 38–40, nachgedruckt.

288 *Zum zehnjährigen Geburtstag der A-I-Z** – A-I-Z, 10. Jg., Nr. 41, Berlin 1931, S. 816. Die Glückwünsche verschiedener Mitarbeiter der Zeitschrift wurden abgedruckt unter der Überschrift „An der Schwelle des 2. Jahrzehnts".

Moskau fabriziert Zeit – Deutsche Zentral-Zeitung, 6. Jg., Nr. 235, Moskau, 30. November 1931, und Nr. 237, Moskau, 3. Dezember 1931. Die Reportage wurde nachgedruckt im „Dortmunder Generalanzeiger" vom 23. Dezember 1931, Illustrierte Beilage. Ein Zeitungsausschnitt davon ist im Nachlaß vorhanden.

294 *Was Egon Erwin Kisch zu der Geschichte sagt* – Nachwort zu: Helena Bobinska, Die Rache der Kabunauri, Verlag der Jugendinternationale, Berlin 1931, S. 217–219.

296 *Gablonzer Ware* – Dem Text liegt ein Zeitungsausschnitt aus dem Nachlaß zugrunde, der noch nicht identifiziert werden konnte. Wahrscheinlich ist die Reportage vor 1933 entstanden. Eine überarbeitete, erweiterte Fassung unter dem Titel „Gablonz oder Glanz und Elend der Kinkerlitzchen" übernahm Kisch in die Sammlung „Eintritt verboten" (vgl. „Gesammelte Werke", Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 168–180).

301 *Zwischen zwei Silvestern* – Deutsche Zentral-Zeitung, 7. Jg., Nr. 1, Moskau, 1. Januar 1932, S. 3.

304 *Das Haus, darin Lenin starb* – Internationale. Kommunistisches Tagblatt für Nordwestböhmen, 13. Jg., Nr. 17, Reichenberg, 21. Januar 1932, S. 5. Eine leicht veränderte Fassung des Textes veröffentlichte die „Deutsche Zentral-Zeitung", 7. Jg., Nr. 19, Moskau, 22. Januar 1932.

310 *Telegramm aus Shanghai** – Prager Abendzeitung [Abendausgabe des „Prager Tagblatts"], 26. März 1932, S. 1.

*Aus Shanghai telegrafiert** – Die Welt am Abend, 10. Jg., Nr. 114, Berlin, 18. Mai 1932, S. 1.

311 *Moskau vor dem fünfzehnten Jahrestag* – Internationale Presse-Korrespondenz, 12. Jg., Nr. 93, Berlin, 8. November 1932, S. 3007.

313 *Der Funkreporter vom Roten Platz* – Arbeiter-Sender, 5. Jg., Nr. 47, Berlin, 18. November 1932, S. 3–4.

316 *Fünfzehn Jahre und eine Million Briefe* – Freund der Sowjets, 3. Jg., Heft 12, Berlin, Dezember 1932, S. 8.

320 *In den Kasematten von Spandau* – Die Reportagenserie wurde in der Zeit vom 25. März bis 24. April 1933 in den ersten Heften der nach Prag emigrierten „AIZ" veröffentlicht. Auch in der „Deutschen Zentral-Zeitung", 8. Jg., Nr. 80–86, Moskau, 6. April bis 14. April, erschien der Bericht in Fortsetzungen. Einzelne Reportagen wurden verschiedentlich nachgedruckt. So erschien eine gekürzte Fassung des vierten und fünften Teils des Berichts unter dem Titel „Letzter Tag in Deutschland" in der „Wiener Weltbühne", 2. Jg., Nr. 13, Wien, 30. März 1933, S. 381–385, und in der Zeitschrift „Aufruf", 3. Jg., Nr. 5, Prag, 1. April 1933, S. 7–11. Dem Abdruck im „Aufruf" steht die Bemerkung voran: „Egon Erwin Kisch, der als einer der ersten nach dem Reichstagsbrand verhaftet und mit zahlreichen Intellektuellen, wie Lehmann-Rußbüldt, Ossietzky, dem Abgeordneten Torgler u. a., in Spandau eingekerkert wurde, beschreibt hier als klassischer Augen- und Ohrenzeuge die erschütternden Eindrücke seines letzten Haftages." Eine überarbeitete, zum Teil veränderte Fassung der letzten acht Absätze des 4. Kapitels, „Von Spandau zurück zur Polizei", und des 5. Kapitels, „‚Rot Front' aus der Massenzelle – das ist die Antwort", unter dem Titel „In den Kasematten des Berliner Polizeipräsidiums" brachte die „Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung", 2. Jg., Nr. 7, Basel 1934, S. 175–176. Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Der preußische Innenminister Göring hat unlängst vor ausländischen Pressevertretern das Wüten des faschistischen Terrors in Deutschland kategorisch in Abrede gestellt. Er gab ‚nur' zu, daß Funktionäre der Kommunistischen Partei massenhaft in ‚Schutzhaft' genommen wurden. Die Folterungen der Gefangenen gehörten jedoch ins Land der Märchen. Die nachstehenden persönlichen Erlebnisse des Schriftstellers Egon Erwin Kisch im Gefängnis des Berliner Polizeipräsidiums (Kisch wurde Anfang März verhaftet und später nach der Tschechoslowakei abgeschoben) strafen Görings Behauptung Lüge. Sie zeigen, welchen grausamen körperlichen und moralischen Torturen die eingekerkerten revolutionären Arbeiter in Deutschland ausgesetzt sind." Der Bericht schließt nach „ein sechzigfaches ‚Rot Front!' antwortete mir" folgendermaßen: „Ein Zivilwachmann brachte mich auf den Anhalter Bahnhof, er hatte das für mich erlegte Geld sowie meine Uhr, Füllfeder und Messer in der Tasche, er fuhr mit mir bis Bodenbach, wo er mich den Beamten der tschechoslowakischen Grenzpolizei gegen Quittung überlieferte und mir meine Sachen und den Rest meines Geldes übergab. Dann fuhr ich nach Prag." Eine überarbeitete Fassung des ersten Kapitels, „Die Verhaftung und der habhaft gemachte Kulturbolschewismus", unter dem Titel „Der erste Schub", den die Monatsschrift „Freies Deutschland", 2. Jg., Nr. 4, México, März 1943, veröffentlichte, übernahm Kisch in die Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 (vgl. „Gesammelte Werke", Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 292–295). Eine Abschrift der Reportagenserie ist im Nachlaß vorhanden.

Wahrscheinlich wollte Kisch den Erlebnisbericht in den zweiten Teil seiner Autobiographie „Marktplatz der Sensationen" einfügen.

320 *I. Die Verhaftung und der habhaft gemachte Kulturbolschewismus* – AIZ, 12. Jg., Nr. 11/12/13, Prag, 25. März 1933, S. 247.

324 *II. Ein Polizeiwagen unterwegs* – AIZ, 12. Jg., Nr. 14, Prag, 1. April 1933, S. 263.

327 *III. Gefangener No. 1 067, Zelle No. 33* – AIZ, 12. Jg., Nr. 15, Prag, 8. April 1933, S. 279.

330 *IV. Von Spandau zurück zur Polizei* – AIZ, 12. Jg., Nr. 16, Prag, 15. April 1933, S. 299.

334 *V. „Rot Front" aus der Massenzelle – das ist die Antwort* – AIZ, 12. Jg., Nr. 17, Prag, 24. April 1933, S. 314.

337 *Der Reichstagsbrand* – Der Gegen-Angriff, 1. Jg., Nr. 1, Prag, Ende April 1933, S. 5.

342 *Literatur und Emigration* – Aufruf, 3. Jg., Nr. 9, Prag, 1. Juni 1933, S. 5–7. Eine leicht veränderte Fassung des Briefes erschien in der Zeitschrift „Das Blaue Heft", 12. Jg., Nr. 22, Paris, 15. Juni 1933, S. 673–675.

347 *Was geht an der böhmischen Grenze vor?* – Der Gegen-Angriff, 1. Jg., Nr. 3, Prag–Paris, 1. Juni 1933, S. 4.

351 *Unter den Uhren von Prag* – AIZ, 12. Jg., Nr. 22, Prag, 8. Juni 1933, S. 392 (gez. Matthias Brunhauser).

353 *Faschismus und Kultur* – Der Gegen-Angriff, 1. Jg., Nr. 6, Prag–Basel–Paris, 15. Juli 1933, S. 5.

355 *„Es gilt Hitler zu begreifen"* – Das Blaue Heft, 12. Jg., Nr. 24, Paris, 15. Juli 1933, S. 737–742.

363 *Über die Hintergründe des Reichstagsbrandes** – Tarnschrift unter dem Titel „Der Führer" (Umschlag mit dem Kopf von Hermann Göring), 46 Seiten. Das Impressum auf S. 46 lautet: 25.–30. Tausend. Verlag Franz Eher Nachf. – München [1933]. In die Dokumentation nahm Kisch folgende bereits vorher erschienene Aufsätze fast wörtlich auf: „Die Presseleiter des Reichstagsbrands" („Unsere Zeit", 6. Jg., Heft 13, Basel, 15. September 1933, S. 28–29), „Wie Torgler sich selbst stellte" („Der Gegen-Angriff", 1. Jg., Nr. 13, Prag–Paris–Basel, 15. Oktober 1933, S. 2), „Dimitroff und die zwei anderen Männer aus Sofia" (in: „Dimitroff", herausgegeben von Fritz Biehal, Prag VII, Ende 1933, S. 13–15). Auch Teile aus dem Aufsatz „Der Reichstagsbrand" („Der Gegen-Angriff", 1. Jg., Nr. 1, Prag, Ende April 1933, S. 5) sind eingearbeitet.

385 *Ein Gespenst geht um ...* – In: Theodor Balk, Ein Gespenst geht um ... Einleitung von Egon Erwin Kisch, Edition Combat, Paris 1933, S. 1–2.

387 *Ein wirklicher Arbeiterführer und eine angebliche Arbeiterpartei* – Der Gegen-Angriff, 2. Jg., Nr. 8, Prag–Basel–Paris, 24. Februar 1934, S. 4.

389 *Ein Jahr „Gegen-Angriff"** – Der Gegen-Angriff, 2. Jg., Nr. 18, Paris–Basel–Prag, 5. Mai 1934, S. 6.

390 *Erich Mühsam unseren letzten Gruß!* – Der Gegen-Angriff, 2. Jg., Nr. 29, Prag–Basel–Paris, 19. Juli 1934, S. 7.

392 *Wir arbeiten in Eurem Sinn* – Deutsche Zentral-Zeitung, 9. Jg., Nr. 189, Moskau, 17. August 1934.

393 *Des Hellsehers letztes Wort* – In: Bruno Frei, Hanussen. Ein Bericht. Mit einem Vorwort von Egon Erwin Kisch. Sebastian Brant-Verlag, Strasbourg 1934, S. 7–8.

394 *An die Internationale Arbeiterhilfe** – Deutsche Zentral-Zeitung, 10. Jg., Nr. 133, Moskau, 11. Juni 1935, S. 4. Der Brief wurde auch abgedruckt im „Gegen-Angriff", 3. Jg., Nr. 24, Prag–Basel–Paris, 15. Juni 1935, S. 6.

396 *Eine gefährliche Literaturgattung* – Deutsche Zentral-Zeitung, 10. Jg., Moskau, 27. Juni 1935, S. 3. Dem Text steht die Bemerkung voran: „Die nachfolgenden Zeilen sind ein Auszug aus der Rede, die Genosse Kisch vor dem Internationalen Kongreß zum Schutze der Kultur gehalten hat." Der Beitrag wurde auch im „Gegen-Angriff", 3. Jg., Nr. 28, Prag–Basel–Paris, 12. Juli 1935, S. 4, abgedruckt.

397 *Reportage als Kunstform und Kampfform* – Mitteilungen der Deutschen Freiheits-Bibliothek, Nr. 4, Paris, 27. Juni 1935, S. 2–3. Der Text wurde übernommen in den Band „Abenteuer in fünf Kontinenten", Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR, Moskau 1936, S. 248–251. Eine leicht veränderte Fassung der Schlußpartien der Rede unter dem Titel „Reporter" veröffentlichte die „Neue Weltbühne", 31. Jg., Nr. 28, Prag–Zürich–Paris, 11. Juli 1935, S. 874–875.

400 *Zum Kongreß der Schriftsteller** – Der Gegen-Angriff, 3. Jg., Nr. 26, Prag–Paris–Basel, 29. Juni 1935, S. 4. Die Äußerungen sind überschrieben: „Schriftsteller an den ‚Gegen-Angriff'. Unserem Sonderberichterstatter auf dem Kongreß der Schriftsteller gaben einige Teilnehmer Erklärungen für den ‚Gegen-Angriff' ab." Neben Kisch äußerten sich Martin Andersen Nexö und Michael Gold.
*Deutsche Schriftsteller auf dem Kongreß** – Der Gegen-Angriff, 3. Jg., Nr. 28, Prag–Basel–Paris, 12. Juli 1935, S. 4. Neben Kisch äußerten sich Johannes R. Becher und Leonhard Frank.

401 *Lieber Genosse Ernst Thälmann* – Der Gegen-Angriff, 3. Jg., Nr. 30, Prag–Basel–Paris, 27. Juli 1935, S. 4. Den Briefen steht die Bemerkung voran: „Deutsche Schriftsteller schreiben an Thälmann. Anläßlich der Thälmann-Kampfwoche haben die deutschen antifaschistischen Schriftsteller beschlossen, an Ernst Thälmann, der im Untersuchungsgefängnis Moabit seit 2½ Jahren gefangengehalten wird, Briefe zu schreiben."

402 *Geist gegen Macht* – Neue Deutsche Blätter, 2. Jg., Nr. 6, Prag–Zürich–Paris–London–Amsterdam, August 1935, S. 321–324. Der Aufsatz wurde gemeinsam mit Bodo Uhse geschrieben.

407 *Bodo Uhse: „Söldner und Soldat"* – Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung, 4. Jg., Nr. 25, Basel 1935, S. 1276.

409 *Ein Brief an das Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus** – Rundschau über Politik, Wirtschaft und Arbeiterbewegung, 4. Jg., Nr. 46, Basel 1935, S. 2059–2060.

411 *Über die Universum-Bücherei* – Der Gegen-Angriff, 3. Jg., Nr. 46, Prag–Basel–Paris, 17. November 1935, S. 6.

412 *Drei Viertel des Vierjahrplans* – Der Gegen-Angriff, 4. Jg., Nr. 5, Prag–Basel–Paris, 1. Februar 1936, S. 6.

415 *Dear Charlie Chaplin* – Das Neue Tage-Buch, 4. Jg., Heft 12, Paris, 21. März 1936, S. 284–285.

418 *Der große Lehrer, der zugleich der teure Genosse war* – Deutsche Zentral-Zeitung, 11. Jg., Nr. 144 (2246), Moskau, 24. Juni 1936, S. 1. Unter der Überschrift „Worte der Trauer und Liebe" nachgedruckt in der „Internationalen Literatur", 6. Jg., Heft 9 (Sonderheft für Maxim Gorki), Moskau, September 1936, S. 45.

Unkastrierte Untermenschen – Die neue Weltbühne, 32. Jg., Nr. 48, Prag, 26. November 1936, S. 1509–1513. Eine erweiterte Fassung des Berichts unter dem Titel „Die Ahnen" übernahm Kisch in den Band „Landung in Australien" (vgl. „Gesammelte Werke", Band IV, Berlin 1962, S. 450–462).

423 *André Gide macht kehrt* – Deutsche Volkszeitung, 2. Jg., Nr. 1, Prag–Paris–Basel, 3. Jänner 1937, S. 5. Zuerst tschechisch erschienen („André Gide se vrací domů") in: „Rudé právo", Nr. 300, Prag, 25. Dezember 1936, S. 3, mit dem Vermerk: „Psáno pro ‚Rudé právo'" (Geschrieben für „Rudé právo"), übersetzt von Jarmila Haasová.

427 *Ein neuer deutscher Roman* – Die Volks-Illustrierte, 2. Jg., Nr. 6, Prag, 10. Februar 1937, S. 92.

428 *Alexander Granowski* – Die neue Weltbühne, 33. Jg., Nr. 12, Prag–Zürich–Paris, 18. März 1937, S. 375.

429 *Am 1. Mai vor den Uhren* – Deutsche Volkszeitung, 2. Jg., Nr. 18, Prag–Paris–Basel, 1. Mai 1937, S. 5.

432 *Nach dem Mai in Shanghai* – Die Volks-Illustrierte, 2. Jg., Nr. 18, Prag, 5. Mai 1937, S. 280.

434 *Protokoll* – Das Wort, 2. Jg., Heft 4/5, Moskau, April/Mai 1937, S. 175–176.

435 *Die neue Ära des spanischen Bürgerkrieges* – Deutsche Informationen, 2. Jg., Nr. 201, Paris, 17. Juni 1937 (Sonderdienst der Deutschen Informationen). Dem Text ist die Bemerkung vorangestellt: „Der bekannte deutsche Schriftsteller Egon Erwin Kisch, der sich gegenwärtig bei der spanischen republikanischen Volksarmee befindet, gab in einem Interview, das das ‚Bulletin d'Information des Brigades Internationales' veröffentlicht, eine Erklärung ab, aus der die ‚Deutschen Informationen' zitieren." Den sechsten Absatz der Erklärung Kischs veröffentlichte die Zeitschrift „Der deutsche Schriftsteller", Sonderheft Spanien, Paris, Juli 1937, S. 6.

436 *Zum zweiten Internationalen Kongreß der Schriftsteller** – Das Wort, 2. Jg., Heft 10, Moskau, Oktober 1937, S. 66–68.

438 *Grüße von der Front** – Die Volks-Illustrierte, 2. Jg., Nr. 44, Prag, 3. November 1937, S. 18. Der Autor des zweiten Beitrags ist Gustav Regler.

440 *Die „Dissimulanten" von Benicasim* – Die Volks-Illustrierte, 3. Jg., Nr. 5, Prag, 2. Februar 1938, S. 2–3. Eine gekürzte, veränderte Fassung

des Berichts unter dem Titel „Alle sind hier von dem Wunsch ...“ erschien im „Deutschen Volksecho“, 2. Jg., Nr. 22, New York, 28. Mai 1938, S. 4. Der Text wurde eingearbeitet in die größere Reportage „Die verwundeten Kameraden der Internationalen Brigaden“, die die „Internationale Literatur“, 8. Jg., Heft 6, Moskau, Juni 1938, veröffentlichte und die unter dem Titel „Soldaten am Meeresstrand“ in die Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten“ von 1948 aufgenommen wurde (vgl. „Gesammelte Werke“, Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 311–335).

443 *Die Sanität der Internationalen* – In: Gusti Jirku, Kampf dem Tode! Die Arbeit des Sanitätsdienstes der Internationalen Brigaden. Einleitung von Egon Erwin Kisch, Madrid 1938, S. 3–6.

445 *An die Veranstalter des Volkskulturtages in Reichenberg** – Deutsche Volkszeitung, 3. Jg., Nr. 25, Paris–Prag–Kopenhagen, 19. Juni 1938, S. 5. Der Brief Kischs ist in einen Artikel unter der Überschrift „Volkskulturtag in Reichenberg“ eingefügt. Es heißt dazu: „Egon Erwin Kisch, der bekanntlich soeben zum Stadtrat in Prag gewählt wurde, richtete an die Veranstalter des Volkskulturtages ein Schreiben.“

446 *Ein Brief der Genossin Krupskaja* – Deutsche Volkszeitung, 3. Jg., Nr. 37, Paris–Prag–Kopenhagen, 11. September 1938, S. 7. Dem Beitrag ist die Bemerkung vorangestellt: „Der bekannte deutsche Schriftsteller Egon Erwin Kisch, von dem Provokateure im Goebbelsministerium kürzlich frech behaupteten, er wäre General ‚kommunistischer Stoßtrupps‘ im Sudetengebiet, stellt uns den nachstehend bildgetreu wiedergegebenen Brief der Witwe Lenins zur Verfügung, den er auf eine Anfrage aus Moskau erhielt. Er schreibt dazu.“ Dem Kisch-Text ist das Faksimile des Briefes von Nadeshda K. Krupskaja beigegeben. Der Text lautet: „Werter Genosse Kisch, es ist möglich, daß ich den Namen der Straße, wo sich das ‚Museum des Jahres 1848‘ befand, nicht richtig bezeichnet habe. Ich habe in den ‚Erinnerungen‘ geschrieben, ‚es scheint mir‘. Aber es ist nicht wichtig, weil dieses Museum nur kurze Zeit existierte, es wäre wichtiger, dieses Museum Exposition zu nennen. Leider erinnere ich mich nicht mehr, welche Gegenstände dort exponiert waren. Mit kommunistischem Gruß. 15. VII. 38. N. Krupskaja.“

447 *Antwort an einen Zurückgelassenen* – Der deutsche Schriftsteller, Sonderheft zum Jubiläum des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, Paris, November 1938, S. 29.

448 *Zu Balder Oldens Kerr-Kritik* – Die neue Weltbühne, 35. Jg., Nr. 2, London–Zürich–Paris, 12. Januar 1939, S. 56–57. Kisch bezieht sich auf Balder Oldens Beitrag „Gedichte von Alfred Kerr“ in der „Neuen Weltbühne“, 35. Jg., Nr. 1, London–Zürich–Paris, 5. Januar 1939, S. 13–15.

449 *Lied der Zeit* – In: Egon Erwin Kisch, Unter Spaniens Himmel, hrsg. von Gisela Kisch. Deutscher Militärverlag, Berlin 1961, S. 119–121. Der Erstdruck konnte bisher noch nicht ermittelt werden. Auf einem Blatt im Nachlaß fand sich lediglich der Hinweis: Paris 1939.

451 *Die Verleumdung der Französischen Revolution* – Deutsche Volkszeitung, 4. Jg., Nr. 26, Paris, 25. Juni 1939, S. 7.
456 *Karl May, Mexiko und die Nazis* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 1, México, 15. November 1941, S. 11–12.
461 *Ein Gruß und eine Antwort* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 4, México, 15. Februar 1942, S. 2.
462 *Ein Held unserer Zeit* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 4, México, 15. Februar 1942, S. 25–26.
467 *Humboldt, politisch und privat* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 7, México, 15. Mai 1942, S. 10–12. Eine leicht gekürzte Fassung des Aufsatzes wurde aufgenommen in die Broschüre „Der falsche Magier", London, November 1943, S. 13–19.
476 *Auf den Tod Robert Musils* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 8, México, 15. Juni 1942, S. 29.
478 *Die wissenschaftliche Konquista* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 11, México, 15. September 1942, S. 11–13.
486 *Erinnerungen eines alten Mitarbeiters* – Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 12, México, 15. Oktober 1942, S. 3–4. Eine gekürzte Fassung des Beitrags brachte die Zeitschrift „Jugend voran", London–New York, Frühjahr 1943, S. 13–14.
488 *Dem Dichter Rudolf Leonhard* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 1, México, November/Dezember 1942, S. 2. Der Beitrag ist nicht gezeichnet.
490 *Wettkampf der Industrien* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 1, México, November/Dezember 1942, S. 30.
491 *Mord, Mord und wiederum Mord, zehn Jahre lang* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 3, México, Februar 1943, S. 2. Der Beitrag ist nicht gezeichnet.
493 *Zur Literaturgeschichte des letzten Vierteljahrhunderts* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 5, México, April 1943, S. 25–26.
498 *Hundert Kilometer vor Moskau* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 9, México, August 1943, S. 34.
500 *Zu Theodor Balks Roman „Das verlorene Manuskript"* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 10, México, September 1943, S. 29.
502 *Auf den Tod Romain Rollands* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 12, México, November 1943, S. 2.
503 *Heinrich Vogeler-Worpswede – siebzig Jahre* – Freies Deutschland, 2. Jg., Nr. 12, México, November 1943, S. 31 (gez. Mat. Br.).
504 *Für Romain Rolland** – Demokratische Post, 1. Jg., Nr. 7, México, 15. November 1943, S. 3 (gez. Mat. Br.).
505 *Die Dreigroschenoper in Mexiko* – Freies Deutschland, 3. Jg., Nr. 2, México, Januar 1944, S. 29–30 (gez. Mathias Brunhauser).
506 *Deutsche Schriftsteller in der UdSSR* – Demokratische Post, 1. Jg., Nr. 12, México, 1. Februar 1944, S. 3 (gez. Mathias Brunhauser).
507 *Theodor Wolff* – Freies Deutschland, 3. Jg., Nr. 5, México, April 1944, S. 26 (gez. Mathias Brunhauser).
509 *Mexikanischer Abend im Heine-Klub** – Freies Deutschland, 3. Jg., Nr. 7, México, Juni 1944, S. 31 (gez. M. B.).

509 *Die Anfänge der Inquisition in Mexiko* – Demokratische Post, 2. Jg., Nr. 2, México, 1. September 1944, S. 3. Dem Artikel ist die Bemerkung vorangestellt: „Frau Dr. Else Volk sendet uns eine Zuschrift, in der es heißt: ‚Gestatten Sie mir, daß ich Sie, als verantwortlichen Redakteur der Demokratischen Post, auf einen sehr bedauerlichen Irrtum aufmerksam mache, der in dem Aufsatz des Herrn Kisch geschehen ist. Nur einfach um journalistische Späße zu machen, darf man doch nicht die Geschichte verfälschen, und es ist immerhin möglich, daß auch Mexikaner das Blatt lesen. Herr Kisch schreibt: daß ein Einwanderer böhmischer Abkunft vor das Inquisitionsgericht kam und vom Erzbischof Zumárraga persönlich verhört und abgeurteilt wurde. Abgesehen von dem dummen Spaß, daß ein Inquisitor gesagt haben soll: No me diga ..., ist folgendes zu bemerken: Die Inquisition wurde in Mexiko im Jahre 1571 eingeführt (siehe Alfonso Teja Zabre: La Historia de México. Siehe weiter: La Historia de México von Antonio Pérez Verdia). Zumárraga ist aber im Jahre 1548 gestorben. Er kann also nicht Inquisitor gewesen sein. Wollen Sie dies gefälligst zur Kenntnis nehmen und fürderhin historisch sein wollende Aufsätze vor der Drucklegung einem sachverständigen Korrektor unterbreiten.‘ Egon Erwin Kisch, dem wir die Zuschrift weitergeleitet haben, bemerkt dazu." Dr. Else Volk bezieht sich auf den Aufsatz „Mexiko und Böhmen" von Kisch, abgedruckt in der „Demokratischen Post", 1. Jg., Nr. 24, México, 1. August 1944, S. 5.

511 *Ein Gedichtband aus dem Exil* – Demokratische Post, 2. Jg., Nr. 7, México, 15. November 1944, S. 3.

512 *Ein humoristisches Buch Ludwig Renns* – Demokratische Post, 2. Jg., Nr. 9, México, 15. Dezember 1944, S. 3. – „Adel im Untergang" von Ludwig Renn erschien im Verlag „El Libro Libre", México 1944.

513 *Die Mission des „Aufbau"** – Aufbau, 10. Jg., Nr. 52, New York, 29. Dezember 1944, S. 24. Neben Kisch sind Äußerungen von Bruno Frank, Lion Feuchtwanger, Alfred Kerr, Martin Gumpert, Ernst Lothar und Albert Bassermann abgedruckt.

514 *Drei Einakter von Courteline* – Freies Deutschland, 4. Jg., Nr. 3, México, Februar 1945, S. 29 (gez. Matthias Brunhauser).

515 *Arne Laurin* – Freies Deutschland, 4. Jg., Nr. 5, México, April 1945, S. 28.

516 *Bruno Frank* – Freies Deutschland, 4. Jg., Nr. 9, México, August 1945, S. 30 (gez. Mathias Brunhauser).

517 *Auf den Tod Franz Werfels* – Freies Deutschland, 4. Jg., Nr. 11, México, Oktober 1945, S. 30 (gez. Matthias Brunhauser).

519 *Grabschrift für Käthe Kollwitz* – Freies Deutschland, 4. Jg., Nr. 12, México, November/Dezember 1945, S. 54. Der Aufsatz wurde mit kleinen Änderungen in der „Weltbühne", 1. Jg., Nr. 7, Berlin, 1. Oktober 1946, S. 206–208, nachgedruckt.

521 *Beethovenfeier im Heine-Klub* – Neues Deutschland, 5. Jg., Nr. 1, México, Januar 1946, S. 30 (gez. Math. B.).

522 *Leopold Jessner* – Neues Deutschland, 5. Jg., Nr. 2, México, Februar 1946, S. 28 (gez. Matthias Brunhauser).

523 *Eine Tat des kollektiven Optimismus* – In: Heines Geist in Mexiko. Herausgegeben vom Heinrich-Heine-Klub, México 1946, S. 12.

524 *Nachwort zu Louis Fürnberg, „Der Bruder Namenlos“** – In: Louis Fürnberg, Der Bruder Namenlos. Ein Leben in Versen, Mundus-Verlags-AG, Basel 1947, S. 113–116.

526 *Die Pflicht jedes Sittlichen* – Tägliche Rundschau, 3. Jg., Nr. 261 (762), Berlin, 7. November 1947, S. 6.

ANMERKUNGEN

5 *in der Anthologie „Klassischer Journalismus"* – Den Beitrag „Wie ich mir den Deutsch-Französischen Vertrag verschaffte" von Opper de Blowitz, abgedruckt in der New-Yorker Monatszeitschrift „Harper's Monthly Magazine", 1900, übernahm Kisch in seine Sammlung „Klassischer Journalismus" (1923).

6 *Couloirs* – (franz.) Wandelgänge.
telling the truth, the whole truth – (engl.) die Wahrheit berichtend, die ganze Wahrheit.

7 *Gejaid* – Jagd.
die böhmische Chronik des Kosmas – Gemeint ist die lateinische „Chronica Boemorum" des böhmischen Chronisten Kosmas von Prag (etwa 1045–1125).
Vacek-Kamenický – František Jaroslav Vacek-Kamenický (1806 bis 1869), tschechischer Geistlicher und Dichter; gemeint ist sein Sonettenzyklus „Lilie a růže" („Lilien und Rosen") von 1846, eine freie Nachdichtung der Chronik des Kosmas.
Rev. Father Wasek, arch-priest of the parish – (engl.) Seine Hochwürden Pater Wasek, Erzpriester der Pfarrgemeinde.

8 *Gortschakow* – Alexander Michailowitsch Gortschakow (1798 bis 1883), russischer Politiker; von 1856 bis 1882 Außenminister.
daß Herr Opper mir vom Kongreß her grollte ... – Frei zitiert nach Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", Zweites Buch, Siebzehntes Kapitel, Berliner Kongreß.

9 *Beaconsfield* – Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield (1804–1881), britischer Staatsmann und Schriftsteller; 1868 und von 1874 bis 1880 Premierminister.

10 *Ebauche* – (franz.) Entwurf, Skizze.
„L'Argent" – Der Roman, deutsch unter dem Titel „Geld" erschienen, kam 1891 heraus.
„il faut bien permettre ..." – (franz.) man muß wohl meinen alten Tagen erlauben, nach der langen Befragung der Realität ein wenig von einer Verlängerung im Morgen zu träumen.

11 *„Travail"* – Der Roman, deutsch unter dem Titel „Arbeit", erschien 1901.

13 *Sült* – Wilhelm Sült, revolutionärer Führer der Berliner Elektrizitätsarbeiter; wurde Ende März 1921 verhaftet und auf dem Wege zu einer Vernehmung im Berliner Polizeipräsidium hinterrücks erschossen.
der dreiunddreißigfache Matrosenmord – Am 11. März 1919 wurden in einem Bankgebäude der Französischen Straße in Berlin 29 Matrosen der Volksmarinedivision von konterrevolutionären Truppen ermordet.

13 *Jogiches* – Leo Jogiches-Tyszka (1867–1919), revolutionärer Arbeiterführer; Mitbegründer der Kommunistischen Partei Deutschlands; wurde am 10. März 1919 im Untersuchungsgefängnis Moabit ermordet.

Paasche – Hans Paasche (1881–1920), Marineoffizier; schloß sich während des Krieges der pazifistischen Bewegung an und gehörte 1918/19 dem Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte an.

14 *e tutti quanti* – (ital.) und alle anderen.

15 *Camus de Belley* – Jean-Pierre Camus (1582–1652), französischer Geistlicher und Schriftsteller; von 1608 bis 1629 Bischof von Belley.

Bouchardon – Pierre Bouchardon (1870–1950), französischer Jurist und Kriminalschriftsteller.

Locard – Edmond Locard (geb. 1877), französischer Arzt und Strafrechtslehrer; leitete von 1910 bis 1951 das Polizei- und Kriminallaboratorium in Lyon; in seiner Reportage „Das Kriminalkabinett von Lyon" nennt ihn Kisch einen „Großmeister der Kriminalistik" (vgl. „Gesammelte Werke", Band V, Berlin und Weimar 1972, S. 651–655).

16 *Cause célèbre* – (franz.) aufsehenerregender Rechtsfall.

17 *„Die Verbrechen der Gegenwart"* – Es handelt sich um die Reihe „Außenseiter der Gesellschaft" des Verlages Die Schmiede Berlin, in der 1924 als Band 2 Kischs Report „Der Fall des Generalstabschefs Redl" erschien.

der einunddreißigfache Matrosenmord in der Französischen Straße – Vgl. Anm. zu S. 13.

18 *Ruyter* – Michiel Adriaanszoonde Ruyter (1607–1676), niederländischer Seefahrer und Admiral.

19 *picture-money* – (engl.) Fotogeld.

20 *tempora mutantur et frisures mutantur in illis* – (lat.) Die Zeiten ändern sich, und die Frisuren ändern sich mit ihnen; Wortspiel Kischs nach der lateinischen Sentenz „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis" (Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen).

Qua fuit a saeclis ... – (lat.) Wo seit Jahrhunderten unter dem Zeichen von Moses und Aaron ein Tempel gestanden hat, steht jetzt ein prächtigeres, für den Erlöser wiederhergestelltes Gotteshaus.

21 *Acosta* – Uriel Acosta, auch Gabriel da Costa (ca. 1585–1640), portugiesisch-jüdischer Religionsphilosoph.

Zewi – Sabbati Zewi (1626–1676), jüdischer Kabbalist und messianischer Schwärmer; Begründer der religiösen Bewegung des Sabbatismus.

Chajon – Nechemja Chija ben Mose Chajjun (ca. 1650 bis ca. 1730), jüdischer Kabbalist, Lehrer und Prediger; zeitweise Anhänger Sabbati Zewis.

22 *Chor-Regens* – Leiter eines Kirchenchors.

Parnassimos Senhores ... se estron est esnoga construída – (port.) Unter den ehrenwerten Herren ... ist der Tempel erbaut worden.

22 *Maurithshuis* – Unter Maurits (Moritz) von Oranien (1567–1625), ab 1585 Statthalter der Niederlande, in Den Haag erbauter Palast mit berühmter Gemäldesammlung.

23 *Punktalglazen* – (niederl.) Punktalgläser.
Pincenez – (niederl.) Kneifer.
Tooneelkijkers – (niederl.) Operngläser.
Pojazen – Hanswurste, Hampelmänner.
Maranen – Die während der Judenverfolgungen des 15. und 16. Jahrhunderts in Spanien getauften, aber insgeheim ihrem Glauben treu gebliebenen Juden.

25 *Boudins* – (franz.) Blutwürste.
Wer ihn in seinem Wigwam zu Radebeul sah – Egon Erwin Kisch interviewte Karl May im Frühjahr 1910 und veröffentlichte in der „Bohemia" vom 15. Mai 1910 eine Reportage unter der Überschrift „In der Villa ‚Shatterhand'", die er später unter dem Titel „Im Wigwam Old Shatterhands" in die Sammlung „Hetzjagd durch die Zeit" aufnahm.

26 *Guilbert* – Yvette Guilbert (1867–1944), französische Sängerin und Schauspielerin.

27 *„Faust"* – Der „Faust"-Film in der Regie von Friedrich Wilhelm Murnau wurde im Oktober 1926 uraufgeführt. Das Drehbuch schrieb Hans Kyser; Gösta Ekman spielte den Faust, Camilla Horn das Gretchen, Emil Jannings den Mephisto und Yvette Guilbert die Marthe.
A. K. – Gemeint ist wahrscheinlich der Journalist und Schriftsteller Anton Kuh (1890–1941), der zum Freundeskreis Egon Erwin Kischs in Wien gehörte.

30 *unter primitiven Negervölkern der Sahara* – Anfang 1927 bereiste Kisch Algerien und Tunis.
Förderung eines Kinderheims – Der dem Maler und Graphiker Heinrich Vogeler ursprünglich gehörende „Barkenhoff" in Worpswede war 1923 als Erholungsheim für Kinder politisch Verfolgter an die „Rote Hilfe" übergeben worden.

31 *Alexander, šel na vandr ...* – (tschech.) Alexander, ging auf die Wander, kaufte sich dort Kandiszucker.
Cicvárkovo semínko – (tschech.) Zitwersamen.
Pendrek – (tschech.) Bärendreck, Bärenzucker (Süßholz).
mýdlíčko – Diminutiv von mýdlo: (tschech.) Seife.

34 *Apfel* – Alfred Apfel (1882–1940), Jurist; trat während der Weimarer Republik in vielen politischen Prozessen gegen linke Intellektuelle und Revolutionäre als Verteidiger auf; 1921 verteidigte er Max Hoelz vor dem Berliner Sondergericht.

41 *Stieber* – Vgl. Kischs Reportage „Stieber in Nikolsburg und Versailles" in der Sammlung „Prager Pitaval" („Gesammelte Werke", Band II/2, Berlin und Weimar 1969, S. 272–279).

42 *Harden* – Am 3. Juli 1922 verübten nationalistische, antisemitische Terroristen ein Attentat auf den Schriftsteller Maximilian Harden (1861–1927), an dessen Folgen er später starb.

43 *Bednyj* – Demjan Bednyj (1883–1945), russisch-sowjetischer Lyriker.

44 *Tagebuch des Harry Domela* – Die Aufzeichnungen „Der falsche Prinz. Leben und Abenteuer. Im Gefängnis zu Köln von ihm selbst geschrieben Januar bis Juni 1927" von Harry Domela erschienen 1927.
46 *Sebastian* – Der König von Portugal Sebastian I. (1557–1578) fand in der Schlacht bei el Qsar el Kbir (1578) den Tod.
50 *Leverkus* – Die Farbenfabrik des Apothekers Carl Leverkus in Wiesdorf – heute Leverkusen – wurde 1891 von der Farbenfabrik Bayer AG übernommen.
52 *Dehmel in seinem kleinbürgerlichen Proletariergedicht* – Gemeint ist das Gedicht „Der Arbeitsmann" aus der Sammlung „Aber die Liebe" (1893) von Richard Dehmel.
53 *Girardi* – Alexander Girardi (1850–1918), österreichischer Schauspieler und Sänger.
„Die Nelkenburg" – Die Dramenparodie „Die Nelkenburg. Ein ritterlich Spiel" von Rudolf Pick erschien 1923.
54 *Chutzpejüngel* – (jidd.) unverschämter Kerl.
Nedann – (jidd.) Aussteuer, Mitgift.
Chassene – (jidd.) Heirat.
58 *„La Terre"* – Der Roman „La Terre" („Die Erde") erschien 1887.
59 *„Paris"* – Der Roman erschien 1898.
62 *„Travail"* – Der Roman „Travail" („Arbeit") erschien 1901.
„Drei Städte" – Die Trilogie umfaßt die Romane „Lourdes" (1894), „Rome" (1896) und „Paris" (1898).
Phalansterium – Die von dem französischen utopischen Sozialisten François-Marie-Charles Fourier (1772–1837) vorgeschlagene Wohn- und Arbeitsgemeinschaft umfaßt eine Phalanx, etwa vierhundert Familien.
63 *Hereditätslehre* – Vererbungslehre.
65 *Train bleu* – (franz.) Blauer Expreß.
68 *Dordogne* – Departement in Südfrankreich.
73 *wie man seiner habhaft wurde* – Vgl. die Reportage „Man überwältigt den Grasel" in der Sammlung „Prager Pitaval".
79 *Ježišmante, Galejník!* – (tschech.) Etwa: Herrjemine, der Galeerensträfling!
„Der Galeerensträfling" – Der zweiteilige Film „Der Galeerensträfling" entstand 1919; Regie führte Paul Wegener, der auch mehrere Rollen spielte; als literarische Vorlage diente der Verbrecher Jacques Colin aus Balzacs „Glanz und Elend der Kurtisanen".
Ba né – (tschech.) Nein doch.
81 *Das ist mehr als eines Dichters Einfall* – Gemeint ist Heinrich Mann mit seinem Drama „Madame Legros" (1913).
84 *Friehe* – Vgl. „Der Bergmann Erich Friehe", S. 33.
Witzlebener Messegelände – Vgl. „Verbrechen und Literatur. Zur großen Polizei-Ausstellung in Berlin", S. 14.
86 *„Prigioni"* – Gemeint ist die Gefängnisschilderung „Le mie prigioni" (1832; deutsch „Meine Gefängnisse") des italienischen Lyrikers und Dramatikers Silvio Pellico (1789–1854).

86 *de profundis* – Die Lebensbeichte „De Profundis“ von Oscar Wilde (1854–1900) erschien postum 1905.

Reading Gaol – Das Zuchthaus von Reading, wo Oscar Wilde von 1895 bis 1897 eingesperrt war.

Schapowalow – Die „Erinnerungen eines Arbeiterrevolutionärs“, „Auf dem Wege zum Marxismus“, von Alexander Sidorowitsch Schapowalow erschienen 1926.

Wera Figners Memoiren – Die Lebenserinnerungen der russischen Revulutionärin und Schriftstellerin Vera Nikolajewna Figner (1852–1942) erschienen 1927 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Nacht über Rußland“.

Carl Hau – Der Rechtsanwalt Carl Hau hatte am 6. November 1906 seine Schwiegermutter vorsätzlich getötet, er war dafür zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden; seine Erinnerungsbücher „Das Todesurteil. Die Geschichte meines Prozesses“ und „Lebenslänglich. Erlebtes und Erlittenes“ erschienen 1925.

92 *„Die Front“* – Die Reportagensammlung „Front“ der russisch-sowjetischen Journalistin und Schriftstellerin Larissa Michailowna Reisner (1895–1926) erschien 1924.

Tschinowniki – (russ.) Beamte.

93 *„Ten days that shook the world“* – (engl.) „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“.

94 *„Mit dem größten Interesse ...“* – Lenin, Vorwort zu John Reed, „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“, geschrieben Ende 1919, veröffentlicht 1923.

95 *IWW* – Industrial Workers of the World: (engl.) Industriearbeiter der Welt; 1905 in Chicago gegründete Gewerkschaftsorganisation; trug wesentlich zur Sammlung der revolutionären Kräfte in den USA bei; nach dem ersten Weltkrieg zerfiel die Organisation.

96 *Villa* – Francisco Villa, eigentl. Doroteo Arango (1877–1923), mexikanischer Revolutionär und General.

„Mexiko im Aufstand“ – Die Reportagensammlung „Insurgent Mexico“ (deutsch auch unter dem Titel „Mexiko in Aufruhr“) von John Reed erschien 1914.

98 *Mackensen* – August von Mackensen (1849–1945), preußischer General, war 1915 Armeeführer in Serbien.

100 *Narkomindel* – Narodni kommissariat inostrannich del: (russ.) Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten.

Als Reed auf dem III. Allrussischen Sowjetkongreß auftrat ... – Boris Reinstein, Nachwort zu der deutschen Ausgabe von John Reed, „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ (1922).

102 *AF of L.* – American Federation of Labor; in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandene amerikanische Gewerkschaftsorganisation, die sich im 20. Jahrhundert zu einer Interessenvertretung der Arbeiteraristokratie und der Funktionärsbürokratie mit antisozialistischer Zielstellung entwickelte.

105 *wo man den Lyriker wegen einer Warnung vor Gaskriegen ... vors Reichsgericht stellt* – Gemeint ist Johannes R. Becher, der 1928 u. a.

wegen seines Buches „Levisite oder Der einzig gerechte Krieg" (1926) in Leipzig vor Gericht gestellt werden sollte.

106 *Awertschenko* – Der Erzählungsband „Ein Dutzend Dolche in den Rücken der Revolution" des russischen satirischen Schriftstellers Arkadij Timofejewitsch Awertschenko (1881–1925) erschien 1921 mit einem Vorwort von Lenin.

110 *Malířová* – Helena Malířová (1877–1940), tschechische Journalistin und Schriftstellerin.

Schober – Johannes Schober (1874–1932), österreichischer Politiker; 1921/22 und 1929/30 Bundeskanzler; als Polizeipräsident von Wien ging er im Juli 1927 brutal gegen Arbeiterdemonstrationen vor.

zweiunddreißig Matrosen... – Vgl. Anm. zu S. 13.

113 *Dshershinski* – Feliks Dzierżyński (1877–1926), sowjetischer Staatsmann; Führer der polnischen und russischen revolutionären Arbeiterbewegung; seit 1917 Vorsitzender der Tscheka.

114 *Majakowskis revolutionärem Marschlied* – Gemeint ist Majakowskis Gedicht „Linker Marsch" von 1918.

Levá! Levá! – (tschech.) Links! Links!

115 *diese unglaubliche Szene* – Gemeint ist die Reportage „Erste und letzte Ausfahrt der Flotte" (vgl. „Gesammelte Werke", Band V, Berlin und Weimar 1972, S. 388–400).

der flüchtige Professor Masaryk – Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937), der spätere Präsident der Tschechoslowakischen Republik, emigrierte im Dezember 1915 nach England.

Artikelserie über Albrecht Dürers Familie – Den Aufsatz „Dürers ungarische Vaterstadt" veröffentlichte das „Berliner Tageblatt" am 19. Oktober 1916 (vgl. Band VIII, S. 187).

116 *eine solche mißglückte Reportage in Weimar* – Gemeint ist die Reportage „Der Naturschutzpark der Geistigkeit" („Gesammelte Werke", Band V, Berlin und Weimar 1972, S. 401–404).

120 *Livreur* – (franz.) Auslieferer.

122 *Leo XIII.* – Giocchino Vincenzo Graf Pecci (1810–1903), als Leo XIII. Papst von 1878 bis 1903.

Applaudissements frénétiques – (franz.) rasender Beifall.

Maison à Huit Heures – (franz.) Haus des Achtstundentages.

Als Karl Marx das dritte Kapitel des „Kapital" schrieb – Vgl. „Borinage, vierfach klassisches Land" in der Sammlung „Eintritt verboten" („Gesammelte Werke", Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 247–248).

124 *Pressa* – Die Ausstellung „Pressa", eine Darstellung des internationalen Pressewesens, war im April 1928 in Köln eröffnet worden.

128 *Groß* – Hans Groß (1847–1915), Jurist und Kriminologe; seit 1905 Professor für Strafrecht und Strafprozeß an der Universität Graz; sein „Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik" erschien 1893.

132 *Becker* – Hermann Heinrich Becker (1820–1885), Landgerichtsreferendar und Publizist in Köln; seit 1850 Mitglied des Bundes der Kommunisten; 1852 im Kölner Kommunistenprozeß verurteilt.

132 *Jacoby* – Abraham Jacobi (geb. 1832), Arzt in Berlin; Mitglied des Bundes der Kommunisten und im Kölner Kommunistenprozeß angeklagt; emigrierte später in die USA.
Stieber – Vgl. „Stieber in Nikolsburg und Versailles" in der Sammlung „Prager Pitaval".
Schwerin – Maximilian Graf von Schwerin-Putzar (1804–1872), preußischer Politiker; von 1859 bis 1862 Minister des Innern.

134 *MUDr.* – Medicinae Universae Doctor: (lat.) Doktor der gesamten Medizin.

135 *„Prozesse"* – Erschien 1913 als dritter Band der Sammlung „Köpfe".

136 *Dippold* – Der Prozeß gegen den Hauslehrer Dippold fand im Oktober 1903 statt.
Hoelz – Maximilian Harden nahm Max Hoelz in den vierten Band seiner Sammlung „Köpfe" (1924) auf.

137 *Snyders* – Frans Snyders (1579–1657), flämischer Tier- und Stillebenmaler.

141 *infulierte* – mit dem Priesterornat geschmückte.

144 *wahre und unverzerrte Worte über Lenin und sein Werk* – Gemeint sind die Reiseschilderungen „Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau" (1918) und „Der Geist der russischen Revolution" (1919) von Alfons Paquet.

145 *„Kamerad Fleming"* – Der erste Band des Romans erschien 1911, der zweite 1926.
„Fahnen" – Der „dramatische Roman" „Fahnen" wurde 1924 von Erwin Piscator an der Berliner Volksbühne uraufgeführt.
eine beklemmend genau kopierte Reprise – Gemeint ist die Hinrichtung der beiden amerikanischen Gewerkschaftsführer Sacco und Vanzetti 1927 in Boston.

146 *Eibenschitz* – Ivančice, Stadt in Mähren.

154 *Hörsing* – Friedrich Otto Hörsing (geb. 1874), sozialdemokratischer Politiker; von Februar 1920 an Oberpräsident der Provinz Sachsen.
im Nachwort zu dem Buche „Zuchthausbriefe von Max Hoelz" – Vgl. „Der Gefangene Max Hoelz", S. 80.

161 *Friehe* – Vgl. „Der Bergmann Erich Friehe", S. 33.

167 *Wulffen* – Erich Wulffen (1862–1936), Jurist, Kriminologe und Romanschriftsteller; von 1923 bis 1928 Ministerialdirektor im sächsischen Justizministerium.

173 *Nobile* – Umberto Nobile (1885–1978), italienischer General; Erbauer der Luftschiffe Norge und Italia; überflog 1926 den Nordpol und leitete 1928 eine Polarexpedition.

177 *Przemysl Ottokar II.* – Otakar II. Přemysl (um 1230–1278), König von Böhmen seit 1253.
Orlik – Emil Orlik (1870–1932), Maler und Graphiker.
Frankl – Ludwig August Frankl (1810–1894), Journalist und Schriftsteller; der Roman „Der Primator" erschien 1861.
Meißner – Alfred Meißner (1822–1885), Lyriker, Romanschriftsteller und Dramatiker; gemeint ist das Gedicht „Das Passahfest (1421)", dessen erste vier Zeilen lauten: „Schwarze Judenstadt! Im lauten Prag /

Ein stummes, trauerndes Jerusalem, / Durch deine Gassen zieht am hellen Tag / Das ewige Gespenst von ehedem."

177 *„Biarritz"* – Der Roman von Sir John Retcliffe, eigentlich Hermann Goedsche (1815–1878), erschien 1865.

178 *Waldeck* – Franz Leo Benedikt Waldeck (1802-1870), Jurist und preußischer Politiker; 1848 als Mitglied der demokratischen Linken Vizepräsident der preußischen Nationalversammlung; im Mai 1849 auf Grund eines gefälschten Briefes verhaftet und des Hochverrats angeklagt, im Dezember 1849 freigesprochen.

die Enkel Techows – Die Brüder Ernst Werner und Hans Gerd Techow waren in das Attentat auf Walther Rathenau verwickelt und wurden wegen Beihilfe zum Mord zu einer Zuchthausstrafe von fünfzehn Jahren bzw. zu einer Gefängnisstrafe von vier Jahren und einem Monat verurteilt.

Wenzel IV. – Wenzel IV. (1361–1419), König von Böhmen seit 1363, deutscher König von 1376 bis 1400.

179 *Hendel Bath-Schewi* – Vgl. „Der tote Hund und der lebende Jude" in den „Geschichten aus sieben Ghettos" („Gesammelte Werke", Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 106–107).

Karo – Abigdor ben Isaak Kara (gest. 1439), Rabbiner, Kabbalist und Dichter in Prag.

Mendigo del Kandia – Vgl. „Der tote Hund und der lebende Jude" in den „Geschichten aus sieben Ghettos" („Gesammelte Werke", Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 99–102).

Gans – David ben Salomo Gans (1541–1613), Historiker, Mathematiker und Astronom in Prag.

Oppenheim – David ben Abraham Oppenheim (1664–1736), Rabbiner in Prag und Landrabbiner von Böhmen.

Bodleyana – Nach Thomas Bodley (1545–1613) benannte Bibliothek der Universität Oxford, die 1829 die Bibliothek David Oppenheims erwarb.

Gersoniden – Druckerfamilie, die den hebräischen Buchdruck in Mitteleuropa eingeführt hat; der Stammvater, Gerson ben Salomo Kohen, begründete Anfang des 16. Jahrhunderts die erste hebräische Druckerei in Prag.

Heine in der „Disputation" – „Gilt nichts mehr der Tausves-Jontof, / Was soll gelten? Zeter, Zeter!" heißt es in Heinrich Heines „Romanzero", Drittes Buch, Hebräische Melodien.

die letzte Ruhestätte eines verreckten Hundes – Vgl. „Der tote Hund und der lebende Jude" in den „Geschichten aus sieben Ghettos".

181 *„Denkwürdigkeiten der Bastille"* – Die „Mémoires sur la Bastille" des französischen Advokaten, Journalisten und Schriftstellers Simon-Nicolas-Henri Linguet (1737–1794) erschienen 1783 in London.

190 *der neue französische Konsul* – Der französische Lyriker und Dramatiker Paul Claudel (1868–1955) kam 1909 als französischer Konsul nach Prag.

191 *„Aufruhr im Warenhaus"* – Der Roman des Journalisten und Schriftstellers Manfred Georg (1893–1965) erschien 1927.

191 *Liepmann* – Moritz Liepmann (1869–1928), Professor für Strafrecht und Strafprozeß, Zivilprozeß und Völkerrecht an der Universität Hamburg.

192 *Our own correspondent* – (engl.) Unser eigener Berichterstatter.

Kerenski-Regierung – Alexander Kerenski (1881–1970) war von Juli bis Oktober 1917 Ministerpräsident der Provisorischen Regierung in Rußland.

193 *seine ausführliche Biographie* – Vgl. „John Reed, ein Reporter auf der Barrikade", S. 91.

gelbe Jingo-Presse – Slangausdruck für die antidemokratische, imperialistische bürgerliche Presse in den USA.

195 *Wilhelmskanal* – Die amtliche Bezeichnung für den Nord-Ostsee-Kanal lautete Kaiser-Wilhelms-Kanal.

197 *Volksentscheid* – Gemeint ist das Volksbegehren gegen den Panzerkreuzerbau im Oktober 1928, für das sich über eine Million Wahlberechtigte einsetzten.

Müller – Hermann Müller (1876–1931), sozialdemokratischer Politiker; von 1928 bis 1930 Reichskanzler; mitverantwortlich für die Aufrüstung in der Weimarer Republik.

Hilferding – Rudolf Hilferding (1877–1941), sozialdemokratischer Politiker; 1928/29 Finanzminister.

Severing – Carl Severing (1875–1952), sozialdemokratischer Politiker; von 1928 bis 1930 Innenminister.

Wissell – Rudolf Wissell (1869–1962), sozialdemokratischer Politiker und Gewerkschaftsführer; von 1928 bis 1930 Arbeitsminister.

199 *Legien* – Karl Legien (1861–1920), Gewerkschaftsführer; vertrat opportunistische, reformistische Auffassungen.

200 *Wakulintschuk* – Matrose im Film „Panzerkreuzer Potemkin", der während des Aufstands getötet wird.

203 *Pobjedonoszew* – Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew (1827 bis 1907), russischer zaristischer Politiker; von 1880 bis 1905 Oberprokurator des Heiligen Synods.

204 *ein Billett des Herzogs von Oldenburg* – Wahrscheinlich ist das Manifest des Herzogs Karl Wilhelm von Braunschweig vom 25. Juli 1792 gemeint, des Oberbefehlshabers der österreichisch-preußischen Interventionsarmee; es sollte die Revolutionäre in Frankreich einschüchtern; als Kriegsziel wurde die Wiederherstellung der vollen Macht des französischen Königs angekündigt.

Kerenski – Vgl. Anm. zu S. 192.

205 *Hoch klingt das Lied vom braven Mann ...* – Gottfried August Bürger, „Lied vom braven Mann", 1. Strophe.

207 *Auf Pfeilern und auf Bogen schwer ...* – Bürger, „Lied vom braven Mann", 4. und 7. Strophe.

Und dreimal zwang er seinen Kahn ... – Bürger, „Lied vom braven Mann", 16. Strophe.

Odkolek – Ehemaliger Mühlenbetrieb sowie Brot- und Backwarenfabrik auf der Prager Moldau-Insel Kampa, später dann in Prag-Vysočany.

208 *wo Johann von Nepomuk in die Moldau geworfen* – Johann von Nepomuk (um 1340–1393), Generalvikar des Erzbischofs von Prag; in einem Streit mit dem Erzbischof ließ Wenzel IV. (1361–1419), König von Böhmen seit 1363, Johann von Nepomuk foltern und in der Moldau ertränken.

Königin Jutta – Johann von Nepomuk war Beichtvater von Königin Jutta, der Frau Wenzels IV.

209 *Wohlschläger* – Vgl. die Reportage „Wohlschläger" in der Sammlung „Prager Pitaval".

Gottlob! daß ich singen und preisen kann ... – Gottfried August Bürger, „Lied vom braven Mann", 1. Strophe.

211 *einen klassischen Bericht über das Erdbeben von Pompeji* – Den Bericht von Plinius dem Jüngeren nahm Kisch in seine Sammlung „Klassischer Journalismus" auf.

Sturz – Von Helferich Peter Sturz (1736–1779) nahm Kisch drei Beiträge in den „Klassischen Journalismus" auf.

Stanley – Der Bericht „Wie ich Livingstone fand" (1871) des englischen Journalisten und Afrikareisenden Henry Morton Stanley (1841–1904) ist im „Klassischen Journalismus" enthalten.

212 *der Mühlenkomplex der Stadt in Flammen* – Vgl. „Debüt beim Mühlenfeuer" im „Marktplatz der Sensationen" („Gesammelte Werke", Band VII, Berlin und Weimar 1967, S. 128–138). Die Schittkauer Mühlen in Prag brannten am 9. Dezember 1912. Die „Bohemia" vom 10. Dezember 1912 brachte unter der Überschrift „Die Schittkauer Mühlen in Flammen" einen nicht gezeichneten Bericht.

216 *Thun* – Franz Anton Fürst Thun-Hohenstein (1847–1916), österreichischer Politiker; 1898/99 Ministerpräsident; von 1889 bis 1896 und von 1911 bis 1915 Statthalter von Böhmen.

222 *Herzl* – Theodor Herzl (1860–1904), österreichischer Journalist und Schriftsteller; Begründer des politischen Zionismus; von 1891 bis 1895 Pariser Korrespondent, später Feuilletonredakteur der „Neuen Freien Presse".

Wittmann – Hugo Wittmann (1839–1923), österreichischer Journalist und Schriftsteller; von 1869 bis 1872 Pariser Korrespondent, später Redakteur der „Neuen Freien Presse".

„Concordia" – 1859 gegründete Wiener Schriftstellervereinigung, der vor allem Wiener Journalisten angehörten; eines der satirischen Objekte von Kraus, der in der „Fackel" vor allem die alljährlichen „Concordia"-Bälle glossierte.

Lippowitz-Preis – Jakob Lippowitz (1865–1934) war Herausgeber und Chefredakteur des „Neuen Wiener Journals", das von Kraus oft attackiert wurde; 1926 machte Lippowitz, der in den zwanziger Jahren auch Präsident der „Concordia" war, eine Stiftung, von deren Zinsen alljährlich ein Preis an einen hervorragenden Burgtheaterschauspieler oder -autor verliehen werden sollte.

Kraus-Biach – Anspielung auf den „alten Biach", eine Figur aus dem Drama „Die letzten Tage der Menschheit", die in Leitartikel-Zitaten aus der „Neuen Freien Presse" spricht; Biach wurde für Kraus zum

Synonym für den Herausgeber der „Neuen Freien Presse" Moriz Benedikt (1849–1920) und als „Biach jun." dann für dessen Sohn und Nachfolger Ernst Benedikt (1882–1973).

222 *Ad multos annos!* – (lat.) Auf viele Jahre!
Haarmann – Der vielfache Mörder Fritz Haarmann, Inhaber eines Detektivbüros in Hannover, der als Spitzel für die Polizei arbeitete, war im Sommer 1923 verhaftet worden.

224 *Hueppe* – Ferdinand Hueppe (1852–1938), Bakteriologe und Hygieniker; von 1889 bis 1912 Professor für Hygiene und Leiter der Untersuchungsanstalt für Lebensmittel an der deutschen Universität in Prag.

226 *Wie anders wollte man alle diese Weekend-Massen ...* – Paul Adler, „Gegen den Sport", in der Wochenzeitung „Die Literarische Welt", 4. Jg., Nr. 1, Berlin, 6. Januar 1928, S. 3.

228 *wie sich Verdienst und Glück verketten* – Nach der Bemerkung des Mephistopheles in Goethes „Faust", Zweiter Teil, Erster Akt, Kaiserliche Pfalz, Vers 5 061–5 062.

229 *Nungesser und Coli* – Die beiden französischen Flieger stiegen am 8. Mai 1927 in Paris zum Nonstopflug nach New York auf und blieben verschollen.
Sikorskiflugzeug – Nach dem amerikanischen Flugzeugkonstrukteur russischer Herkunft Igor Iwanowitsch Sikorski (1889–1972); die von ihm 1923 in den USA gegründete Flugzeugfabrik baute vor allem Flugboote.
Avion – (franz.) Flugzeug.

232 *„elliptische Tretmühle"* – Anspielung auf die Reportage „Elliptische Tretmühle" in der Sammlung „Der rasende Reporter".

236 *„City lights"* – Der Film „City Lights" („Lichter der Großstadt") hatte am 6. Februar 1931 in New York Premiere.

237 *Wohlschläger fecit* – Wohlschläger (Scharfrichter in Prag) hat es getan (vgl. „Wohlschläger" in der Sammlung „Prager Pitaval").

240 *Huß* – Über den Scharfrichter Huß in Eger schreibt Kisch in seiner Reportage „Goethe, Henker, Staatskanzler und Dieb" der Sammlung „Prager Pitaval".

241 *Wandt* – Heinrich Wandt (geb. 1890), Journalist und Schriftsteller; Mitarbeiter sozialistischer Zeitungen und Zeitschriften; während des Weltkriegs schwer verwundet, gehörte er von 1915 bis 1918 zum Stabe der Etappen-Inspektion der 4. Armee in Gent; „Etappe Gent" erschien 1920; indirekt mit seinem Buch zusammenhängend, wurde er im Dezember 1923 vom 5. Strafsenat des Reichsgerichts in Leipzig wegen „Landesverrats" zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, im Februar 1926 „begnadigt".

242 *„Kunst und Staat"* – Der Essay Gottfried Benns erschien unter dem Titel „Neben dem Schriftstellerberuf" in der „Literarischen Welt", 3. Jg., Nr. 38, Berlin 1927; unter dem Titel „Kunst und Staat" wurde er in den Band „Gesammelte Prosa" (1928) aufgenommen.
Aufsatz über den Mord an der Krankenschwester Edith Cavell – Benns Aufsatz „Wie Miß Cavell erschossen wurde" erschien im Berliner

„8-Uhr-Abendblatt“ vom 22. Februar 1928; die englische Krankenschwester Edith Cavell (1866–1915) war von einem deutschen Kriegsgericht der Spionage angeklagt und am 12. Oktober 1915 in Brüssel standrechtlich erschossen worden; sie hatte sich verwundeter englischer und französischer Soldaten angenommen und sie mit Hilfe belgischer Arbeiter über die niederländische Grenze zu bringen versucht.

243 *1. Mai 1929 in Berlin* – Bei den Feuerüberfällen der Polizei auf demonstrierende Arbeiter am 1. Mai 1929 in Berlin gab es 31 Tote.

245 *Jakubowski* – Der polnische Landarbeiter Josef Jakubowski war auf Grund falscher Aussagen zum Tode verurteilt und hingerichtet worden.

246 *remarquable* – (franz.) bemerkenswert; Wortspiel Kischs, den 1929 erschienenen Erfolgsroman „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque glossierend.

im ersten Kriegsjahr veröffentlichten Antikriegsbuches – Der Roman „Le Feu“ („Das Feuer“) von Henri Barbusse erschien 1916.

248 *Jannings* – Der Schauspieler Emil Jannings (1884–1950) lebte von 1926 bis 1929 in Hollywood.

249 *Gish* – Lillian Gish (geb. 1896), amerikanische Bühnen- und Filmschauspielerin.

Fairbanks – Douglas Fairbanks (1883–1939), amerikanischer Filmschauspieler.

Pickford – Mary Pickford (geb. 1893), amerikanische Filmschauspielerin.

Colman – Ronald Colman (1891–1958), britisch-amerikanischer Filmschauspieler.

Lubitsch – Der deutsche Schauspieler und Filmregisseur Ernst Lubitsch (1892–1947) ging 1923 nach Hollywood.

Murnau – Der deutsche Filmregisseur Friedrich Wilhelm Murnau (1888–1931) ging 1926 nach Hollywood.

Viertel – Der österreichische Regisseur Berthold Viertel (1885–1953) arbeitete von 1928 bis 1932 in Hollywood.

250 *Feyder* – Jacques Feyder (1888–1948), französischer Schauspieler und Regisseur.

„Thérèse Raquin“ – Den Film drehte Jacques Feyder 1928 für die Ufa; das Drehbuch schrieben Fanny Carlsen und Willy Haas nach dem gleichnamigen Roman von Emile Zola.

Veidt – Der deutsche Bühnen- und Filmschauspieler Conrad Veidt (1893–1943) ging 1927 nach Hollywood.

Keaton – Buster Keaton, eigentl. Joseph Francis Keaton (1896–1966), amerikanischer Film- und Bühnenschauspieler.

Stroheim – Erich von Stroheim (1885–1957), amerikanischer Filmregisseur und Filmschauspieler österreichischer Herkunft; ging 1910 in die USA.

Oh, c'est bien possible – (franz.) Oh, das ist gut möglich.

251 *Association* – Gemeint ist die 1863 in London gegründete Football Association, der erste internationale Fußballverband und zugleich die

erste Organisationsgrundlage des modernen Fußballs, den man – im Unterschied zum Rugby-Fußball – den „Association-Fußball" nannte.

254 *Lignitkohle* – Holzartige, minderwertige Braunkohle.

257 *Extersche Strangpresse* – Von dem bayrischen Oberpostrat Karl Exter (1816–1870) 1858 entwickelte Brikettpresse.

262 *Taddädl* – Dem Hanswurst ähnliche Figur des Altwiener Volkstheaters; Trottel, Tolpatsch, geistig beschränkter Mensch.

267 *racketeering* – (amerik.) organisiertes Gangstertum.

270 *Burian* – Vlasta Burian (1891–1962), tschechischer Komiker.

„K. u. k. Feldmarschall" – Der tschechische Tonfilm „C. a K. polní maršálek" mit Vlasta Burian in der Hauptrolle entstand 1930; das Drehbuch schrieb Emil Artur Longen; Regie führte Karel Lamač.

Serafimowitsch – Die deutsche Ausgabe des Bürgerkriegsromans „Der eiserne Strom" von Serafimowitsch, eigentl. Alexander Serafimowitsch Popow (1863-1949), kam 1925 heraus.

Tarasow-Rodionow – Die deutsche Ausgabe der Erzählung „Schokolade" von Alexander Ignatewitsch Tarasow-Rodionow erschien 1924, der Roman „Februar" kam 1928 heraus.

271 *Ognjew* – Nikolai Ognjew, eigentl. Michail Grigorewitsch Rosanow (1888-1938), russisch-sowjetischer Lyriker und Erzähler; der Roman „Das Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew" erschien 1928.

Tschumandrin – Die deutsche Ausgabe des Romans „Konfitürenfabrik Rabléwerke" von Michail Fedorowitsch Tschumandrin kam 1930 heraus.

Panferow – Fjodor Iwanowitsch Panferow (1896–1960), russisch-sowjetischer Erzähler und Dramatiker; die Romane „Die Genossenschaft der Habenichtse" und „Die Kommune der Habenichtse" erschienen 1928 und 1931.

Gold – Michael Gold (1894–1967), amerikanischer Schriftsteller; die deutsche Ausgabe seines autobiographischen Romans „Juden ohne Geld" kam 1931 heraus.

Václavek – Bedřich Václavek (1897–1943), tschechischer Literaturkritiker und Kunstwissenschaftler.

Linhart – Lubomír Linhart (1906–1980), tschechischer Filmkritiker, Filmtheoretiker und Filmhistoriker.

Káňa – Vašek Káňa, eigentl. Stanislav Řáda (geb. 1905), tschechischer Journalist, Erzähler und Dramatiker.

Klementis – Vladimír Clementis (1902–1952), slowakischer Politiker und Publizist.

Illés – Béla Illés (1895–1974), ungarischer Erzähler und Romanschriftsteller; die deutsche Ausgabe seines „Romans der ungarischen Revolution", „Die Generalprobe", erschien 1929.

Hidasch – Antal Hidas (geb. 1899), ungarischer Lyriker und Erzähler; lebte von 1925 bis 1959 in der Sowjetunion; war Sekretär des Internationalen Verbandes Revolutionärer Schriftsteller.

Fabri – Ernst Fabri, Organisator des österreichischen Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller.

271 *der preisgekrönte Arbeiterkorrespondent* – Die „Linkskurve" hatte 1930 ein Preisausschreiben für die besten proletarisch-revolutionären Romane, Theaterstücke, Erzählungen, Reportagen, Gedichte und Kurzerzählungen veranstaltet; den Preis für die beste Reportage erhielt der österreichische Arbeiterkorrespondent Franz Janiczek; die Reportage „Der 15. Juli in der Etappe" war abgedruckt in der „Linkskurve", 2. Jg., Nr. 7, Berlin, Juli 1930, S. 10–11.
Biha – Oto Bihalji-Merin, jugoslawischer Literaturtheoretiker und -kritiker; lebte seinerzeit in Deutschland, war Vorstandsmitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller und Redakteur der „Linkskurve".
Körner – Der Lyriker und Erzähler Paul Körner-Schrader (1900 bis 1962), Mitglied des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, war wegen „literarischen Hochverrats", „Verächtlichmachung der Polizei" u. a. mehrfach zu Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verurteilt worden.
Laicens – Linards Laicens (1883–1938), lettischer Journalist, Erzähler, Lyriker und Dramatiker.
Jasieński – Bruno Jasieński (1901–1939), polnischer Schriftsteller; emigrierte 1925 nach Frankreich, wurde 1928 verhaftet und ausgewiesen und lebte von 1929 an in der Sowjetunion; der Roman „Je brûle Paris" („Ich brenne Paris nieder") erschien 1929.
272 *Michael Gold* – Vgl. Anm. zu S. 271.
276 *Marbeuf* – Louis-Charles-René Comte de Marbeuf (1712 bis 1786), französischer General; nahm 1768/69 an der Eroberung Korsikas teil, wurde Militärkommandant und später Gouverneur der Insel.
278 *would-be-Napoleons* – Möchtegern-Napoleons.
282 *ce cher drapeau des lis* – (franz.) dieses teure Lilienbanner.
Neuhof – Theodor Freiherr von Neuhof (1694–1756) stand in französischen, schwedischen und spanischen Diensten, war Gesandter Kaiser Karls VI. in Florenz und ließ sich 1736 mit türkischer Hilfe zum König Theodor I. von Korsika ausrufen; wenig später durch Genuesen und Franzosen vertrieben, ging er 1738 nach England.
Mairie – (franz.) Rathaus, Bürgermeisterei.
„Weg ins Leben" – Der sowjetische Film „Der Weg ins Leben" hatte am 1. Juni 1931 Premiere; das Drehbuch schrieben Nikolai Ekk, R. Januschkewitsch und A. Stolper; Regie führte Nikolai Ekk.
„Die Mutter weiß es am besten" – Der amerikanische Tonfilm „Mother knows best" kam 1928 heraus.
287 *Osoaviachim* – Obschtschestwo sodejstwija aviatsiji i chimiji: (russ.) Gesellschaft zur Förderung des Flugwesens und der Chemie.
289 *Argumentum contrario* – Gegenargument, Umkehrschluß.
296 *Skarabäa* – Schwarze Blatthornkäfer; im alten Ägypten Symbol des Sonnengottes; hier ist die plastische Nachbildung als Amulett gemeint.
300 *Orlow* – Ein großer Diamant, der sich im russischen Szepter befindet und im Diamantschatz der Sowjetunion aufbewahrt wird.

300 *Kohinoor* – (pers.) Berg des Lichts; ein großer Diamant, ursprünglich im Besitz indischer Fürsten, gelangte 1850 in den britischen Kronschatz.

306 *Deni* – Viktor Nikolajewitsch Deni, eigentl. Denissow (1892–1946), russisch-sowjetischer Zeichner und Graphiker.

308 *Mirbach* – Wilhelm Graf von Mirbach-Harff (1871–1918), deutscher Diplomat; von April bis Juli 1918 Botschafter in Moskau.

309 *Tschetschewitschka* – Diminutiv zu Tschetschewitsa: (russ.) Linse.

310 *„Georges Philippar"* – Der französische Passagierdampfer „Georges Philippar" war am 16. Mai 1932 im Golf von Aden in Brand geraten und später gesunken. Ein großer Teil der Passagiere und der Besatzung wurde von dem sowjetischen Schiff „Sowetskaja Neft" übernommen.

311 *Die weißgardistischen Russen ermorden unseren Präsidenten* – Gemeint ist das Attentat auf den französischen Staatspräsidenten Paul Doumer (1857–1932) am 7. Mai 1932.

317 *Muckermann* – Friedrich Joseph Muckermann (1883–1946), Jesuitenpater, Journalist, Literaturhistoriker und Schriftsteller; Verfasser antisowjetischer Schriften; emigrierte 1934 in die Niederlande.

318 *Borah* – William Edgar Borah (1865–1940), amerikanischer Politiker; von 1907 an republikanischer Senator von Idaho.

321 *„Tijdopnamen"* – (niederl.) „Zeitaufnahme"; gemeint ist die 1931 erschienene, von Nico Rost ausgewählte und eingeleitete niederländische Ausgabe der Reportagen von Egon Erwin Kisch.

322 *Septembermorgen von 1914* – Vgl. „Schreib das auf, Kisch!", Dolni Brodac, 10. September 1914.

323 *Levetzow* – Magnus von Levetzow (geb. 1871); wurde 1920 zum Konteradmiral befördert; von Februar 1933 bis Juli 1935 Polizeipräsident von Berlin.

324 *Lehmann-Rußbüldt* – Otto Lehmann-Rußbüldt (1873–1964), Schriftsteller; von 1922 bis 1928 Geschäftsführer der Deutschen Liga für Menschenrechte.

325 *Baron* – Erich Baron (1881-1933), Journalist und Schriftsteller; Generalsekretär der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland und Herausgeber der Zeitschrift „Das neue Rußland"; erlag den Mißhandlungen der Faschisten.

329 *am Sonntag* – Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 erhielt die KPD 4,8 Millionen Stimmen.

332 *in China* – Im Dezember 1932 war Egon Erwin Kisch von seiner Chinareise zurückgekehrt.

337 *Stuttgarter Tscheka* – Vgl. „Die beiden Tschekas vor dem Reichsgericht" in Band VIII, S. 456.

340 *Ballon d'essay* – (franz.) Versuchsballon.

Deterding – Sir Henry Deterding (1866–1939), niederländischer Großindustrieller; seit 1901 Generaldirektor der Royal-Dutch-Petroleum-Company, die er 1907 mit der britischen Shell-Company zum zweitgrößten Ölkonzern der Welt, der Royal-Dutch-Shell-Gruppe, zusammenschloß; gehörte zu den Geldgebern Hitlers.

340 *Tscherwonzenfälscher* – Im Jahre 1927 war der Versuch aufgedeckt worden, 24 Kisten mit Falschgeld in die Sowjetunion zu schmuggeln; als Auftraggeber wurde die konterrevolutionäre Pariser „Nationale Georgische Regierung" ermittelt, die mit dem britischen Royal-Dutch-Shell-Trust in Verbindung stand.

342 *einen Brief aus der „Nähe von Marseille"* – Gemeint ist der Brief Klaus Manns vom 9. Mai 1933, in dem dieser Gottfried Benns Bekenntnis zum Faschismus anprangerte.
antworten darauf durch Presse und Radio – Am 24. Mai 1933 hatte Gottfried Benn seine „Antwort an die literarischen Emigranten" verlesen und am 25. Mai in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht.

344 *Enunziationen* – Aussagen.
Kube – Wilhelm Kubes „Totila", ein Trauerspiel in drei Aufzügen, erschien 1920.
Ewers – Hanns Heinz Ewers (1871–1943), Erzähler, Dramatiker und Lyriker; mit seinem 1932 erschienenen Roman „Horst Wessel" hat er wesentlich zur faschistischen Horst-Wessel-Legende beigetragen.

346 *Pfemfert* – Der Publizist, Herausgeber, Literaturkritiker, Lyriker und Übersetzer Franz Pfemfert (1879–1954) hatte als Band 3 der Reihe „Die Aktions-Lyrik" 1917 den Gedichtband „Fleisch" von Gottfried Benn herausgebracht; 1933 war er in die Tschechoslowakei emigriert, wo er als Photograph arbeitete.
„DAZ" – „Deutsche Allgemeine Zeitung".

349 *Hermandad* – (span.) Bruderschaft; im Mittelalter Bündnis der kastilischen Städte gegen Adel und Königtum; im übertragenen Sinne Namen für die Polizei.

350 *Kunnersdorf (s. Kriegsgeschichte)* – Vermutlich ist Kunersdorf östlich von Frankfurt an der Oder gemeint, wo die Truppen Friedrichs II. 1759 von den Österreichern und Russen geschlagen wurden.

355 *Binding* – Rudolf Georg Binding (1867–1938), Lyriker, Erzähler und Essayist; der Antwortbrief an Romain Rolland erschien unter der Überschrift „Antwort eines Deutschen an die Welt".

357 *Kollegen Hitler* – Vgl. „Briefwechsel mit Adolf Hitler" in der Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten" („Gesammelte Werke", Band VI, Berlin und Weimar 1973, S. 296–300).

361 *Pourparlers* – (franz.) Unterredungen, Verhandlungen.
Osthilfeskandal – Vom 10. bis 25. Januar 1933 führte der Haushaltsausschuß des Reichstags eine finanzpolitische Debatte über die sogenannte Osthilfe, die Bereitstellung von Staatsmitteln für verschuldete ostelbische Großgrundbesitzer und Großbauern; dabei wurden Fälle von Korruption aufgedeckt, in die auch der Reichspräsident Hindenburg und seine engsten Freunde verwickelt waren.

369 *Rosenfeld* – Kurt Rosenfeld (1877–1943), Jurist und sozialdemokratischer Politiker; 1918/19 preußischer Justizminister; Mitglied des Strafrechtsausschusses des Reichstags; Strafverteidiger in großen politischen Prozessen während der Weimarer Republik.

372 *Zankoff* – Aleksandar Zankoff (1879–1959), bulgarischer Politiker; von Juni 1923 bis Januar 1926 Ministerpräsident; errichtete ein faschistisches Terrorregime in Bulgarien.

374 *Ein andres Antlitz, eh sie geschehen...* – Friedrich Schiller, „Die Braut von Messina", Vers 2005–2006.

379 *18. Brumaire* – Durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November) 1799 entmachtete Napoleon Bonaparte die Direktorialregierung in Frankreich.

382 *Ehrhardt* – Hermann Ehrhardt (1881–1971), Seeoffizier; gründete 1919 eine Freikorps-Brigade, die mehrfach gegen revolutionäre Arbeiter eingesetzt wurde und sich 1920 am Kapp-Putsch beteiligte; 1922 verhaftet, wurde er 1923 aus dem Untersuchungsgefängnis befreit; als Führer des rechtsradikalen „Wiking"-Bundes kooperierte er mit den Nazis.

389 *Punktroller* – Massagegerät.

in der Literaturrubrik des „Simplicissimus" – Gemeint ist die Besprechung des Kisch-Bandes „Asien gründlich verändert" von Georg Schwarz im „Simplicissimus", 37. Jg., Nr. 31, Stuttgart, 30. Oktober 1932, S. 366.

390 *Hille* – Peter Hille (1854–1904), Lyriker, Erzähler und Dramatiker; Hauptvertreter der Berliner Boheme.

Brüder Hart – Heinrich Hart (1855–1906) und Julius Hart (1859–1930).

„Kain" – Die „Zeitschrift für Menschlichkeit", „Kain", erschien von 1911 bis 1914 und wurde bei Kriegsausbruch verboten; 1918/19 kam sie als „Organ der Revolution" wieder heraus.

„Fanal" – Die Zeitschrift „Fanal" erschien von 1926 bis 1931, von 1927 an mit dem Untertitel „Anarchistische Monatsschrift".

„Judas" – Das Arbeiterdrama „Judas" erschien 1921.

„Sacco und Vanzetti" – Das Drama „Staatsräson. Ein Denkmal für Sacco und Vanzetti" erschien 1928.

fin du siècle – (franz.) Ende des Jahrhunderts; Erich Mühsam, Sohn eines Apothekers, war 1896 in Lübeck wegen „sozialistischer Umtriebe" vom Gymnasium verwiesen worden.

391 *Schöpft nur aus allen Quellen Mut! ...* – Erich Mühsam, „Streit und Kampf", Juli 1920.

392 *Gewerkschaftszeitung der Schriftsteller* – Wahrscheinlich ist die seit August 1934 in Paris erscheinende Zeitschrift des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller „Der deutsche Schriftsteller" gemeint.

Broschüre für die Thälmann-Kampagne – Die Broschüre „Ein Mann in Moabit" erschien ohne Orts- und Jahresangabe als „Veröffentlichung des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands"; sie enthält Beiträge von Anna Seghers, Theo Balk und Peter Merin.

393 *„Berlin am Morgen"* – Der österreichische Journalist und Schriftsteller Bruno Frei (geb. 1897) war von 1929 bis 1933 Chefredakteur der sozialistischen Zeitung „Berlin am Morgen".

395 *Workers' International Relief* – (engl.) Internationale Arbeiterhilfe.

396 *Tretjakow* – Sergej Michailowitsch Tretjakow (1892–1939), russisch-sowjetischer Lyriker, Dramatiker, Erzähler, Essayist und Kunsttheoretiker.
Kolzow – Michail Jefimowitsch Kolzow (1898–1942), russisch-sowjetischer Journalist und Schriftsteller; von 1922 bis 1938 Mitarbeiter der „Prawda".
Holitscher – Arthur Holitscher (1869–1941), linksbürgerlicher, der Arbeiterklasse nahestehender Reiseschriftsteller, Erzähler, Essayist und Dramatiker; bereiste schon 1920 Sowjetrußland.
Spivak – John Louis Spivak (geb. 1897), amerikanischer Journalist und Schriftsteller.
Londres – Albert Londres (1884–1932), französischer Journalist und Reiseschriftsteller.

402 *Bericht über den Unionskongreß der Sowjetschriftsteller* – Gemeint ist der Bericht von Wieland Herzfelde über den I. Unionskongreß der Sowjetschriftsteller unter dem Titel „Geist und Macht", abgedruckt in den „Neuen Deutschen Blättern", 1. Jg., Nr. 12, September 1934; mit dem Titel ihres Beitrags beziehen sich Kisch und Uhse auf diesen Bericht.

404 *Antikriegsbuch von Remarque* – Gemeint ist der Roman „Im Westen nichts Neues" (1929) von Erich Maria Remarque.
ein internationalistisches Buch von Wells – Vermutlich ist die Abhandlung „The Outline of History" („Die Grundlinien der Weltgeschichte") des englischen Schriftstellers und Sozialreformers Herbert George Wells (1866–1946) von 1920 gemeint.

405 *Mann mit schwarzer Brille* – Der Schriftsteller Jan Petersen (1906–1969), von 1933 bis 1935 Vorsitzender des in der Illegalität wieder aufgebauten Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, sprach auf dem Pariser Kongreß als Vertreter der Antifaschisten in Deutschland.
„Deutsch für Deutsche" – Im Juni 1935 brachte der Schutzverband Deutscher Schriftsteller gemeinsam mit der Deutschen Freiheitsbibliothek eine illegale, als Sonderheft der Miniaturbibliothek getarnte Anthologie der Emigrationsliteratur unter dem Titel „Deutsch für Deutsche" heraus.

406 *via facti* – (lat.) durch den Gang der Ereignisse.

408 *Strasser* – Gregor Strasser (1878–1934), Reichsorganisationsleiter der NSDAP und Vertreter des „antikapitalistischen" Flügels innerhalb der Partei; wurde Ende 1932 wegen seiner Verhandlungen mit Schleicher aus der Partei ausgeschlossen und während der Röhm-Affäre im Juni 1934 ermordet.

409 *heute kommt die Nachricht* – Henri Barbusse (geb. 1873) starb am 30. August 1935 in Moskau.

410 *„L'Enfer"* – Der Roman „L'Enfer" („Die Hölle") kam 1908 heraus.
„Le Feu" – Der Antikriegsroman „Le Feu" („Das Feuer") erschien 1916.
„Élévation" – Der Roman „Élévation" („Erhebung") erschien 1930.

410 *„Clarté"* – Der unter dem Eindruck der Oktoberrevolution geschriebene Roman „Clarté" („Klarheit") kam 1919 heraus.
„Faits divers" – Die Geschichtensammlung „Faits divers" („Tatsachen") erschien 1928.

415 *seit unseren Hollywooder Tagen* – Vgl. „Arbeit mit Charlie Chaplin" in „Paradies Amerika".
„City Lights" – Der amerikanische Film „City Lights" („Lichter der Großstadt") hatte am 6. Februar 1931 in New York Premiere.
„Modern Times" – Chaplins Film „Modern Times" („Moderne Zeiten") wurde 1935 uraufgeführt.

418 *Gorki tot* – Maxim Gorki (geb. 1868) starb am 18. Juni 1936 in Gorki bei Moskau.

419 *The first fleet* – (engl.) Die erste Flotte.

422 *Marryat* – Frederick Marryat (1792–1848), englischer Seefahrer und Schriftsteller; der Roman „The Phantom Ship" („Das Geisterschiff") erschien 1839.

424 *ein ganz kurzes Buch* – Der Bericht „Retour de l'U.R.S.S." („Zurück aus Sowjet-Rußland") von André Gide erschien 1936.

427 *„Die Versuchung"* – Der Roman erschien 1954 unter dem Titel „Lissy oder Die Versuchung".

428 *nach Berlin gekommen* – Der russische Theater- und Filmregisseur Alexander Granowski (1890–1937) kam 1929 nach Berlin.

429 *dreizehn verirrte Koffer* – Gemeint ist der Film „Die Koffer des Herrn O. F." (1931).
starb in dieser Woche – Alexander Granowski starb am 11. März 1937 in Paris.

430 *Ringhoffer* – Maschinen- und Waggonfabrik in Prag-Smíchov, heute ČKD Praha.
PCF – Parti Communiste Français: (franz.) Kommunistische Partei Frankreichs.
CGT – Confédération Générale du Travail: (franz.) Allgemeiner Gewerkschaftsbund.

431 *Herriot* – Edouard Herriot (1872–1957), französischer Politiker; Führer der Radikalsozialisten; 1924/25, 1926 und 1932 Ministerpräsident.

432 *Settlement* – (engl.) Niederlassung.

434 *Inkulpat* – Beschuldigter, Angeklagter.
Bücher aus „fünf Kontinenten" ... – Gemeint sind die Reportagensammlungen „Abenteuer in fünf Kontinenten" (1936), „Geschichten aus sieben Ghettos" (1934) und „Eintritt verboten" (1934).

438 *Moros* – (span.) Mauren.

445 *Volkskulturtag in Reichenberg* – Der Volkskulturtag fand am 25. und 26. Juni 1938 in Reichenberg (Liberec) statt; er wurde vom Arbeitersport- und Kulturverband in der Tschechoslowakei veranstaltet.

446 *Henlein* – Konrad Henlein (1898–1945), Führer der deutschen Faschisten in der ČSR; mit seiner Sudetendeutschen Partei bereitete er die Zerschlagung der Tschechoslowakischen Republik vor; von 1938 bis 1945 Gauleiter des okkupierten „Sudetenlandes".

448 *Nobelpreisträger der deutschen Literatur* – Gemeint ist Thomas Mann, der 1929 den Nobelpreis für Literatur erhielt.
Präsident der Deutschen Dichterakademie – Heinrich Mann war von 1931 bis 1933 Präsident der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst.

449 *„Mir wäre nicht viel passiert"* – Gemeint ist der Aufsatz „Mir wäre nichts Besonderes passiert", die Antwort des Schriftstellers und linksbürgerlichen Publizisten Balder Olden (1882–1949) an das deutsche Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, abgedruckt in den „Neuen Deutschen Blättern", 1. Jg., Nr. 3, Prag–Zürich–Paris–London–Amsterdam, November 1933.
Abschiedsbrief an Gerhart Hauptmann – Die Abwendung Alfred Kerrs von Gerhart Hauptmann, „Gerhart Hauptmanns Schande", geschrieben im November 1933, wurde in Paris 1934 veröffentlicht.

450 *Dombrowski* – Jan Henryk Dąbrowski (1755–1818), polnischer General; nahm 1794 am Freiheitskampf des polnischen Volkes unter Kościuszko teil.
Kanzionale – Ursprünglich Sammlung geistlicher Lieder.

451 *„Bandiera rossa"* – (ital.) „Rote Fahne".

452 *Lyon n'est plus* – (franz.) Lyon existiert nicht mehr.
Puget – Pierre Puget (1622–1694), französischer Bildhauer, Maler und Architekt; schuf die Karyatiden für das Portal des Rathauses von Toulon.
Bagno – (ital.) Gefängnis für Schwerverbrecher.

453 *Pitt* – William Pitt d. J. (1759–1806), britischer Staatsmann; von 1783 bis 1801 und von 1804 bis 1806 Premierminister.
Kaunitz – Wenzel Anton Fürst von Kaunitz (1711–1794), österreichischer Staatsmann; leitete von 1753 bis 1792 die österreichische Außenpolitik.
Herzog von Braunschweig – Karl Wilhelm Ferdinand (1735–1806), Herzog von Braunschweig seit 1780; Befehlshaber des österreichisch-preußischen Interventionsheeres 1792/93.

454 *populace* – (franz.) Pöbel.
Dumouriez – Charles-François Dumouriez (1739–1823), französischer General; ging im April 1793 zu den Österreichern über.
Beurnonville – Pierre de Ruel, Marquis de Beurnonville (1757 bis 1821), französischer Marschall; 1793 Kriegsminister.
Corday – Die französische Adlige Marie-Anne-Charlotte Corday d'Armont (1768–1793) ermordete am 13. Juli 1793 den jakobinischen Revolutionär Jean-Paul Marat.
Incorruptible – (franz.) Unbestechliche.

456 *„Waldröschen"* – Der Roman erschien 1882.

458 *Stucken* – Eduard Stucken (1865–1936), Erzähler, Dramatiker und Lyriker; das vierbändige Romanepos „Die weißen Götter" erschien 1918–1922.
Hauptmanns Theatralisierung – Die „dramatische Phantasie" „Der weiße Heiland" von Gerhart Hauptmann, geschrieben 1912 bis 1914 und 1917, wurde 1920 veröffentlicht.

458 *nach der Neuwelt schönem Lande* ... – Heinrich Heine, „Vitzliputzli" („Romanzero", Erstes Buch, Historien).

459 *Goldschmidt* – Alfons Goldschmidt (1879–1940), Wirtschaftswissenschaftler und Reiseschriftsteller; Autor zahlreicher Reisebücher über Mexiko; lebte seit 1939 in Mexiko; Präsident der Liga für deutsche Kultur in Mexiko.

roten Menschen, die für Raum und Rasse ... – Colin Ross, „Der Balkan Amerikas. Mit Kind und Kegel durch Mexiko zum Panamakanal", Vorwort „Der Balkan Amerikas".

460 *Die Indianer hockten am Bach* ... – Ebenda, 38. Das deutsche Urwalderbe.

Obgleich kaum einer lesen und schreiben kann ... – Ebenda, 38. Das deutsche Urwalderbe.

Sehen Sie, da unten ... – Ebenda, 38. Das deutsche Urwalderbe.

461 *Bassermann* – Der Schauspieler Albert Bassermann (1867–1952) emigrierte 1933 in die Schweiz und 1938 in die USA.

Gefährte einer bedeutenden Frau – Albert Bassermann war mit der Schauspielerin Else Schiff verheiratet.

462 *Bonnotsche Apachenbande* – Eine Gruppe von Anarchisten unter Führung Joseph Bonnots (1876–1912) hatte Anfang des Jahrhunderts in Paris Banküberfälle verübt.

463 *Croix de Feu* – (franz.) Feuerkreuz; Symbol der 1927 in Frankreich gegründeten faschistischen Organisation.

464 *Rädel* – Siegfried Rädel (1893–1943), Funktionär der KPD; von 1924 bis 1933 Reichstagsabgeordneter; emigrierte 1933 in die Tschechoslowakei, später in die Schweiz und nach Frankreich; 1939 von den französischen Behörden verhaftet und interniert; 1942 den deutschen Faschisten ausgeliefert und 1943 zum Tode verurteilt.

Chamberlain – Arthur Neville Chamberlain (1869-1940), britischer konservativer Politiker; von 1937 bis 1940 Premierminister.

Daladier – Edouard Daladier (1884–1970), französischer Politiker; zwischen 1933 und 1940 mehrmals Ministerpräsident; Mitunterzeichner des Münchner Abkommens von 1938.

„drôle de guerre" – (franz.) „komischer Krieg"; spöttische Bezeichnung für die Kriegshandlungen zwischen Hitlerdeutschland und Frankreich in der Zeit von September 1939 bis Mai 1940.

Blum – Léon Blum (1872–1950), französischer Politiker; Führer der Sozialistischen Partei; 1936/37 und 1938 Ministerpräsident.

466 *Davies* – Joseph Edward Davies (1876–1958), amerikanischer Diplomat; von 1936 bis 1938 Botschafter der USA in Moskau.

Simone – André Simone, eigentl. Otto Katz (1893–1952), tschechischer Journalist und Schriftsteller; seit 1922 in Berlin; Mitglied der KPD; Direktor der Piscator-Bühne und Leiter des Verlages der Internationalen Arbeiterhilfe; emigrierte 1933 nach Frankreich und später nach England; mit Alexander Abusch Redakteur des „Braunbuchs über Reichstagsbrand und Hitler-Terror" (Paris 1933); von 1941 bis 1946 in Mexiko; Mitbegründer der Zeitschrift „Freies Deutschland"; kehrte 1946 zusammen mit Kisch in die Tschechoslowakei zurück.

468 *Seit dem Anfang des Kongresses* ... – Wilhelm von Humboldt an seine Frau Caroline im Brief vom 4. Juni 1815.

469 *Herz* – Markus Herz (1747–1803), Arzt und philosophischer Schriftsteller in Berlin.
seine Gattin – Henriette Herz (1764–1847); ihr Salon wurde zu einem Zentrum des geistigen Lebens in Berlin.
Friedländer – David Friedländer (1750–1834), Kaufmann, Bankier und Schriftsteller in Berlin.

470 *Koreff* – David Ferdinand Koreff (1783–1851), Arzt, Dichter und Übersetzer; Professor in Berlin; als Freund von Hardenberg wurde er in den preußischen Staatsdienst übernommen und gehörte zu den Mitbegründern der Universität Bonn; ging 1822 nach Paris.
Beer – Michael Beer (1800–1833), Dramatiker, Lyriker und Erzähler.
Mendelssohn – Joseph Mendelssohn (1770–1848), Bankier und Schriftsteller in Berlin, war der älteste und Nathan Mendelssohn (1782–1852), Mechaniker und Revisor in Berlin, war der jüngste Sohn von Moses Mendelssohn.
Arago – François Arago (1786–1853), französischer Physiker.

471 *nach des großen Forschers Ableben* ... – „Alexander von Humboldt. Ein Lebensabriß" im zwölften Band der Gesammelten Werke von Alexander von Humboldt, Stuttgart [1889].
Movens – treibende Kraft.
„Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne" – (franz.) „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien".
Die Kaziken drücken sehr schwer ... – „Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien", Zweites Buch, Sechstes Kapitel.

472 *Rieß* – Peter Theophil Rieß (1805–1883), Physiker in Berlin.
Eisenstein – Ferdinand Gotthold Maximilian Eisenstein (1823 bis 1852), Mathematiker in Berlin.
Slonimski – Chajim Selig Slonimski (1810–1904), Journalist und populärwissenschaftlicher Schriftsteller; gründete 1862 die erste hebräische Zeitung „Ha-Zefirah".

473 *Im letzten gekommenen „Journal des Débats"* ... – Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense im Brief vom 16. März 1842.

474 *Die semitischen und aramäischen Nationen* ... – Alexander von Humboldt, „Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung", Beginn des 2. Bandes.

475 *Die meteorologischen Prozesse* ... – Ebenda, Beginn des 2. Bandes.
Während von Josua bis Samuel ... – Ebenda, Beginn des 2. Bandes.

476 *Gabirol* – Salomo ben Jehuda ibn Gabirol, spanisch-hebräischer Dichter und Philosoph des 11. Jahrhunderts.
Esra – Moses ben Jakob ibn Esra, jüdisch-arabischer Dichter des 11. und 12. Jahrhunderts.
Streicher – Julius Streicher (1885–1946), Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes „Der Stürmer".

476 *Tod Robert Musils* – Der österreichische Schriftsteller Robert Musil starb am 15. April 1942 in Genf.

482 *Peñón de los baños* – (span.) Bäderfelsen.

Itúrbide – Agustín de Itúrbide (1783–1824), mexikanischer Politiker; Führer des konservativen Flügels der Unabhängigkeitsbewegung gegen die Spanier; als Agustín I. 1822/23 Kaiser von Mexiko.

485 *Díaz* – Porfirio Díaz (1830–1915), mexikanischer Politiker und General; von 1877 bis 1880 und von 1884 bis 1911 Präsident mit diktatorischen Vollmachten; 1911 durch Revolution gestürzt.

Benemérito de la Patria – (span.) Verdient um das Vaterland.

486 *Moniteur* – Die 1789 in Paris gegründete politische Tageszeitung „Le Moniteur universelle" bekam 1790 halbamtlichen Charakter und wurde unter Napoleon Bonaparte offizielles Organ der Regierung.

488 *auf das Schafott Deutschland geschleppt* – Rudolf Leonhard gelang es, aus dem berüchtigten Auslieferungslager Castres zu fliehen.

489 *„Société de l'Encouragement"* – (franz.) „Gesellschaft der Ermutigung".

père noble – (franz.) Heldenvater.

494 *Béraud* – Henri Béraud (1885–1958), französischer Journalist und Schriftsteller; kollaborierte während des Krieges mit den deutschen Faschisten.

de Man – Hendrik de Man (1885–1953), belgischer Politiker und Sozialpsychologe; von 1936 bis 1940 Finanzminister und Präsident der Sozialistischen Partei; arbeitete während des Krieges mit den Deutschen zusammen.

Ossendowski – Ferdynand Antoni Ossendowski (1878–1945), polnischer Schriftsteller; Verfasser antisowjetischer Romane.

Istrati – Panait Istrati (1884–1935), rumänischer Novellist und Romanschriftsteller.

Silone – Ignazio Silone, eigentl. Secondino Tranquilli (1900–1978), italienischer Journalist und Schriftsteller; „La scuola dei dittatori" („Die Schule der Diktatoren") erschien 1938.

Rachmanowa – Alja Rachmanowa, eigentl. Galina von Hoyer (geb. 1898), in Deutschland lebende russische Schriftstellerin; Verfasserin von Tagebuchromanen und Romanbiographien.

Plisnier – Charles Plisnier (1896–1952), belgischer Schriftsteller; 1928 aus der Kommunistischen Partei Belgiens ausgeschlossen; der Roman „Faux Passeports" („Falsche Pässe") erschien 1937.

Valtin-Krebs – Jan Valtin, eigentl. Richard Krebs (geb. 1904); „Out of the Night" („Aus der Nacht"), erschien 1941.

Bonnotsche Automobil- und Mordbande – Vgl. Anm. zu S. 462.

496 *Walter von Molo* – Der Romanschriftsteller, Dramatiker, Essayist und Lyriker Walter von Molo (1880–1958) war von 1928 bis 1930 Präsident der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst.

497 *Vandervelde* – Emile Vandervelde (1866–1938), belgischer rechtssozialistischer Politiker; von 1925 bis 1927 Außenminister; von 1933 bis 1938 Vorsitzender der Arbeiterpartei.

502 *Tod Romain Rollands* – Es handelte sich um eine Falschmeldung; Romain Rolland starb am 30. Dezember 1944.

503 *Barbizon* – Dorf in der Nähe von Paris, wo sich nach 1830 alljährlich während der Sommermonate Pariser Maler zusammenfanden.

504 *nicht ganz hergestellte Dichterin* – Anna Seghers war am 24. Juni 1943 von einem Auto angefahren und später bewußtlos aufgefunden worden.

an Romain Rolland die Aufforderung gerichtet – Vgl. „Es gilt Hitler zu begreifen", S. 355.

Alwin – Carl Alwin (1891–1945), von 1920 bis 1938 Kapellmeister an der Wiener Staatsoper; emigrierte 1938 in die USA und kam 1940 nach Mexiko; musikalischer Leiter der Opera Nacional de México.

506 *Knockabout* – (engl.) Umhergestoßener.

507 *ralliieren* – sammeln.

Wolff – Theodor Wolff (1868–1943), Journalist und Schriftsteller; von 1894 an Pariser Korrespondent und von 1907 bis 1933 Chefredakteur des „Berliner Tageblatts"; emigrierte 1933 nach Frankreich; 1943 wurde er in Nizza verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verschleppt; am 23. September 1943 starb er im Israelitischen Krankenhaus in Berlin-Moabit.

508 *Nordau* – Max Nordau (1849–1923), Arzt, Schriftsteller und Kulturkritiker; lebte seit 1880 in Paris und war u. a. Korrespondent der „Vossischen Zeitung" und der „Neuen Freien Presse".

Lindau – Paul Lindau (1839–1919), Journalist, Erzähler, Dramatiker und Theaterleiter; studierte in Paris und war u. a. Korrespondent der „Neuen Freien Presse".

Clemenceau – Georges Clemenceau (1841–1929), französischer Politiker; von 1906 bis 1909 und von 1917 bis 1920 Ministerpräsident.

Erinnerungsbücher an die Wilhelminische Ära – Gemeint sind „Der Krieg des Pontius Pilatus" (1934) und „Der Marsch durch zwei Jahrzehnte" (1936).

510 *„The Inquisition in the Spanish Dependencies"* – (engl.) „Die Inquisition in den spanischen Kolonien".

Lea – Henry Charles Lea (1825–1909), amerikanischer Historiker; Verfasser grundlegender Werke über die Geschichte der Inquisition.

No me diga – (span.) Was Sie nicht sagen.

514 *Le commissaire est bon enfant* – (franz.) Der gutmütige Kommissar.

515 *Laurin* – Arne Laurin (1889–1945), Journalist und Theaterkritiker; emigrierte 1939 in die USA; seine „Bibliothek des Journalismus" blieb erhalten und ging in die Bestände des Instituts für Theorie und Geschichte der Massenmedien an der Fakultät für Journalistik der Prager Karls-Universität ein.

Vojan – Eduard Vojan (1853–1920), tschechischer Schauspieler.

517 *in den Rang eines Meisterwerks ...* – Thomas Mann, „In memoriam Bruno Frank", veröffentlicht im „Aufbau", 11. Jg., Nr. 26, New York, 29. Juni 1945.

Tod Franz Werfels – Der österreichische Schriftsteller Franz Werfel (geb. 1890) starb am 26. August 1945 in Beverly Hills (Kalifornien).

517 *Janowitz* – Hans Janowitz (1890–1954), Lyriker und Erzähler; schrieb zusammen mit Carl Mayer das Drehbuch für den Film „Das Kabinett des Dr. Caligari", der im Februar 1920 uraufgeführt wurde.
Tschibuk-Türke auf dem Ladenschild... – „Nächtliche Kahnfahrt und Erinnerung" aus dem Band „Der Weltfreund" (1911); „Was verbeugt sich dein vergeßnes Bild?", heißt es bei Werfel.
Tschibuk – Lange Tabakspfeife der Türken mit kleinem Tonkopf; in der Ausgabe der „Gedichte" von 1927 findet sich folgende Anmerkung dazu: „In allen Städten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie findet man auf den Ladenschildern der Tabaktrafiken Türken mit dem Tschibuk abgebildet, die sich, geruhig schmauchend, in einfältig-schönen Palmenlandschaften sonnen."

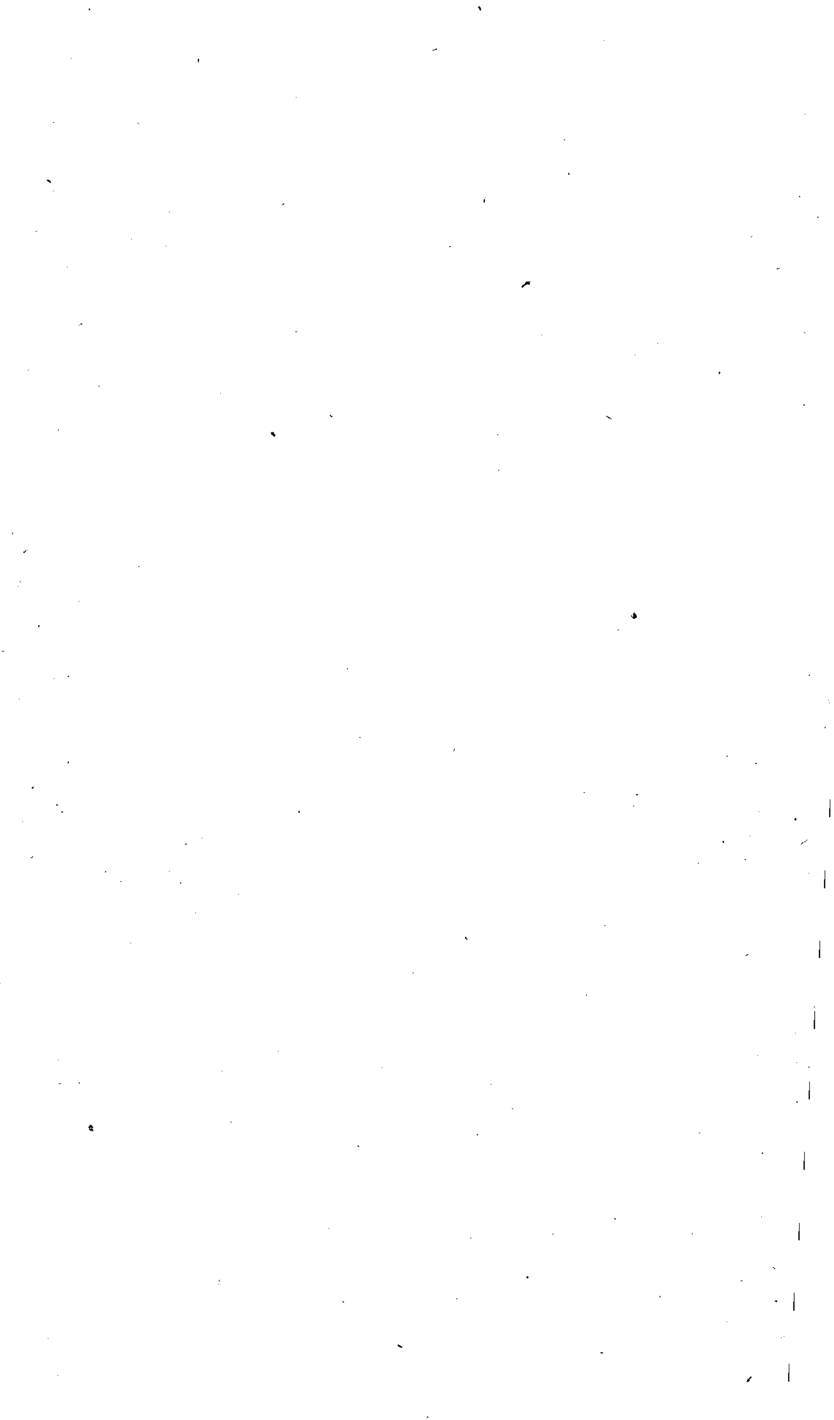
518 *Mein einziger Wunsch*... – „An den Leser" aus dem Band „Der Weltfreund" (1911) von Franz Werfel.

520 *Stauffer-Bern* – Karl Stauffer-Bern (1857–1891), schweizerischer Maler und Graphiker; leitete in Berlin eine Malschule für Frauen.

522 *Römer* – Ernst Römer, österreichischer Musiker und Dirigent; von 1922 bis 1933 in Berlin u. a. Direktor der Komischen Oper; emigrierte 1938 nach Mexiko.

523 *Eine deutsche Aufführung in Mexiko*... – Vgl. „Die Dreigroschenoper in Mexiko", S. 505.

524 *Hungerdemonstration von Duxer Kohlenarbeitern* – 1930 wurde eine Demonstration ausgesperrter hungernder Duxer Bergarbeiter blutig auseinandergetrieben, wobei es zahlreiche Tote gab.
Daß du an diesem Nachmittag... – „Wir! Wir! Wir haben dich aus dem Grab gerissen!", aus der Sammlung „Der Bruder Namenlos".



INHALT

1926–1928

1929–1932

1933–1939

1941–1947